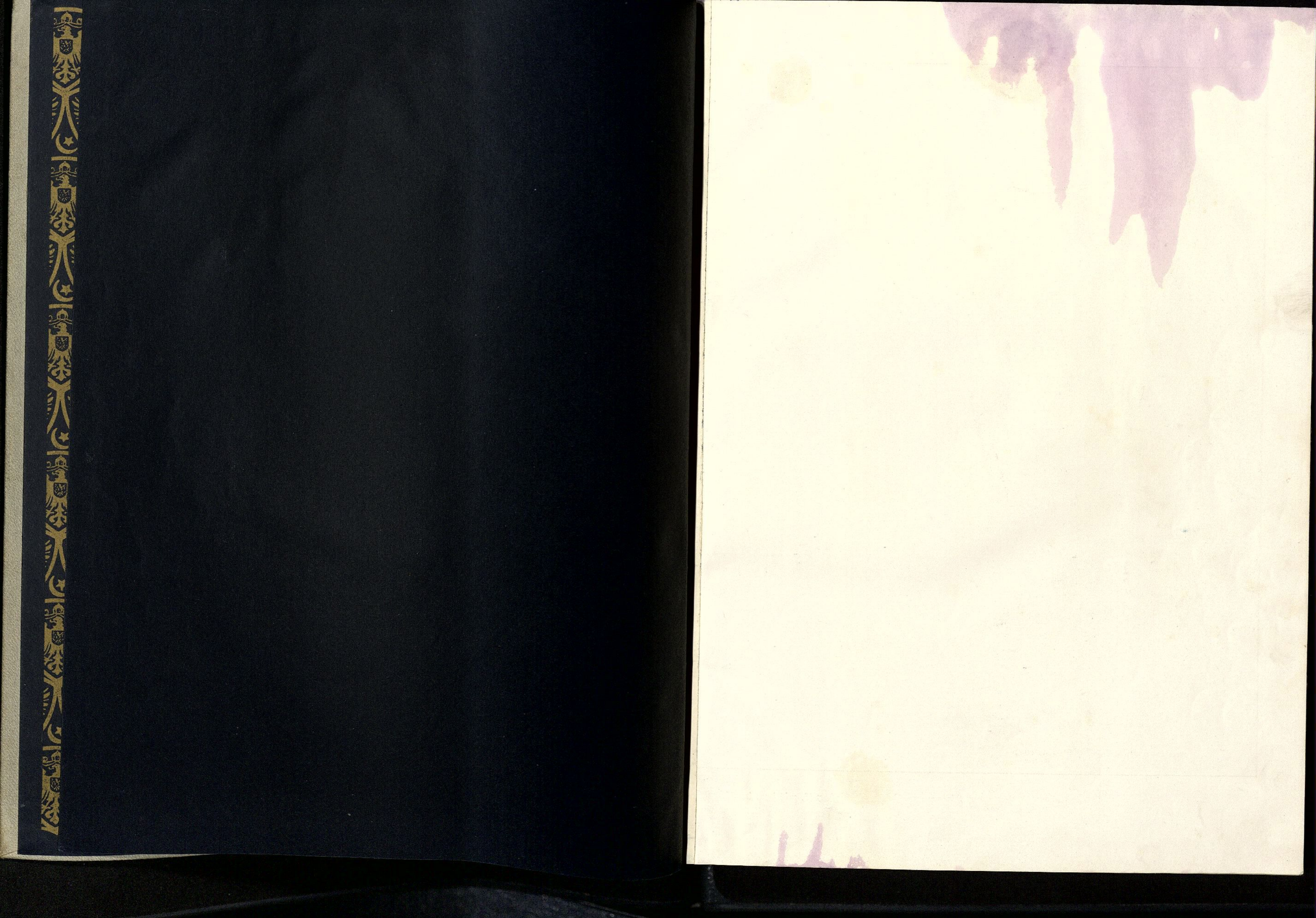
# Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15

Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Anton HOFFMANN. MÜNCHEN








**Begegnung Kaiser Wilhelms II. mit dem deutschen Kronprinzen bei dem Dorfe Sorbey am 2. September 1914.**

Nach einem Gemälde von G. Adolf Cloß.

# Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. **Baron v. Ardenne**, Oberarzt der Landwehr Dr. **P. Bernoulli**, Marineschriftsteller **Hans Bruhnsen**, **Paul Otto Ebe**, Oberstleutnant a. D. **Frobenius**, Universitätsprofessor Dr. **Haller**, Hofrat **Hoppe**, Kapitänleutnant a. D. **v. Niessen**, Dr. **Colin Roß**, Major a. D. **Schmahl**, Dr. **Alfred Semerau**, Generalmajor **v. Sprösser**, **F. Streißler**, Privatdozent Dr. **Weiß**, Privatdozent Dr. **Wigand**, Maler **R. Aßmann**, Marinemaler **Claus Bergen**, **Fritz Bergen**, Professor **Hans Bohrdt**, **W. Brandes**, **Hugo L. Braune**, **G. Adolf Closs**, **Johs. Gehrts**, **Georg Hänel**, **Harry Heußer**, Professor **Anton Hoffmann**, **Fr. Kienmayer**, **E. Klein**, **Ludwig Koch**, **Curt Liebich**, **O. Merte**, Professor **Messerschmitt**, **W. Moralt**, **Fritz Neumann**, **M. Plinzner**, **Adolf Reich**, Orientmaler **Bruno Richter**, **A. Roloff**, Professor **Hans W. Schmidt**, Professor **Hans Rud. Schulze**, Professor **Karl Storch**, Professor **Willy Stöwer**, **Paul Teschinsky**, **Ewald Thiel**, **Ernst Zimmer** u. a. m.

562 Abbildungen im Text, 22 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 3 große zweifarbige Kartenbeilagen, sowie 34 Karten und Pläne im Text, ein Kriegskalender, die Ereignisse bis Ende 1914 enthaltend, und eine Flottentabelle.

## Erster Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

# Inhaltsverzeichnis.

# Kunstbeilagen.



# Karten.





**Ein Blick auf Serajewo, die Hauptstadt Bosniens, von Nordost.**

Das große Gebäude im Vordergrund rechts vom Miljackafluß ist das Rathaus, dem der Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin einen Besuch abstatteten. Vom Rathaus zieht den Fluß entlang der Appelkai. Das Attentat wurde vor der letzten Brücke (im Hintergrund), wo die Franz-Joseph-Straße auf den Appelkai stößt, ausgeführt. Das große weiße Gebäude im Mittelgrunde links ist die Franz-Josephs-Kaserne, das von Pappeln umgebene Gebäude der Konak.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor,
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania!

Wir können die Geschichte des Weltkrieges 1914 nicht besser beginnen, als mit diesen Worten Freiligraths, die die Einleitung zu unserer „Illustrierten Geschichte des Krieges 1870—71“ abschlossen.

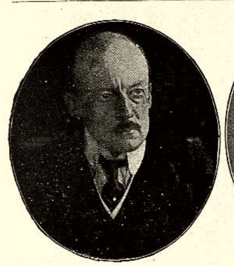
„Zum drittenmal seit hundert Jahren,“ schreibt Theobald Ziegler, „stehen wir den Feinden gegenüber; es sind immer dieselben, im Westen die Franzosen; zu ihnen kommen aber diesmal noch die Russen im Osten und unsere germanischen Vettern in England. Unsere Begeisterung ist in allen diesen drei Kriegen gleich groß. Und doch sind unsere Gefühle jedesmal andere.

Als 1813 der Sturm losbrach, da zogen wir aus zur Hermannsschlacht und wollten Rache haben. Denn das deutsche Volk war gequält und mißhandelt von dem großen Korsen, der unseren Idealismus halb verachtete und halb fürchtete, und von seinen kleinen französischen Werkzeugen, denen Quälen eine Lust war. Für die Mißhandlungen wollten wir Rache nehmen und haben sie genommen, wie jene Schwaben, die in Frankreich ‚Uhlbacher‘ (ein bekannter Württemberger Wein) trinken wollten, weil die Franzosen in Uhlbach Bordeaux begehrt hatten. Und trotz dieses Rachegefühls — es war der heiligste Krieg, den je ein Volk geführt hat, ein gerechter Krieg; denn um des Volkes Selbständigkeit und Freiheit ging es, um seine Existenz: darum war jedem als Pflicht aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.

Und 1870 war es ein nationaler Krieg: nach einem blutigen Bürgerkrieg die Sühnetat des geeinten deutschen Volkes und die Abwehr eines Gegners, der uns nicht zur nationalen Einheit, zur staatlichen Zusammenfassung kommen lassen wollte, weil er wußte, daß das geeinte Deutschland für alle Zeit stärker war als er. Daß wir damals das stattliche Haus des Deutschen Reiches gebaut und im Spiegelsaal zu Versailles die Kaiserkrone erneuert haben, gab diesem Krieg die Weihe. Wir fühlten zum erstenmal nach Jahrhunderten wieder deutsch, nur deutsch und ganz deutsch. Hurra Germania! war die Losung!

Und jetzt wir —: jetzt kämpfen wir um unsere Machtstellung gegen die Russen im Osten, gegen die Revanchegelüste im Westen und gegen den Neid und die Eifersucht, die längst schon die britischen Herzen erfüllen und vergiften. Wir haben unsere Macht wahrlich nicht mißbraucht; wir waren friedlich — zuweilen nur zu friedlich und nur zu geduldig; wir wollten in Ruhe gelassen werden, um arbeiten zu können. Da fielen sie über uns her, Rußland voran, das in Serbien die Mörderbomben bereitgestellt und in Serajewo das blutige Zeichen zum Losschlagen gegeben hat, und wie die russischen Gewehre losgingen, da folgten, freilich zu einer ihnen nicht sonderlich genehmen Stunde, die französischen ganz von selber nach; und in dem edlen Bund zwischen Republik und Zarenreich durfte natürlich auch das parlamentarische England nicht fehlen: es ist das perfideste und schamloseste Glied in diesem edlen Dreierverbande, weil seine Verbindung mit den zwei anderen die unnatürlichste ist.

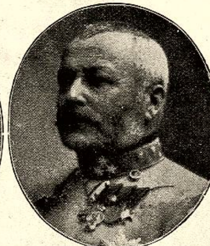
Wollten wir den Krieg? Keiner von uns, obgleich wir seit Jahresfrist wissen, wie rastlos Rußland rüstet, wie Frankreich gegen uns die dreijährige Dienstzeit einführte und wie England uns durch das auf leichtgläubige Gemüter berechnete Spielen mit dem Abrüstungsgedanken und durch seine scheinheilige Freundlichkeit einzulullen suchte. Und so er-



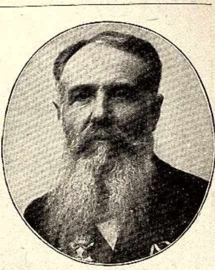
Graf Leopold v. Berchtold, österreichisch-ungarischer Minister des Äußern.



Kronprinz Alexander von Serbien, Oberbefehlshaber der serbischen Streitkräfte im Kampfe gegen Österreich-Ungarn.



Erzherzog Friedrich, der neue Generalinspekteur der österreichisch-ungarischen Armee.
Nach einer Phot. von C. Pietzner, Hofphot. in Wien.



Der serbische Ministerpräsident Paschitsch.

füllt uns diesen sauberen Verbündeten gegenüber der Furor Teutonicus, der deutsche Zorn gegen die Mörderbande im Osten, Zorn gegen die alle ihre freiheitlichen Ideale verleugnenden Franzosen und Zorn vor allem gegen die Niedertracht des englischen Volkes, das sich nicht schämt, da mitzutun. Zorn aber ist das aktivste Gefühl, das die Faust ballt, das Schwert kraftvoll fassen und den Gewehrkolben auf die Schädel der Feinde niedersausen läßt. Zorn macht stark, und Zorn erfüllt heute die Herzen unserer tapferen Soldaten, die Lüttich gestürmt und die große Schlacht zwischen Metz und den Vogesen geschlagen, die den Feind aus dem Oberelsaß hinausgeworfen haben, Zorn erfüllt uns alle gegen die über uns herfallenden Gegner. Zorn ist etwas echt Menschliches und etwas ganz Männliches; er ist nichts Unheiliges; auch der Gott des Alten Testaments ergrimmte über die Bosheit der Menschen, und der sanftmütige Jesus von Nazareth ergrimmte über die scheinheiligen Pharisäer. Also seien wir zornig, also lassen wir dem Zorn Raum: er soll uns helfen, er soll uns zum Sieg führen! Und darum rufen wir unserem Heere zu:

‚Sei schrecklich heut, ein Schloßenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz spei'n!'"

Mars schreitet durch die Welt! Ein europäischer Krieg, der durch das Vorgehen Japans auch nach Asien übergreift, ist entfesselt worden, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Sechs Großmächte mobilisierten und so tut sich ein Schauspiel von erhabener Schaurigkeit vor unseren Augen auf. Heilig seien uns jene Helden, die, für deutsche Kultur kämpfend, in diesem Kriege fallen. Und dreifach glücklich die Generation, die diesen Völkerkampf erlebt und als Sieger daraus hervorgeht. Die Bluttat von Serajewo ist der Markstein, von welchem man ausgeht, wenn man dieses furchtbare Ringen beschreiben will. Wer sich aber auf einen höheren Standpunkt zu stellen vermag, wird erkennen müssen, daß auch ohne den zufälligen Anstoß, den jenes Verbrechen gab, die Welt mit Zündstoff gefüllt war, der sich endlich mit mächtiger Naturgewalt entladen mußte. Zur Zeit, da wir diese Zeilen schreiben, hat das Ringen erst begonnen, aber es kann nicht zweifelhaft sein, wer in diesem Kampfe Sieger bleiben wird. Die Welt geht nicht zurück, sie schreitet immer vorwärts, und nur der unbestrittene Sieg des Dreibundes, der mächtigen Schöpfung unseres großen Bismarck und seines hervorragenden Zeitgenossen Grafen Andrassy, kann einen Fortschritt unserer Kultur bedeuten.

Die Bluttat von Serajewo, der der österreichische Thronfolger und dessen Gemahlin zum Opfer fielen, bildete nur den äußeren Anlaß zu der begonnenen Abrechnung. Wie ein Alp lastete es seit langem auf der friedlichen Menschheit Deutschlands und Österreichs, als ringsum die verbündeten Feinde mit Truppenverschiebungen, Probemobilmachungen, Verstärkung ihrer Streitkräfte durch Verlängerung der Dienstzeit ihre Absichten verrieten, obwohl sie den deutschen Michel mit schönen Worten zu täuschen suchten. Mit Bangen haben sich Tausende in unserem Vaterlande in dieser Zeit oft die Frage vorgelegt: Werden wir den rechten Zeitpunkt nicht versäumen? Wird es nicht zu spät sein, wenn wir unsere Gegner erst „ganz fertig" werden lassen? Ein Zug der Befreiung ging durch die österreichischen und deutschen Lande, als der greise Kaiser Franz Joseph den Serben den Krieg erklärte, um die Monarchie freizumachen von den Übergriffen der serbischen Mörderbande. Das war eine Angelegenheit, die allein Österreich und Serbien betraf. Daß jetzt Rußland, ohne selbst bedroht zu sein, in die Händel zwischen Österreich und Serbien eingriff, nötigte Deutschland, seinem Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen. Auch auf Deutschland lastete ja schon seit Jahrzehnten der Druck der russischen Drohung. Rußlands Angriffslust war gestärkt worden durch das Drängen der französischen Revancheschreier, und von England wußte man im voraus, daß es darauf brannte, dem mächtigen Deutschland, dessen sich immer weiter ausdehnende Handelsbeziehungen es längst mit eifersüchtigen Augen verfolgte, einen Schlag zu versetzen. Diese Länder wollten den Krieg, und die Bluttat von Serajewo, die man als Ursache des gegenwärtigen Völkerringens ansieht, war nichts weiter als der Funke, der in das volle Pulverfaß europäischer Zwietracht fiel. Es konnte gar nicht anders kommen, als daß Deutschland und Österreich sich vor die Aufgabe gestellt sahen, durch die Abwehr russischer Kosakengreuel, französischer Revanchegelüste und englischer Habgier das Entstehen von Zuständen zu verhüten, die gleichbedeutend gewesen wären mit dem Verluste ihrer politischen und kulturellen Existenz.

Bis zum 29. August lagen folgende Kriegserklärungen vor:

Österreich-Ungarn an Serbien (28. Juli)
Deutschland an Rußland (1. August)
Deutschland an Frankreich (3. August)
Deutschland an Belgien (4. August)
England an Deutschland (4. August)
Österreich-Ungarn an Rußland (6. August)
Serbien an Deutschland (6. August)
Montenegro an Österreich-Ungarn (7. August)
Frankreich an Österreich-Ungarn (11. August)
Montenegro an Deutschland (12. August)
England an Österreich-Ungarn (13. August)
Ägypten an Deutschland (13. August)
Japan an Deutschland (23. August)
Österreich-Ungarn an Japan (25. August)
Österreich-Ungarn an Belgien (28. August).

Einige dieser Kriegserklärungen wirkten geradezu humoristisch, so zum Beispiel die Kriegserklärungen von Serbien und Montenegro an Deutschland. Daß Ägypten seine Neutralität aufgab, war kein Wunder, denn es steht unter dem Protektorate Englands, das dort das Zepter schwingt. Auf die Neutralität des Suezkanals brauchen Deutschland und Österreich daher keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Gegen Deutschland kämpft im Osten Rußland, im Westen Frankreich, Belgien und England. Eine gewaltige Kriegsmacht zu Lande, nicht minder aber zur See, wenn auch die überlegene Flottenmacht Englands uns nicht bange zu machen braucht, denn sein Flottenbauplan ist noch nicht ganz durchgeführt und seine Schiffe sind in der ganzen Welt zum Schutze der englischen Kolonien zerstreut. Für den europäischen Kriegschauplatz, für eine Seeschlacht





v. Putnik, serbischer Generalstabschef.



Freiherr v. Hötzendorf, österreichisch-ungarischer Generalstabschef.



v. Krobatin, österreichisch-ungarischer Kriegsminister.



Stefanowitsch, serbischer Kriegsminister.

gegen uns kommt nur ein Teil der englischen Flottenmacht in Frage. Der Hauptübelstand der englischen Flotte ist aber der Mangel an Besatzung. In Friedenszeiten fehlt etwa ein Drittel der erforderlichen Mannschaften, und wenn auch im Kriege mehr Anstrengungen gemacht werden dürften, um den Bedarf an Mannschaften zusammenzubringen, so ist es bei dem Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht sehr fraglich, ob die Bemühungen Erfolg haben werden. Auch die Kriegsbegeisterung und Disziplin der englischen Schiffsmannschaft steht weit hinter derjenigen unserer „blauen Jungen" zurück, die für ihr Vaterland, nicht für den täglichen Sold fechten und daher im Seekrieg nicht geringere Kampfbegeisterung und Stoßkraft betätigen werden als unsere unvergleichlich tüchtige Landmacht.

Die russische Armee steht ihrer Zahl nach nur auf dem Papier. Die dort genannten Millionen können unmöglich aus dem gesamten russischen Reiche an unseren Grenzen zusammengezogen werden. Überall ist die Korruption in der russischen Beamtenschaft so ungeheuerlich, daß der Kriegsbedarf oft gänzlich fehlt und die Verpflegung der Truppen fast unmöglich gemacht ist.

Die Franzosen stehen in der Kultur höher als die Russen, ihr Heer ist deshalb auch höher einzuschätzen. Aber auch hier fehlt die Kriegsbereitschaft. Die Artillerie steht weit unter der unsrigen; das Proviantwesen liegt im argen. Dazu kommt noch, daß Rußland von aufrührerischen Umtrieben zerrüttet ist und das Volk vom Krieg nichts wissen will. Ebenso protestiert man in Frankreich gegen den Krieg, kurz, jede Einigkeit fehlt. Belgiens Kriegsmacht spielt für uns nur eine geringe Rolle. Die kriegführenden Mächte Serbien und Montenegro sind zu unbedeutend, um einen großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben.

Demgegenüber stehen die Heere Deutschlands und Österreich-Ungarns geeint und gefestet da, einig in dem Willen, die gemeinsamen Feinde niederzuwerfen. Sowohl unser Heer wie auch dasjenige Österreich-Ungarns ist in allen seinen Einzelheiten in strenger Disziplin ausgebildet, die einzelnen Waffengattungen und das Proviantwesen sind zur höchsten Stufe entwickelt. Es sind mehr Soldaten und mehr Schiffe vorhanden, als auf dem Papier stehen, und vom gesamten Kriegsbedarf fehlt kein Hosenknopf.

Schließlich sei noch eine Waffe erwähnt, mit der wir unseren Gegnern schwere Wunden schlagen können: unsere Luftflotte. Wenn auch die französisch-russische Luftflotte der Zahl nach größer zu sein scheint als die unsrige, so steht sie ihr an Leistungsfähigkeit doch weit nach. Der Kriegsverlauf wird zeigen, welch überlegene Waffe die deutsche Luftflotte darstellt, wenn ihr erst einmal Gelegenheit geboten sein wird, ihre Wirksamkeit in vollem Umfange zu entfalten. Bei der Einnahme von Lüttich, also schon etwa am fünften Tage der deutschen Mobilmachung, ist bereits ein Zeppelin-Luftschiff erfolgreich in Tätigkeit getreten. Somit können wir getrost den Kampf gegen unsere Feinde aufnehmen. Die deutsche Nation wird dem greisen Grafen Zeppelin nie genug dafür danken können, daß er ihr eine so herrliche Waffe geschenkt hat.

* * *

Der 28. Juni 1914 war für die habsburgische Monarchie ein Schicksalstag, wie sie einen gleichen bis dahin nicht erlebt hatte. Der Thronfolger des greisen Kaisers Franz Joseph, Erzherzog Franz Ferdinand, fiel einem Attentat zum Opfer. Der erste Gedanke, der bei dieser Nachricht die ganze Kulturwelt durchzuckte, war: Was wird dem greisen Herrscher Österreich-Ungarns noch beschieden sein? Kein Leid ist diesem Dulder auf dem Kaiserthrone erspart geblieben. Kaum achtzehn Jahre alt, war er in dem weltbewegenden Jahre 1848 zur Regierung gelangt und mußte seine ganze Kraft aufwenden, um die in allen Teilen der Donaumonarchie züngelnden Flammen des Aufruhrs zu ersticken. Seinen einzigen Sohn, den Kronprinzen Rudolf, raffte ein dunkles Verhängnis in der Blüte seiner Jahre hinweg. Dann kam der Meuchelmord an der Kaiserin, und als schließlich auch dieser Schmerz überwunden war, mußte der greise Herrscher jetzt im vierundachtzigsten Lebensjahre den Erben seines Thrones unter Mörderhand enden sehen.

Erzherzog Franz Ferdinand hatte an den großen Gebirgsmanövern teilgenommen, die im Juni in Bosnien stattfanden. Der Aufenthalt in Serajewo, der bosnischen Hauptstadt, und die aus diesem Anlaß vorbereiteten Empfangsfeierlichkeiten sollten die Manöver beschließen.

Am Sonntag früh traf der Erzherzog in Begleitung seiner Gemahlin aus dem Kurort Ilidze in Serajewo ein und begab sich mit seinem Gefolge in mehreren Automobilen nach dem Rathaus. Gegen elf Uhr passierte der Zug die nach dem Rathaus führenden Straßen, in denen sich eine große Menge eingefunden hatte, die das erzherzogliche Paar ehrfurchtsvoll begrüßte. Plötzlich wurde gegen das Auto des Thronfolgers eine Bombe geworfen. Der Erzherzog erkannte rechtzeitig die Gefahr, sprang auf und schlug die Bombe zur Seite. Sie fiel hinter dem Kraftwagen zu Boden. Durch die Sprengstücke wurden eine Reihe von Personen aus dem Publikum sowie einige in den folgenden Automobilen fahrende Herren aus dem Gefolge des Erzherzogs verletzt.

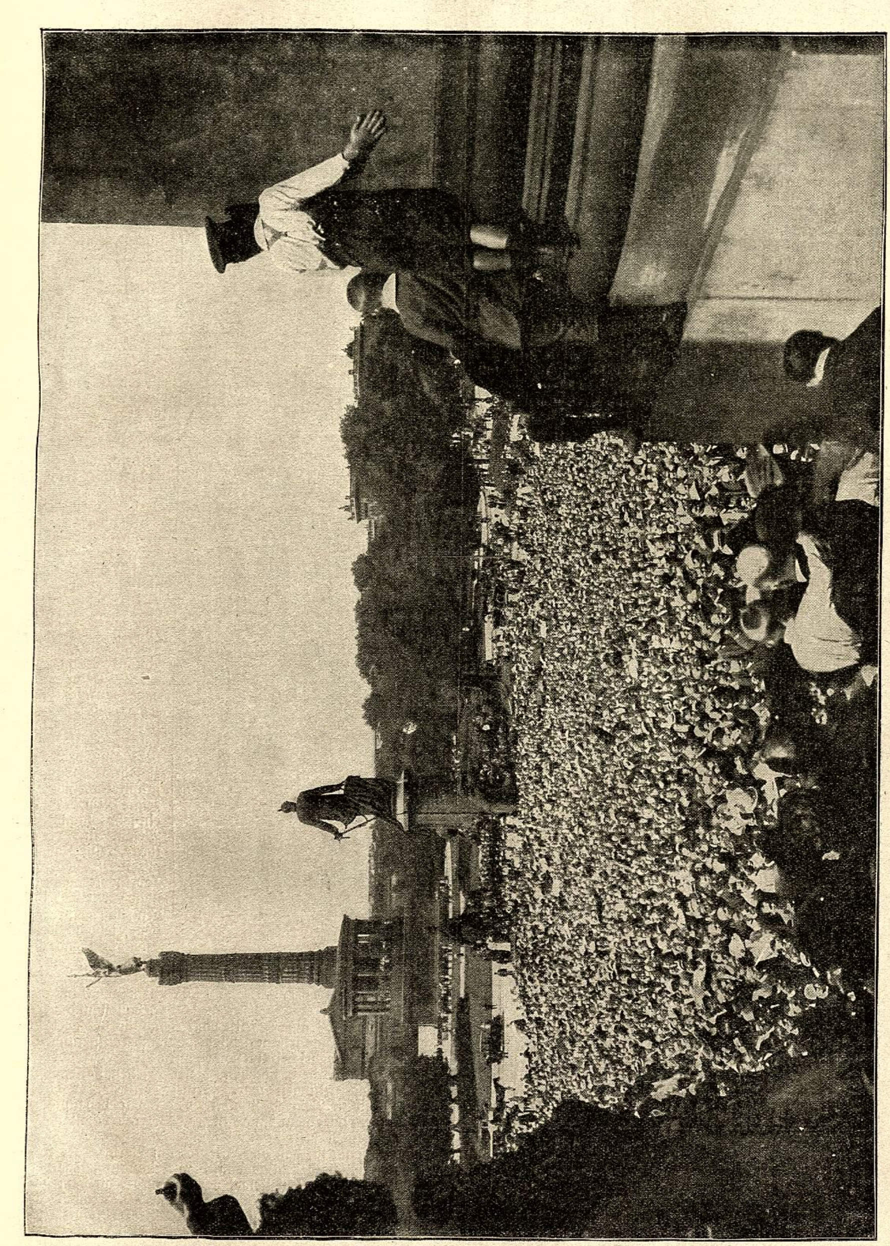
Der Täter, der von herbeieilenden Polizisten zu Boden geschlagen wurde, gab an, Cabrinovic zu heißen, Typograph von Beruf zu sein und aus Trebinje (Herzegowina) zu stammen. Die Bombe war eine Flaschenbombe, mit Nägeln und gehacktem Blei gefüllt. Die Explosion war so heftig, daß in einem Geschäft der eiserne Rolladen durchschlagen wurde.

Nach dem Bombenattentat auf den Thronfolger, bei dem Erzherzog Franz Ferdinand unverletzt blieb, setzte das erzherzogliche Paar seine Fahrt nach dem Rathause fort, nach dessen Besichtigung der Erzherzog ins Garnisonlazarett fahren wollte, um den bei dem Attentat verwundeten Oberstleutnant Merizzi zu besuchen. Als das Automobil an die Ecke des Appelkais und der Franz-Joseph-Straße am Hauptplatz von Serajewo kam, erfolgte der zweite Anschlag. Aus der Menge sprang plötzlich ein gutgekleideter junger Mann hervor und gab auf das Erzherzogspaar aus einer Browningpistole zwei Schüsse ab. Die erste Kugel schlug durch den Wagenrand, traf die Herzogin von Hohenberg in den Unterleib und drang auf der anderen Seite des Wagens wieder heraus. Die zweite Kugel traf den Erzherzog in die Halsschlagader. Die Herzogin war sofort bewußtlos und sank dem Erzherzog in den Schoß.




**Das Attentat auf den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich und seine Gemahlin in Serajewo am 28. Juni 1914.**

Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet von Felix Schwormstädt.



A. Grohs, Berlin phot.

**Der Gottesdienst am Bismarckdenkmal in Berlin am 2. August 1914.**

Der Erzherzog verlor nach einigen Sekunden das Bewußtsein. Das Thronfolgerpaar wurde sofort nach dem Konak gebracht, wo Regimentsarzt Dr. Payer feststellte, daß der Tod bereits eingetreten war.

Erzherzog Franz Ferdinand war ein großer Reorganisator der österreichischen Armee; sein Tod bedeutet einen unersetzlichen Verlust. Er wurde als ältester Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, eines Bruders des Kaisers Franz Joseph, aus seiner Ehe mit der Prinzessin Annunziata von Bourbon-Sizilien am 18. Dezember 1863 geboren. Durch den tragischen Tod des Kronprinzen Rudolf im Jagdschloß Mayerling wurde er, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, der nächste Thronanwärter. Franz Ferdinand hat wie kein anderer Kronprinz von jeher um seine Stellung kämpfen müssen. Nach Rudolfs Tode wurde in Wahrheit nicht ihm, sondern seinem jüngeren Bruder, dem lebensfrohen Otto, die Krone zugedacht, da man bei Franz Ferdinand ein „unheilbares" Lungenleiden konstatiert haben wollte. Indes kräftigte sich seine Gesundheit auf einer zweijährigen Weltreise 1893 bis 1895 derartig, daß der physische Befähigungsnachweis für die Rolle eines Thronfolgers nunmehr als erbracht angesehen werden mußte. Die Eindrücke dieser Weltreise legte Franz Ferdinand in einem sorgsam geführten Tagebuch nieder. Er tat aktiven Dienst in der Armee und wurde gleichzeitig durch Einführung in Staatsrecht und Zivilverwaltung auf den Herrscherberuf vorbereitet. Da unterbrach ein Ereignis die idyllische Stille des Thronfolgerdaseins. Franz Ferdinand, den man damals mit der ältesten der sechs Töchter des Erzherzogs Friedrich, der Erzherzogin Christine, zu vermählen gedachte, überraschte seinen Onkel und den ganzen Hof mit der Erklärung, daß er nicht die Erzherzogin, sondern die Hofdame ihrer Mutter, Gräfin Sophie Chotek, zu ehelichen wünsche, die am 1. März 1868 zu Stuttgart als vierte Tochter des damaligen österreichischen Gesandten am württembergischen Hofe, Grafen Boshuslaw Chotek von Chotkowa und Wognin geboren war.

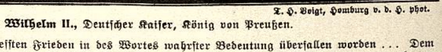
Franz Ferdinand blieb damals allen offenen und geheimen Widerständen zum Trotz unbeugsam. Nach einjähriger Überlegungsfrist willigte der Kaiser endlich ein, und am 1. Juli 1900 wurde nach einem feierlichen Thronverzicht Franz Ferdinands für die Abkömmlinge dieser Ehe die morganatische Ehe des Thronfolgers mit der Gräfin Chotek, die der Kaiser zur Fürstin, später Herzogin Hohenberg ernannte, zu Reichstadt geschlossen.

Die Stellung des Thronfolgers wurde in den letzten Jahren, namentlich auf militärischem Gebiete, immer hervorragender. Im Jahre 1898 wurde er „zur Disposition des Allerhöchsten Oberbefehls" gestellt, 1902 zum Admiral ernannt, mit einer eigenen Militärkanzlei ausgestattet und mit der Leitung der großen Manöver betraut. Am 17. August 1913 wurde er endlich zum Generalinspekteur der gesamten bewaffneten Macht mit dem Oberbefehl über Heer und Flotte ernannt, eine Stellung, die sogar die des letzten Generalinspekteurs Erzherzog Albrecht, des Siegers von Custozza, überragte. Nun mußte diese Stütze der österreichischen Wehrmacht durch Mörderhand fallen.

Der eine der beiden Mörder, Princip, war erst neunzehn Jahre alt. Er gab bei dem Verhör an, sich schon lange mit der Absicht getragen zu haben, irgend eine Person aus nationalistischen Motiven zu töten. Er habe einen Augenblick gezögert, da sich auch die Herzogin im Automobil befand. Dann aber habe er rasch gefeuert. Er leugnete, Mitwisser zu haben. Der zweite, der einundzwanzigjährige Typograph Cabrinovic, zeigte beim Verhör ein sehr schamloses Wesen. Auch er erklärte, keine Komplizen zu haben. Cabrinovic war nach seiner Tat in den Fluß gesprungen, jedoch von nachspringenden Wachtleuten und von Personen aus dem Publikum angehalten und verhaftet worden. Wenige Schritte vom Schauplatz der zweiten Tat wurde eine unwirksam gebliebene Bombe aufgefunden. Sie war höchstwahrscheinlich von einem dritten Verschwörer weggeworfen worden, nachdem dieser gesehen hatte, daß der Anschlag gelungen war. Princip erklärte, er habe längere Zeit in Belgrad studiert. Cabrinovic behauptete, die Bombe von einem Anarchisten in Belgrad erhalten zu haben, dessen Namen er nicht kenne.

Bezeichnend ist, daß das Attentat am Vortage des serbischen Nationalfestes Vidovdan, dem Erinnerungstage der Schlacht auf dem Amselfelde, verübt wurde, an dem gewöhnlich das serbische Nationalgefühl durch die chauvinistischen Blätter besonders aufgestachelt wird. Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab auch bald, daß die Fäden der Verschwörung nach Belgrad führten, wo ein weitverzweigtes

T. H. Voigt, Homburg v. d. H. phot.



**Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen.**

... Wir sind im tiefsten Frieden in des Wortes wahrster Bedeutung überfallen worden ... Dem Gegner werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland in so niederträchtiger Weise zu reizen, und nun empfehle Ich Euch Gott.

(Aus der Ansprache Kaiser Wilhelms vom Balkon des Königl. Schlosses zu Berlin am Abend des 31. Juli.)



Komplott zur Ermordung des Thronfolgers bestanden hatte.

Mit einwandfreier Sicherheit wurde festgestellt, daß die Attentäter von der serbischen Regierung gedungen waren. Das Budapester Blatt „Az Est" veröffentlichte die Aussage des einen der Attentäter, Cabrinovic, die beweist, daß der intellektuelle Urheber des Attentats der Souschef Major Milan Pribicsevics im serbischen Generalstabe war.

Die weitere Untersuchung wurde in größter Heimlichkeit geführt, und nichts drang weiter in die Öffentlichkeit, als daß man auf dem Umwege über Belgrad erfuhr, es seien etwa hundert Serben unter der Anklage des Hochverrats in Bosnien verhaftet worden. Diese zahlreichen, mit der Mordtat in Zusammenhang gebrachten Verhaftungen wollte Serbien nach der Mitteilung des Belgrader Regierungsorgans zum Gegenstand diplomatischer Verhandlungen in Wien machen. Die ungeheuerlichsten Gerüchte wurden laut über die Verbrechen, deren die verhafteten Serben beschuldigt waren. Besondere Sensation erregte aber die Veröffentlichung der englischen Wochenschrift „John Bull", die behauptete, Serbien habe vor etwa acht Monaten ein Geheimbureau in seiner Londoner Gesandtschaft errichtet, um gegen Österreich zu agitieren. Dieses Geheimbureau habe die Verschwörung gegen Erzherzog Franz Ferdinand ausgeheckt. Das Blatt fügt jedoch hinzu, daß es das eigentliche Gesandtschaftspersonal nicht ohne Beweise mitanklagen wolle. Es erzählt weiter, beim Umzug der Gesandtschaft von Belmrave Mansions Hotel nach Queens Gate im vergangenen April seien viele wichtige Dokumente verbrannt worden. Ein Stück eines halbverbrannten Dokuments sei im Besitze der Redaktion. Ein photographisches Faksimile ist mit dem Artikel veröffentlicht. Von der gedruckten Adresse ist darauf „tion Royale de Serbie" (Königlich serbische Gesandtschaft) zu sehen, ferner genug von dem Datum, um den 5. April zu erkennen. Der Inhalt ist, wie „John Bull" behauptet, in der Privatchiffre des Geheimbureaus geschrieben. Das Blatt gibt an, den Schlüssel dazu zu besitzen, und bringt folgendes als Übersetzung:

„Für die gänzliche Beseitigung (elimination) von F. F. die Summe von zweitausend Pfund Sterling, zahlbar wie folgt: Tausend Pfund bei ihrer Ankunft in Belgrad aus der Hand des Herrn G. und der Rest von tausend Pfund bei Beendigung der Aufgabe, zahlbar wie oben. Die Summe von zweihundert Pfund für Ausgaben und um Agenten zu bezahlen usw., ehe sie hier abreisen. Ihre Arrangements nicht."

Hier ist das Blatt abgerissen. F. F. soll, wie das Wochenblatt behauptet, Franz Ferdinand heißen.

* * *

Ein schwerer Druck lastete auf der ganzen politischen Welt. Alles, was nicht zu den Freunden der serbischen Königsmörder zählte, spähte fragend nach Österreich, ob denn nicht bald von dort aus etwas geschehen werde. Man fand die österreichische Ruhe unbegreiflich, und doch war es keine Ruhe, sondern es war die Stille, die dem Sturm vorauszugehen pflegt.

Ein besonderer Vorgang goß noch Öl ins Feuer. Der russische Gesandte in Belgrad, Hartwig, hatte beim Belgrader österreichischen Gesandten, Baron Giesl, einen Besuch gemacht, wurde während des Gesprächs vom Schlage getroffen und starb nach wenigen Minuten. Nun beschuldigte man in Belgrad den österreichischen Gesandten, er habe Hartwig vergiftet. Dadurch wurde die Situation für die Österreicher in Serbien äußerst kritisch, zumal die Menge noch durch Hetzartikel der Belgrader Presse aufgeregt wurde. Unter solchen Umständen kam es am 12. Juli (29. Juni) zur Feier des Namenstages des Königs Peter zu aufgeregten Szenen. Dieser Tag sollte zu Ausschreitungen gegen die Gesandtschaft und die Untertanen der Monarchie benutzt werden. Am Nachmittag erhielt der Gesandte Baron Giesl die Nachricht, daß zweihundert Komitatschi nach Belgrad gekommen seien, um die Gesandtschaft in die Luft zu sprengen und unter den österreichischen und ungarischen Untertanen ein Pogrom anzurichten. Giesl suchte sofort Paschitsch, den serbischen Ministerpräsidenten, auf und erklärte, daß er für alle Vorkommnisse nicht nur Serbien, sondern Paschitsch persönlich verantwortlich mache. Diese energische Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Vor die



Hofphot. C. Pietzner, Wien.

**Franz Joseph I.**, Kaiser von Österreich und König von Ungarn.

In dieser ernsten Stunde bin Ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt.

Ich habe alles geprüft und erwogen.

Mit ruhigem Gewissen betrete Ich den Weg, den die Pflicht Mir weist.

Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern immer bereit waren.

Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht.

Und Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde.

Franz Joseph.

(Aus dem Manifest des Kaisers Franz Joseph: An Meine Völker!)

Gesandtschaft wurde eine Kompanie Infanterie und ein starkes Polizeiaufgebot beordert, und die Polizei von Belgrad wurde die ganze Nacht in Bereitschaft gehalten. Infolge dieser Vorkehrungen waren die befürchteten Angriffe der Serben ausgeblieben, aber nichtsdestoweniger mußten die Österreicher auf ihrer Hut sein und das Schlimmste befürchten.

Bald hieß es allgemein, die österreichische Regierung bereite einen besonderen Schritt vor. Eine „Demarche“ nannten es die einen, ein Ultimatum die anderen.

Am Donnerstag den 23. Juli überreichte der k. k. österreichisch-ungarische Gesandte Baron Giesl der serbischen Regierung die folgende Note mit den österreichischen Forderungen:

„Am 31. März 1909 hat der königlich serbische Gesandte am Wiener Hofe im Auftrage seiner Regierung der k. k. Regierung folgende Erklärung gegeben:

‚Serbien erkennt an, daß es durch die in Bosnien geschaffenen Tatsachen in seinen Rechten nicht berührt wurde und daß es sich demgemäß den Entschließungen anpassen wird, die die Mächte in bezug auf Artikel 24 des Berliner Vertrags treffen werden. Indem Serbien den Ratschlägen der Großmächte Folge leistet, verpflichtet es sich, die Haltung des Protestes und des Widerstandes, die es hinsichtlich der Annektion seit vergangenem Oktober eingenommen hat, aufzugeben, und es verpflichtet sich ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik gegenüber Österreich-Ungarn zu ändern und künftighin mit diesem letzteren auf dem Fuße freundnachbarlicher Beziehungen zu leben.‘

Die Geschichte der letzten Jahre nun und insbesondere die schmerzlichen Ereignisse des 28. Juni haben das Vorhandensein einer geheimen Bewegung in Serbien erwiesen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie gewisse Teile ihres Gebietes loszutrennen. Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regierung entstanden, hat in der Folge jenseits des Gebietes des Königreichs durch zahlreiche Schreckenstaten, durch eine Reihe von Attentaten und durch Mord Ausdruck gefunden. Weit entfernt, die in der Erklärung vom 31. März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen, hat die königlich serbische Regierung nichts getan, um diese Bewegung zu unterdrücken. Sie duldete das verbrecherische Treiben der verschiedenen gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Teilnahme von Offizieren und Beamten an untergrabenden Umtrieben, sie duldete eine ungesunde Verhetzung im öffentlichen Unterricht und duldete schließlich alle Kundgebungen, die die serbische Bevölkerung zum Hasse gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen verleiten konnten.

Diese Duldung, deren sich die königlich serbische Regierung schuldig machte, hat noch in jenem Moment angedauert, in dem die Ereignisse des 28. Juni der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Bewegung zeigten. Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissen der verbrecherischen Urheber des Attentats vom 28. Juni, daß der Mord von Serajewo in Belgrad ausgeheckt und daß die Mörder die Waffen und Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizieren und Beamten erhielten, die dem serbischen Geheimbund Narodna Odbrana angehörten, und daß schließlich die Beförderung der Verbrecher und deren Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen veranstaltet und durchgeführt wurde.

Die angeführten Ergebnisse der Untersuchung gestatten es der k. u. k. Regierung nicht, noch länger die Haltung zuwartender Langmut zu beobachten, die sie durch Jahre jenen Treibereien gegenüber eingenommen hatte, die ihren Mittelpunkt in Belgrad haben und von da auf die Gebiete der Monarchie übertragen werden. Diese Ergebnisse legen der k. u. k. Regierung vielmehr die Pflicht auf, dem Treiben ein Ende zu bereiten, das eine beständige Bedrohung für die Monarchie bildet. Um diesen Zweck zu erreichen, sieht sich die k. u. k. Regierung gezwungen, von der serbischen Regierung eine öffentliche Versicherung zu verlangen, daß sie die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda verurteilt, das heißt die Gesamtheit der Bestrebungen, deren Endziel es ist, von der Monarchie Gebiete loszulösen, die ihr angehören, und daß sie sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Um diesen Verpflichtungen einen feierlichen Charakter zu geben, wird die königlich serbische Regierung auf der ersten Seite ihres offiziellen Organs vom 26. (13.) Juli nachfolgende Erklärungen veröffentlichen:

‚Die königlich serbische Regierung verurteilt die gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heißt die Gesamtheit ihrer Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören, und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen.

Die königlich serbische Regierung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an der vorgenannten Propaganda teilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen sich die königliche Regierung durch ihre Erklärung vom 31. März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die königliche Regierung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmengung in die Geschicke der Bewohner, was immer auch eines Teils, Österreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet es für ihre Pflicht, Offiziere und Beamte aus der gesamten Bevölkerung des Königreichs ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß sie künftighin mit äußerster Strenge gegen jene Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird.‘

Diese Erklärung wird gleichzeitig der königlichen Armee durch einen Tagesbefehl Sr. Majestät zur Kenntnis gebracht und im offiziellen Organ der Armee veröffentlicht werden. Die königlich serbische Regierung verpflichtet sich überdies:

1. Jede Publikation zu unterdrücken, die zum Haß und zur Verachtung der Monarchie aufreizt und deren allgemeine Tendenz gegen den ungeschmälerten Bestand der letzteren gerichtet ist.

2. Sofort mit der Auflösung des Vereins Narodna Odbrana vorzugehen, dessen gesamte Propagandamittel zu konfiszieren und in derselben Weise gegen die anderen Vereine und Vereinigungen in Serbien einzugreifen, die sich mit der Propaganda gegen Österreich-Ungarn beschäftigen. Die königliche Regierung wird die nötigen Maßregeln treffen, damit die aufgelösten Vereine nicht etwa ihre Tätigkeit unter anderen Namen oder in anderer Form fortsetzen.

3. Ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien sowohl aus dem Lehrkörper als aus den Lehrmitteln alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Österreich-Ungarn zu nähren.

4. Aus dem Militärdienst und der Verwaltung im allgemeinen alle Offiziere und Beamte zu entfernen, die der Propaganda gegen Österreich-Ungarn schuldig sind und deren Namen unter Bekanntmachung des gegen sie vorliegenden Materials der königlichen Regierung bekanntzugeben sich die k. u. k. Regierung vorbehält.

5. Einzuwilligen, daß in Serbien Organe der k. u. k. Regierung bei der Unterdrückung der gegen den ungeschmälerten Bestand der Monarchie gerichteten umstürzlerischen Bewegung mitwirken.

6. Eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Teilnehmer des Komplotts vom 28. Juni einzuleiten, die sich auf serbischem Gebiet befinden. Von der k. u. k. Regierung hierzu bestimmte Organe werden an den diesbezüglichen Erhebungen teilnehmen.

7. Mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Voja Tankovic und eines gewissen Milan Ciganovic, serbische Staatsbeamte, vorzunehmen, die durch die Ergebnisse der Untersuchung kompromittiert sind.

8. Durch wirksame Maßnahmen die Teilnahme der serbischen Behörden an dem Schmuggel von Waffen und Explosivkörpern über die Grenze zu verhindern, jene Organe des Grenzdienstes von Schabatz und Loznitza, die den Urhebern des Verbrechens von Serajewo mit dem Übertritt über die Grenze behilflich waren, aus dem Dienst zu entlassen und streng zu bestrafen.

9. Der k. u. k. Regierung Aufklärungen zu geben über die nicht zu rechtfertigenden Äußerungen höherer serbischer Funktionäre in Serbien und dem Auslande, die ihrer Offizierstellung ungeachtet sich nicht gescheut haben, sich nach dem Attentat vom 28. Juni in Interviews in feindlicher Weise gegen Österreich-Ungarn auszusprechen.

10. Die k. u. k. Regierung ohne Verzug von der Durchführung der in den vorigen Punkten zusammengefaßten Maßnahmen zu verständigen. Die k. u. k. Regierung erwartet die Antwort der königlichen Regierung spätestens bis Sonnabend, 25. d. M., um sechs Uhr nachmittags.“

Ein Memoire über das Ergebnis der Untersuchung von Serajewo, soweit es sich auf die in Punkt 7 und 8 genannten Funktionäre bezieht, war dieser Note beigeschlossen.

Der österreichisch-ungarische Gesandte Baron Giesl war von seiner Regierung zugleich beauftragt worden, die serbische Regierung davon zu verständigen, daß Österreich-Ungarn sofort den Krieg erklären werde, wenn Serbien nicht innerhalb der gestellten achtundvierzigstündigen Frist den Forderungen Österreich-Ungarns nachkomme. Es kann nicht wundernehmen, daß eine derartige Sprache das größte Aufsehen in der ganzen Welt erregte. So zum Beispiel schrieb die „Kölnische Zeitung“, die vom Auswärtigen Amte inspiriert ist:

„Die österreichische Note stellt eine Anklagerede von einer Wucht und einem Ernst dar, wie sie zwischen Staat und Staat in der neuesten Geschichte nicht mehr gehört wurde. Die Befristung verstärkt den Zug unbedingter Entschlossenheit. Mit Erstaunen wird Europa aus den Einzelheiten der Note entnehmen, bis wohin die Fäden der Verschwörung reichten, deren Ergebnis der Mord in Serajewo ist. Man sieht in den Abgrund politischer Entartung und Unkultur, wenn man liest, wie das verbrecherische Treiben wahnwitziger Mörder unterstützt und gefördert wurde. Dies gibt der Angelegenheit eine allgemein europäische Bedeutung. Angesichts des bedeutsamen Noteninhalts wird wohl niemand in Europa zweifelhaft sein, daß es das Friedensinteresse erfordert, daß durch die Sprache der europäischen Presse in Belgrad der Eindruck vertieft werde, Serbien müsse solchen gerechten Forderungen nachgeben, um einen Konflikt zu vermeiden. Aus den Tatsachen der Note ergibt sich, daß die politische Vernunft und die elementarste Gerechtigkeit es gebieten, in die Auseinandersetzung nicht einzugreifen und den möglichen Zusammenstoß örtlich begrenzt zu halten. Für alle europäischen Zuschauer der Auseinandersetzung erfordert die Rücksicht des europäischen Friedens, demjenigen, der in dem Streit so schwer unrecht hat, nicht den Rücken zu stärken, sondern ihn mit Entgegenkommen zu mahnen, damit der Streit Sache der österreichisch-serbischen Beziehungen bleibe. Vom europäischen Standpunkte aus ist es wünschenswert, daß, nachdem Serbien die nötige Genugtuung gegeben hat, die Beziehungen sich doch wieder normal und ersprießlich gestalten.“

In Österreich selbst fand das Ultimatum zunächst keine ungeteilt günstige Aufnahme. Glaubten die grundsätzlichen Gegner der Regierung doch wieder einen Anlaß zu haben, um gegen den Krieg zu protestieren. Aber als sie merkten, daß es galt, die höchsten Errungenschaften der Kultur gegen russische Willkür zu verteidigen, standen sie ebenso treu zu ihrem Herrscher wie die Regierungspartei. In Ungarn dagegen fand der österreichische Schritt sofort begeisterte Zustimmung. Hier hatte die Regierung des Ministerpräsidenten Graf Tisza seit Monaten in heftigstem Kampfe mit der von Graf Andrassy geführten Gegenpartei gelegen. Bis zu Tätlichkeiten und persönlichen Angriffen war die Gegnerschaft ausgeartet, wie sie in der Geschichte des Parlamentarismus einzig dastehen. Aber die gemeinsame Not des Vaterlandes hat die Gegensätze, wenn auch nicht vergessen, so doch schweigen gemacht. Andrassy stellte sich an Tiszas Seite, um gemeinsam mit ihm als ein leuchtendes Beispiel für das ganze Ungarland die schweren Tage durchzukämpfen. Bei Beginn der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses am 24. Juli sagte der Ministerpräsident: „Der Schritt Österreich-Ungarns bedarf keiner Rechtfertigung. Es müßte vielmehr erklärt werden, warum der Schritt erst jetzt erfolgte. Wir wollten abwarten, bis die Untersuchung in Serajewo über gewisse Umstände vollständige Klarheit schafft. Auch wollten wir den Anschein vermeiden, als ob die Leidenschaft oder berechtigte Entrüstung uns geleitet habe. Der Schritt ist vielmehr nach reiflicher Überlegung unternommen worden. Der Schritt ist keineswegs aggressiv, noch bedeutet er eine Herausforderung, da wir in der Note nichts anderes fordern als das, was Serbien aus natürlicher nachbarlicher Pflicht gewähren muß. Niemand kann uns vorwerfen, daß wir den Krieg suchen. Wir gingen vielmehr bis zur äußersten Geduldgrenze. In der Überzeugung, daß der Schritt durch die Lebensinteressen der Monarchie und der Nation gefordert wurde, werden wir die gesamten Folgen tragen.“



* * *

Hatten die österreichischen Schritte in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt, so sah man den Folgen des Ultimatums doch mit Ruhe entgegen. In Serbien war man gedrückter Stimmung und schon zum Nachgeben bereit — da trat der Zar, der sich zum Beschützer der Südslawen berufen fühlt, auf den Plan. Schon am 24. Juli wurde aus Petersburg gemeldet, daß der an diesem Tage abgehaltene Ministerrat fast vier Stunden gedauert habe, und man versicherte, daß Rußland unverzüglich eingreifen und von Österreich-Ungarn verlangen werde, die Frist des Ultimatums hinauszuschieben, um der europäischen Diplomatie Zeit zu geben, ihren Einfluß geltend zu machen. Das amtliche Organ der russischen Regierung schrieb: „Die Kaiserliche Regierung, lebhaft besorgt durch die überraschenden Ereignisse und durch das an Serbien durch Österreich-Ungarn gerichtete Ultimatum, verfolgt mit Aufmerksamkeit die Entwicklung des österreichisch-serbischen Konfliktes, in dem Rußland nicht gleichgültig bleiben kann.“ Am 25. Juli mittags erschien der russische Botschafter Prinz Kudaschew in Wien im Ministerium des Auswärtigen und überreichte das Ersuchen Rußlands, die an die serbische Regierung gestellte Frist zu verlängern. Das Ersuchen wurde in höflicher, aber entschiedener Weise abgelehnt. Überdies verbreitete die österreichische Regierung noch die Nachricht, daß sie jede fremde Einmischung ablehne und ihren eigenen Weg gehen wolle.

Daß dieser Weg auch zum Kriege führen könne, war nach Lage der Verhältnisse jedem klar. Im Laufe des 25. Juli wurden bereits an acht Armeekorps die Mobilisierungsbefehle abgesandt, so daß die Monarchie schon in den nächsten Tagen über acht mobilisierte Armeekorps verfügte. Auch bei der Marine erfolgte sofort die Einberufung. In Wien waren umfassende Maßnahmen zu beobachten. Militärpatrouillen zogen durch die Stadt und wurden von der Bevölkerung lebhaft begrüßt. Die Donaubrücken standen unter militärischem Schutz, und alle Eisenbahnbrücken wurden von Soldaten bewacht. Alle österreichischen und ungarischen Familien verließen eiligst die serbische Hauptstadt. In Serbien wurde ebenfalls schon am 25. Juli eine Teilmobilisierung begonnen und zwei Divisionen sogleich auf Kriegszustand gesetzt.

Die Entscheidungsstunde nahte heran. Mit Spannung erwartete die ganze Welt, was nun folgen werde. Auch in Deutschland war bereits in jede Brust die Ahnung eingezogen, daß die Entscheidung in Belgrad zugleich die Entscheidung über Krieg und Frieden in Deutschland sei. Endlich in den späten Abendstunden des verhängnisvollen Tages erhoben sich in allen Großstädten der Kulturwelt die Stimmen der Straßenverkäufer, die ihre Extrablätter ausriefen. Erregt griff alles danach: die Würfel waren gefallen, wie sie fallen mußten. Die kurze amtliche Mitteilung lautete:

„Wien, 25. Juli. Ministerpräsident Paschitsch erschien wenige Minuten vor sechs Uhr in der k. u. k. Gesandtschaft in Belgrad und erteilte eine ungenügende Antwort auf die Note. Baron Giesl notifizierte ihm hierauf den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und verließ mit dem Gesandtschaftspersonal um sechs Uhr dreißig Minuten Belgrad. Die serbische Regierung hatte schon früher, um drei Uhr nachmittags, die Mobilmachung der gesamten Armee angeordnet. Der Hof und die Regierung, sowie die Truppen räumen Belgrad. Die Regierung soll nach Krakujewacz verlegt werden.“

Die Haltung der österreichischen Regierung fand nicht nur in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch im Deutschen Reiche begeisterte Aufnahme. Schon am 25. Juli vormittags bildeten sich vor dem Kriegsministerium in Wien wiederholt größere Menschenansammlungen. Als Erzherzog Friedrich, der Nachfolger des ermordeten Thronfolgers im Oberkommando der Armee, das Gebäude verließ, wurde er vom Publikum mit lebhaften Hochrufen begrüßt. Am folgenden Tage erneuerten sich die Kundgebungen der Bevölkerung. Bei strömendem Regen sammelten sich Tausende vor dem Kriegsministerium. Die Soldaten und Offiziere wurden mit begeisterten Zurufen begrüßt und die Truppen marschierten unter Vorraustragung schwarzgelber Fahnen und unter dem Absingen



Photo-Union Paul Lamm, Berlin.

Reservisten auf dem Marsche zum Bahnhof.

vaterländischer Lieder durch die Straßen. In Budapest durchzogen in der Nacht vom 25. zum 26. Juli begeisterte Gruppen die Stadt. Vor dem Nationalkasino sang die Menge patriotische Lieder. Ein deutscher Fabrikant feierte in einer Rede die deutsch-österreichische Bundesgenossenschaft. Graf Aladin Zichy bestieg eine improvisierte Tribüne und rief: „Der treue Bundesgenosse unseres Königs, Kaiser Wilhelm, lebe hoch!“ Nicht minder groß war die Begeisterung in Agram, ebenso in Prag, wo die Nachricht von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien am 25. Juli gegen halb acht Uhr durch Extrablätter bekanntgegeben wurde. Vor den Redaktionen der Zeitungen hatten sich Tausende von Menschen angesammelt, die mit größter Spannung die Depeschen erwarteten. Als die entscheidende Meldung herausgegeben wurde, brach die Menge in begeisterte Hochrufe auf Österreich und den Kaiser sowie in Pfuirufe auf Serbien aus.

Mit tief empfundener Genugtuung verzeichnete die österreichische Presse die Haltung Deutschlands. Nicht nur gaben die Blätter in allgemeinen Wendungen ihrem Dank dafür Ausdruck, sondern die „Wiener Mittagszeitung“ bezeigte ihn auch in einem offenen Brief an den deutschen Botschafter in Wien, Herrn v. Tschirschky. Sie sei überzeugt, damit im Sinne des gesamten österreichischen Volkes zu handeln. Die nachstehenden Meldungen bekunden diese wohlbegreifliche Dankbarkeit. Der offene Brief der „Wiener Mittagszeitung“ hat folgenden Wortlaut:

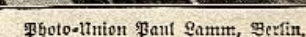
„Die österreichisch-ungarischen Völker haben das Bedürfnis, dem Repräsentanten des verwandten brüderlichen Deutschland ein aufrichtig empfundenes Wort zu sagen. Wenn unsere Politiker dies- und jenseits der Sudeten eine harte Probe auf den dauernden Bestand des gigantischen Bündnisses anstellen, so wissen Sie, daß eine bessere Gewähr in den Herzen der Völker lebt. Ew. Exzellenz! Wir haben gestern und heute eine wundervoll tieferschütternde Manifestation der Nibelungentreue erlebt und sind offen genug, zu gestehen, daß wir zwar eine ähnliche Gesinnung erwartet hatten; aber wir schämen uns ebensowenig, zu bekennen, daß die Einmütigkeit, der Eifer und die heiße, verstehende Teilnahme dieser grandiosen Kundgebung uns zu Tränen gerührt hat. Wir haben natürlich erfahren, daß diese Wesens- und Charakterverwandtschaft der Völker, daß diese Heiligkeit der Tradition und Gefühle magischer und fester knüpfen als die Gesetze des Moments. Empfangen Sie, Herr Botschafter, unserer Völker begeisterten Dank, empfangen Sie das Versprechen, daß wir solch adliger Tat uns durch Handeln und Gedanken wert erzeigen werden. Empfangen Sie dieses fruchtbarer und schirmender Liebe in ernster Stunde geweihte Unterpfand.“

Die „Reichspost“ schrieb: „Mit Dankbarkeit begrüßen wir die Einmütigkeit, mit der die Presse Deutschlands in diesen ernsten Stunden, wo es auf mehr ankommt, als darauf, ob Österreich-Ungarn sich wird mit Serbien auseinandersetzen müssen, die Treue des Bundesgenossen ausdrückt. Es spricht daraus mehr als das Pflichtgefühl des durch Verträge Verbündeten; es sprechen daraus herzliche brüderliche Gefühle, welche in Zeiten der Gefahr doppelt erfreuen.“

* * *

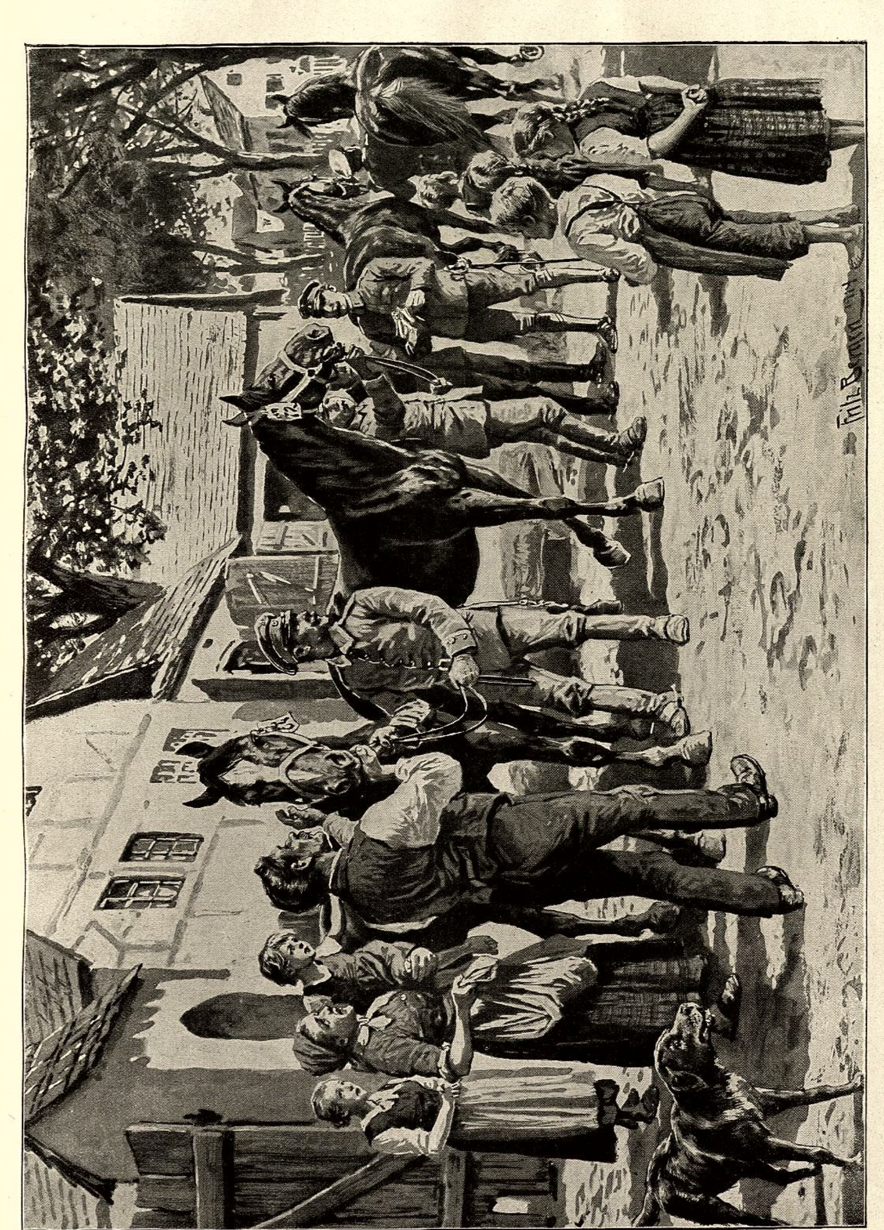
Es ist selbstverständlich, daß nach Österreichs Kriegserklärung an Serbien schlimme Stunden für die österreichischen Staatsangehörigen in Belgrad heranrückten. Gleich am Abend nach der Kriegserklärung harrten fünfhundert Mitglieder der österreichisch-ungarischen Kolonie vor der ungarischen Agentur in Belgrad vergeblich auf ein Schiff, um nach Semlin zu gelangen. Es war eine wahre Schreckensnacht. Betrunkene Soldaten heulten durch die Straßen, Freudenschüsse krachten alle Augenblicke, wüstes Brüllen: „Nieder mit Österreich!“ ertönte. Am anderen Morgen erschien endlich ein Schlepper, um Schleppkähne abzuholen. Fünfzehn Personen gelang es, den Kapitän zu bewegen, sie mitzunehmen. In Semlin ersuchten sie die Behörden, die nicht in Belgrad befindlichen Österreicher und Ungarn abzuholen. Das Schiff „Bessarab“, das dreihundert Serben nach Belgrad zurückbrachte, nahm die österreichisch-ungarische Kolonie nach Semlin mit. Hof und Regierung in Belgrad verließen schon am 25. Juli die Stadt, und am 27. Juli beschlossen auch die Bankhäuser, ihre Depots nach dem Inneren bringen zu lassen. Bald begann ein förmlicher Auszug von Familien, der vielfach auf hochbepackten Wagen erfolgte. Die Stadt bot ein Bild größter Verwirrung und Unruhe. Unter der Bevölkerung entstand eine Panik, die durch Gerüchte über einen bevorstehenden Einmarsch der Österreicher und ein Bombardement der Stadt noch erhöht wurde. In den

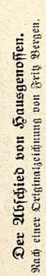




Bei der Abfahrt auf dem Bahnhof.

Photo-Union Paul Lamm, Berlin.





**Der Abschied von Hausgenossen.**

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

Abendstunden des 27. Juli versuchte der Mob aus den Vororten, darunter viele Zigeuner, Plünderungen, die das Militär nötigten, mit der Waffe vorzugehen.

Am gleichen Tage meldete die Wiener „Sonn- und Montagszeitung“, daß die Serben die Eisenbahnbrücke über die Donau zwischen Belgrad und Semlin in die Luft gesprengt hätten. Diese Eisenbahnbrücke führt über die Save südwestlich von Belgrad. Auf der Brücke überschreitet die große Orientbahn Wien—Konstantinopel die Save, die dort eine Breite von vierhundert Meter hat, also schon ein bedeutendes Hindernis darstellt. Diese Brücke ist für das österreichische Heer von großer Bedeutung, weil die ganze österreichische, in Serbien einrückende Armee über sie geführt werden muß. Später stellte sich allerdings heraus, daß nur einige Teile und Pfeiler gesprengt waren, ein Schaden, der alsbald durch österreichische Pioniere einstweilen wieder beseitigt wurde.

Am 27. Juli, an welchem Tage ein Teil der Pester Garnison die Stadt in der Richtung nach Süden verließ, ereignete sich auch der erste Grenzzwischenfall. In der Nähe von Temeskubin, bei Kevevara auf ungarischem Boden an der Donau, wurden hundertzwanzig Mann ungarische Soldaten, die sich auf Schiffen der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft befanden, von serbischen Soldaten beschossen, worauf sich ein heftiges Gewehrfeuer entwickelte, das zwanzig Minuten währte. Zwei serbische Schiffe wurden von den ungarischen Soldaten beschlagnahmt. — Der serbische Thronfolgerregent begab sich ins Hauptquartier in Valjevo, weil in militärischen Kreisen der erwähnte Grenzzwischenfall als Kriegsanfang angesehen wurde. Die serbische Regierung begann nun, in Tschuprina, Semendria und Pozarevac große Truppenmassen zusammenzuziehen, die bestimmt waren, mit dem General Stefanowitsch an der Spitze bei Temeskubin über die Donau zu gehen und in Ungarn einzufallen. Bereits am 25. Juli abends zehn Uhr wurde der serbische Generalstabschef Putnik, der sich auf der Heimreise von einem Kurorte nach Belgrad befand, auf einer kleinen Station, Kölentjöld bei Budapest, festgenommen. General Putnik war außerordentlich überrascht, da er nicht wußte, daß der Kriegszustand eingetreten war. Er versuchte Widerstand zu leisten und weigerte sich, ein bereitstehendes Automobil zu besteigen. Putnik wurde zum Platzkommando gebracht.

Am Bahnhof wurde er von General Sorsich empfangen, der ihn für verhaftet erklärte. Vier Personen, wahrscheinlich serbische Generalstabsoffiziere, die den Generalstabschef auf seiner Reise begleiteten, und die Tochter Putniks wurden in einem Hotel untergebracht. Am nächsten Tage aber wurde der Generalstabschef wieder freigelassen infolge eines Telegramms von Kaiser Franz Joseph, worin wieder einmal die Ritterlichkeit des österreichischen Kaisers zum Ausdruck kam. General Putnik fuhr nach seiner Freilassung sofort in einem Extrazuge nach Belgrad.

Am 27. Juli überschritten die österreichischen Truppen die ungarisch-serbische Grenze und marschierten nach Mitrowitz, ihrem vorgesteckten Ziel. Die Serben wurden überall zurückgeworfen und Mitrowitz besetzt. Mitrowitz ist ungarischer Grenzort an der Save mit etwa zwölftausend Einwohnern. Es liegt dem nördlichsten Zipfel Serbiens gegenüber und etwa hundert Kilometer von Valjevo, dem vorläufigen Hauptlager der serbischen Armee. Dieser Vorstoß der Österreicher wurde nur mit einem kleinen Truppenteile vorgenommen, weil sich ja jener Teil der österreichischen Armee, der zur Aktion in Serbien bestimmt war, noch im Zustande der Mobilmachung befand.

Der Einmarsch der Österreicher in Serbien wurde in Wien mit stürmischem Jubel begrüßt. Der Jubel wurde noch größer, als bald darauf die Kunde kam, daß die ersten serbischen Gefangenen gemacht worden seien. Auf der Donau bei Kocewo wurden die serbischen Truppentransportdampfer „Warda“ und „Zar Nikolaus“ von den österreichischen Booten der Donauflottille aufgebracht und dabei die ersten serbischen Gefangenen gemacht.

Jetzt kamen aber auch zuverlässige Nachrichten, daß Rußland beginne, seine Truppen an der österreichisch-russischen Grenze zusammenzuziehen. Österreich-Ungarn war dadurch genötigt, für den Schutz seiner Grenzen auch die Mobilisierung gegen Rußland anzuordnen und schließlich den Krieg zu erklären. Damit war der Bündnisfall für Deutschland gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Die patriotischen Kundgebungen in der Reichshauptstadt.

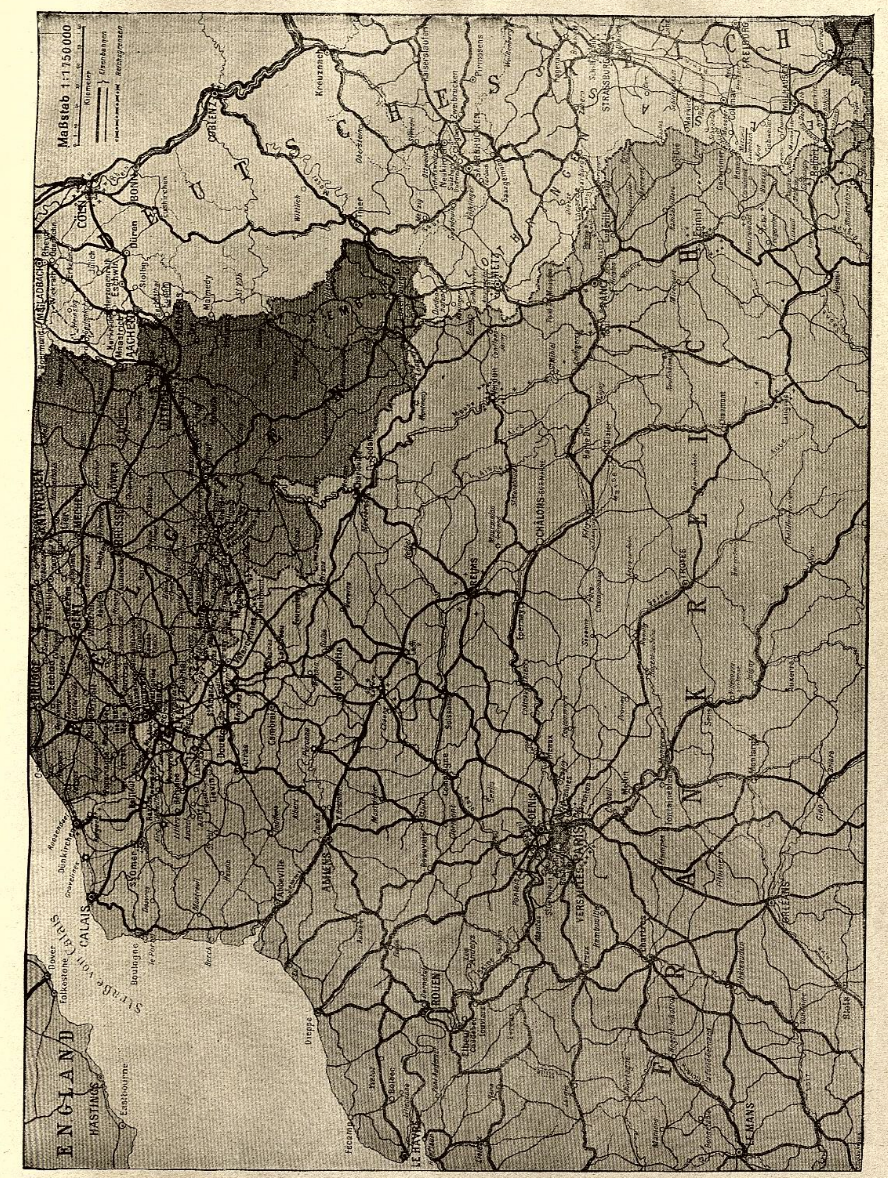
(Hierzu das Bild auf Seite 5.)

Wie in allen Städten des Deutschen Reiches und in Österreich-Ungarn, worüber später noch an besonderer Stelle berichtet wird, so zeugten von der wundervollen Stimmung, die unser Volk von Anfang an beseelte, auch die Kundgebungen in der Reichshauptstadt. Aber es war keine übermütige, leichtfertige Hurrastimmung, hier so wenig wie irgendwo im Reiche. Allenthalben zeigte sich der tiefe Ernst der Lage auf den Gesichtern ausgeprägt, nicht minder aber auch die unbedingte Zuversicht zum Erfolg der guten Sache, für die wir das Schwert ziehen sollten. Dann kamen Augenblicke, wo dieser zuversichtliche Ernst in Ausbrüche glühender Begeisterung umschlug. Schon der ganze 31. Juli, an dem der Kaiser und die Kaiserin nach Berlin zurückkehrten, stand im Zeichen dieser Begeisterung. Die Ankunft des Kaisers gab Anlaß zu einer großartigen Kundgebung der ganzen Berliner Bevölkerung. Mit stürmischen Hochrufen, in denen sich die Erregung der letzten Tage Luft machte, begrüßte die Menge den Monarchen, der, in der Uniform der Gardekürassiere tiefernst an der Seite der Kaiserin sitzend, die Grüße erwiderte. Um dreiviertel drei Uhr war der Kaiser im Schloß, auf dem sofort die Kaiserstandarte gehißt wurde. Wenige Minuten später, ehe die Erregung sich gelegt hatte, folgte das Automobil des Kronprinzen, der die Uniform der schwarzen Husaren trug und mit der Kronprinzessin und seinem ältesten Sohn ebenfalls mit begeisterten Huldigungen umjubelt wurde. Ihren Höhepunkt erreichten die patriotischen Kundgebungen, als etwa um sechseinhalb Uhr der Kaiser, die Kaiserin und Prinz Adalbert an dem Fenster des Rittersaales erschienen und der Kaiser, oft von tosenden Zustimmungsrufen unterbrochen, an die vieltausendköpfige Menge die ernste Ansprache richtete:

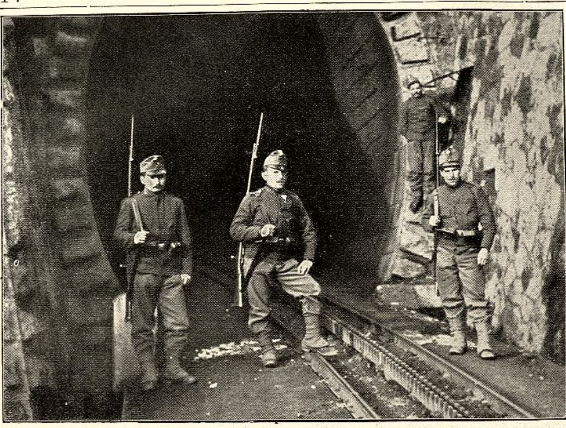
„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Segen führen werden, bis wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volk erfordern. Den Gegnern aber werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle ich euch Gott. Jetzt gehet in die Kirche und kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.“

Stürmische Hoch- und Hurrarufe antworteten dem Kaiser, und dann fluteten noch stundenlang die erregten Massen, vaterländische Lieder singend, durch die Hauptstraßen der Reichshauptstadt. Eine deutsche Fahne wird vorausgetragen. Jung und alt, Arm in Arm, marschieren wohlgeordnet im Gleichschritt heran. Und was sie singen, das braust wirklich gleich einem Ruf wie Donnerhall.

In vorgerückter Nachtstunde zieht man vors Reichskanzlerpalais. Kurz vor Mitternacht sind die Massen ins ungeheure geschwollen; und sie harren, bis der Reichskanzler am Mittelfenster des Kongreßsaales erscheint, gleichfalls stürmisch begrüßt. Besser hätte Herr v. Bethmann Hollweg die Stimmung des Augenblicks nicht ausschöpfen können als durch den Hinweis darauf, daß man vor dem Hause Bismarcks stehe, der mit Kaiser Wilhelm dem Großen und Moltke das Reich geschmiedet hat. „Wir wollten,“ so fuhr der Reichskanzler fort, „in dem Reich, das wir in vierundvierzigjähriger Friedensarbeit ausgebaut haben, auch ferner im Frieden leben. Das große Werk unseres Kaisers war der




Übersichtskarte des deutsch-französischen Kriegsschauplatzes.



Bewachung eines Tunnels durch österreichisches Militär.

Erhaltung des Friedens gewidmet. Bis in die letzten Stunden hat er für den Frieden Europas gewirkt, und er wirkt noch für ihn. Sollte all sein Bemühen vergeblich sein, sollte uns das Schwert in die Hand gezwungen werden, so werden wir ins Feld ziehen mit gutem Gewissen und dem Bewußtsein, daß nicht wir den Krieg gewollt haben. Wir werden dann den Kampf um unsere Existenz und unsere nationale Ehre mit Einsetzung des letzten Blutstropfens führen. Im Ernst dieser Stunde erinnere ich Sie an das Wort, das einst Prinz Friedrich Karl den Brandenburgern zurief: ‚Laßt eure Herzen schlagen zu Gott und eure Fäuste auf den Feind!'"

Unter erneuten stürmischen Hochrufen setzte der Zug seinen Weg durch die Wilhelmstraße fort. Auch vor das königliche Schloß zog man noch einmal. Aber dort bestieg ein Herr die Rampe des Schlosses und wies die huldigende Menge mit Nachdruck darauf hin, daß der Kaiser jetzt der Ruhe bedürfe.

Einen historischen Moment von tiefergreifender Weihestimmung brachte dann der Sonntag (2. August) in dem Feldgottesdienst beim Bismarckdenkmal vor dem Reichstagsgebäude. Unser Bild Seite 5 veranschaulicht ihn. Ein instinktives Gefühl hatte die gewaltigen Massen zu dieser bedeutsamen Stelle geleitet. Wohl dreißigtausend Menschen füllten den weiten Platz, die Terrassen und Treppen und sangen ergriffen das niederländische Dankgebet. Hofprediger Döring fand die rechten Worte von der schweren Schickung, die Gott über die Völker verhängt habe, von der gerechten Sache Deutschlands und von der Hoffnung auf den Sieg. Entblößten Hauptes hören die Tausende die erschütternden und erhebenden Worte des Geistlichen angesichts des ehernen Riesenstandbildes unseres großen Staatsmannes, dessen Geist über der tiefernsten Menge schwebt, die zum Schluß gemeinsam das Vaterunser betet. Paul Enderling hat den Moment in einem packenden Gedicht festgehalten, in dem es zum Schluß heißt:

Das Vaterunser. Und auf den Knien
Liegen die Hunderttausend von Berlin.

Und schweigend starrt der große eiserne Mann.
Erwacht er nicht eben?? Brüder, seht ihn nur an,
Das Ballen der Fäuste, das Zucken seines Gesichts:
„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts .. sonst nichts .."
Jede Lippe spricht's nach und droht und verheißt.
Über dem Königsplatz schwebt Bismarcks Geist ..

Die kleinen Jungen auf unserm Bilde, die an die Säule der Reichstagstreppe geschmiegt den Worten des Predigers lauschen, werden den großen historischen Augenblick wohl in ihrem Alter noch in unauslöschlicher Erinnerung bewahren.

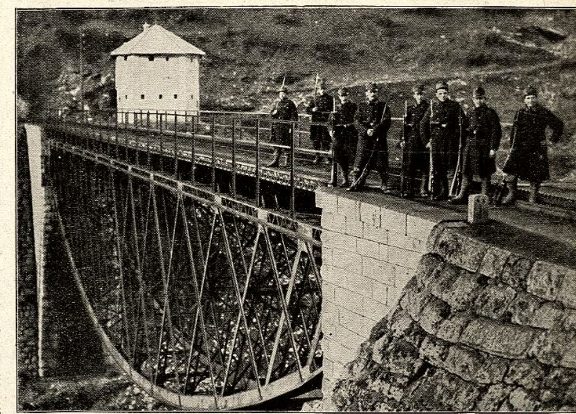
## Kriegszustand und Mobilmachung.

(Hierzu die Bilder auf Seite 10 und 11.)

Eine ungeheure Spannung bemächtigte sich in den Tagen der Entscheidung der Gemüter. Am 31. Juli, um die Mittagstunde, erschienen die ersten Extrablätter, welche die Verhängung des Kriegszustandes verkündeten, und schon am Tage darauf wurde der Befehl zur Mobilmachung gegeben.

Nun ging es an die Arbeit, und hierbei trat in hohem Maße die kernige Kraft des deutschen Wesens hervor. In allen Städten und Gemeinden wurde der Mobilisierungsbefehl öffentlich angeschlagen, alsbald überall umlagert von den wackeren Streitern, die nun zu den Fahnen gerufen wurden, und fast plötzlich veränderte sich in den Garnisonstädten das alltägliche Straßenbild. Die kleidsame nagelneue Felduniform tauchte auf, und Feldgrau wurde in den Stadtteilen, wo die Kasernen liegen, schnell vorherrschend. Schon am ersten Mobilmachungstage sah man ganze Kolonnen städtischer Reservisten zu den Meldeämtern ziehen, die sofort ärztlich untersucht, eingekleidet und mit Waffen und Munition versehen wurden. Alles ging wie bei einem Uhrwerk; glatt, wie am Schnürchen. Dann ein ununterbrochener Zufluß strammer, sonnenverbrannter Landleute, die ersichtlich soeben erst ihre Erntearbeiten im Stiche gelassen hatten, um dem Rufe des Vaterlandes Folge zu leisten. Mächtig dröhnte ihr wuchtiger Schritt auf dem ungewohnten Straßenpflaster, kraftvoll erklangen aus ihren frischen Kehlen patriotische Lieder. Ging es doch in den Kampf, in den Krieg, der den gewissenlosen, selbst vor dem Meuchelmord nicht zurückschreckenden Urhebern endloser politischer Ränke galt; ging es doch gegen Heuchelei und Verlogenheit, gegen den ganzen sittlichen Tiefstand, der um eigennütziger Zwecke willen die Früchte deutscher Arbeit und die Größe des Vaterlandes anzutasten wagte.

Mittlerweile hatte man auch schon aus Stadt und Land eine große Zahl Pferde eingebracht, die in endlosen Reihen in den weniger verkehrsreichen Straßen standen und sofort der Ausmusterung unterzogen wurden. Die Bahnhöfe



Bewachung von Eisenbahnen und Brücken an der österreichisch-serbischen Grenze.



waren für den alltäglichen Personen- und Güterverkehr längst gesperrt, die Maschinen dennoch unter Dampf. In aller Stille, teilweise sogar nächtlicherweile, wurden die ersten Frontregimenter einwaggoniert. Oftmals wußte nur eine kleine Gemeine davon; sie, die Väter, Frauen und Schwestern, ließen es sich nicht nehmen, den Scheidenden das Geleite zu geben. Schweren Herzens mögen sie den Weg zu den streng bewachten Bahnhofschranken zurückgelegt haben. Aber in den letzten Augenblicken gab es doch noch da und dort eine ergreifende Szene, eine anfeuernde Rede, und als die Lokomotive zu schnauben begann, hüben wie drüben, solange man sich noch nahe wußte, begeisterte Hochrufe. Hoffen wir, daß sie alle, die da ausziehen, den Sieg in West und Ost erstreiten und durch neue Heldentaten den Ruhm des deutschen Heeres mehren!

## Sicherung der Wege und Bahnen.

(Hierzu die Bilder auf Seite 14, 15, 17.)

Schon in den Tagen vor der Mobilmachung lag es auf uns allen wie eine dumpfe Ahnung: „Gebt acht — seid auf der Hut!" Hatten doch erst kurz zuvor einige aufsehenerregende Spionageprozesse bewiesen, wie eifrig allerorten der Frank und der Rubel an der Arbeit waren, bedauernswerte Schwächlinge zum scheußlichsten Verbrechen, zum Landesverrat, zu verleiten. So wurde unwillkürlich, als der Krieg nicht mehr vermeidbar schien, jedes deutsche Auge mißtrauisch; man besah sich jeden genauer, der ungewohntes Wesen zur Schau trug. Und wenn es in der allgemeinen Aufregung auch zu manchen Fehlgriffen kam, wenn sich im heiligen Zorn über die Heimtücke und Hinterhältigkeit unserer Feinde der Eifer des öfteren in Übereifer verwandelte: mit Befriedigung können wir feststellen, daß es an keiner einzigen Stelle gelang, die deutsche Mobilisierung auch nur für Stunden zu stören oder aufzuhalten. Wie jedem anderen Zweig der Mobilmachung, so galt in all den Friedensjahren die gleiche Sorgfalt unserer militärischen Behörden auch dem Schutz unserer Straßen und Bahnanlagen. Sie und den folgenden Aufmarsch vor feindlichen Störungen zu bewahren, ist in Grenzgebieten Sache des Grenzschutzes. Er arbeitet um so schneller, je bedrohter das betreffende Gebiet erscheint. Alle damit Beauftragten — Reservisten, Landwehr- und Landsturmmänner — wissen genau, was sie zu tun haben. Wenige Stunden, nachdem der Mobilmachungsbefehl eingelangt ist, sind die Einberufenen eingekleidet und bewaffnet und eilen an die ihnen zugewiesenen Posten, sei es Bewachung von Brücken, Bahnhöfen, Tunnel- und sonstigen Kunstbauten, seien es Aufklärungs- und Meldedienste, innerhalb und jenseits der Grenzen.

Wer in den Tagen der Mobilmachung die Bahn benützen mußte, sah denn auch an jeder Weiche, an jedem Bahnübergang, Brückenkopf, kurz an jeder wichtigen Stelle die erforderlichen Bedeckungsmannschaften.

Mit gleicher Genauigkeit wie die Beförderungsmittel wurden auch die Straßen beaufsichtigt, besonders die auf ihnen verkehrenden Automobile. Denn man sagte sich sofort, daß böswillige Feinde, denen die strenge Überwachung der Bahnhöfe bekannt war, es versuchen würden, dies modernste Fahrzeug ihren dunklen Plänen dienstbar zu machen. Was man da alles fing und unschädlich machte, wird man erst in späterer Zeit, nach dem Kriege, erfahren. Aber auch hier hatten wir jedenfalls vollen Erfolg, denn schon nach wenigen Tagen konnten die Behörden verkünden, daß sich kein fremdes Automobil mehr auf deutschem Boden befinde.

Das feindliche Ausland hatte natürlich gleichfalls einen militärischen Überwachungsdienst seiner Bahnen eingerichtet. Aber wenn das nicht gegen Uebeltäter aus dem eigenen Lager geschah, gegen uns hätten sie es sich wenigstens im inneren Lande ersparen können. Denn es ist nicht deutsche Art, von Amts wegen Schurken auszusenden, die unter dem Schutz der Gastfreundschaft Bomben herstellen, um sie aus dem Hinterhalt auf Brücken und fahrende Züge zu schleudern.

## Unsere Gegner.

(Hierzu die Bilder auf Seite 18 und 19.)

Ehe es zum Schlagen kommt, ist es von allerhöchster Bedeutung, den Gegner, den es niederzuringen gilt, kennen zu lernen. Wir dürfen sicher sein, daß sowohl die deutsche Heeresleitung wie jene unserer Verbündeten jenseits der schwarzgelben Pfähle dabei von durchaus zutreffenden Anschauungen und Erfahrungen geleitet sind.

Wie groß ist die französische numerische Stärke?

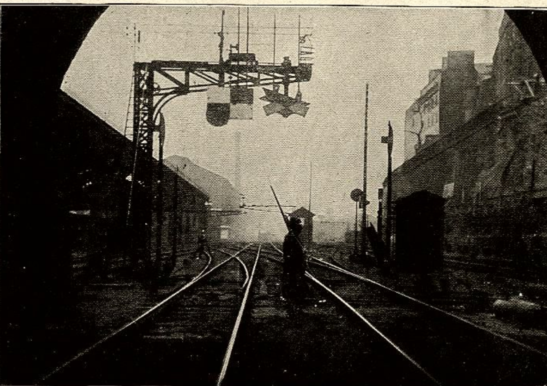
Die Armee der Franzosen gliedert sich in 20 Armeekorps, welche 20 Regionen des Mutterlandes entsprechen und die gleiche Nummer wie diese tragen. Die Sollfriedensstärke dieser 20 Armeekorps betrug im Jahre 1913 im Mutterlande 31 611 Offiziere und 613 717 Mann; sie wurde nach neueren zuverlässigen Berechnungen mittlerweile auf rund 760 000 Mann erhöht.

Zu der Sollfriedensstärke der Infanterie treten im Kriege Reservetruppen, und zwar zu den 173 aktiven Regimentern ebensoviele Reserveregimenter. Die Kavallerie stellt bei den Husaren, Dragonern und Jägern noch vier Reserveeskadronen auf. Die Artillerie vermehrt ihre Geschütze für jedes Korps auf 144. Außerdem werden noch Territorialtruppen aufgestellt und Ersatzformationen gebildet.

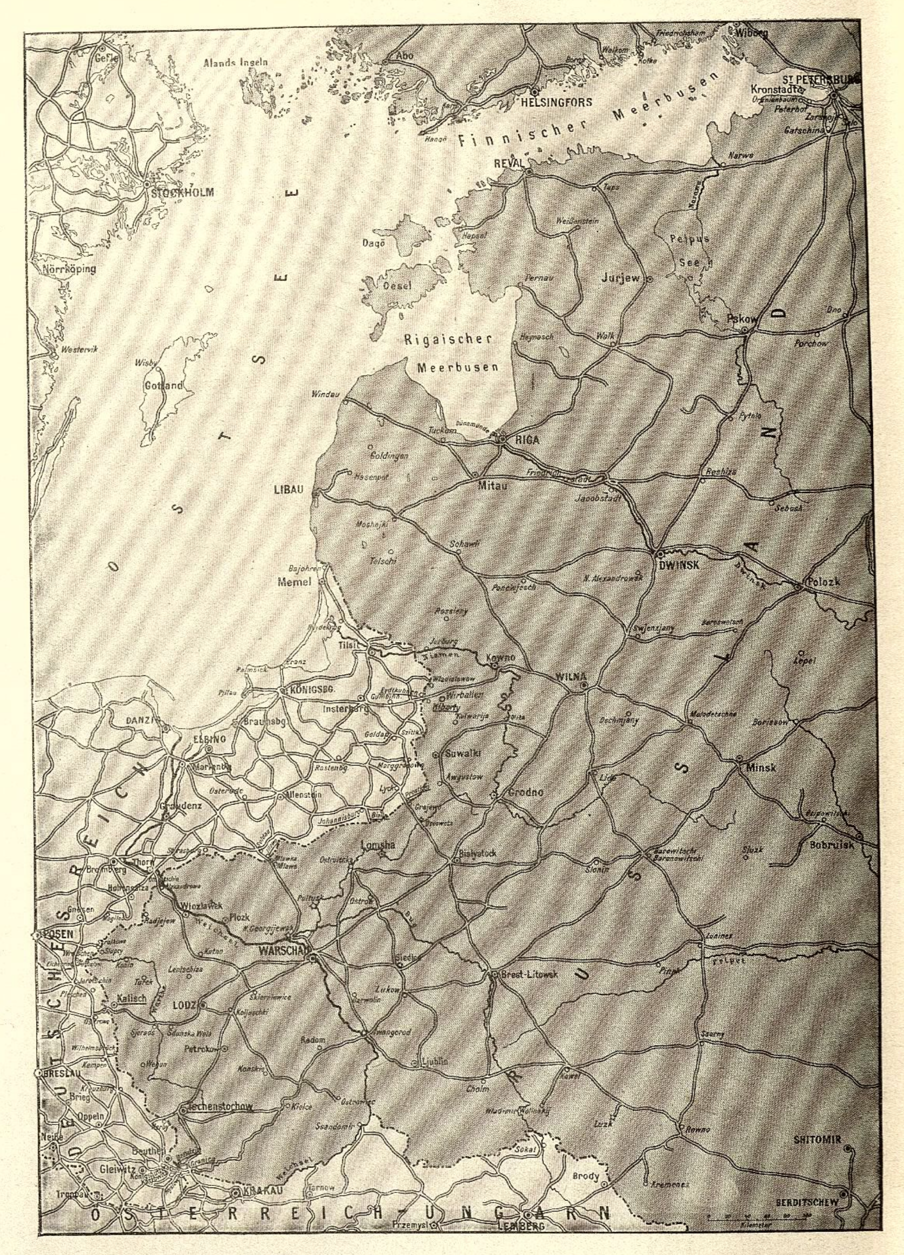
Insgesamt dürfte sonach, ohne die letztgenannten Ergänzungstruppen zu berücksichtigen, die französische Feldarmee auf 1100 Bataillone, nahezu 600 Eskadronen und 820 Batterien, oder rund 1 200 000 Mann Infanterie, 50 000 Kavalleristen und 3300 Geschütze einzuschätzen sein. Ein Armeekorps würde also die numerische Stärke von etwa 60 000 Mann darstellen.

Die französische Infanterie ist mit dem Gewehr System Lebel 1893 bewaffnet, dessen größte Schußweite 3400 Meter beträgt. Die französischen Maschinengewehre sollen imstande sein, 600 Schuß in der Minute abzugeben. Die Kavallerie führt mit Ausnahme der Kürassiere jetzt ebenfalls die gefürchtete Lanze, im übrigen den Säbel und Karabiner.

Wir haben also im Westen einen numerisch sehr starken und anerkannt tapferen Gegner vor uns, was unsere Kriegsleitung naturgemäß veranlaßte, alle Energie walten zu lassen und alle Mittel moderner deutscher Kriegskunst anzuwenden, wie die Schlachten nördlich und südlich von Metz und bei Neufchateau am 21. August bewiesen haben, über die wir ausführlich noch berichten werden. Nichts wäre verhängnisvoller gewesen, als in den französischen Fehler zu verfallen, den Gegner zu unterschätzen. Der französische Elan ist fast sprichwörtlich geworden, aber wir haben jetzt wieder die Erfahrung gemacht, daß bei einem mißlungenen Vorstoß



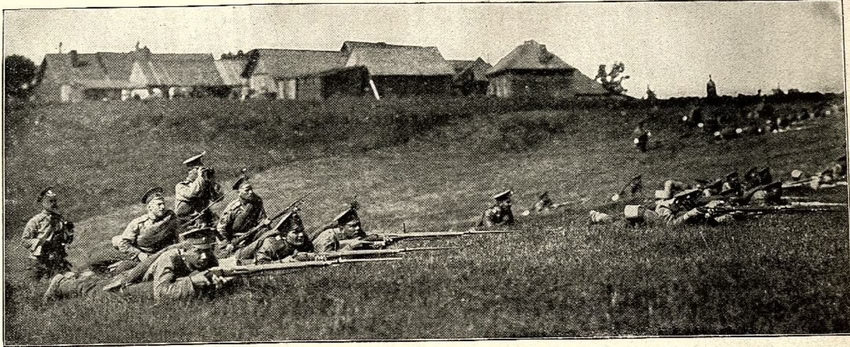
Französischer Wachtposten vor einem Signalapparat auf dem Bahnhof St. Lazare.




Übersichtskarte der deutsch-russischen Grenze.



Das Anhalten eines verdächtigen Automobils an der oberschlesischen Grenze.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



Eine russische Schützenlinie.

auch Verwirrung und Panik gar zu leicht Platz greifen, und das scheint uns dem ruhigen und besonnenen deutschen Soldaten von vornherein ein ausschlaggebendes Übergewicht zu sichern. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Franzosen von jeher an einiger Überhebung kranken und den französischen Soldaten dem deutschen gegenüber, den sie tölpisch und täppisch nennen, zu einem Wundertier zu stempeln suchen. Nicht uninteressant ist es, daran zu erinnern, daß unlängst erst ein französischer Reserveoffizier dieser landläufig gewordenen französischen Anschauung energisch entgegentrat und seinen Landsleuten schlechtweg sagte, ihre Ansichten über den Wert deutscher Soldaten seien grundfalsch. „Ich kann auf das Bestimmteste versichern,“ so schrieb er, „weil ich mich mit eigenen Augen davon überzeugt habe: daß wir es mit einer ganz außerordentlich kraftvollen Truppe (Soldaten, Unteroffizieren und Subalternoffizieren) zu tun haben werden. Die Wucht des Handelns ist bei allen bis zum Höchstmaße gesteigert. Man bläht sich freilich bei ihnen nicht so auf wie bei uns, sucht nicht aus jedem Soldaten einen Napoleon zu machen, der bei jedem Anlaß die Geistesgaben leuchten läßt, mit denen er von der Natur so verschwenderisch ausgestattet ist. Der deutsche Soldat ist nicht sonderlich anstellig und findig, oder man verlangt das wenigstens nicht von ihm. Stark soll er sein, kräftig und tüchtig — das genügt. Sie sind aus hartem Stahl, die auf Kommando losschnellen mit aller Kraft und Schnelligkeit, deren der Organismus nur eben fähig ist.“ Diese anerkennende Mahnung enthält zugleich ein ganz hübsches Sümmchen von Selbsterkenntnis, und wir wollen ihr keine weitere Erläuterung anfügen.

Die belgische Armee ist numerisch schwach und reicht in militärischer Erziehung und Schulung nicht über den Wert des mittelmäßigen Milizverteidigungssystems hinaus, das einem deutschen Ansturm gegenüber selbstverständlich nicht standzuhalten vermag. Ihre ziffermäßige Stärke wird, da in Belgien das neue Wehrgesetz noch nicht zu seiner vollen Wirkung gelangt ist, auf annähernd 70000 Mann einzuschätzen sein.

Und wie steht es mit Rußland?

Dieses besitzt nach der Neuordnung seiner Armee, die nach dem japanischen Kriege angestrebt wurde, aber bezeichnenderweise heute noch nicht völlig durchgeführt ist, 37 Armeekorps, wovon sieben in Sibirien und drei im Kaukasus stehen. Von den für den europäischen Krieg verbleibenden 27 kommen zunächst die in den südlichen europäischen Bezirken stehenden neun Korps mit sieben Kavalleriedivisionen gegen Österreich-Ungarn in Betracht, wozu vielleicht noch zwei Korps des Bezirkes Moskau stoßen. Verblieben also noch 16 Korps mit acht bis zehn Kavalleriedivisionen, die gegen Deutschland zu Feld ziehen könnten. Aber das hat bei dem Mangel an Eisenbahnen in Rußland gute Weile; die Mobilmachung kann in diesem Riesenreiche naturgemäß nur langsam vor sich gehen. Rechnen wir hinzu, daß die polnische Revolution ihr Haupt zu erheben beginnt und daß man auch in der Ukraine dem militärischen Aufmarsch Widerstand entgegensetzt, so ist zu erwarten, daß die Lösung der verdammenswerten Aufgabe, die sich das Moskowitertum gestellt hat, nicht nur verschleppt, sondern überhaupt in Frage gestellt wird.

Und der Gefechtswert der russischen Truppen?

„Die Infanterie ist schwerfällig im Schützengefecht und schießt höchst mittelmäßig,“ erklärt der deutsche General Keim auf Grund von zuverlässigen Mitteilungen und Erfahrungen eines höheren Offiziers, der an der Ostgrenze im Felde steht. „Das Dreiliniengewehr, mit dem sie bewaffnet ist, steht unseren Gewehren erheblich nach. Die Mehrzahl der Leute ist von kräftiger Gestalt, auch mit Kleidung und Schuhwerk gut versehen. Die Gefangenen, die wir bisher gemacht haben, sind reichlich stumpfsinnig und erzählen, man habe ihnen erst in Tauroggen, dicht an der deutschen Grenze, gesagt, daß Krieg sei. Jedenfalls sind unsere Leute ihnen an Kampfesfreude, Gefechtsdisziplin und Schußfertigkeit weit überlegen. Ihre Feldartillerie schießt im allgemeinen nicht schlecht, aber die Granaten explodieren



Berliner Illustrations Gesellschaft m. b. H., Berlin.

Französische Infanterie zum Angriff vorgehend.



meist nicht, so daß die Schrapnellwirkung ausbleibt und die Granaten nur als Vollgeschoß wirken. Die russischen Kavalleriedivisionen reiten schneidig an, sowie sie jedoch in Artillerie- oder gar Infanteriefeuer kommen, machen sie kehrt.“

Ziehen wir mit aller Gelassenheit die Schlüsse aus diesen Betrachtungen und Erwägungen, dann steht unsere Sache, trotz der Zahl der Feinde, die uns umgeben, nicht schlecht. Darum nur das eine: „Auf Gott vertraut und nach Kräften dreingehaut!“

## Die Schlacht bei Mülhausen.

Schilderung eines Augenzeugen.

(Hierzu das Bild auf Seite 20.)

Wir haben große und furchtbare Dinge erlebt. Es hieß hier, das Oberelsaß solle preisgegeben werden, andere meinten aber auch, daß es sich nur um eine Falle für die Franzosen handle. Am Donnerstag (6. Aug.) rückten unsere Soldaten nach der Grenze ab. Am Freitag und Samstag gab es Gefechte bei Altkirch bis vor die Tore Mülhausens. Den ganzen Tag über erdröhnte Kanonendonner, gegen Abend hörte man Kleinfeuer und Kampflärm. Unsere paar Regimenter leisteten erbitterten Widerstand, mußten aber vor der Übermacht zurück, und am Samstag abend zogen die Franzosen mit klingendem Spiel in die Stadt ein. Schon am Freitag abend hatten die ganze Post, die Eisenbahn mit allen Lokomotiven, die Reichsbank die Stadt verlassen. Die Gleise waren gesprengt und die Stadt still wie ein Grab.

Der Sonntag kam herauf in strahlender Schönheit und beleuchtete die französischen Biwaks gerade vor uns am Tannenwald und die Artillerie, die eine Viertelstunde von uns am Kamm nach der Ebene aufgezogen war. Ein ganzes französisches Armeekorps hatte die Stadt passiert. Eine Abteilung Husaren kam auch durch den Kronenweg. „Hier sind wir, hier bleiben wir,“ erklärten sie; „jetzt geht es nach Berlin. Der Kaiser wird seine Koffer packen müssen.“ Es waren frische Jungen, steckten aber in miserablen Uniformen und hatten zerlumptes Sattelzeug, ersetzt teilweise durch Stricke. Und der Tag ging weiter in unerhörter Schönheit, so still, unheimlich schön, man ahnte die Katastrophe. Zwischen vier und fünf Uhr sahen wir Truppen von den Vogesen herbeiziehen, und schon kamen die ersten Kanonenschüsse im Norden Mülhausens bei Pfastadt (Vorort). Das war deutsche Artillerie. Wir sahen, wie die ersten Schrapnelle in die Stadt einschlugen, wir sahen die französische Artillerie feuern, die leuchtenden Kugeln flogen, pfiffen und platzten. Und auf einmal kam uns die Erkenntnis, es geht auch um uns hier oben auf dem Rebberg. Wir flohen in den Keller, hatten gerade noch Zeit, den Kinderwagen, Soxhlet, Zwieback und ein paar Stühle runter zu schaffen. Da kam's Schlag auf Schlag, immer stärker pfiffen die Bomben, immer sicherer platzten sie in unserer Nähe. Und dann kam ein Moment, dessen Schrecknis nicht zu sagen ist. Unser Haus war getroffen, und wir saßen da im schwarzen Pulverdampf und wußten nicht: brennt es oder stürzt alles zusammen? Und noch eine halbe Minute, und es schlug wieder ein, und zum drittenmal. Wir alle rangen die Hände in schweigendem Entsetzen und warteten auf das nächste Schrapnell, das uns zerreißen mußte. Unser kleiner Klaus war ganz still, nur seine Augen sahen groß und starr, und er versuchte zu sagen: „Gelt, es war schon ein bißchen weiter weg.“ Und es platzten noch viele Schüsse über uns. Wir dachten, wir müßten ersticken, bis wir endlich die Kellertür aufmachen konnten. Als die Detonation nicht mehr so ganz über uns war, hörten wir auf einmal unseren Gärtner und seine Frau rufen: „Kommen Sie raus, Ihr Haus fällt ein!“ Und ohne uns umzusehen, sind wir in wilder Flucht durch all den Granatenregen zu Nachbarsleuten in den Keller gerannt. Später, als die Schüsse nicht mehr Schlag auf Schlag kamen, bin ich mit Ernst noch mal rüber, um Klaus' Matratze und Decken zu holen. Jetzt



Feldartillerie. Infanterie (Feldanzug). Regiment Chasseurs à cheval. Grenadier-Reg. (Tambour). Regiment des Guides (Trompeter). Lancier-Regiment. Genietruppe (Mineur). Carabinier-Regiment.

Im Hintergrund: Reitende Artillerie (Offiziere). General (kleiner Anzug). Jäger zu Pferde (Offizier). 2. Lancier-Regiment (Offizier, Feldanzug). Train-Reg. (Feldanzug).

Typen vom belgischen Heer.



Phot. Dr. Trenkler & Co

**Die Stadt Mülhausen im Oberelsaß,**
der Schauplatz des ersten deutsch-französischen Zusammenstoßes, durch den ein französisches Armeekorps und eine Division von ihrem Stützpunkt Belfort nach Süden abgedrängt wurden.

sah ich die Zerstörung. Im Nachbarhaus ist der halbe erste Stock zertrümmert, ein großes Loch, auch durchs Dach, zwei Zimmer und die Speichertreppe total zerstört. Bei uns keine Fensterscheibe mehr, die Zimmer voll Glassplitter, und sogar im Keller, wo wir saßen, Schrapnellstücke.

Und es kam die Nacht, und ringsum entbrannte der fürchterliche Nahkampf. Wir saßen im Keller, zwölf Menschen in einem kleinen Mittelraum, der uns am sichersten schien. Es war eine furchtbare Schlacht, und sie wollte nicht enden. Da, gegen Mitternacht, hörten wir auf einmal die französische Artillerie auf der Ziemersheimer Landstraße nach dem Zoologischen zu in wilder Flucht abziehen. Ein Teil ging auch durch unsere Zurheinstraße.

Anderthalb Stunden hörten wir sie rasen. Es war uns wie eine Engelsbotschaft, aber wir durften noch nicht aufatmen. Immer noch kamen Schrapnelle von Pfastadt, und auf der anderen Seite grollte schrecklich der Isteiner Klotz. Und vor und neben uns der Nahkampf, Gewehrfeuer, das Prasseln und Knattern des Maschinengewehres, und auf einmal deutsche Kommandos, Signale: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp" zum Angriff mit dem Bajonett. Die Kugeln flogen ums Haus und prasselten in die Bäume. Und drunten aus der Stadt raste der Straßenkampf herauf, bis es dann gegen vier Uhr still wurde.

Wir gingen hinaus in die kalte Sternennacht und achteten gar nicht mehr darauf, daß immer noch einzelne Kugeln flogen. Die ersten Hähne schrien, der Mond stand kalt und klar am Himmel. Und wieder schwoll und raste eine wilde Schlacht im Tannenwald, dann wieder Totenstille. Wir sahen das weite Schlachtfeld, wir sahen dunkle Körper, und als um halb fünf Uhr das erste Morgenrot über den Blauen (Schwarzwald) stieg, rafften wir alles zusammen und flohen in rasendster Eile in die Stadt zu Bekannten. Kaum waren wir dort, ging noch einmal eine schwere Kanonade über die Stadt, wir saßen wieder im Keller. Aber dann war der herrliche Sieg entschieden. Zwei Stunden später rasten die Autos, um die Verwundeten zu holen. Es lagen die Leichen in Haufen übereinander wie Kartoffelsäcke.

Phot. Dr. Trenkler & Co.

**Die Stadt Markirch in Elsaß-Lothringen, Kreis Rappoltsweiler,**
die noch vor der Kriegserklärung von den längst vorbereiteten französischen Truppen überrumpelt und nebst den Ortschaften Gotresthal, Metzeral, sowie dem Schluchtpaß vorübergehend besetzt wurde, obwohl die französische Regierung die Innehaltung einer unbesetzten Zone von 10 km zugesagt hatte.



Alle Spitäler sind voll von Verwundeten, ebenso die schnell errichteten Notlazarette und viele Häuser, die sich zur Aufnahme der Verletzten erboten hatten.

Es zogen nun unerhörte Mengen Soldaten in die Stadt ein. Ich sah die Feldpost, das Rote Kreuz. Der Stab ist da. Es war ein brausendes Jubeln bis abends neun Uhr. Da ging der Verrat an. Franzosen waren noch da, versteckt in den Häusern, und sie schossen, und wieder war's ein Straßenkampf und tolles Maschinengewehrknattern. Wir waren gerade wieder zu Haus angekommen, weil in der Stadt überall starke Einquartierung war. Und wieder saßen wir mit den Kindern beim Nachbar im Keller und legten uns um Mitternacht auf Matratzen. Es sind unzählige Verhaftungen vorgenommen worden. Ein Kloster in Riedisheim soll ausgehoben sein, weil hier eine ganze Kompanie Franzosen versteckt war. Andere Leute sind sofort erschossen worden, als man die Franzosen bei ihnen fand. Gestern den ganzen Tag gab's Haussuchungen mit aufgepflanztem Bajonett. Wir fürchten nur noch die Schrapnelle.

Und nun ist Ruhe eingekehrt, heißer Sommer liegt über der Stadt und es zieht ein Brandgeruch durch die nun wieder stillen Straßen. Das Schlimmste ist überwunden; diese Nacht sind wir zum erstenmal wieder aus den Kleidern gekommen und haben gut geschlafen. Wir haben Einquartierung und bewirten die Leute mit den besten Sachen. Es ist ein Wunder, daß wir noch leben und unversehrt sind.

(Frankfurter Zeitung.)

**General der Infanterie v. Emmich,**
der den Sturm auf Lüttich persönlich befehligte und für die glänzende Waffentat der Eroberung der Festung vom Kaiser durch Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet wurde.

## Der Sturm auf Lüttich.

(Hierzu die Bilder auf Seite 21—24 und die Kunstbeilage.)

Lüttich gefallen! Wie ein Blitz durchzuckte diese Siegeskunde ganz Deutschland. Das Unglaubliche war Wirklichkeit, eine große, moderne Festung war ohne vorhergehende Belagerung im Sturm genommen worden.

Lüttich, dessen Befestigungen von Brialmont in den Jahren 1888 bis 1892 erbaut worden sind, besitzt keine Kernumwallung, sondern nur eine Zitadelle auf dem linken Maasufer, ist aber durch einen Kranz von zwölf Forts geschützt. Die Forts Barchon, Evegnée, Fléron, Chaudfontaine, Embourg und Boncelles liegen auf dem rechten, die Forts Pontisse, Liers, Lantin, Lancin, Hollogne und Flemalle auf dem linken Maasufer. Der Fortgürtel ist in einem Kreise von acht Kilometern um Lüttich herumgeführt.

Das Fort Barchon beherrscht den Höhenzug von Wandre und Cherathe, gegenüber Herstal, während das Fort Evegnée die Hochfläche zwischen den Dörfern Evegnée und Fignée deckt. Das Fort Fléron sperrt die Hauptstraße Lüttich—Aachen. Das Fort Chaudfontaine deckt den Abschnitt auf dem rechten Ufer der Vestre, eines Nebenflusses der Maas, während Fort Embourg den Abschnitt zwischen Vestre und Ourthe schützt. Den Anschluß an die Maas zwischen Ourthe und Maas bildet dann das Fort Boncelles.

Sämtliche Forts sind durch Betonbauten und Panzerkuppeln befestigt und waren von je zweihundert bis vierhundert Mann besetzt.

Die deutschen Truppen wurden von dem General der Infanterie v. Emmich geführt. Sechs schwache Friedensbrigaden mit Kavallerie und Artillerie vom 10. Armeekorps waren es, die am 4. August die belgische Grenze überschritten. Erst nach der Einnahme von Lüttich konnten sie als Verstärkung ihre Ergänzungsmannschaften einstellen und zwei weitere Regimenter nachziehen, die ihre Mobilisierung bereits beendet hatten. Auf feindlicher Seite schätzte man die Deutschen auf 120000 Mann!

Der erste Vorstoß richtete sich gegen das Fort Barchon, das unter dem Feuer der Artillerie von der Infanterie angegriffen wurde. Dann wurde der Angriff auf die Nordostfront ausgedehnt, so daß außer auf das Fort Barchon gleichzeitig auch auf die Forts Chaudfontaine und Embourg vorgegangen wurde. Späterhin wurden alle Forts auf



**Ansicht von Lüttich.**

dem rechten Maasufer angegriffen. Als erstes fiel das Fort Embourg. Schon die schwächeren Geschütze der deutschen Artillerie veranlaßten die Forts nach kurzer Beschießung zur Übergabe. Die von den schweren Geschützen beschossenen Forts wurden in Trümmerhaufen verwandelt und ihre Besatzung vernichtet.

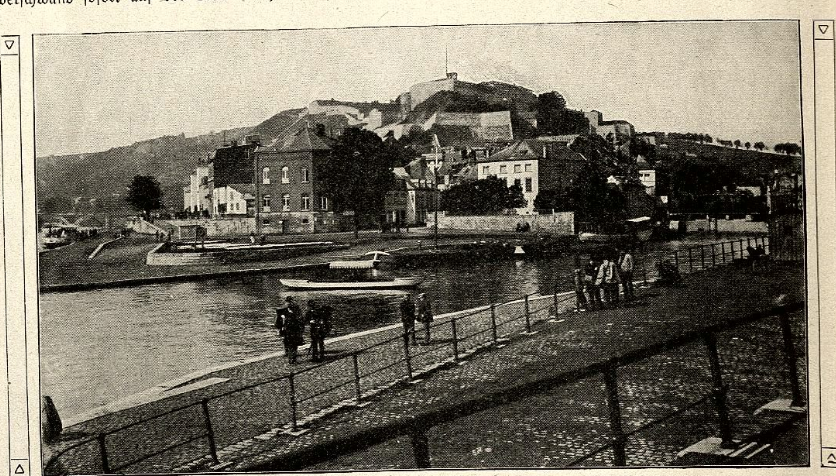
Inzwischen war eine Kavallerieabteilung in die Stadt eingedrungen. Wegen der grauen Felduniform hielt man die Abteilung anfänglich für englisches Militär. Die Kommandantur wurde besetzt, und nur im letzten Augenblick gelang es dem Kommandanten von Lüttich, General Leman, zu flüchten. Man fand ihn später in einem der genommenen Forts, von wo seine Überführung in die deutsche Gefangenschaft erfolgte.

An dem Kampf um die Festung beteiligte sich auch der Zeppelinkreuzer Z VI. Ein Augenzeuge berichtet in der „Köln. Ztg." darüber: „Am Donnerstag nacht elfeinviertel Uhr hörte ich plötzlich ein mir ganz unbekanntes Geräusch. Ich sah da in einiger Entfernung am Himmel ein kleines Licht, das näher und näher kam. Jetzt hörte das Geräusch auf — plötzlich erstrahlte auf der Erde ein blendendes Licht. In dem Lichtschein da unten sah ich alles hell und deutlich, Teile der Befestigung und anderes. Der Schein mochte sich nur einige Sekunden gezeigt haben, aber wie lange schien es mir! Mein Auge hatte sich noch nicht an das Dunkel der Nacht gewöhnt, da hörte ich ein Getöse. Ich sah gen Himmel, nichts passierte; das kleine Licht zog ruhig weiter. Aber da unten, da sah ich jetzt genug — Feuer und Rauch! In der Helle war alles zu sehen. Das Echo kam nun an mein Ohr. Ich hatte mich von dem großen Schrecken noch nicht erholt, als schon ein zweiter Schein auf der Erde in ziemlicher Nähe sich zeigte. Jetzt konnte ich's auch noch deutlicher sehen, daß es ein Luftschiff war, an langem Seile tief unten hing, wie mir schien, ein metallener Korb; in diesem stand ein Mann. Deutlich sah ich's, wie er mit beiden Händen einen Gegenstand in die beleuchtete Stelle hinunterwarf. Sowie das geschehen war, verschwand sofort auf der Erde der helle Schein. Aber ich starrte doch weiter auf diesen Fleck. Eine mächtige Lichtgarbe schoß da nun auf, und große Klumpen flogen nach allen Seiten in die Höhe. Da — ein furchtbares Getöse! Mein Trommelfell schien zu platzen, ich war wie taub. Die Erde schwankte unter meinen Füßen so, daß ich taumelte. Ganz benommen schaute ich nun nach der Stelle. Die blendende Garbe hatte sich in eine dicke schwarze Rauchmasse zusammengeballt, die sich langsam in die Höhe wälzte. Nach und nach wurde sie von unten herauf heller und heller, wie weißer beleuchteter Dampf. Schließlich brannte die Stelle wie eine Feuersbrunst. Ich suchte nun zu erkennen, ob das Feuer sich ausbreitete, fuhr aber da schon wieder von einem weiteren entsetzlichen Knall erschreckt auf. Dieses furchtbare Schauspiel wiederholte sich fort und fort, nur ferner und ferner. Von elfeinviertel Uhr bis kurz vor Mitternacht wurden auf die Forts zwölf Bomben geworfen. Zwischen den Explosionen hörte man hin und wieder die Motoren surren. Nach der letzten Explosion stieg das Luftschiff in die Höhe, zog weiter und entschwand."

Brialmontsches Fortin (nach Schröter, Moderne Festungen). ----→ Grabenbestreichung aus Kasematten (früher „Reverskaponnieren"=Grabenwehr). ⊙ = Panzerturm. a = 21-cm-Mörser-Panzerturm. b = Panzerturm für zwei 15-cm-Kanonen. c = Panzerturm für eine 12-cm-Kanone. d = hebbares Schnellfeuer-Panzertürmchen. e = Gepanzerter Beobachtungs- und Beleuchtungsstand.

Später nachfolgende Infanteriekolonnen, die anfänglich in verschiedenen Straßen von der Zivilbevölkerung aus den Fenstern heraus mit einem Kugelregen überschüttet wurden, zwangen die belgischen Truppen zum Rückzug auf das linke Maasufer. Am Morgen des 7. August war das heldenhafte Werk vollbracht, Lüttich war im Besitz der Deutschen! — Wie schnell sich die Heranschaffung der deutschen Truppen vollzog, aber auch wie schwer sich das belgische Landvolk gegen sie beim Durchmarsch verging, mag ein Auszug aus dem Brief eines Einjährig-Freiwilligen zeigen.

Es heißt dort: „In der Nacht vom Sonntag auf Montag, 2./3. August, fuhren wir von Wismar ab und wurden auf der ganzen Fahrt überall mit Begeisterung begrüßt; freilich kamen wir kaum einen Augenblick zum Schlafen. Am 4. August, nachts, trafen wir an unserem Bestimmungsort ein, hatten dann am folgenden Morgen, 5. August, von früh fünf Uhr bis abends sieben Uhr zu marschieren, eine kolossale Anstrengung, wobei viele zurückblieben, die dann von den hinterlistigen Einwohnern erschossen wurden. Die Bewohner Belgiens sind Bestien, jeder Zurückbleibende ist rettungslos verloren. Bis zehn Kilometer in Belgien hinein wurden wir noch freundlich empfangen, dann aber ging's los. Die Belgier schossen auf alles, auch auf das ‚Rote Kreuz'.



Ansicht der Festung Namur.



In einem Dorfe, das unsere Truppen besetzt hielten, wurde von der Bevölkerung auf eine Husarenpatrouille von achtzehn Mann geschossen, natürlich ging dann das ganze Dorf in Flammen auf, und von den Einwohnern ist wohl keiner entkommen. Wir selbst wurden schon im ersten Biwak am 4. August von den Einwohnern überfallen, auch am 5. August wurde beim Durchmarsch durch ein Dorf von den Einwohnern auf uns geschossen, worauf wir natürlich scharfe Strafe folgen ließen."

Es steht fest, daß Frauen auf die angreifenden deutschen Soldaten kochendes Wasser und Öl geschüttet haben, daß Kinder Schwerverwundeten auf dem Kampfplatz die Augen ausstachen und daß Samariterinnen Verwundete, die sie in Pflege genommen hatten, später vom zweiten Stockwerk herab zum Fenster hinausstürzten. —

Auf deutscher Seite ist Friedrich Wilhelm Prinz zu Lippe gefallen, ein Onkel des regierenden Fürsten Leopold IV. zu Lippe. Er befehligte ein Regiment und führte es persönlich zum Sturme. Auf einem der Wälle nordwestlich von Lüttich wurden sie umzingelt und heftig beschossen. Der Prinz ließ die Fahne schwenken, um in der Nähe sichtbar gewordene deutsche Truppen zu Hilfe zu rufen. Ehe diese aber anlangten, sank er, durch die Brust getroffen, zu Boden.

Auch der Kommandant der Festung Lüttich ist, wie auf Seite 22 schon kurz erwähnt wurde, von den Deutschen gefangen worden. Als sie die Kommandantur besetzten, wurde er von seiner Umgebung wider seinen Willen mit entführt. Er begab sich dann in das Fort Lancin, die Verteidigung weiter zu leiten. Aber schon die dritte Granate der deutschen 42-cm-Geschütze, die aus zwölf Kilometer Entfernung feuerten, durchschlug die Betondecke des Munitionsmagazins, und das Fort flog in die Luft, hundertfünfzig Mann unter sich begrabend. General Leman wurde bewußtlos aufgefunden und gefangen genommen. Er ließ diese Tatsache sofort schriftlich festlegen und erklären, daß er sich sonst nicht ergeben hätte. General v. Emmich ehrte denn auch den überwundenen Gegner, indem er ihm den abgelieferten Degen zurückgab. Dann wurde der belgische General nach Deutschland abgeführt.

Mit der Eroberung Lüttichs hat das deutsche Heer nicht nur in seiner rechten Flanke einen sicheren Stützpunkt gewonnen, sondern es wurde ihm auch der Weg in der Richtung auf Namur, die der französischen Grenze näher liegende Festung, freigemacht, so daß alsbald mit deren Beschießung begonnen werden konnte.



Die verheerende Wirkung eines deutschen 42-cm-Geschosses auf das Panzerfort Lancin der Festung Lüttich.

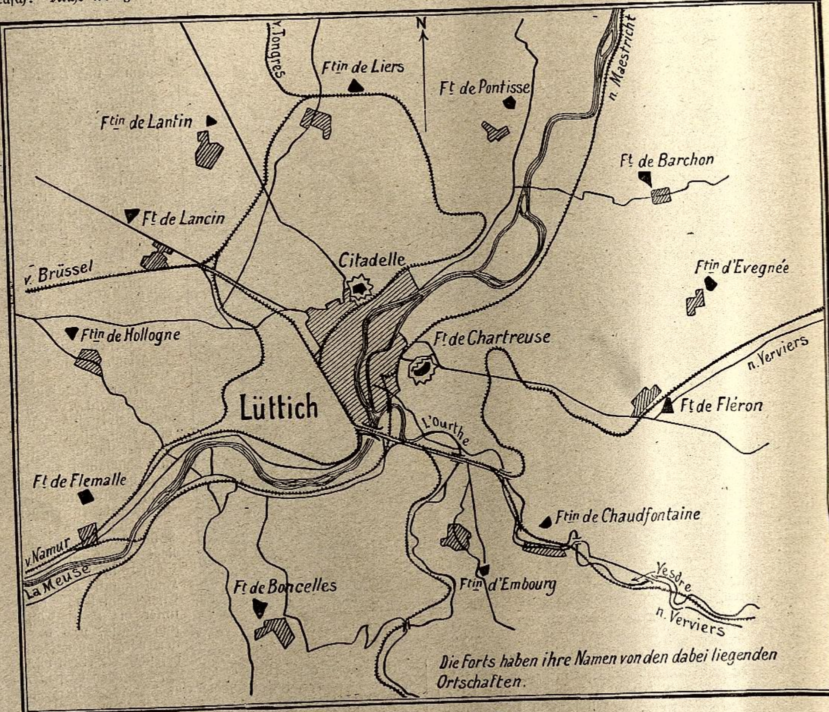
## Namur.

(Hierzu das Bild auf Seite 22.)

Schon wenige Tage nach den glorreichen Siegen von Metz, Longwy und Neufchateau konnte der deutsche Generalquartiermeister melden: „Von der Festung Namur sind fünf Forts und die Stadt in unserem Besitz; vier Forts werden noch beschossen. Der Fall scheint in kurzem bevorzustehen." Also schon am vierundzwanzigsten Mobilmachungstage auch dies andere belgische Bollwerk unser, von dem unsere heimlich verschworenen Feinde das deutsche Land zu überschwemmen gedachten! Denn es steht nunmehr unbestritten fest, daß die belgische Regierung sich längst verpflichtet hatte, den Franzosen und Engländern die Festungen Namur und Lüttich als Stützpunkte für den geplanten Angriff im Rücken der an der elsaß-lothringischen Grenze beschäftigten deutschen Armee bereitzuhalten. Der Scharfblick und die rasche Entschlossenheit unserer obersten Heeresleitung, die unvergleichliche Tapferkeit unserer braven Soldaten haben dies Netz von Lug und Trug zerrissen. Das ganze östliche Belgien ist in deutschen Händen, der Feldmarschall v. d. Goltz als Generalgouverneur eingesetzt, deutsche Verwaltung unter dem Aachener Regierungspräsidenten Dr. v. Sandt allenthalben eingerichtet; die Waffenfabriken in und bei Lüttich arbeiten mit Volldampf für die deutsche Armee. — „Kein Teufel wird uns diese Beute mehr entreißen!"

Namur, das gegen 32000 Einwohner zählt, liegt am Einfluß der Sambre in die Maas, ist Knotenpunkt von fünf Eisenbahnlinien, worunter die nach Brüssel und Paris, und durch neun vorgeschobene Forts befestigt, die einen wichtigen Teil in der Reihe der Maasbefestigungen darstellen. Wie die Lüttichs, sind auch die Außenwerke Namurs von Brialmont erbaut. Es ist der Sitz eines Gouverneurs. Die Stadt zeichnet sich durch schöne, breite Straßen und herrliche Promenaden aus. Ihre lebhafte Industrie erstreckt sich namentlich auf die Herstellung von Messern, Maschinen, Ton- und Glaswaren. Was aber diesem befestigten Platze für uns die besondere Bedeutung verleiht, das ist der Umstand, daß er nur dreißig Kilometer von der französischen Grenze entfernt liegt und daß mit dem Besitz Namurs auch die berühmten Maasübergänge in unseren Händen sich befinden. Kein Feind vermag mehr unseren rechten Flügel zu umgehen; die Zufuhr der Kriegs- und Lebensmittel aus der Heimat ist für unsere nach Frankreich vordringenden Truppen dauernd gesichert. — Wir würden etwas Wichtiges vergessen, wollten wir bei diesem Anlaß nicht auch der Werkzeuge gedenken, denen wir den raschen Verlauf der großartigen Erfolge vor Lüttich und Namur verdanken, nämlich unserer neuen 42-cm-Mörser. In aller Stille, ohne daß die Feinde etwas davon zu merken bekamen, wurden diese riesigen Zerstörungsmaschinen hergestellt, und es gereicht den zahlreichen Personen, die um das Geheimnis

wußten, zur größten Ehre, daß auch nicht ein Wörtlein von diesen Vorbereitungen in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Um so überraschender, niederschmetternder war das Ergebnis für die Feinde. Der Generalstab hat einige photographische Aufnahmen aus den zusammengeschossenen Forts von Lüttich zur Verfügung gestellt, von denen auch hier eine zum Abdruck kommt (Seite 23). Wie man sieht, sind die meterdicken Betonmauern vollständig zermalmt, die schweren Panzertürme wie Riesentöpfe zerrissen und aus ihren Fundamenten geschleudert. Es muß also eine Brisanzgranate von geradezu fürchterlicher Wirkung sein, die aus einem solchen Mörser fliegt. Aber welch bewundernswerte Leistung auch, diese Riesen zu bewegen und obendrein so rasch! Nicht weniger als dreißig Pferde sollen an einem einzigen gezogen haben, meldet ein englischer Korrespondent. War aber der Koloß erst an Ort und Stelle, dann galt es, noch eine sichere Bettung herzustellen, ehe der erste Schuß abgefeuert werden konnte. Soweit es irgend anging, hat man natürlich die Eisenbahn zur Beförderung benutzt. Doch auch da mag es genug Hindernisse gegeben haben. So hatten die Belgier einen wichtigen Tunnel gesperrt, indem sie, nach vergeblichen Sprengversuchen, in ihm ein Dutzend oder mehr Schnellzugslokomotiven aufeinanderprallen ließen. Aber nicht lange dauerte es, da war der Tunnel wieder geräumt, und dann sind vielleicht als die ersten „Passagiere" gerade diese 42-cm-Mörser ins belgische Land hineingedampft, um die Arbeit zu vollbringen, die man ihnen deutscherseits zugedacht hatte.




Die Festung Lüttich und ihre Forts.

## Zwischen Metz und den Vogesen.

20. August 1914.

Wo ist es gewesen? Wer hat es gesehn:
Zwischen Himmel und Erde die Fahne wehn?
Ein Fahnenreiter riesenhaft,
Im Bügel steil den Fahnenschaft,
Um den Leib die Schärpe schwarz-weiß-rot,
In der Faust das Schwert, und das Schwert heißt Tod!
Und der Reiter? Gott rief in der Cherubim Chor:
Der deutsche Erzengel trete vor!
Sankt Michel, heut sollst du im Glorienschein
Des Herrgotts Fahnenjunker sein!
Der sprach kein Wort. Er sprang in den Sitz.
Vom Rosseshuf schnob durch die Wolken ein Blitz —
Wer hat es gesehn? Wo ist es gewesen . . .?
Zwischen Metz und den Vogesen.

Da lachte der Bayern Kronprinz hell:
Gott's Gruß, mein deutscher Michael!
Gott's Gruß! — das soll unser Feldschrei sein.
Gott's Gruß! Und mitten in Feind hinein!
Da stürmten sie vor, zu Pferd und zu Fuß.
Kanonen brüllten: Gott's Gruß! Gott's Gruß!
Aus Schwertern sang es und Büchsenlauf,
Aus Lanzen klang es und Roßgeschnauf,
Aus Blut und Wut und Rauch und Ruß:
Siegreich, siegreich der deutsche Gruß!
Die Fahne flattert, die Sonne scheint —
Kronprinz von Bayern, wo ist der Feind?
Der Feind? Gott's Gruß, der ist gewesen
Zwischen Metz und den Vogesen.

Rudolf Herzog.




**Der Zeppelinkreuzer „Z VI“ bombardiert Lüttich in der Nacht vom 6. August.**

Nach einer Originalzeichnung von E. Thiel.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Als am 25. Juli am späten Abend in allen Hauptstädten Deutschlands Extrablätter verkündeten, die österreichische Regierung habe die diplomatischen Beziehungen zu Serbien abgebrochen und den Krieg erklärt, da ging eine gewaltige Begeisterung durch das ganze Reich. Große Scharen zogen vor die österreichischen Konsulate, um dort Huldigungen darzubringen. „Hoch Österreich! Nieder mit Serbien!“ das waren die Rufe, die überall vernommen wurden, und die „Wacht am Rhein“, „Heil dir im Siegerkranz“, „Deutschland, Deutschland über alles“ waren Lieder, die überall erschallten. Es herrschte eine Begeisterung, wie man sie seit 1870 nicht mehr erlebt hatte. Bis spät nach Mitternacht zog die singende Menge durch die Straßen, und in allen öffentlichen Konzertlokalen mußten die deutsche und die österreichische Volkshymne gespielt werden, die stehend angehört wurden. Die Kundgebungen hatten einen durchaus ursprünglichen Charakter. Ein jeder fühlte sich von einem langen Alpdruck befreit, der auf seinem vaterländischen Empfinden gelastet hatte. Endlich, endlich hatte sich Österreich entschlossen, den serbischen Königsmördern mit der Waffe entgegenzutreten!

Wer diese Tage miterlebt hat, wird zu der Erkenntnis gekommen sein, daß das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich nicht auf einem papierenen Vertrag beruht, sondern auf dem einmütigen Fühlen der Herzen beider Völker, und daß das Wort von der Nibelungentreue kein leerer Schall ist.

Daß diese innige Übereinstimmung Deutschlands und Österreichs gegen Serbien die entgegengesetzte Stimmung in Frankreich auslöste, darf nicht wundernehmen. Wird doch Frankreich als Hauptgläubiger Serbiens es am eigenen Leibe zu spüren bekommen, wenn Serbien eine schwere Züchtigung erfährt, die seine Finanzlage erschüttert und dadurch Frankreich schädigt. Am Morgen des 26. Juli zogen in Paris etwa hundert junge Burschen vor die österreichische Botschaft und brachen in die Rufe aus: „Nieder mit Österreich! Tod Österreich!“ Einer der Demonstranten zog eine schwarzgelbe Fahne aus der Tasche, setzte sie in Brand und trat sie mit Füßen. Der österreichische Botschafter erhob sofort beim Auswärtigen Amt Einspruch gegen diese Kundgebungen und verlangte Maßnahmen, die ähnliche Ausschreitungen unmöglich machen würden. Der Direktor im Auswärtigen Amte sprach sein Bedauern über das Vorkommnis aus und erklärte, die nötigen Vorsichtsmaßregeln sofort treffen zu wollen. Von der österreichischen Botschaft hatten sich inzwischen die Aufwiegler zur russischen begeben, um dort eine Sympathiekundgebung zu veranstalten, doch wurden sie von der Polizei an ihrem Vorhaben gehindert.

Diese französische Kundgebung war gewissermaßen die Antwort auf die Stimmungsäußerungen des deutschen Volkes, über welche die Pariser Blätter am 26. Juli berichtet hatten. Der erhabene, ernste Charakter der deutschen Volksbewegung fehlte ihr gänzlich. Unschwer war die Mache zu erkennen, eine Anzahl junger Schreier für die Verteidigung der französischen Geldsackinteressen auf die Beine zu bringen.

* * *

Am 26. Juli brachte das russische Regierungsblatt, die „Nowoje Wremja“, einen Leitartikel, der über die Haltung der russischen Regierung keinen Zweifel übrigließ. Da hieß es: „Österreich allein wagt keine Verletzung des internationalen Rechtes. Ein Wort des Deutschen Kaisers genügt,



Ankunft der ersten gefangenen Franzosen in Stuttgart.
Nach einer Originalzeichnung von E. Klein.

daß Österreich seine Verbalnote zurücknimmt. Der Deutsche Kaiser weiß, daß Rußland nicht gleichgültig bleiben kann, sondern gezwungen ist, Serbien mit dem vollen Gewicht seiner Militärmacht zu unterstützen. Der österreichische Überfall Serbiens heißt Krieg mit Rußland. Ein österreichisch-russischer Krieg ruft die Mitwirkung Deutschlands hervor. Ein russisch-deutscher Zusammenstoß zieht Frankreich mit hinein, vielleicht auch England. Die moralische Verantwortung für den drohenden Zusammenbruch der europäischen Zivilisation fällt Deutschland und seinem Führer zu." In einem zweiten Artikel schreibt die „Nowoje Wremja": „Ein friedlicher Ausgang ist nur möglich, wenn Deutschland fest entschlossen ist, jetzt einen Krieg gegen Frankreich und Rußland nicht zu führen. Rußland bleibt ruhig, kennt aber seine historische Pflicht und ist bereit, die entschlossensten Schritte zu tun."

Trotz dieser unzweideutigen Stellungnahme Rußlands schlug am 27. Juli Sir Edward Grey im englischen Unterhause Friedenstöne an. Diese Sitzung des englischen Unterhauses ist um so bemerkenswerter, als sie in schroffem Widerspruch zu dem späteren Verhalten Englands steht. Das englische Unterhaus war an dem genannten Tage nachmittags unter Anzeichen großer Erregung zusammengetreten, weil die europäische Krisis und die innerpolitischen Verhältnisse die Mitglieder des Hauses mit größter Besorgnis erfüllten. Bonar Law stellte Fragen betreffend die europäische Lage.

Sir Edward Grey gab darauf folgende Erklärung ab:

„Ich glaube dem Hause ausführlich die Stellung, die die britische Regierung bis jetzt eingenommen hat, darlegen zu müssen. Letzten Freitag morgen erhielt ich vom österreichisch-ungarischen Botschafter den Text der Mitteilungen der österreichisch-ungarischen Regierung an die Mächte, die in der Presse auch erschienen und die die Forderungen Österreich-Ungarns an Serbien enthalten. Nachmittags sah ich die übrigen Botschafter und drückte ihnen gegenüber die Ansicht aus, daß wir, solange der Streit auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleibt, kein Recht hätten, uns einzumischen; wenn aber die Beziehungen zwischen England, Deutschland, Frankreich und Rußland bedrohlich würden, sei es eine Sache des europäischen Friedens und gehe uns alle an. Ich wußte in jenem Augenblick nicht, welchen Standpunkt die russische Regierung eingenommen hatte, und ich konnte deswegen keine unmittelbaren Vorschläge machen; aber ich sagte: Wenn die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland einen bedrohlichen Charakter annehmen, so scheine mir die einzige Möglichkeit für den Frieden darin zu bestehen, daß die vier an der serbischen Frage nicht unmittelbar interessierten Mächte — nämlich Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien — in Petersburg und Wien gleichzeitig und zusammen dahin wirken sollten, daß Österreich-Ungarn und Rußland die militärischen Operationen einstellen möchten, während sich die vier Mächte bemühen würden, eine Beilegung des Konfliktes zu erzielen. Nachdem ich gehört hatte, daß Österreich-Ungarn die Beziehungen zu Serbien abgebrochen hatte, machte ich folgenden Vorschlag:

Ich wies gestern nachmittag die britischen Botschafter in Paris, Berlin und Rom telegraphisch an, bei den Regierungen, bei denen sie beglaubigt sind, anzufragen, ob diese gewillt seien, ein Einvernehmen dahin zu treffen, daß der französische, deutsche und italienische Botschafter in London mit mir zu einer Konferenz in London zusammentreten, um sich zu bemühen, Mittel zu einer Beilegung der gegenwärtigen Schwierigkeiten zu finden. Gleichzeitig beauftragte ich unsere Vertreter, jene Regierungen zu ersuchen, ihre Vertreter in Wien, Petersburg und Belgrad zu ermächtigen, die dortigen Regierungen von der vorgeschlagenen Konferenz zu unterrichten und zu ersuchen, alle aktiven militärischen Maßnahmen bis zur Beendigung der Konferenz einzustellen. Darauf habe ich noch nicht alle Antworten erhalten.

Bei diesem Vorschlage ist natürlich ein Zusammengehen der vier Mächte das Wesentliche. In einer so schweren Krisis, wie diese, würden die Bemühungen einer einzelnen Macht, den Frieden zu erhalten, unwirksam sein. Die in dieser Angelegenheit zur Verfügung stehende Zeit war so kurz, daß ich die Gefahr auf mich nehmen mußte, einen Vorschlag zu machen, ohne die üblichen vorbereitenden Schritte zu unternehmen, um mich zu versichern, ob er gut aufgenommen werden würde. Aber wo die Dinge so ernst sind, wo die Zeit so kurz ist, läßt sich die Gefahr, etwas Unwillkommenes vorzuschlagen, nicht vermeiden. Ich bin trotzdem der Ansicht, daß, angenommen, daß der in der Presse erschienene Text der serbischen Antwort richtig ist, wie ich es glaube, dieser Vorschlag wenigstens eine Grundlage bieten sollte, auf der eine freundschaftliche und unparteiische Gruppe von Mächten, unter denen sich Mächte befinden, die bei Österreich-Ungarn und bei Rußland gleiches Vertrauen genießen, imstande sein sollte, eine Lösung zu finden, die im allgemeinen annehmbar sein würde."

Grey schloß: „Es muß jedem, der nachdenkt, klar sein, daß in dem Augenblick, wo der Streit aufhört, ein Streit zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu sein, und ein Streit wird, in den eine andere Großmacht verwickelt wird, dies mit einer der größten Katastrophen enden kann, die jemals das Festland Europas heimgesucht haben. Niemand kann sagen, was das Ende der ausgebrochenen Streitigkeiten sein wird, und ihre mittelbaren und unmittelbaren Folgen werden unberechenbar sein."

Nach der Erklärung Greys fragte Harry Lawson, ob es wahr sei, daß der Deutsche Kaiser heute morgen das Prinzip einer Vermittlung, das Grey vorgeschlagen habe, angenommen habe. Grey erwiderte, er sei überzeugt, daß die deutsche Regierung dem Vermittlungsgedanken grundsätzlich günstig sei, aber auf den besonderen Vorschlag, daß man zu einer Vermittlung durch eine Konferenz kommen möge, habe er noch keine Antwort von der deutschen Regierung erhalten.

Diese Friedenskomödie, denn etwas anderes war es nicht, erhält die richtige Beleuchtung durch die nachstehend wiedergegebenen Depeschen, die erst einige Wochen nach der Mobilmachung bekannt geworden sind.

Telegramm des Prinzen Heinrich von Preußen an den König von England vom 30. Juli 1914:

„Bin seit gestern hier. Habe das, was Du mir so freundlich im Buckinghampalast am vorigen Sonntag gesagt hast, Wilhelm mitgeteilt, der Deine Botschaft dankbar entgegennahm. Wilhelm, der sehr besorgt ist, tut sein Äußerstes, um der Bitte Nikolaus' nachzukommen, für die Erhaltung des Friedens zu arbeiten. Er steht in dauerndem telegraphischen Verkehr mit Nikolaus, der heute die Nachricht bestätigte, daß er militärische Maßnahmen angeordnet habe, welche einer Mobilmachung gleichkommen, und daß diese Maßnahmen schon vor fünf Tagen getroffen wurden. Außerdem erhalten wir Nachrichten, daß Frankreich militärische Vorbereitungen trifft, während wir keinerlei Maßnahmen verfügt haben, wozu wir indessen jeden Augenblick gezwungen sein können, wenn unsere Nachbarn damit fortfahren. Das würde dann einen europäischen Krieg bedeuten. Wenn Du wirklich und aufrichtig wünschest, dieses furchtbare Unglück zu verhindern, darf ich Dir dann vorschlagen, Deinen Einfluß auf Frankreich und auch auf Rußland dahin auszuüben, daß sie neutral bleiben? Das würde meiner Ansicht nach von größtem Nutzen sein. Ich halte dies für eine sichere und vielleicht die einzige Möglichkeit, den Frieden zu wahren. Ich möchte hinzufügen, daß jetzt mehr denn je Deutschland und England sich gegenseitig unterstützen sollten, um ein furchtbares Unheil zu verhindern, das sonst unabwendbar wäre. Glaube mir, daß Wilhelm in seinen Bestrebungen um die Aufrechterhaltung des Friedens von größter Aufrichtigkeit ist, aber die militärischen Vorbereitungen seiner beiden Nachbarn können ihn schließlich zwingen, für die Sicherheit seines eigenen Landes, das sonst wehrlos bleiben würde, ihrem Beispiele zu folgen. Ich habe Wilhelm von meinem Telegramm an Dich unterrichtet, und ich hoffe, daß Du meine Mitteilungen in demselben freundschaftlichen Geiste entgegennimmst, der sie veranlaßt hat. Heinrich."

Telegramm des Königs von England an den Prinzen Heinrich von Preußen vom 30. Juli 1914:

„Dank für Dein Telegramm. Sehr erfreut, von Wilhelms Bemühungen zu hören, mit Nikolaus sich für die Erhaltung des Friedens zu einigen. Ich habe den ernsten Wunsch, daß ein solches Unglück wie ein europäischer Krieg, das gar nicht wieder gutzumachen ist, verhindert werden möge. Meine Regierung tut ihr möglichstes, um Rußland und Frankreich nahezulegen, weitere militärische Vorbereitungen aufzuschieben, falls Österreich sich mit der Besetzung von Belgrad und benachbarten serbischen Gebietes als Pfand für eine befriedigende Regelung seiner Forderungen zufriedengibt, während gleichzeitig die anderen Länder ihre Kriegsvorbereitungen einstellen. Ich vertraue darauf, daß Wilhelm seinen großen Einfluß anwendet, um Österreich zur Annahme dieses Vorschlages zu bewegen. Dadurch würde er beweisen, daß Deutschland und England zusammenarbeiten, um zu verhindern, was eine internationale Katastrophe sein würde. Bitte, versichere Wilhelm, daß ich alles tue und auch weiter alles tun werde, was in meiner Macht liegt, um den europäischen Frieden zu erhalten. Georg."

Telegramm S. M. des Kaisers an den König von England vom 31. Juli 1914:

„Vielen Dank für Deine freundliche Mitteilung. Deine Vorschläge decken sich mit meinen Ideen und mit den Mitteilungen, die ich heute nacht von Wien erhielt und die ich nach London weitergegeben habe. Ich habe gerade vom Kanzler die Mitteilung erhalten, daß ihm soeben die Nachricht zugegangen ist, daß Nikolaus heute nacht die Mobilisierung seiner gesamten Armee und Flotte angeordnet hat. Er hat nicht einmal die Ergebnisse der Vermittlung abgewartet, an der ich arbeite, und mich ganz ohne Nachrich gelassen. Ich fahre nach Berlin, um die Sicherheit meiner östlichen Grenzen, wo schon starke russische Truppen Aufstellung genommen haben, sicherzustellen. Wilhelm."

Telegramm des Königs von England an den Kaiser vom 1. August 1914:



In Berlin vor dem Königlichen Schloß nach der Schlacht bei Metz.

Nach einer Originalzeichnung von Hugo L. Braune.

„Vielen Dank für Dein Telegramm von gestern nacht. Ich habe ein dringendes Telegramm an Nikolaus geschickt, in dem ich ihm meine Bereitwilligkeit ausgesprochen habe, alles zu tun, was in meiner Macht steht, um die Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen den beteiligten Mächten zu fördern. Georg."

Telegramm des deutschen Botschafters in London vom 1. August 1914:

„Soeben hat mich Sir Edward Grey ans Telephon gerufen und mich gefragt, ob ich glaubte, erklären zu können, daß für den Fall, daß Frankreich neutral bliebe in einem deutsch-russischen Kriege, wir die Franzosen nicht angriffen. Ich erklärte ihm, ich glaubte die Verantwortung hierfür übernehmen zu können.
Lichnowsky."

Telegramm des Kaisers an den König von England vom 1. August 1914:

„Ich habe soeben die Mitteilung Deiner Regierung erhalten, durch die sie die französische Neutralität unter der Garantie Großbritanniens anbietet. Diesem Anerbieten war d.e Frage angeschlossen, ob unter diesen Bedingungen Deutschland darauf verzichten würde, Frankreich anzugreifen. Aus technischen Gründen muß mein e schon heute nachmittag nach zwei Fronten, nach Osten und Westen angeordnete Mobilmachung vorbereitungsgemäß vor sich gehen. Gegenbefehl kann nicht mehr gegeben werden, weil Dein Telegramm leider zu spät kam. Aber wenn mir Frankreich seine Neutralität anbietet, die durch die englische Armee und Flotte garantiert werden muß, werde ich natürlich von einem Angriff auf Frankreich absehen und meine Truppen anderweitig verwenden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden. Die Truppen an meiner Grenze werden gerade telegraphisch und telephonisch abgehalten, die französische Grenze zu überschreiten. Wilhelm."

Telegramm des Reichskanzlers an den Kaiserlichen Botschafter in London vom 1. August 1914:

„Deutschland ist bereit, auf den englischen Vorschlag einzugehen, falls sich England mit seiner Streitmacht für die unbedingte Neutralität Frankreichs im deutsch-russischen Konflikt verbürgt. Die deutsche




**Anreitende russische Kavallerie wir[d von] drei deutschen Infanteristen beschossen.**

Nach einer Origi[nalzeich]nung von E. Zimmer.



Mobilmachung ist heute auf Grund der russischen Herausforderung erfolgt, bevor die englischen Vorschläge hier eintrafen; infolgedessen ist unser Aufmarsch an der französischen Grenze nicht mehr zu ändern. — Wir verbürgen uns aber dafür, daß die französische Grenze bis Montag, 3. August, abends 7 Uhr durch unsere Truppen nicht überschritten wird, falls bis dahin die Zusage Englands erfolgt ist.
v. Bethmann Hollweg."

Telegramm des Königs von England an den Kaiser vom 1. August 1914:

„In Beantwortung Deines Telegramms, das soeben eingegangen ist, glaube ich, daß ein Mißverständnis bezüglich einer Anregung vorliegen muß, die in einer freundschaftlichen Unterhaltung zwischen dem Fürsten Lichnowsky und Sir Edward Grey erfolgt ist, als die Frage erörtert wurde, wie ein wirklicher Kampf zwischen der deutschen und französischen Armee vermieden werden könne, solange noch die Möglichkeit besteht, daß ein Einverständnis zwischen Österreich und Rußland zustande kommt. Sir Edward Grey wird den Fürsten Lichnowsky morgen früh sehen, um festzustellen, ob ein Mißverständnis auf seiner Seite vorliegt. Georg."

Telegramm des Kaiserlichen Botschafters in London an den Reichskanzler vom 2. August 1914:

„Die Anregung des Sir Edward Grey, die auf dem Wunsche beruht, die Möglichkeit dauernder Neutralität Englands zu schaffen, ist ohne vorherige Stellungnahme gegenüber Frankreich und ohne Kenntnis der Mobilmachung erfolgt und inzwischen als völlig aussichtslos aufgegeben. Lichnowsky."

Statt dessen waren England, Rußland und Frankreich untereinander einig, über Deutschland und Österreich herzufallen, wobei es besonders auf die Vernichtung der deutschen Macht abgesehen war. Das Intrigenspiel, das jetzt vor aller Welt enthüllt ist, war damals noch zu wenig bekannt, und während etwa achtundvierzig Stunden hatte es fast den Anschein, als ob es noch möglich sei, den Krieg zu verhüten. Der Zweck des ganzen Manövers war einzig

und allein, Zeit für die eigenen Kriegsvorbereitungen zu gewinnen und Deutschland in Sicherheit zu wiegen.

Der Schwerpunkt der von Deutschland abgegebenen Erklärungen liegt in dem Telegramm Kaiser Wilhelms an den König von England. Auch wenn ein Mißverständnis in bezug auf einen englischen Vorschlag vorlag, so bot doch das Anerbieten des Kaisers England Gelegenheit, aufrichtig seine Friedensliebe zu beweisen und den deutsch-französischen Krieg zu verhindern. Warum drängte England nur auf Deutschland, das vermitteln sollte, nicht aber auf seinen russischen Freund, daß er seine Mobilmachung einstelle? — Es war ein Trugspiel ärgster Art. Das geht auch hervor aus einer Veröffentlichung der französischen Zeitung „Gil Blas", die lautet: „In den militärischen Kreisen des Ostens erzählt man sich, daß die Stadt Maubeuge, die unweit der nordöstlichen Grenze Frankreichs an der Bahnlinie Köln—Paris liegt, seit mehreren Wochen mit größeren Mengen englischer Munition versehen werde. Die Stadt Maubeuge ist militärisch von großer Bedeutung. Sie wird im Feldzugsplan des französischen Generalstabs als Konzentrationspunkt für die verbündeten Truppen bezeichnet, die im Kriegsfall von dem englischen General French unter der Oberleitung des französischen Generalissimus Joffre befehligt werden sollen. Nun ist bekannt, daß die englischen Geschütze nicht das gleiche Geschoß wie die französischen haben. Die beiden Regierungen seien jedoch übereingekommen, schon in Friedenszeiten auf französischem Gebiet diejenigen Munitionsmengen anzuhäufen, die im Kriegsfall für die englische Artillerie notwendig sind."

Unsere Gegner hofften, dann mit vereinten Kräften in voller Rüstung über das wehrlose Deutschland herfallen zu können. In dieser Rechnung haben sie nur eines übersehen: die deutsche Schlagfertigkeit.

Am 28. Juli veröffentlichte eine Extraausgabe der offiziellen „Wiener Zeitung" im amtlichen Teile folgende Bekanntmachung:

„Kriegserklärung.

Auf Grund Allerhöchster Entschließung Seiner k. und k. Apostolischen Majestät vom 28. Juli 1914 wurde heute an die Königlich Serbische Regierung eine in französischer Sprache abgefaßte Kriegserklärung gerichtet, welche in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet: Da die Königlich Serbische Regierung die Note, welche ihr vom österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad am 23. Juli 1914 übergeben worden war, nicht in befriedigender Weise beantwortet hat, so sieht sich die k. und k. Regierung in die Notwendigkeit versetzt, selbst für die Wahrung ihrer Rechte und Interessen Sorge zu tragen und zu diesem Ende an die Gewalt der Waffen zu appellieren. Österreich-Ungarn betrachtet sich daher von diesem Augenblicke an als im Kriegszustand mit Serbien befindlich.

Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern:
Graf Berchtold."

Für Deutschland war die Zeit zum Handeln gekommen, als am 29. Juli bekannt wurde, Rußland habe trotz der mit dem Deutschen Kaiser gepflogenen Friedensverhandlungen die Mobilisierung von sechzehn Armeekorps befohlen. Nach den Mitteilungen des Reuterschen Büros beschränkte sich die Mobilmachung auf die militärischen Bezirke von Kiew, Odessa, Moskau und Kasan. In jedem Bezirke standen vier Armeekorps in Friedensstärke. Durch die Mobilisierung wurden die sechzehn russischen Armeekorps auf die Stärke von zweiunddreißig Armeekorps gebracht.

Diese kriegerischen Vorbereitungen Rußlands wurden auch verraten durch eine Ansprache, die der Zar an die Aspiranten der Marineschule in Petersburg, die zu Offizieren ernannt wurden, richtete. Die Ansprache rief stürmische Begeisterung hervor. Der Zar sagte unter anderem: „Ich habe befohlen, Sie angesichts der ernsten Ereignisse, welche Rußland jetzt durchzumachen hat, zusammenzuberufen. Während des Dienstes als Offizier, der Sie erwartet, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sage: Glauben Sie an Gott und haben Sie den Glauben an den Ruhm und an die Größe unseres mächtigen Vaterlandes."

Die Bewegungen der englischen Flotte, die Vorbereitungen, welche die neutralen Staaten trafen, die Erklärungen, welche Asquith über den Ernst der Lage im englischen Unterhause abgab, alles wies darauf hin, daß eine Weltkatastrophe bevorstand, wenn auch Asquith immer noch von seinen Bemühungen sprach, den Frieden zu erhalten. Auch glaubte man noch am 31. Juli, daß alle Gerüchte über eine bevorstehende Mobilisierung der deutschen Armee unbegründet seien. Gleichwohl drückte die Schwere der Situation auf alle Gemüter, und niemand konnte recht glauben, daß das drohende Gewitter ohne schwere Entladungen vorüberziehen werde. Die Nachrichten über umfangreiche Truppenverschiebungen in Frankreich mußten Verdacht erregen, aber noch am 30. Juli hatte die „Agence Havas", das amtliche französische Nachrichtenbüro, die Stirn, folgende Meldung zu verbreiten: „Zu Unrecht sind heute Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, welche die öffentliche Meinung beunruhigen. Es ist insbesondere unrichtig, daß die Reservisten Befehl erhalten hätten, sich zu ihren Korps zu begeben. Es ist kein einziger Mann zum Ersatz einberufen worden. Die einzigen Maßnahmen, die ergriffen worden sind, waren die Rückberufung von Beurlaubten gewisser Korps und die Rückkehr derjenigen Truppen in ihre Garnisonen, die sich zu weit davon entfernt hatten. Es ist augenscheinlich, daß diese Maßnahmen einen rein verteidigenden Charakter haben und nur zu dem Zwecke ergriffen worden sind, um jeder Möglichkeit zu begegnen. Viel Aufhebens wird auch von gewissen Anordnungen gemacht, die den Zweck verfolgten, den Schutz großer Anlagen und wichtiger Plätze zu sichern. Es ist indessen ganz natürlich, daß Schutzmaßnahmen gegen Sabotageversuche oder Handstreiche von Anarchisten ergriffen werden."

Im Widerspruch zu dieser Meldung stand aber die Tatsache, daß sich die französische Bevölkerung an der Ostgrenze ganz für den Krieg einrichtete. Alle Lebensmittelläden waren bereits ausverkauft, und es herrschte eine schreckliche Geldnot. Alles schien sich auf einen großen Krieg zuzuspitzen. Inzwischen dauerten die Unterhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland fort, wobei Rußland immer weiter rüstete. Rußland verlangte von Österreich gewisse Garantien für den Fall, daß Serbien geschlagen werden würde. Diese Garantien sollten nicht nur den Besitzstand Serbiens sicherstellen, sondern Rußland verlangte auch, daß Österreich auf gewisse in seinem Ultimatum aufgestellte Forderungen, die Rußlands Ansicht nach gleichbedeutend mit der Ausübung eines Protektorates über Serbien seien, verzichte.

Am Vormittag des 31. Juli beschloß der deutsche Bundesrat bereits ein Getreideausfuhrverbot. Das Wolffsche Telegraphenbüro hatte wenige Stunden vorher die Nachricht verbreitet: „Die Meldungen auswärtiger Blätter, daß morgen in Deutschland die Mobilmachung erfolgen werde, sowie daß Prinz Heinrich nach Petersburg reisen werde, sind, wie wir erfahren, vollkommen unzutreffend."

Doch lagen am Morgen des 31. Juli in Berlin an amtlicher Stelle Nachrichten vor, die deutlich erwiesen, daß die russischen Versicherungen, das Zarenreich rüste nur gegen Österreich-Ungarn und nicht gegen Deutschland, mit den wirklichen Vorgängen nicht übereinstimmten. Es ging aus diesen Nachrichten hervor, daß Rußland an der deutschen Grenze sehr umfassende Kriegsvorkehrungen treffe und daß diese Vorkehrungen schon ziemlich weit gediehen seien. Unter diesen Umständen wurden mittags die leitenden Persönlichkeiten der Armee und der Flotte sowie des Auswärtigen Amtes zu einer Beratung im Reichskanzlerpalast zusammenberufen. Diese Konferenz währte bis ein Uhr, und es herrschte in ihr naturgemäß eine überaus ernste Stimmung. Vor dem Reichskanzlergebäude hatte sich, durch die vorfahrenden Automobile und Wagen aufmerksam gemacht, eine große Menschenmenge eingefunden, die mit Spannung zu den Fenstern emporblickte, hinter denen, wie sie nicht mit Unrecht vermutete, entscheidende Beschlüsse gefaßt wurden. Unmittelbar nach Schluß der Beratung wurde schon durch Extrablätter die Mitteilung verbreitet, daß auf Grund des Artikels 68 der Verfassung der Kriegszustand in Deutschland erklärt worden sei, was indessen noch nicht einer Mobilmachung gleichkomme. Der Kaiser verlegte nunmehr seine Residenz von Potsdam nach Berlin (siehe auch S. 12). Etwas später teilte das offiziöse Wolffsche Büro den Beschluß in folgender Form mit: „Aus Petersburg ist heute die Nachricht des deutschen Botschafters eingetroffen, daß die allgemeine Mobilmachung der russischen



Armee und Flotte befohlen worden ist. Darauf hat Seine Majestät Kaiser Wilhelm den Zustand der drohenden Kriegsgefahr befohlen. Seine Majestät wird heute nach Berlin übersiedeln."

Eine weitere amtliche Note, die durch das offiziöse Büro ausgegeben wurde, gibt die Meldung in folgender Fassung: „Seine Majestät der Kaiser haben auf Grund des Artikels 68 der Reichsverfassung das Reichsgebiet ohne Bayern in Kriegszustand erklärt. Für Bayern ergeht die gleiche Anordnung."

Die Erklärung des drohenden Kriegszustandes wird man begreiflich finden, wenn man den Ukas des Zaren über die russische Mobilmachung liest. Dieser Ukas rief unter die Fahnen:

1. die Reservisten von dreiundzwanzig russischen Gouvernements und von einundsiebzig Distrikten in vierzehn anderen Gouvernements;
2. einen Teil der Reservisten von neun Distrikten in vier Gouvernements;
3. die Reservisten der Flotte von vierundsechzig Distrikten in zwölf russischen Gouvernements und einem finnländischen Gouvernement;
4. die beurlaubten Kosaken im Dongebiet, Kuban, Terek, Astrachan, Orenburg und Ural;
5. die entsprechende Anzahl von Reserveoffizieren, Ärzten, Pferden und Wagen.

Dies bedeutete eine Mobilisierung von mehr als zwei Dritteln des europäischen Rußlands.

* * *

Der 1. August 1914 ist nicht nur ein Schicksalstag für Deutschland, sondern für ganz Europa. An diesem Tage wurde die von uns bereits früher erwähnte Vorgeschichte der deutsch-russischen Spannung amtlich veröffentlicht und der ganzen Welt gezeigt, mit welcher Heimtücke Rußland durch sein Oberhaupt, den Zaren Nikolaus, gegen Deutschland und besonders gegen Kaiser Wilhelm vorgegangen ist. Die amtliche Darstellung, die in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht wurde, lautet folgendermaßen:

„Nachdem Seine Majestät der Kaiser den Kriegszustand für das Reich erklärt hat, ist der Zeitpunkt gekommen, die Vorgänge, die zu diesem Entschluß führten, in Kürze darzulegen. Seit Jahren hat Österreich-Ungarn gegen Bestrebungen zu kämpfen, die mit verbrecherischen Mitteln unter Duldung und Förderung der serbischen Regierung auf die Revolutionierung und Losreißung der südöstlichen Landesteile Österreich-Ungarns hinarbeiten. Die Gewinnung dieser Gebiete ist ein unverhülltes Ziel der serbischen Politik. Diese glaubt dabei auf den Rückhalt Rußlands rechnen zu können, in dem Gedanken, daß es Rußlands Aufgabe sei, den südslawischen Völkern seinen Schutz zu leihen. Diesem Gedanken wurde durch Rußlands Bemühungen, den Bund der Balkanstaaten zustande zu bringen, Nahrung gegeben. Die großserbische Propaganda trat schließlich in der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers und seiner Gemahlin grell hervor. Die Österreichisch-Ungarische Monarchie entschloß sich, diesem gegen ihren Bestand als Großmacht gerichteten verbrecherischen Treiben ein Ende zu machen. Es mußte sich dabei ergeben, ob Rußland tatsächlich die Rolle des Beschützers der Südslawen bei ihren auf Zertrümmerung des Bestandes der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gerichteten Bestrebungen durchzuführen willens war. In diesem Falle kam ein Lebensinteresse Deutschlands in Frage: der ungeschwächte Bestand der uns verbündeten Monarchie, dessen wir zur Erhaltung unserer eigenen Großmachtstellung inmitten der Gegner von Ost und West bedürfen. Deutschland stellte sich von vornherein auf den Standpunkt, daß eine Auseinandersetzung mit Serbien eine Angelegenheit sei, die nur Österreich-Ungarn und Serbien angehe. Unter Wahrung dieses Standpunktes haben wir mit der größten Hingabe an allen Bemühungen teilgenommen, die auf die Erhaltung des europäischen Friedens gerichtet waren. Österreich-Ungarn gab hierzu die Handhabe, indem es den Mächten wiederholt erklärte, daß es auf keine Eroberungen ausgehe und den territorialen Bestand Serbiens nicht antasten wolle. Diese Erklärungen wurden namentlich in Petersburg mit Nachdruck zur Kenntnis gebracht. Unserem Bundesgenossen haben wir geraten, jedes mit der Würde der Monarchie zu vereinbarende Entgegenkommen zu zeigen. Insbesondere haben wir allen englischen, auf die Vermittlung zwischen Wien und Petersburg hinzielenden Schritten hilfreiche Hand geliehen. Bereits am 26. Juli lagen zuverlässige Meldungen über russische Rüstungen vor. Sie veranlaßten die deutsche Regierung, am gleichen Tage unter erneuter Betonung, daß Österreich-Ungarn den Bestand Serbiens nicht antasten wolle, zu erklären: vorbereitende militärische Maßnahmen Rußlands müßten uns zu Gegenmaßregeln zwingen, diese müßten in der Mobilisierung der Armee bestehen, Mobilisierung aber bedeute Krieg. Wir könnten nicht annehmen, daß Rußland einen europäischen Krieg entfesseln wolle. Am nächsten Tage erklärte der russische Kriegsminister unserem Militärattaché, es sei noch keine Mobilmachungsorder ergangen, kein Pferd ausgehoben, kein Reservist eingezogen. Es würden lediglich vorbereitende Maßregeln getroffen. Wenn Österreich-Ungarn die serbische Grenze überschreite, würden die auf Österreich-Ungarn gerichteten Militärbezirke mobilisiert, unter keinen Umständen die an der deutschen Front liegenden. Jedoch ließen zuverlässige Nachrichten schon in den nächsten Tagen keinen Zweifel, daß auch an der deutschen Grenze die militärischen Vorbereitungen Rußlands in vollem Gange waren. Meldungen hierüber häuften sich; trotzdem wurden noch am 29. Juli von dem russischen Generalstabschef unserem Militärattaché erneut beruhigende Erklärungen gegeben, die die Mitteilung des Kriegsministers als noch voll zu Recht bestehend bezeichneten.

Am 29. Juli ging ein Telegramm des Zaren an den Kaiser ein, worin er die inständige Bitte aussprach, der Kaiser möge ihm in diesem so ernsten Augenblick helfen. Er bitte ihn, um dem Unglück eines europäischen Krieges vorzubeugen, alles ihm Mögliche zu tun, um seinen Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen. Am selben Tage erwiderte der Kaiser in einem längeren Telegramm, daß er die Aufgabe eines Vermittlers auf den Appell an seine Freundschaft und Hilfe bereitwillig übernommen habe. Dementsprechend wurde sofort eine diplomatische Aktion in Wien eingeleitet. Während diese im Gange war, lief die offizielle Nachricht ein, daß Rußland gegen Österreich-Ungarn mobil mache. Hierauf wies der Kaiser den Zaren in einem weiteren Telegramm sofort darauf hin, daß durch die russische Mobilisierung gegen Österreich-Ungarn seine auf Bitten des Zaren übernommene Vermittlerrolle gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht würde. Trotzdem ließ der Kaiser die in Wien eingeleitete Aktion fortsetzen, wobei die von England gemachten, in ähnlicher Richtung sich bewegenden Vorschläge von der deutschen Regierung warm unterstützt wurden. Über diese Vermittlungsvorschläge sollte heute in Wien die Entscheidung fallen. Noch bevor sie fiel, lief bei der deutschen Regierung die offizielle Nachricht ein, daß der Mobilmachungsbefehl für die gesamte russische Armee und Flotte ergangen sei. Darauf richtete der Kaiser ein letztes Telegramm an den Zaren, in dem er hervorhob, daß die Verantwortung für die Sicherheit des Reiches ihn zu definitiven Maßregeln zwinge. Er sei mit seinen Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht er trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der Welt drohe. Er habe die Freundschaft für den Zaren und das russische Volk stets treu gehalten. Der Friede Europas könne noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland aufhöre, Deutschland und Österreich zu bedrohen. Während also die deutsche Regierung auf das Ersuchen Rußlands vermittelte, machte Rußland seine gesamten Streitkräfte mobil, bedrohte damit die Sicherheit des Deutschen Reiches, von dem bis zu dieser Stunde noch keinerlei außergewöhnliche militärische Maßregeln ergriffen waren. So ist nicht von Deutschland herbeigerufen, vielmehr wider den durch die Tat bewährten Willen Deutschlands der Augenblick gekommen, der die Wehrmacht Deutschlands auf den Plan ruft."

Am Abend vorher war eine große Volksmenge unter Absingen vaterländischer Lieder vor die Wohnung des Reichskanzlers gezogen. Der Reichskanzler erschien am Mittelfenster des Kongreßsaales, von stürmischen Zurufen begrüßt. Als Stille eintrat, hielt der Kanzler die schon auf S. 12 wiedergegebene Ansprache.

Mit begeisterten Hochrufen auf den Kaiser und den Kanzler und unter dem Gesange der Nationalhymne und der „Wacht am Rhein" setzte hierauf der Zug seinen Weg durch die Wilhelmstraße fort.

Auch der Kaiser hatte schon am 31. Juli nach Verkündigung der drohenden Kriegsgefahr eine Ansprache vom Schloß aus an das Volk gehalten. Patriotische Kundgebungen im Lustgarten währten den ganzen Tag, und nachmittags nach sechs Uhr erschienen der Kaiser, die Kaiserin und Prinz Adalbert an dem Fenster des Rittersaales und wurden stürmisch begrüßt. Der Kaiser richtete, von tosenden Zustimmungsrufen übertönt, an die Versammelten die auf S. 12 mitgeteilten, packenden Worte.

Am 1. August nachmittags veröffentlichte der „Reichsanzeiger" in einer Sonderausgabe folgenden Kaiserlichen Erlaß:

„Ich bestimme hiermit:

Das deutsche Heer und die Kaiserliche Marine sind nach Maßgabe des Mobilmachungsplans für das deutsche Heer und die Kaiserliche Marine kriegsbereit aufzustellen.

Der 2. August 1914 wird als erster Mobilmachungstag festgesetzt.

Berlin, den 1. August 1914.

Wilhelm I. R.
v. Bethmann Hollweg."



Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

**Schwestern vom Roten Kreuz beim Kochen von Krankenkost.**

Gleichzeitig erschienen die Bekanntmachungen der Korpskommandanten der gesamten Armee und Marine, worin die näheren Bestimmungen über die Form der Mobilmachung nebst Bezeichnung der Lokale, in denen sich die Gestellungspflichtigen zu melden hatten, mitgeteilt waren. Diese Einzelheiten waren natürlich bei den verschiedenen Armeekorps verschieden, nur die Mobilmachungstage waren im ganzen Reiche die gleichen. Es hieß da:

Der 2. August 1914 gilt als erster Mobilmachungstag
„ 3. „ 1914 „ „ zweiter „
„ 4. „ 1914 „ „ dritter „
„ 5. „ 1914 „ „ vierter „
„ 6. „ 1914 „ „ fünfter „
und so fort.

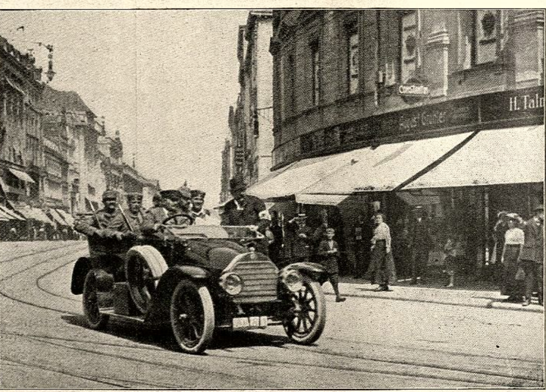
Die Wogen der vaterländischen Begeisterung gingen hoch, und ebenso wie acht Tage vorher bei Bekanntwerden des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Serbien, so zogen auch jetzt die Volksmassen durch die Straßen und sangen patriotische Lieder. Der Lustgarten in Berlin war am Nachmittag des 1. August von einer dichtgedrängten Menschenmenge besetzt. Etwa um fünfeinhalb Uhr wurde dem Publikum durch Adjutanten, Offiziere und Schutzmannswachtmeister die erfolgte Mobilmachung bekanntgegeben, worauf es zu großen Beifallskundgebungen kam. Um sechs Uhr war im Dom der angeordnete liturgische Gottesdienst, den Oberhofprediger D. Dr. Dryander abhielt. An dem Gottesdienst nahmen auch Damen und Herren aus der Umgebung des Kaiserpaares teil. Eine ungeheure Menschenmenge wälzte sich nach sieben Uhr die Linden hinauf und staute sich vor dem Kronprinzlichen Palais, wo berittene Schutzleute mühsam den Verkehr frei hielten. Die Schloßbrücke war abgesperrt. Plötzlich zeigten sich der Kaiser und die Kaiserin auf dem Mittelbalkon des Schlosses. Sogleich wurde die Absperrung aufgehoben, und die Menge eilte im Laufschritt unter unaufhörlichen Hochrufen über die Brücke vor das Schloß, „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ singend. Dann hörte man den Ruf „Ruhe!“, und der Kaiser, dessen Stimme deutlich vernehmbar über den Platz klang, hielt folgende kurze Ansprache: „Aus tiefem Herzen danke ich euch für den Ausdruck eurer Liebe, eurer Treue. In dem jetzt bevorstehenden Kampf kenne ich in meinem Volke keine Parteien mehr. Es gibt unter uns nur noch Deutsche (brausender Jubel), und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen mich gewendet haben sollte, ich verzeihe ihnen allen von ganzem Herzen. Es handelt sich jetzt nur darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird Gott dem deutschen Schwert zum Siege verhelfen.“

Diese Worte wurden mit stürmischen Hochrufen beantwortet. Während der Kaiser und die Kaiserin sich zurückzogen, erklang „Die Wacht am Rhein“. Der Strom flutete zu den Linden zurück, um sich vor dem Kronprinzenpalast abermals zu stauen. Lebhaft begrüßt durch Händeklatschen und Hochrufe erschien das Kronprinzenpaar auf dem Balkon. Der Kronprinz hatte den dritten Prinzen auf dem Arm, die Kronprinzessin hielt die beiden ältesten Söhne an der Hand.

Am selben Abend machte auch vor dem Reichskanzlergebäude ein stattlicher Zug halt, der in ernster patriotischer Stimmung „Heil dir im Siegerkranz“ und „Lobe den Herrn“ sang. Der Reichskanzler erschien an einem Fenster des ersten Stocks und richtete an die Menge folgende Worte: „In Ihrem Liede haben Sie unserem Kaiser zugejubelt. Ja, für unseren Kaiser stehen wir alle ein, wer und welcher Gesinnung und welchen Glaubens wir auch sein mögen. Für ihn lassen wir Gut und Blut. Der Kaiser ist genötigt gewesen, die Söhne des Volkes zu den Waffen zu rufen. Wenn uns jetzt der Krieg beschieden sein sollte, so weiß ich, daß alle jungen deutschen Männer bereit sind, ihr Blut zu verspritzen für den Ruhm und die Größe Deutschlands. Aber wir können nur siegen in dem festen Vertrauen auf den Gott, der die Heerscharen lenkt und der uns bisher noch immer den Sieg gegeben hat. Und sollte Gott in letzter Stunde uns diesen Krieg ersparen, so wollen wir ihm dafür danken. Wenn es aber anders wird, dann: Mit Gott für König und Vaterland!“

Ähnliche Kundgebungen fanden auch in anderen Landeshauptstädten statt.

Es sei noch erwähnt, daß am 1. August nachmittags auch die volle Mobilmachung der französischen Streitkräfte angeordnet worden war. Das Bekanntwerden dieser Tatsache konnte das Tempo der deutschen Mobilmachung nur beschleunigen.



Phot. L. Schaller, Stuttgart.

**Deutsche Verwundete werden in Automobilen in Stuttgarter Lazarette überführt.**



Daß das deutsche Volk trotz der mancherlei innerpolitischen Differenzen während eines dreiundvierzigjährigen Friedens an vaterländischem Geiste nichts eingebüßt hatte, bewies der Eindruck, den der Befehl zur Mobilmachung in allen Teilen unseres Vaterlandes hervorrief. Überall einhellige Begeisterung und starker Andrang freiwilliger Kämpfer. Jeder fühlte, daß es galt, nicht nur für das deutsche Vaterland, sondern auch für die deutsche Kultur zu kämpfen. Tiefer Ernst und unerschütterliche Ruhe prägte sich auf allen Gesichtern aus, aber keine Traurigkeit. Jeder wollte Gut und Blut dem Vaterlande opfern, und wie zur Zeit der Freiheitskriege werden von überallher rührende Beweise der Vaterlandsliebe gemeldet. Hier soll besonders eine Szene erzählt werden, die sich am 1. August abends elf Uhr in Berlin Unter den Linden zugetragen hat. Ein kleines beherztes Persönchen klettert irgendwo empor, an einem Wagen oder an einem Kandelaber. Man kann es im Gedränge nicht sehen. Nelli Petzoldt soll sie heißen. Zwanzig Jahre ungefähr ist sie alt. Und spricht: „Nun, da das entscheidende Wort gefallen ist, nun, da es uns endlich zur Gewißheit wurde, daß es für unsere deutschen Männer nur noch eine Pflicht gibt, die Pflicht, sich um die Fahne zu scharen, will ich im Namen aller meiner Mitschwestern, die ein für ihr Vaterland schlagendes Herz in der Brust haben, die Worte aussprechen: Wir deutschen Frauen werden unserem geliebten Herrscher und aller Welt zeigen, daß wir würdig sind, tapfere Männer zu haben! Wie es auch kommen möge, wir werden alles geduldig und mit Würde ertragen, und das soll in dieser schweren Zeit das beste Zeugnis sein für die Größe der deutschen Frau. Stolz sind wir, daß wir deutsche Frauen sind! Das Vaterland ruft, und jeder deutsche Mann wird kommen! Wir aber, die wir zurückbleiben müssen, werden unseren Männern, unseren Söhnen, Vätern, Brüdern und Freunden nicht nachstehen, wir werden unsere Herzen in Demut auf den Altar des Vaterlandes legen für eine gerechte Sache! Aus meinem und aus aller deutschen Frauen tiefstem Innern steigt der Wunsch empor: ‚Schenke unseren deutschen Streitern, vereint mit unseren Verbündeten, den Sieg und unserem Herrscherhause die Krone des Ruhmes!‘“ — Und unwillkürlich hingerissen, donnernd und brausend, antwortet die tausendköpfige Menge mit dem Vers des Liedes der Deutschen: „Deutsche Frauen, deutsche Treue ...“

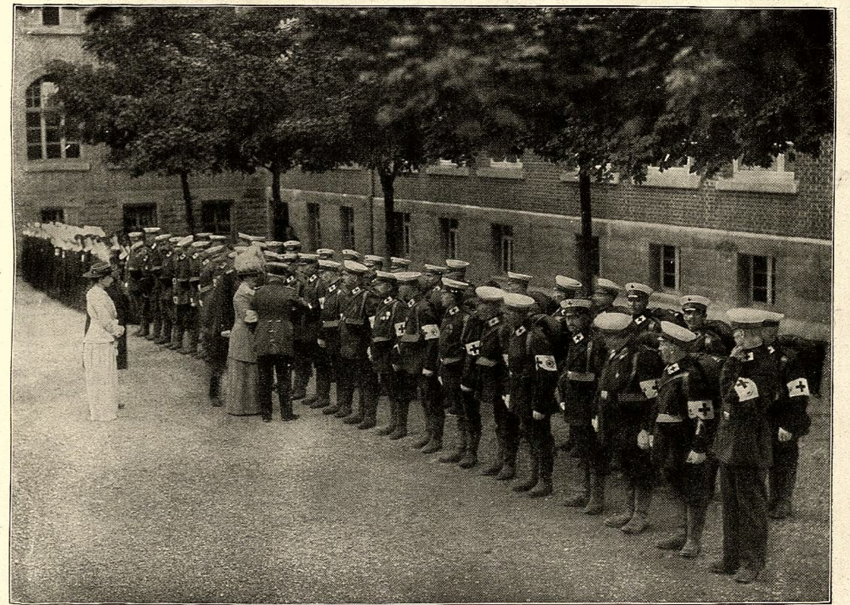
* * *

Mit kaiserlicher Verordnung vom 2. August wurde der Deutsche Reichstag auf den 4. August einberufen.

Noch nie war das Parlament in so bedeutungsvoller Stunde zusammengetreten, und man kann nur wünschen, daß ihm künftig derartige schwerwiegende Beschlüsse, in denen es sich um Weltenschicksale, um Sein oder Nichtsein handelt, erspart werden. Der Deutsche Reichstag zeigte sich der Schicksalsstunde gewachsen. Ein ergreifendes Stimmungsbild von der Eröffnung dieser Sitzung, die einen Markstein in der Geschichte des Deutschen Reiches bedeutet, gab „Der Tag“ in seiner Abendausgabe vom 4. August. Es heißt da:

Eine beispiellos große Stunde liegt hinter uns. Im Weißen Saal des altersgrauen Königlichen Schlosses an der Spree hat der Kaiser zu den Vertretern des gesamten deutschen Volkes, zu den Notabeln des Reiches und zu den Mitgliedern des Bundesrats gesprochen: ein weltgeschichtlicher Augenblick, der dem, der ihm beiwohnte, für alle Zeiten unvergeßlich bleiben wird.

Der sanft-gelbliche Schein der Deckenbeleuchtung warf seine Strahlen nieder auf die Statuen aller preußischen Könige, die an den Wänden stehen. Nie wurden in diesem Saale Worte von so ergreifender Bedeutung gesprochen, als in der heutigen Mittagsstunde. Zuerst herrschte tiefes Schweigen, nur zwei rotgekleidete Pagen hielten zu den Seiten des Thrones Wacht. Ganz allmählich trafen die zu der Kundgebung, auf die die Welt lauschte, Berechtigten ein. Als ich die Treppen emporstieg, begegnete mir der Reichskanzler in der großen Uniform der Gardedragoner, gefolgt von seinem Adjutanten, der bereits die Felduniform trug. Der Reichskanzler sah frisch und wohlgemut aus und erwiderte freundlich den Gruß. Als einer der Ersten traf Unterstaatssekretär Wahnschaffe in der



Phot. A. Hirrlinger, Stuttgart.

**Abschied der Königin Charlotte von Württemberg von einem Lazarettrupp des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz.**

Uniform der Schwedter Dragoner ein, er trug die violette Mappe, in der sich das Manuskript der Thronrede befand. . .

Da klingen dumpf noch einmal drei Schläge. Unter Vorantritt des Reichskanzlers, des Großadmirals v. Tirpitz und des bayerischen Gesandten Grafen v. Lerchenfeld kommt der Kaiser langsam die Treppe herabgeschritten. Auf seinem Antlitz sieht man keine Spur von Erregung, er verneigt sich, als der Reichstagspräsident ein begeistertes dreimaliges Hoch auf ihn ausbringt, und schreitet dann ernst, den Helm der Gardeinfanterie in der Hand, die Stufen des Thrones empor. Als ihm die Thronrede überreicht ist, bedeckt er sein Haupt mit dem Helm.

Und laut und vernehmlich tönt seine Stimme durch den Saal.

Vor Beginn der Rede hat sich die Kaiserin von ihrem Sitz erhoben, sie hört diese mächtige Kundgebung stehend an.

Aller Augen haften an unserem Kaiser. Hoch aufgerichtet, das Blatt in der Rechten, die Linke auf den Degenknauf gestützt, spricht er, und nur ein einziger Wunsch beseelt den Zuhörer, daß alle Deutschen, von der Memel bis zur Maas, das hören möchten, was der Kaiser sagt und wie er es sagt. Man wird von derselben mächtigen inneren Erregung erfaßt, die ihn selbst beseelt, man fühlt, was es ihn kostete, diesen weltenschweren Entschluß zu fassen, der viel Unglück, aber, so Gott will, auch unsäglich Gutes im Gefolge haben wird.

Immer macht- und tonvoller wurde seine Stimme, und es schien, als ob ein verhaltener Zug von Wehmut sein Herz bewegte, da er von der alten, traditionellen und historischen Freundschaft mit dem Zarenreiche sprach. Aber dann wurde er drohend und immer drohender, und der begeisterte Beifall aller Zuhörer bewies, daß es nunmehr mit der deutschen Geduld zu Ende sei.

Und als der Kaiser dem Schluß seiner Rede nahe war, als er den Appell an alle Völker und Stämme des Deutschen Reichs erklingen ließ, da warf er mit energischem Schwung das Manuskript auf den Thronsessel und sprach den Schluß seiner Rede frei. Wer immer diese Worte hörte, hat nimmermehr tiefer in das Herz eines deutschen Mannes geschaut, weil er selbst dieselben Empfindungen hatte.

Niemand kann die Begeisterung erfassen, die alle ergriff, nie war etwas Ergreifenderes, als wie die Parteien des Reichstages dem Kaiser das Gelöbnis der Treue ablegten, niemals ist das „Heil dir im Siegerkranz" inniger gesungen, als in der heutigen Mittagsstunde, und niemals wurde hochherziger in ein Kaiserhoch eingestimmt, als in das, das der bayerische Gesandte ausbrachte.

Der Kaiser verabschiedete sich mit Händedruck von dem Chef des Generalstabes und von dem Reichskanzler — ein weltgeschichtlicher Augenblick gehörte der Vergangenheit, aber dem immerwährenden Bewußtsein des deutschen Volkes an.

Die Thronrede selbst lautete:

„Geehrte Herren! In schicksalsschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Wege des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlich-geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drange und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zu ersparen. — Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden.

Da tat sich mit der Ermordung Meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht, uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe Ich Meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah Ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich Russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert. An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist Mein innigster Wunsch.

Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir in die Hand zu geloben."

Diese Worte rissen diese ergrauten Männer hin. Die Hurras und Hochs endeten nicht. Das Zeremonielle war vergessen, man war nicht mehr im Weißen Saal, und während die Führer der Parteien vortraten und ohne tiefe Hofverbeugung dem Kaiser die Hand reichten, war mit einem Male das Symbol für den hohen Sinn dieser Stunde gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Das Gefecht bei Lagarde.

(Hierzu das Bild Seite 35.)

Am 11. August trafen die in Lothringen im Aufmarsche befindlichen Streitkräfte den Feind bei Lagarde, einem ansehnlichen, dicht an der französischen Grenze gelegenen Dorfe. Das gab einem verhältnismäßig kleinen Teil unserer nordwestlich von Straßburg aufmarschierten Truppen zum erstenmal Gelegenheit, die aufopferungsvolle Hingabe an das Vaterland und die Todesverachtung zu erweisen, die in einem Siegeszuge, wie ihn die Weltgeschichte bisher nicht kennt, jetzt so macht- und kraftvoll zum Ausdruck gelangt.

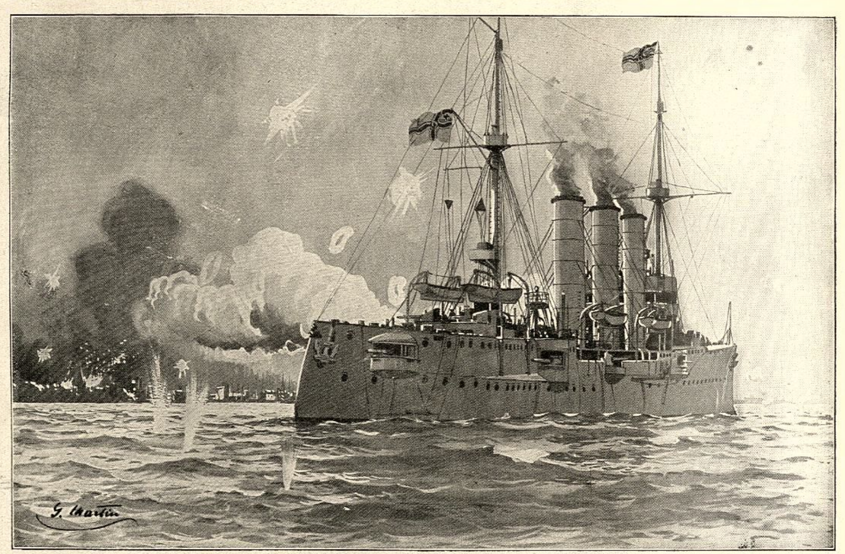
Bei glühender Sonnenhitze wurde das Gefecht gegen einen gut verschanzten und weit überlegenen Gegner eingeleitet und in siebenstündigem Kampfe siegreich durchgeführt. Als unsere Infanterie von einem Höhenrande das erste Feuer empfing, nahm sie es sofort auf und ging, unterstützt von mittlerweile eingreifender Artillerie, unaufhaltsam vor, bis dicht an die feindlichen Feldbefestigungen. Hier entspann sich ein heißes Feuergefecht, bis endlich der linke feindliche Flügel ins Wanken geriet. Mit



Eroberung der ersten französischen Fahne und der ersten Geschütze bei Lagarde.
Nach einer Originalzeichnung von Hans W. Schmidt.

aller Macht drängten unsere wackeren Streiter nach, und bald konnten die Franzosen in ihren gedeckten Stellungen sich nicht mehr halten; sie wurden auf der ganzen Linie auf das Dorf zurückgeworfen.

Dort gab es erneut einen erbitterten Kampf, bis endlich ein Flankenangriff unserer Kavallerie auch hier die Entscheidung brachte. Um eine Attacke zu behindern, hatten die Franzosen den Wiesengrund vor dem Dorfe mit ausgehobenen Erdhöhlen durchzogen, die sie mit Heu und Gras überdeckten. Aber unsere umsichtigen Reiter merkten zur rechten Zeit noch die gelegten Fallen und wußten ihnen in ihrem Ansturm auszuweichen. „Es war ein großer Tag für mein Regiment,“ berichtet ein an dieser Attacke beteiligter verwundeter Kavallerieoffizier seiner Gattin. „Er wird einst in der Geschichte genau so verzeichnet werden wie die Tage von Gravelotte und Mars-la-Tour im Jahre 1870. Es war ein Todesritt im wahrsten Sinne des Worts, gegen die feuerspeienden Schlünde der Artillerie, gegen Maschinengewehre und intakte Infanterie. Wir haben die Franzosen




Die Beschießung von Libau durch den kleinen Kreuzer „Augsburg“ am 2. August.
Nach einer Originalzeichnung von G. Martin.

in die Pfanne gehauen, aber schwer hat unsere Brigade gelitten. Von den 142 Mann meiner Eskadron waren gestern beim Appell 58! Ich der einzige Offizier. Alle anderen tot oder verwundet. Der Brigadekommandeur durch Brust und Hand geschossen . . .“

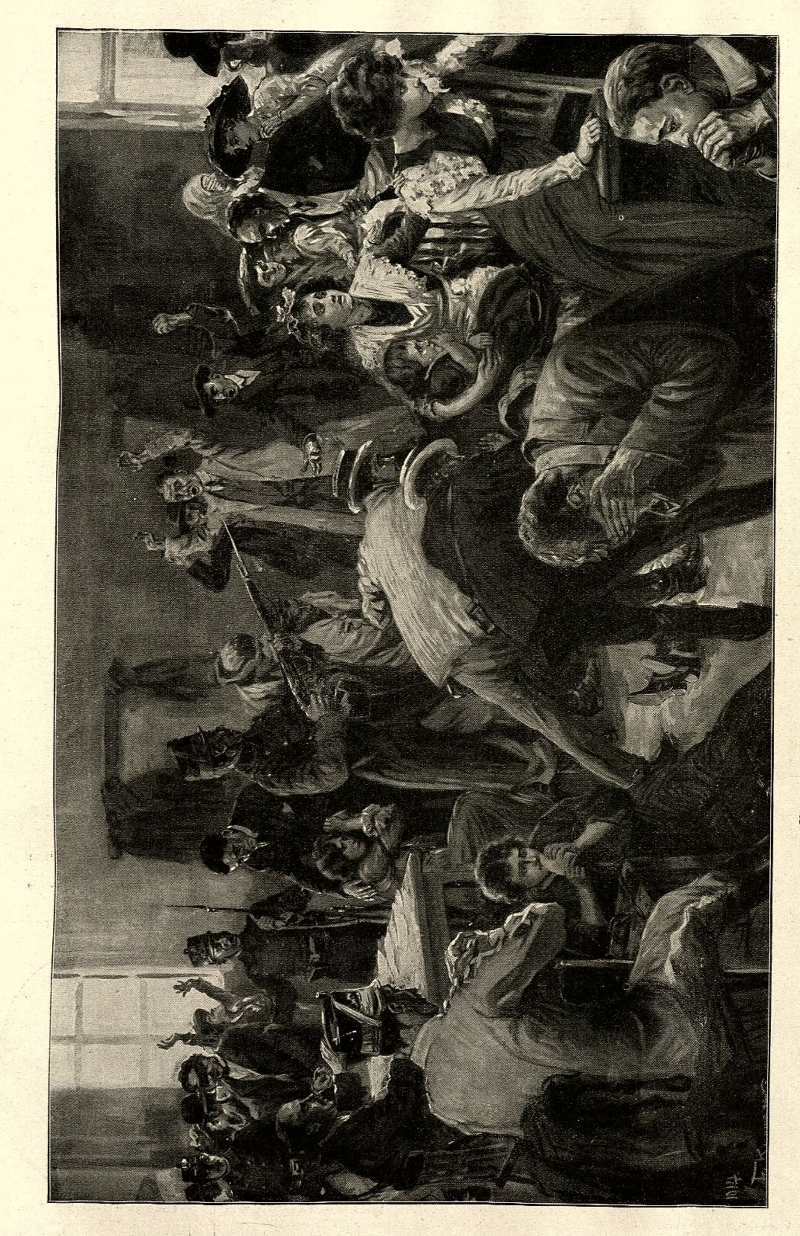
Als das Dorf und die Stellungen in seiner Umgebung unter der Wucht dieser Kavallerieattacke vollends genommen waren, gab es noch eine schneidige Verfolgung des Feindes. Bemerkenswerte Einzelheiten über den abschließenden Teil des heftigen Kampfes entnehmen wir dem schon oben angeführten Brief eines Teilnehmers: „Nun kommen schon in Scharen die ersten sich ergebenden Franzosen. Wir mußten sehr vorsichtig sein, denn die Burschen schossen noch, wenn sie verwundet am Boden lagen, aus dem Hinterhalt. Ein Infanterist reichte mir seine Feldflasche; im selben Augenblick, als ich zugreifen will, fährt ihm eine Kugel durch die Finger! Wir ließen nun die Gefangenen alles von sich werfen, bis auf ihre roten Hosen und Hemd, und hatten so schließlich bei unserer Kompanie 150 Stück beisammen. Alle kamen sie mit aufgehobenen Händen auf uns zu. Schließlich dauerten mich auch die armen Burschen, die zum Teil schwer verwundet um uns herumlagen. Es waren Bürschchen von 16, 17 Jahren dabei. Ich gab ihnen, was ich noch an Verbandspäckchen und Schokolade bei mir hatte, und ließ Wasser für sie holen. So viel Küsse auf Stiefel und Hände habe ich in meinem Leben noch nicht bekommen. „Nous ne voulons pas la guerre!“ haben sie die ganze Zeit geschrien und: „Vive l'Allemagne!“ Als rückwärts eine unserer Bataillonsfahnen sichtbar wurde, riefen sie alle durcheinander: „Oh! le drapeau allemand! Vive l'Allemagne! Vive le drapeau allemand!“

Siebenhundert Gefangene, zwei erstürmte Batterien, vier Maschinengewehre und die erste eroberte französische Fahne waren der Preis des heißen Tages.

## Drei gegen fünfzig.

(Hierzu das Bild Seite 28/29.)

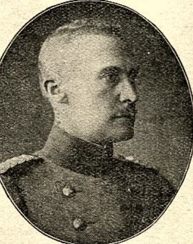
An der Bahn, die von Lyck im Regierungsbezirk Gumbinnen in südöstlicher Richtung nach Russisch-Polen führt, liegt dicht an der Grenze das Dorf Prostken. Die zweieinhalbtausend Einwohner standen, wie alle Grenzsassen dort, stündlich in der Gefahr, von den russischen Horden überfallen und grausam mißhandelt zu werden. In der Tat erscholl eines Morgens der Ruf: „Alles flüchten — der Feind kommt!“, und stärkste Erregung bemächtigte sich der Bevölkerung. Ein beherzter Mann aber wollte sich den Feind zuvor doch mal ansehen und lief zur Grenze. Wirklich kamen an die fünfzig russische Kavalleristen in rasendem Galopp angestürmt, voran der Offizier mit geschwungenem Säbel. Als sie nun auf etwa achthundert Meter heran waren, krachte seitlich von dem wißbegierigen Zuschauer ein Schuß, dem alsbald mehrere folgten. Beim vierten sank der Offizier, beim fünften ein Gefreiter tot in den Sand. Jetzt bekam es die ganze Heldenschar mit der Angst; sie rissen die Gäule herum und verschwanden noch schneller, als sie gekommen waren. Nunmehr erhoben sich aus einem Felde drei — sage drei — deutsche Infanteristen und warfen lachend ihr Gewehr über die Achsel; ihr Feuer hatte genügt, ein halbes Hundert der vielgerühmten russischen Kavallerie ins Bockshorn zu jagen.



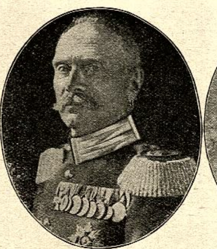
Bedrohung verhafteter Deutscher durch belgische Behörden.
Nach einer Originalzeichnung von Fr. Kienmayer.



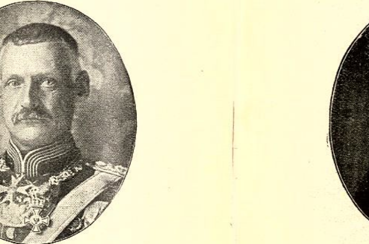
Phot. Nicola Perscheid, Berlin.
**General der Infanterie v. Moltke.**
Chef des deutschen Generalstabs.



Phot. Th. Andersen, Hofphotograph, Stuttgart.
**Generaloberst Herzog Albrecht von Württemberg.**



Phot. Gebr. Hirsch, Hofphotographen, Karlsruhe.
**Generaloberst Großherzog Friedrich II. von Baden.**



Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
**Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern.**

## Minensperrung in der Themse.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Der Geist der rücksichtslosen Selbstaufopferung, der der deutschen Flotte eigen ist, hat sich durch die Minensperrung in der Themse im glänzendsten Lichte gezeigt. Der kleine Bäderdampfer „Königin Luise", der als Minenleger ausgerüstet war, erhielt unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Biermann den gefahrvollen Auftrag, die Themsemündung durch Minen zu sperren. Leider wurde der Dampfer kurz nach vollzogener Auslegung der Minen von dem englischen geschützten Kreuzer „Amphion" gesichtet, der die dritte am nördlichen Themseufer in Harwich stationierte Torpedobootszerstörerflottille der sogenannten L-Klasse führte. Mehrere Torpedobootszerstörer gaben auf die „Königin Luise" Feuer, die, im Heck getroffen, zum Sinken gebracht wurde. Währenddessen stieß der „Amphion" auf ein zwischen zwei Minen ausgespanntes Kabel. Durch die Minenexplosion wurde sein Vorderteil aufgerissen, so daß er nach zwanzig Minuten in der Tiefe verschwand. An eine Gegenwehr des deutschen Minenschiffs gegen eine aus nicht weniger als zwanzig Fahrzeugen bestehende Übermacht war nicht zu denken. So schmerzlich der Untergang der „Königin Luise" ist, so wird doch der Verlust aufgewogen durch die Vernichtung des englischen Kreuzers und den tiefen Eindruck, den der unvergleichliche Mannesmut der deutschen Seeleute in England hervorgerufen hat. Von der tapferen Besatzung wurden dreißig Matrosen gerettet.

## Die Beschießung von Libau.

(Hierzu das Bild Seite 36.)

Auch in der Ostsee hat sich kurz nach der Kriegserklärung an Rußland die deutsche Flotte erfolgreich betätigt. Ein schwedischer Augenzeuge des Bombardements von Libau schildert dieses in anschaulicher Weise: Bereits am Nachmittag des 2. August gingen in diesem russischen Hafen Gerüchte herum, die deutschen Kriegschiffe seien in so unmittelbarer Nähe, daß ihr Angriff erwartet werden könne. Im Hafen versammelten sich törichterweise bald große Menschenmassen, um sich „den Krieg" anzusehen. Am Abend um 10½ Uhr fiel der erste Schuß. Andere folgten in kurzer Zeit. Die Erde erdröhnte unter der heftigen Kanonade. Die Granaten fielen massenweise in die Stadt. Eine Panik ergriff die Bevölkerung. Überall sah man Menschen schreiend und planlos umherlaufen. Viele Granaten richteten eine furchtbare Zerstörung an. Ein Petroleumbehälter wurde von einer Bombe getroffen und explodierte. Die Kanonade wurde immer furchtbarer. Man hörte wiederholt gewaltiges Dröhnen. Es hieß, daß die Russen den Kriegshafen und die öffentlichen Gebäude zerstörten. An mehreren Stellen der Stadt brach ein Brand aus; niemand dachte daran, zu löschen. Der Schrecken hatte jede Willensäußerung gelähmt. Erst gegen Morgen hörte die Beschießung auf. Die Stadt sah, namentlich am Hafen, schrecklich aus. Alle Kais waren zerstört, die großen Warenspeicher waren in rauchende Schutthaufen verwandelt.

## Auf dem Weg zur Grenze.

Ein paar Augenblicksbilder aus den ersten Mobilmachungstagen von einem, der dabei war.

(Hierzu die Bilder Seite 40 und 41.)

Die Festung N. wimmelt von Militär, und jeder Zug, der ankommt, entläßt Scharen von Einberufenen, die teils hier ihre Einkleidung erhalten, teils die nächste Fahrgelegenheit abwarten, um möglichst rasch zu ihrem Meldeort zu gelangen. Man sieht nur frohe, tatbereite Mienen, Entschlossenheit und Siegeszuversicht allüberall. Die öffentlichen Gebäude, wie Schulen und sonstige verfügbare Räume, desgleichen die Gasthofsäle und ähnliche große Baulichkeiten sind der Mobilisierung dienstbar gemacht. Während Wagen nach Wagen herbeiknarrt, hochgetürmt mit Bekleidungs- und anderen Ausrüstungsgegenständen, sieht man in den angrenzenden Straßen lange Reihen von Mannschaften damit beschäftigt, die Umwandlung vom Zivilisten in den Streiter fürs Vaterland zu vollziehen. In der Nähe des Bahnhofs aber harren die schon Marschbereiten der Stunde



Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
**Großadmiral Prinz Heinrich von Preußen,**
**Generalinspekteur der Marine.**



Phot. F. Urbahns, Hofphotograph, Kiel.
**Admiral v. Pohl,**
Chef des Admiralstabs der Marine.



Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
**Vizeadmiral Friedrich v. Ingenohl,**
der neue Chef der Hochseeflotte.



Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
**Großadmiral v. Tirpitz,**
**Staatssekretär des Reichsmarineamts.**





**Generalleutnant v. Falkenhayn,**
Kriegsminister.



Phot. E. Bieber, Hofphotograph Berlin.
**Generaloberst v. Bülow.**



**E. Freiherr v. d. Goltz,**
Generalfeldmarschall und Gouverneur von Belgien.



**Gottlieb Graf v. Häseler,**
Generalfeldmarschall.

der Abfahrt. Noch dürfen sie sich's bequem machen. Die Gewehre stehen in Pyramiden beisammen; Tornister, Feldflasche und Brotbeutel liegen daneben. Man reckt und streckt die Glieder noch einmal, ehe man zum vielstundenlangen Stillsitzen im dichtbesetzten Wagen gezwungen ist. Auch Frauen und Kinder sind zahlreich herbeigeeilt, Verwandte und Bekannte, noch ein letztes Wort mit den Tapferen zu wechseln, die vielleicht in wenigen Tagen schon auf dem grünen Rasen verbluten, kostbare Opfer für des Vaterlandes Ehre und Freiheit ...

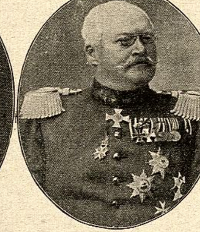
Halb zwölf Uhr nachts. Dichtes Gewölk hat sich über der Festung geballt und erfüllt die Straßen, die Plätze mit feinem, nebelhaftem Regen, der trotzdem sehr rasch bis auf die Haut dringt. Auf dem weitläufigen Bahnhof brennen nur die notwendigsten Lichter, um den befürchteten Versuchen feindlicher Flieger, Bomben abzuwerfen, keine Gelegenheit zum Zielen zu geben. Auf dem Bahnsteig stehen marschbereit zwei kriegsstarke Bataillone, grau im Grau der nebligen Finsternis, daß man schon die achte, zehnte Reihe nicht mehr unterscheiden kann. Eben fährt ein Zug ein; einige mit viel Grün verzierte Wagen verraten, daß sie Reservisten bringen. Richtig, da winden sie sich schon in langer Doppelreihe durch das Gedränge der übrigen Ankömmlinge dem Ausgang zu, jeder ein Paket oder Köfferlein mit dem Notwendigsten tragend. „Wo müßt ihr euch stellen?" ruft der vorderste Leutnant des einen Bataillons. Ein Wirrwarr von Namen ertönt als Antwort, darunter zumeist „Wien — Prag — Galizien", und ein besonders Kecker schreit mit krähender Stimme: „In St. Petersburg — beim Nikolaus!" „Aha — Österreicher!" Ein Lächeln zeigt sich für einige Minuten auf den ehernen Gesichtern der Feldgrauen, und immer wieder tönt's: „Macht eure Sache gut!" — „Nur ka Angst net!" Und während ein Herr vom Quartierausschuß die Angehörigen der verbündeten Armee zu Labung und kurzer Nachtruhe in eine Kaserne geleitet, straffen sich wieder die 2400 Mann in Ernst und Entschlossenheit. Inzwischen ist vom eben eingelaufenen Zug die Maschine abgestoßen; zwei starke Schnellzugslokomotiven legen sich ans andere Ende. Dann tönen kurz und scharf einige Kommandoworte, und wenige Minuten später sind die beiden Bataillone in der endlos scheinenden Wagenreihe verschwunden. Alle Lampen im Zug werden verdunkelt, die Vorhänge heruntergelassen, denn die Lichterschlange könnte unterwegs feindlichen Fliegern ein willkommenes Ziel bieten. Noch einmal tönt brausend „Die Wacht am Rhein", und darauf begeistertes Hurra der Tausende, die trotz Nacht und Nebel jenseits der Bahnsperre harrten, um den Scheidenden noch ein Lebewohl zuzurufen. Dann einige Pfiffe, und langsam verschlingt die Finsternis den langen, langen Zug. Wohin? Niemand weiß es, nicht einmal die Fahrenden selber ...

Unterwegs, jenseits des Rheins! Schon hat man in der Ferne Kanonendonner gehört. Nun hält der Zug auf einem Nebengleis, weil ein anderer mit Feldartillerie vorher durchfahren soll. Alles enteilt den dumpfen Abteilen. Wie wohl tut die frische Luft, das unbehinderte Recken und Regen den steifen Gliedern! Auch der Magen verlangt wieder einmal sein Recht. Man holt heraus, was man gerade zur Hand hat, und wahrhaft brüderlich wird geteilt. Plötzlich lebhafte Unruhe und Kommandorufe in einiger Entfernung. „Feindliche Flieger!" Jeder langt nach seinem Gewehr. „Laden und sichern!" Da knarrt es schon jenseits des Bahnhofs, jenes nervenzerrüttende Geräusch, das man nie vergißt, wenn man es einmal gehört hat: Maschinengewehre! Und von den zwei graugelben Vögeln, die man zwischen dem leichten Gewölk über der Stadt entdeckte, kann sich nur einer heimwärts retten; mit gebrochenen Schwingen stürzt der andere nieder. Fliegerlos ...

Und nun am Feind! Je näher das Krachen der Geschütze tönt, um so glühender werden die Gesichter, um so fester schließen sich die Fäuste um die Waffe. Plötzlich hält der Zug auf offener Strecke, und in das Knattern der Gewehre, das jetzt auch deutlich jenseits eines Dorfes zu hören ist, klingen helle Befehle. Offiziere eilen hin und her, Radfahrer und Motorfahrer. Die lange Reihe derer entlang, die hastig dem Zug entströmen, läuft das Knacken der Gewehrschlösser. Wieder Kommandorufe — und wieder — und mit Hurra geht's querfeldein, durch dick und dünn, was die Beine leisten können — immer 'ran an den Feind — den Brüdern zu Hilfe, die sich schon seit Stunden mit ihm herumbeißen — 'ran an die Franzosen — für König und Vaterland!



**General der Infanterie v. Heeringen.**



Phot. W. Jacobi, Hofphotograph, Metz.
**Generaloberst v. Prittwitz und Gaffron.**



Phot. E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.
**Generaloberst v. Eichhorn.**



**General der Infanterie v. Kluck.**



In Erwartung der Abfahrt. Phot. Boedecker, Berlin.

## Zur Schlacht bei Metz.

(Hierzu das Bild Seite 27.)

Durch den am 20. August von deutscher Seite zwischen Metz und den Vogesen geführten Hauptschlag sind acht französische Armeekorps zurückgeworfen und in unermüdlicher Verfolgung gezwungen worden, auf ihre Hauptstützpunkte zurückzufluten.

Ein in der Schlacht verwundeter Offizier berichtet darüber u. a. folgende Einzelheiten: „Schon bei der Einnahme der französischen Vorstellung hatten wir Maulesel gefunden, die noch mit Maschinengewehren und anderem Material bepackt waren, und auch in der Hauptstellung des Feindes fielen uns Batterien, darunter solche allerschwersten Kalibers, in die Hände, deren Pferde noch nicht einmal ausgespannt waren, sondern erschossen im Geschirr an der Erde lagen. Auch der ganze Weg von Bergaville bis Gebling war mit Rothosen bedeckt, ein Zeichen, daß dem Gegner auch auf seinem Rückzuge mörderische Verluste beigebracht worden sind. Ein französischer Major, der sein Bataillon davonlaufen sah, stellte sich auf die Böschung eines Grabens und gab sich selbst den Tod. Zu Hunderten ließen sich die Franzosen gefangen nehmen und baten flehentlich um ihr Leben. Allenthalben wimmelte es von französischen Gefangenen. Wie wenig Widerstandskraft der Feind trotz seines viel gerühmten Elans besaß, kann mit mancher Episode bewiesen werden. Aus einem Bahnhofsgebäude z. B. haben drei Gruppen unserer Leute eine französische Besatzung von etwa hundert Mann herausgeholt. Diese eröffneten zwar auf die wenigen anrückenden Deutschen das Feuer, steckten aber, als unsere Leute sich dadurch nicht abschrecken ließen und bis auf hundert Meter herangerückt waren, eine weiße Fahne heraus, um Leben und Gesundheit in Sicherheit zu bringen. Demgegenüber waren die deutschen Truppen von einem Heldenmute beseelt, der die glänzendsten Leistungen erzeugte.“

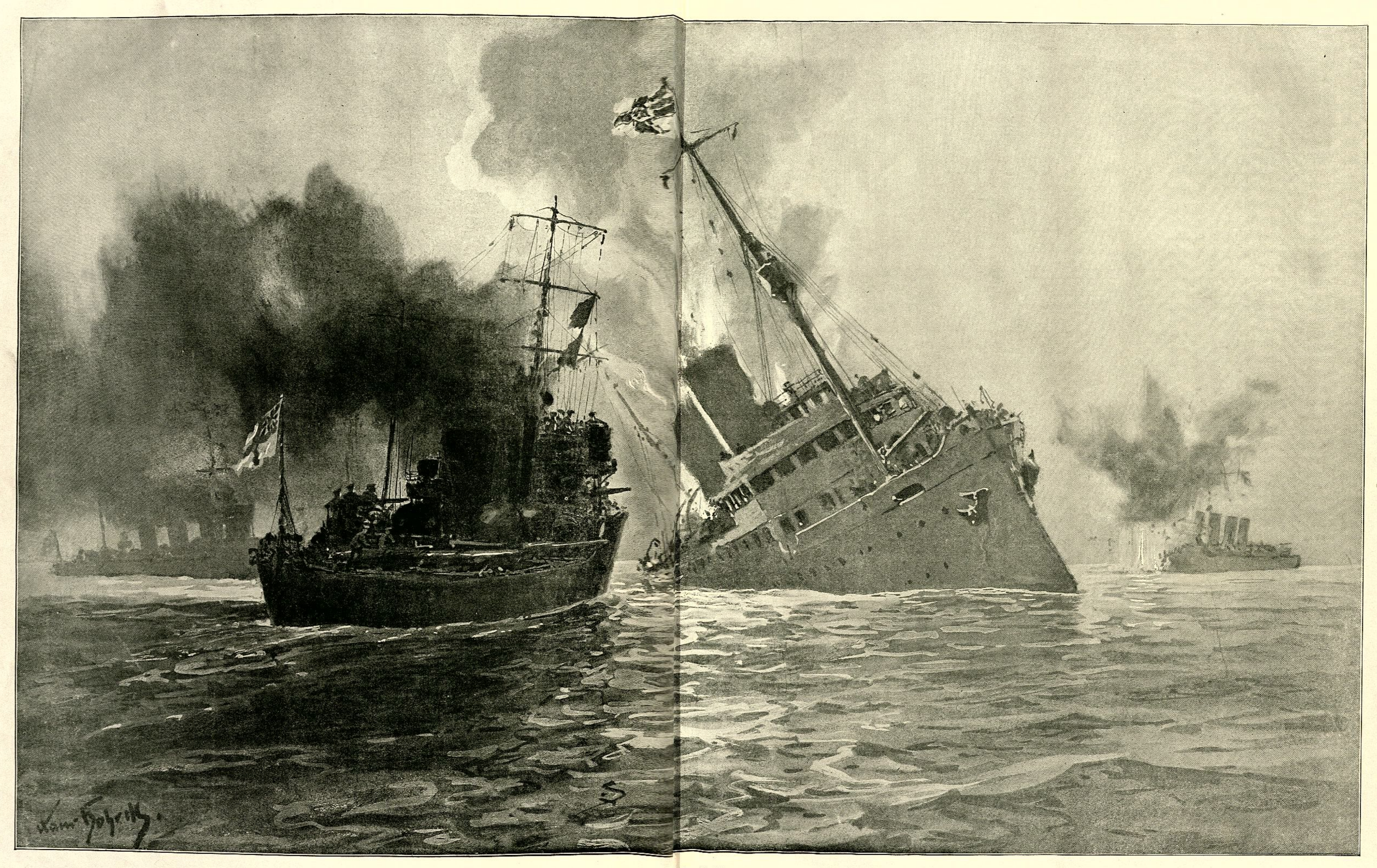
Mächtig wie der Kampf, groß wie der Erfolg war auch der Jubel, als die ersten Nachrichten kamen. Alles drängte sich um die angeschlagenen Extrablätter, deren glorreicher Inhalt überall helle Begeisterung weckte. In Berlin fand die Siegesstimmung in einer Huldigung vor Kaiserin und Kronprinzessin erhebenden Ausdruck. Es war eine gewaltige Menge, die sich in Bewegung setzte, erst zum Königlichen Schloß, dann zum Kronprinzlichen Palais, wo sich jedesmal stürmische Kundgebungen abspielten. Und je weiter der Tag schritt, desto größer wurde der Jubel, bis es gegen zehn Uhr abends Unter den Linden plötzlich hieß: „Die Kaiserin kommt!“ Nun gab's kein Halten mehr. Alles ballte sich zu einer unlösbaren Masse zusammen, und ein einziger Schrei stürmischer Freude löste sich aus den Tausenden von Kehlen. Man umringte das Automobil, das nur schrittweise fahren konnte, kletterte auf die Trittbretter, warf Blumensträuße, schwenkte Hüte, wehte mit Tüchern, so allgemein war der Jubel über den großen Erfolg.

## Belgische Ausschreitungen gegen die Deutschen.

(Hierzu das Bild Seite 37.)

Die verabscheuungswürdigen Ausschreitungen, die sich die Belgier gegen die Deutschen haben zuschulden kommen lassen, sprechen aller Gesittung Hohn und werden für alle Zeiten ein schändendes Brandmal für das belgische Volk bleiben. In ihrem blindwütigen Haß fehlte den Belgiern jedes Urteil, welchen Schaden sie sich selbst durch die unmenschliche Austreibung der Deutschen zufügten. Denn unter den 532 454 ansässigen Fremden waren 57 010 deutscher Abstammung. In dem Welthandelshafen Antwerpen sprach man in allen besseren Gasthöfen und Geschäften Deutsch; es gab dort mehr als ein Dutzend deutscher Vereine, und die deutsche Kolonie zählte gegen 9000 meist sehr wohlhabende Mitglieder.

In Brüssel wurden schon am Sonntag vor der Kriegserklärung an Frankreich Deutsche aus ihren Autos gerissen und aufs schwerste mißhandelt. Der Pöbel verwüstete alle deutschen Geschäfte, zertrümmerte die Schaufenster, riß die Waren heraus und plünderte die Läden. Zahlreiche Deutsche wurden verhaftet, man legte ihnen Handschellen an und führte sie unter den Verwünschungen der Menge nach der



**Die Heldentat des deutschen Minenlegers „…igin Luise" vor der Themsemündung am 8. August.**

Nach einer Origin…hnung von Hans Bohrdt.

Hauptpolizeiwache. Dort erhob man gegen sie die Beschuldigung der Spionage. Zwecks gründlichster Durchsuchung mußten sie ihre Kleidungsstücke ablegen, und dann stellte man die Verdächtigten, denen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden, mit dem Gesicht gegen die Wand. — Wo Deutsche auf den Straßen erblickt wurden, fiel der Mob über sie her. Selbst Kinder verschonte man nicht.

Unglaublich gefühllos verfuhr man gegen die Deutschen in Brügge. Wir folgen bei dieser Schilderung den Mitteilungen eines mitverhafteten Deutschen: „Ungefähr fünfzig Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, die Holland erreichen wollten, wurden nach der Kaserne verbracht und unter strenger Bewachung zehn Tage in Haft behalten. Die Beköstigung bestand nur in Brot und Wasser; an zwei Tagen ließ man die Gefangenen sogar ganz fasten.

Am zehnten Tag wurden von einer Militärkommission die Personalien aufgenommen, woran sich die Erklärung schloß, daß sämtliche Männer erschossen werden würden. Unter den Verzweiflungsrufen der Frauen und Kinder versuchte einer der Gefangenen in seiner furchtbaren Erregung auf einen der Bedeckungsposten zu stürzen, der ihm das aufgepflanzte Seitengewehr entgegenstreckte.

Nachdem man den Männern schwarze Binden um die Augen gelegt hatte, wurden sie von einer Soldatenabteilung auf einen Platz geführt. Hier wurde der Befehl zum Feuern gegeben, aber die gefürchtete Salve erfolgte nicht. Vielmehr wurden den auf den Tod Gefaßten die Binden abgenommen und ihnen mitgeteilt, daß es sich nur um ein Scheinmanöver gehandelt habe! Nach der Zurückführung in die Kaserne wurde dann die Freilassung verfügt. Das Gepäck der deutschen Familien wurde eingezogen, dagegen durften sie ihre Geldmittel behalten, so daß sie wenigstens die Weiterfahrt nach Holland fortsetzen konnten."

Am schlimmsten aber hauste der Pöbel in Antwerpen. Man zertrümmerte nicht nur die deutschen Geschäfte, Gasthäuser, Schulen und das Seemannsheim, sondern drang auch in die Privatwohnungen ein. Die Möbel wurden auf die Straße geworfen, zerstört oder weggeschleppt. Die Villen in den Vororten wurden eingeäschert.

Die Frauen zerrte man an den Haaren auf die Straße, spie sie an, hieb auf sie mit Messern ein und trat sie mit Füßen. Vor den im Hafen liegenden Schiffen schrie die zusammengeströmte Menge, wie ein Augenzeuge berichtet: „Werft die Deutschen ins Wasser oder schneidet ihnen die Kehlen ab!" Zahlreiche Männer wurden niedergemetzelt. Von dem bekannten Hotel Weber am Boulevard schoß man Frauen und Kinder herunter. Der Besitzer des Gasthofs, der sich im Innern verborgen hatte, wurde durch Schwefeldämpfe aus seinem Versteck herausgetrieben und sodann ermordet. Und alle diese Greuel geschahen, ohne daß die Gendarmerie und Bürgergarde die Unglücklichen schützte, ja, es ist sogar erwiesen, daß der franzosenfreundliche Bürgermeister durch verhetzende Falschmeldungen den barbarischen Aufruhr begünstigt hat.

## Vom Roten Kreuz.

(Hierzu die Bilder Seite 25, 32 und 33.)

Nun lohnt sich auch die langjährige treue Friedensarbeit derer, die berufen sind, die vom Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. Schon haben sie schwere, strenge Arbeit, die Männer vom Roten Kreuz, die Angehörigen der freiwilligen Sanitätskolonnen. Und was sogar der Feind an unserem Heere anerkennen muß, die straffe Ordnung, die unbedingte Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit des Aufmarsches und des Eingreifens — das trifft in vollem Umfang auch auf unsere Sanitätskolonnen zu. Man muß sie gesehen haben, diese Streiter der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, wenn ein Eisenbahnzug mit Verwundeten im Bahnhof einläuft. Den ganzen Bahnsteig entlang, in langer Reihe, militärisch ausgerichtet, stehen die Tragbahren da, ihnen zur Seite die aus vier Mann bestehende „Gruppe" mit ihrem Gruppenführer. Fast lautlos vollzieht sich die Entleerung der Wagen; mit rührender Sorgfalt werden die Verwundeten auf die Bahren gebettet; nur dann und wann ein halblautes Kommandowort, nach dem



Phot. Boedecker, Berlin.

Eine auf der Fahrt zum Kriegschauplatz befindliche Truppe hält auf freier Strecke.

die „Gruppe“ wie ein gut geregeltes Uhrwerk arbeitet. Und lautlos eilen die „Helferinnen“ herzu, aus deren milder Hand der Verwundete die auf den Bahnhöfen bereitgestellte Labung erhält.

Mustergültig wie bei unserem Heer ist auch bei den Sanitätskolonnen die Ausrüstung. Sie sind in völlig neue, ebenso schmucke wie zweckmäßige Uniformen gekleidet. Die norddeutschen Mannschaften sind mit Rucksäcken ausgerüstet, während die württembergischen Sanitätskolonnen Tornister tragen. Zur Ausrüstung gehören ferner Verbandtasche, Brotbeutel, Labeflasche, und je ein Mann der Gruppe ist mit Beil oder Säge oder Rettungsseil ausgerüstet. Tornister oder Rucksack enthalten Kochgeschirr. Außer Litewka, Tuchhose und Mantel hat jeder Mann noch einen Drilchanzug, neben der Schirmmütze noch eine Feldmütze. Zur Ausrüstung gehört endlich ein „eiserner“ Verpflegungsbedarf für drei Tage.

Selbstverständlich kommen die Sanitätskolonnen nicht nur für den Dienst in der Heimat, sondern auch für den Außendienst in Betracht. Es war ein weihevoller Augenblick, als am Mittwoch den 19. August die erste Lazarettruppe des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz durch die Königin von Württemberg in Gegenwart von Direktor Dr. v. Geyer und Geheimem Hofrat Herrmann, den beiden obersten Leitern des württembergischen freiwilligen Sanitätsdienstes, im Hof der Schwabschule verabschiedet wurde. Es waren 41 Mann und 41 Pflegeschwestern, die für das Etappengebiet bestimmt sind. Lebhaftes Interesse widmete unser Königspaar auch dem vom Württembergischen Landesverein vom Roten Kreuz ausgerüsteten Lazarettzug, der nun wohl auch schon seit mehreren Tagen seinen Dienst versieht. Er ist dazu bestimmt, ständig dem Verwundetentransport zwischen der Grenze und den heimischen Lazaretten zu dienen. Er besteht aus 30 Eisenbahnwagen. Die große Mehrzahl von ihnen ist zur Aufnahme von Verwundeten eingerichtet, jeder Wagen zu 16 Betten, die in zwei Stockwerken übereinander an den Längswänden angebracht sind. Genau in der Mitte des Zugs befindet sich der Wagen des Chefarztes mit Operationsraum, links und rechts davon die Wagen der Verwaltung, der assistierenden Ärzte und des Pflegepersonals. Je am Ende des Zuges befinden sich die Küchenwagen. Was an weiser Voraussicht aller möglichen Fälle geleistet werden kann, ist geschehen; allenthalben herrscht der Grundsatz höchster Zweckmäßigkeit; und doch liegt über dem Ganzen ein Hauch von Behaglichkeit. Jeder Wagen trägt das Zeichen des Roten Kreuzes, nicht nur an den Seitenwänden, sondern auch in größtem Format auf dem Dach zur Abwehr von Fliegerbomben. Die Erfahrungen der letzten Zeit haben allerdings dazu geführt, daß die Lazarettzüge und ihre Begleitmannschaften auch mit minder friedlichen Abwehrmitteln ausgerüstet sind.

Ein lebendiges Bild von der Arbeit im Feld gibt schließlich noch die Darstellung einer von Helferinnen des Roten Kreuzes geleiteten Feldküche. Vor dem Feind geht es freilich vielleicht etwas weniger „geleckt“ zu. —

Seinen in fünfzigjährigem Wirken betätigten Grundsätzen getreu wendet das Rote Kreuz seine Hilfe auch diesmal Freunden wie Feinden ohne Unterschied zu. Die Gelegenheit dazu bot sich sehr bald: es waren erst wenige Tage seit Eröffnung der Feindseligkeiten vergangen, als schon die ersten deutschen und französischen Verwundeten und Gefangenen vom westlichen Kriegschauplatz in Stuttgart eintrafen.

## Der Sturm auf Schabatz.

(Hierzu das Bild Seite 43.)

Die tapferen österreichisch-ungarischen Truppen haben vom 23. bis 25. August auf russischem Gebiete bei Krasnik eine dreitägige siegreiche Schlacht geschlagen, die für die Entwicklung der Dinge auf den östlichen Kriegschauplätzen von größter Bedeutung ist. In Voraussicht der auch in Galizien, nördlich und östlich von Lemberg, folgenden gewaltigen Kämpfe hatte die Kriegsleitung kurz zuvor noch erklärt, daß sie angesichts der Aufgabe, die ihr gestellt werden wird, die Züchtigung der Serben vorläufig nur als eine Nebenaktion in Rechnung stellen und sich daher eine durch die Umstände gebotene Zurückhaltung auferlegen werde. Es entspricht dies, sobald sich die Notwendigkeit ergibt, nach zwei Fronten zu kämpfen, dem militärisch als richtig anerkannten Satz, zuerst den stärkeren Gegner niederzuringen und dann erst dem schwächeren mit voller Kraft auf den Leib zu rücken. Nichtsdestoweniger erachtete man einen Vorstoß gegen die serbischen Stellungen als geboten und hat diesen auch aus Nord und West mit großer Energie durchgeführt. Unter den blutigen Zusammenstößen, die dadurch herbeigeführt wurden, spielte der Übergang über die Save und der Sturm auf Schabatz eine wichtige Rolle, weil letzteres eine strategisch bedeutsame Eingangspforte darstellt. Man wußte, daß das serbische Ufergebiet von sehr starken feindlichen Streitkräften besetzt war, die durch Infanterie- und Artilleriefeuer den Übergang der Truppen verhindern sollten, entschloß sich daher, trotz der Scheinwerfer den Übergang nächtlicherweile durchzuführen, wozu zur bestimmten Stunde mehrere große Kähne, Fähren und eine Anzahl Schiffbrücken bereitlagen. In aller Stille wurden die Mannschaften, die übergesetzt werden sollten, geweckt. „Wir erkannten sofort,“ so berichtet ein südungarischer Infanterist, der wacker mitgekämpft hat, „daß es jetzt galt, über den Fluß zu gehen, und eilten flink ans Ufer zu den vertauten Booten, die bereits mit Pionieren bemannt waren. Ich befand mich mit etwa fünfzig Kameraden rasch in einem dieser Fahrzeuge. Während der Überfahrt wunderten wir uns alle, vom feindlichen Ufer keine Schüsse zu bekommen. Kaum wollten wir indessen jenseits anlegen, so begann es aus den Schützengräben der Serben zu krachen, und gleich bei der ersten Salve brachen in unserem Kahn der Zugführer und sieben Soldaten zusammen. Wir anderen sprangen ans Ufer und stürzten uns auf die serbischen Feldbefestigungen, die durch einen Bajonettangriff genommen wurden. Wir sahen reguläres Militär und Komitatschis (Freischärler) vor uns her fliehen und eilten ihnen durch dick und dünn bis nach Schabatz nach. Dort kam es zu einem verzweifelten, blutigen Straßenkampf, bei dem auch aus den verrammelten Fenstern und von den Kirchtürmen auf uns geschossen wurde. Da kamen von rückwärts nach und nach Verstärkungen an, und nach einstündigem Kampfe hatten wir den Ort vollends genommen.“

Nach diesem Siege zeigte sich auch in Schabatz wie in Belgien und Frankreich das Franktireurwesen in seiner ganzen Scheußlichkeit und Verwerflichkeit. Auch hier wurde teils von serbischen Soldaten, die sich in Keller und auf Dachböden geflüchtet hatten, teils von der Einwohnerschaft hinterrücks auf die braven Truppen geschossen. Selbstverständlich wurden nicht viele Umstände gemacht und alles, was auf der Tat ertappt wurde, auf der Stelle niedergemacht. Die serbische Regierung, die ihre Pappenheimer eigentlich kennen sollte, hatte die Dreistigkeit, sich auf dem Wege über eine neutrale Macht darüber zu beschweren. Das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando ordnete Erhebungen an, und es ergab sich über den nächsten Tatbestand hinaus, daß sich die Serben sogar die scheußlichsten Massakrierungen hatten zuschulden kommen lassen. Wiederholt wurden Leichen verstümmelter Soldaten gefunden, so ein Mann mit ausgestochenen Augen, in deren Höhlen Uniformknöpfe eingepreßt waren; an einem Baume hängend ein Infanterist, dem Kopf und Arme fehlten. Ein Leutnant, dem die Gefangenen vorgeführt wurden, verfügte aus Menschlichkeit die Freilassung einer schwangeren Frau. Kaum freigegeben, zog das Weib einen Revolver und erschoß den Leutnant von hinten. Selbst serbische Kinder beteiligten sich an diesen Unmenschlichkeiten.

## Belfort.

(Hierzu Bild und Plan Seite 44.)

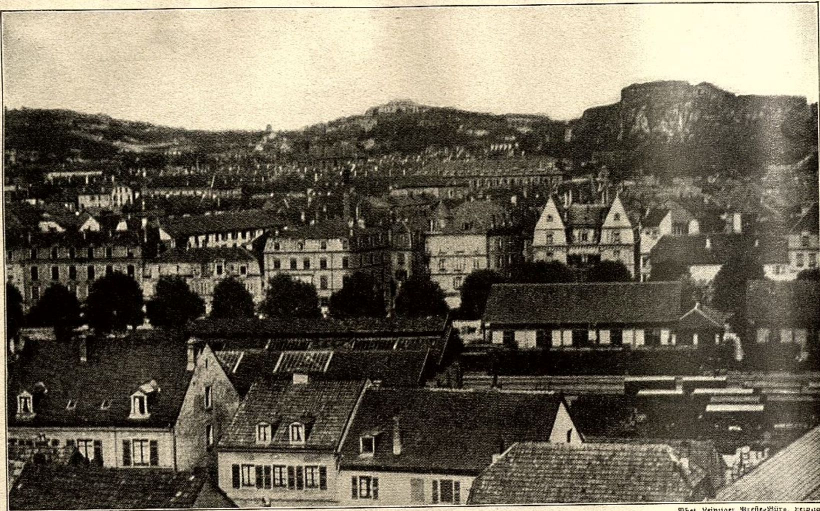
Die französische Festung Belfort hat uns 1870/71 erfolgreich Widerstand geleistet — allerdings weniger energischen Belagerungsmitteln gegenüber, als wir heute haben — und ist seither durch Erweiterung der Stadtumwallung, Umbau der alten Forts und Bau von neun vorgeschobenen großen Forts mit Anschlußbatterien und fünfzehn selbständigen Batterien ein starker Waffenplatz geworden, mit einem Umfang von etwa 40 Kilometern.

Der Übersichtlichkeit wegen sind weder die Anschlußbatterien noch die Redouten und Infanteriewerke, die zum Beispiel das Fort Salbert (XV) verstärken, in unsere Skizze aufgenommen. Auch die Geländeunterschiede, die zum




**Straßenkampf in Schabatz.**

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

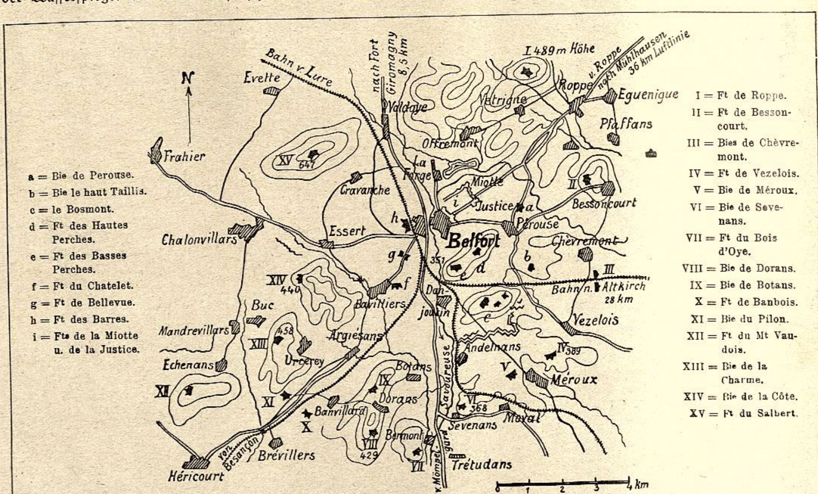


Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Blick auf die Festung Belfort.

Teil recht erheblich sind und die Bedeutung der Werke erhöhen, konnten nur durch einige Höhenzahlen angedeutet werden. Unterhalb Belfort zum Beispiel fließt die Savoureuse in 351 Meter über Meereshöhe, das Fort Roppe (I) liegt in 489 Meter, das Fort Vezelois (IV) in 389 Meter, die Batterie Sevenans (VI) in 368, die Batterie Dorans (VIII) in 429 Meter Höhe. Östlich von dieser ist aber der Wasserspiegel der Savoureuse schon auf 341 Meter, also auf wenig mehr als 4 Kilometer Luftlinie um 10 Meter gesunken.

Ungefähr die gleiche Höhe hat der Rhein-Rhone-Kanal, wo die Straße Altkirch—Belfort, halbwegs zwischen beiden, ihn kreuzt und in südwestlicher Richtung, von der Stadt Belfort 10 Kilometer entfernt, weiterführt. Wir haben es hier mit den südlichsten Ausläufern der Vogesen zu tun.




Plan von Belfort und Umgebung.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung des Reichstags, die sich an die Verlesung der Thronrede durch den Kaiser anschloß, wurde vom Präsidenten Dr. Kämpf am 4. August um drei Uhr fünfzehn Minuten nachmittags eröffnet. Zur Beratung stand die erste, zweite und dritte Lesung einer Reihe durch die politische Lage notwendig gewordener Gesetzentwürfe, deren wichtigster die Bewilligung eines Kredits von fünf Milliarden Mark betraf.

Der Präsident teilt mit, daß er dem Kaiser Mitteilung von der Konstituierung des Hauses machen werde. Der Kaiser habe sich bereit erklärt, das Präsidium heute abend sieben Uhr zu empfangen. Er hoffe, dem Kaiser alsdann Mitteilung machen zu können, daß die eingegangenen Vorlagen Annahme gefunden haben.

Schriftführer Abg. Fischer verliest das Verzeichnis der vorgelegten Gesetzentwürfe.

Sodann ergreift Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg das Wort. Unter anfänglichem tiefen Schweigen aller Anwesenden, das aber bald und oft von lebhaften Zwischenrufen und stürmischem Beifall unterbrochen wurde, führt er aus:

Ein gewaltiges Schicksal bricht über Europa herein. Seit wir uns das Deutsche Reich und Ansehen in der Welt erkämpften, haben wir vierundvierzig Jahre lang in Frieden gelebt und den Frieden Europas geschirmt. In friedlicher Arbeit sind wir stark und mächtig geworden und darum beneidet. Mit zäher Geduld haben wir es ertragen, wie unter dem Vorwande, daß Deutschland kriegslüstern sei, in Ost und West Feindschaften genährt und Fesseln gegen uns geschmiedet wurden. Der Wind, der da gesät wurde, geht jetzt als Sturm auf. Wir wollten in friedlicher Arbeit weiterleben, und wie ein unausgesprochenes Gelübde ging es vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten: nur zur Verteidigung einer gerechten Sache soll unser Schwert aus der Scheide fliegen. Der Tag, da wir es ziehen müssen, ist erschienen — gegen unseren Willen, gegen unser redliches Bemühen. Rußland hat die Brandfackel an das Haus gelegt. Wir stehen in einem erzwungenen Kriege mit Rußland und Frankreich.

Meine Herren, eine Reihe von Schriftstücken, zusammengestellt in dem Drang der sich überstürzenden Ereignisse, ist Ihnen zugegangen. Lassen Sie mich die Tatsachen herausheben, die unsere Haltung kennzeichnen.

Vom ersten Augenblick des österreichisch-serbischen Konfliktes an erklären und wirken wir dahin, daß dieser Handel auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkt bleiben müsse. Alle Kabinette, insonderheit auch England, vertreten denselben Standpunkt. Nur Rußland erklärt, daß es bei der Austragung dieses Konfliktes mitreden müsse. Damit erhebt die Gefahr europäischer Verwicklung ihr drohendes Haupt. Sobald die ersten bestimmten Nachrichten über militärische Rüstungen in Rußland vorliegen, lassen wir in Petersburg freundschaftlich, aber nachdrücklich erklären, daß kriegerische Maßnahmen gegen Österreich uns an der Seite unseres Bundesgenossen finden würden und daß militärische Vorbereitungen gegen uns selbst uns zu Gegenmaßregeln zwingen würden, Mobilmachung aber sei nahe dem Kriege. Rußland beteuert uns in feierlicher Weise seinen Friedenswunsch, und daß es keine militärischen Vorbereitungen gegen uns treffe. Inzwischen sucht England zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln, wobei es von uns warm unterstützt wird. Am 28. Juli bittet der Kaiser telegraphisch den Zaren, er möge bedenken, daß Österreich-Ungarn das Recht und die Pflicht habe, sich gegen die großserbischen Umtriebe zu wehren, die seine Existenz zu unterhöhlen drohten. Der Kaiser weist den Zaren auf die gemeinsamen monarchischen Interessen gegenüber der Freveltat von Serajewo hin. Er bittet ihn, ihn persönlich zu unterstützen, um den Gegensatz zwischen Wien und Petersburg auszugleichen. Ungefähr zu derselben Stunde und vor Empfang dieses Telegramms bittet der Zar seinerseits den Kaiser um seine Hilfe, er möge doch in Wien zur Mäßigung raten. Der Kaiser übernimmt die Vermittlerrolle. Aber kaum ist die von ihm angeordnete Aktion im Gange, so mobilisiert Rußland alle seine gegen Österreich-Ungarn gerichteten Streitkräfte. Österreich-Ungarn selbst aber hatte nur seine Armeekorps, die unmittelbar gegen Serbien gerichtet sind, mobilisiert. Gegen Norden zu nur zwei Armeekorps und fern von der russischen Grenze.



E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.

Generaloberst von Beneckendorff und Hindenburg, der Held von Gilgenburg.

Der Kaiser weist sofort den Zaren darauf hin, daß durch diese Mobilmachung der russischen Streitkräfte gegen Österreich die Vermittlerrolle, die er auf Bitten des Zaren übernommen hatte, erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht würde. Trotzdem setzen wir in Wien unsere Vermittlungsaktion fort, und zwar in Formen, welche bis in das Äußerste dessen gehen, was mit unserem Bundesverhältnis noch verträglich war. Während der Zeit erneuert Rußland seine Versicherungen, daß es gegen uns keine militärischen Vorbereitungen treffe.

Es kommt der 31. Juli. In Wien soll die Entscheidung fallen. Wir haben es bereits durch unsere Vorstellungen erreicht, daß Wien in dem eine Zeitlang nicht mehr im Gange befindlichen direkten Verkehr die Aussprache mit Petersburg wieder aufgenommen hat. Aber noch bevor die letzte Entscheidung in Wien fällt, kommt die Nachricht, daß Rußland seine gesamte Wehrmacht, also auch gegen uns, mobil gemacht hat. Die russische Regierung, die aus unseren wiederholten Vorstellungen wußte, was Mobilmachung an unserer Grenze bedeutet, teilt uns diese Mobilmachung nicht mit, gibt uns zu ihr auch keinerlei erklärenden Aufschluß. Erst am Nachmittag des 31. trifft ein Telegramm des Zaren beim Kaiser ein, in dem er sich dafür verbürgt, daß seine Armee keine herausfordernde Haltung gegen uns einnehmen werde. Aber die Mobilmachung an unserer Grenze ist schon seit der Nacht vom 30. zum 31. Juli in vollem Gange. Während wir auf russisches Bitten in Wien vermitteln, erhebt sich die russische Wehrmacht an unserer langen, fast ganz offenen Grenze, und Frankreich mobilisiert zwar noch

nicht, aber trifft doch, wie es zugibt, militärische Vorbereitungen.

Und wir? — Wir hatten (in Erregung auf den Tisch schlagend und mit starker Betonung) absichtlich bis dahin keinen Reservemann einberufen, dem europäischen Frieden zuliebe! Sollten wir jetzt weiter geduldig warten, bis etwa die Mächte, zwischen denen wir eingekeilt sind, den Zeitpunkt zum Losschlagen wählten? Dieser Gefahr Deutschland auszusetzen, wäre ein Verbrechen gewesen! Darum fordern wir noch am 31. Juli von Rußland die Demobilisierung als einzige Maßregel, welche noch den europäischen Frieden retten könnte. Der Kaiserliche Botschafter in Petersburg erhält ferner den Auftrag, der russischen Regierung zu erklären, daß wir im Falle der Ablehnung unserer Forderung den Kriegszustand als eingetreten betrachten müßten.

Der Kaiserliche Botschafter hat diesen Auftrag ausgeführt. Wie Rußland auf unsere Forderung der Demobilisierung geantwortet hat, wissen wir heute noch nicht. Telegraphische Meldungen darüber sind nicht bis an uns gelangt, obwohl der Telegraph weit unwichtigere Meldungen noch übermittelte.

So sah sich, als die gestellte Frist längst verstrichen war, der Kaiser am 1. August, nachmittags fünf Uhr, genötigt, unsere Wehrmacht mobil zu machen.

Zugleich mußten wir uns versichern, wie sich Frankreich stellen würde. Auf unsere bestimmte Frage, ob es sich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral halten würde, hat uns Frankreich geantwortet, es werde tun, was ihm seine Interessen geböten. Das war eine ausweichende Antwort auf unsere Frage, wenn nicht eine Verneinung unserer Frage.

Trotzdem gab der Kaiser den Befehl, daß die französische Grenze unbedingt zu respektieren sei. Dieser Befehl wurde strengstens befolgt, bis auf eine einzige Ausnahme. Frankreich, das zu derselben Stunde wie wir mobil machte, erklärte uns, es werde eine Zone von zehn Kilometern an der Grenze respektieren. Und was geschah in Wirklichkeit? Bombenwerfende Flieger, Kavalleriepatrouillen, auf reichsländisches Gebiet eingebrochene französische Kompanien! Damit hat Frankreich, obwohl der Kriegszustand noch nicht erklärt war, den Frieden gebrochen und uns tätlich angegriffen.

Was jene Ausnahme betrifft, so habe ich vom Chef des Generalstabs folgende Meldung erhalten: Von den französischen Beschwerden über Grenzverletzungen unsererseits ist nur eine einzige zuzugeben. Gegen den ausdrücklichen Befehl hat eine, anscheinend von einem Offizier geführte Patrouille des XIV. Armeekorps am 2. August die Grenze überschritten. Sie ist scheinbar abgeschossen, nur ein Mann ist zurückgekehrt. Aber lange bevor diese einzige Grenzüberschreitung erfolgte, haben französische Flieger bis nach Süddeutschland hinein auf unsere Bahnlinien Bomben abgeworfen, haben am Schluchtpaß französische Truppen unsere Grenzschutztruppen angegriffen. Unsere Truppen haben sich dem Befehle gemäß zunächst gänzlich auf die Abwehr beschränkt. Soweit die Meldung des Generalstabs.

Meine Herren! Wir sind jetzt in der Notwehr; und Not kennt kein Gebot! Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Meine Herren, das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, solange der Gegner sie respektiere. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereitstand. Frankreich konnte warten, wir aber nicht! Ein französischer Einfall in unsere Flanke am unteren Rhein hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der luxemburgischen und der belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht — ich spreche offen — das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut!

Meine Herren, wir stehen Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarn.

Was die Haltung Englands betrifft, so haben die Erklärungen, die Sir Edward Grey gestern im englischen Unterhaus abgegeben hat, den Standpunkt klargestellt, den die englische Regierung einnimmt. Wir haben der englischen Regierung die Erklärung abgegeben, daß, solange sich England neutral verhält, unsere Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen wird, und daß wir die territoriale Integrität und die Unabhängigkeit Belgiens nicht antasten werden. Diese Erklärung wiederhole ich hiermit vor aller Welt, und ich kann hinzusetzen, daß, solange England neutral bleibt, wir auch bereit wären, im Falle der Gegenseitigkeit keine feindlichen Operationen gegen die französische Handelsschiffahrt vorzunehmen.

Meine Herren! Soweit die Vorgänge. Ich wiederhole das Wort des Kaisers: „Mit reinem Gewissen zieht Deutschland in den Kampf!" Wir kämpfen um die Früchte unserer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und um unsere Zukunft. Die fünfzig Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet dastehen müßten, um das Erbe, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit, hinter ihr das ganze deutsche Volk! — Das ganze deutsche Volk einig bis auf den letzten Mann!

Sie, meine Herren, kennen Ihre Pflicht in ihrer ganzen Größe. Die Vorlagen bedürfen keiner Begründung mehr. Ich bitte um ihre schnelle Erledigung.

Hierauf antwortete der Präsident des Reichstages und schlug dann vor, die Sitzung zu schließen und die nächste Sitzung nachmittags um fünf Uhr abzuhalten mit der Tagesordnung: Erste und zweite Beratung der bekanntgegebenen Vorlagen.

Die neue Sitzung wurde um fünf Uhr einundzwanzig Minuten durch den Präsidenten Dr. Kämpf eröffnet.

Nach Erledigung verschiedener Formalitäten machte der Präsident den Vorschlag, die erste Beratung der sämtlichen vorliegenden Gesetzentwürfe zu verbinden. Dieser Vorschlag wurde mit einem einstimmigen Bravo angenommen.

Als einziger Redner sprach der Vertreter der Sozialdemokratie, um zu erklären, daß seine Partei in der Stunde der Gefahr ihr Versprechen, das Vaterland nicht im Stich zu lassen, wahr mache.

Hierauf wurden alle Gesetze in zusammenfassender Abstimmung unter stürmischem Beifall einstimmig angenommen.

Die Schlußrede des Präsidenten Dr. Kämpf lautete:

Meine Herren! Wir haben mit der Schnelligkeit, die der Ernst der Lage erfordert, die Gesetzentwürfe bewilligt, die dazu bestimmt sind, für den Krieg und für das wirtschaftliche Leben während des Krieges die notwendige Sicherheit zu schaffen.

Viele von unseren Herren Kollegen ziehen hinaus in den Kampf um die Ehre des Vaterlandes. Unter uns ist keiner, der nicht von einem oder mehreren Söhnen und sonstigen Familienmitgliedern Abschied nehmen müßte. Unsere wärmsten und innigsten Segenswünsche begleiten sie alle auf dem schweren, aber ehrenvollen Gange in den heiligen Kampf. Unsere Segenswünsche begleiten unser ganzes Heer, unsere ganze Marine. Wir sind des felsenfesten Vertrauens, daß die Schlachtfelder, die das Blut unserer Helden tränkt, eine Saat hervorbringen werden, die dazu berufen ist, eine Frucht zu tragen so schön, wie wir sie nur denken können: die Frucht neuer Blüte, neuer Wohlfahrt, neuer Macht des deutschen Vaterlandes.

Das Wort hat der Herr Reichskanzler.

v. Bethmann Hollweg: Meine Herren! Am Schlusse dieser kurzen, aber ernsten Tagung ein kurzes Wort. Nicht nur das Gewicht Ihrer Beschlüsse gibt dieser Tagung ihre Bedeutung, sondern der Geist, aus dem heraus diese Beschlüsse gefaßt sind: der Geist der Einheit Deutschlands, des unbedingten rückhaltlosen gegenseitigen Vertrauens auf Leben und Tod. Was uns auch beschieden sein mag: der 4. August 1914 wird bis in alle Ewigkeit hinein einer der größten Tage Deutschlands sein. Seine Majestät der Kaiser und Seine hohen Verbündeten haben mir den Auftrag gegeben, dem Reichstage zu danken.

Ich habe eine Allerhöchste Verordnung dem Hause mitzuteilen. (Der Reichstag erhebt sich und der Reichskanzler verliest die Verordnung, welche den Reichstag auf den 24. November vertagt.)




**Das Einbringen der ersten französischen Geschütze in Straßburg.**

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.




**Vernichtung einer russischen Kavalleriebrigade durch deutsche Infanterie.** Nach einer Originalzeichnung von E. Zimmer.

Präsident: Meine Herren! Nach diesen Worten des Herrn Reichskanzlers bleibt uns nur übrig, nochmals zu beteuern, daß das deutsche Volk einig ist bis auf den letzten Mann, zu siegen oder zu sterben auf dem Schlachtfelde für die deutsche Ehre und für die deutsche Einheit.

Wir trennen uns mit dem Rufe: Seine Majestät der Deutsche Kaiser, Volk und Vaterland, sie leben hoch! — hoch! — hoch!

Die Bedeutung dieser Sitzung des Deutschen Reichstages, deren Beratungen einschließlich aller geschäftlichen Formalitäten nur vierundsechzig Minuten gedauert hat, liegt in erster Linie in der noch nie dagewesenen Einigkeit. Es gab nicht mehr Sozialdemokraten, Welfen, Polen, Protestler, Dänen, Zentrum, Konservative, Nationalliberale, Deutschfreisinnige, Bauernbund, Deutschnationale und wie die zahllosen Fraktionen und Fraktiönchen sonst noch heißen mögen, es gab nur ein einiges deutsches Volk, einig in dem Willen, Gut und Blut einzusetzen für das gemeinsame Vaterland. Innere Feinde gab es nicht mehr. Das mag eine schwere Enttäuschung für unsere äußeren Gegner gewesen sein.

Wo hat es jemals ein Parlament gegeben, das ohne jedes Wenn und Aber, ohne zu fragen: wozu, warum? der Regierung fünftausenddreihundert Millionen Mark bewilligt hätte? Es ist dies die größte Summe, über welche überhaupt jemals ein Parlament zu beschließen hatte. Angst und Schrecken mag unsere Gegner ergriffen haben, als sie erfuhren, daß das angeblich so arme Deutschland die Milliarden so leicht zur Verfügung hatte.

Die Reichstagsabgeordneten hatten auch ein Weißbuch erhalten: „Vorläufige Denkschrift und Aktenstücke zum Kriegsausbruch", dessen Inhalt in der Rede des Reichskanzlers wiedergegeben ist. Das Weißbuch enthält alle hier in Frage kommenden Dokumente, auch die Ansichten der Regierung soweit sie in Artikeln der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" niedergelegt waren. Zum Beweise für die Absicht Rußlands, mit allerlei Vorspiegelungen die deutsche Mobilisierung aufzuhalten und damit für die eigene Zeit zu gewinnen,

seien hier aus dem Weißbuche die Telegramme wiedergegeben, die zwischen dem Petersburger und dem Berliner Hofe gewechselt wurden.

Der Kaiser an den Zaren:

Vom 28. Juli, 10 Uhr 45 nachm.

Mit der größten Beunruhigung höre ich von dem Eindruck, den Österreich-Ungarns Vorgehen gegen Serbien in Deinem Reiche hervorruft. Die skrupellose Agitation, die seit Jahren in Serbien getrieben worden ist, hat zu dem empörenden Verbrechen geführt, dessen Opfer Erzherzog Franz Ferdinand geworden ist. Der Geist, der die Serben ihren eigenen König und seine Gemahlin morden ließ, herrscht heute noch in jenem Lande. Zweifellos wirst Du mit mir darin übereinstimmen, daß wir beide, Du und ich, sowohl als alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben, darauf zu bestehen, daß alle diejenigen, die für den scheußlichen Mord verantwortlich sind, ihre verdiente Strafe erleiden.

Anderseits übersehe ich keineswegs, wie schwierig es für Dich und Deine Regierung ist, den Strömungen der öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Eingedenk der herzlichen Freundschaft, die uns beide seit langer Zeit mit festem Band verbindet, setze ich daher meinen ganzen Einfluß ein, um Österreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Rußland anzustreben. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du mich in meinen Bemühungen, alle Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu beseitigen, unterstützen wirst.

Dein sehr aufrichtiger und ergebener Freund und Vetter

gez. Wilhelm.

Der Zar an den Kaiser:

Peterhof, Palais, 29. Juli, 1 Uhr nachm.

Ich bin erfreut, daß Du zurück in Deutschland bist. In diesem so ernsten Augenblick bitte ich Dich inständig, mir zu helfen. Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden. Die Entrüstung hierüber, die ich völlig teile, ist in Rußland ganz ungeheuer. Ich sehe voraus, daß ich sehr bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäischer Krieg sein würde, vorzubeugen, bitte ich Dich im Namen unserer alten Freundschaft, alles Dir Mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen.

gez. Nikolaus.

Der Kaiser an den Zaren:

Vom 29. Juli, 6 Uhr 30 nachm.

Ich habe Dein Telegramm erhalten und teile Deinen Wunsch nach Erhaltung des Friedens. Jedoch kann ich — wie ich Dir in meinem ersten Telegramm sagte — Österreich-Ungarns Vorgehen nicht als „schmählichen Krieg“ betrachten. Österreich-Ungarn weiß aus Erfahrung, daß Serbiens Versprechungen, wenn sie nur auf dem Papier stehen, gänzlich unzuverlässig sind. Meiner Ansicht nach ist Österreich-Ungarns Vorgehen als ein Versuch zu betrachten, volle Garantie dafür zu erhalten, daß Serbiens Versprechungen auch wirklich in die Tat umgesetzt werden. In dieser Ansicht werde ich bestärkt durch die Erklärungen des österreichischen Kabinetts, daß Österreich-Ungarn keine territorialen Eroberungen auf Kosten Serbiens beabsichtige. Ich meine daher, daß es für Rußland durchaus möglich ist, bei dem österreichisch-serbischen Krieg in der Rolle des Zuschauers zu verharren, ohne Europa in den schrecklichsten Krieg hineinzuziehen, den es jemals erlebt hat. Ich glaube, daß eine direkte Verständigung zwischen Deiner Regierung und Wien möglich und wünschenswert ist, eine Verständigung, die — wie ich Dir schon telegraphierte — meine Regierung mit allen Kräften zu fördern bemüht ist. Natürlich würden militärische Maßnahmen Rußlands, welche Österreich-Ungarn als Drohung auffassen könnte, ein Unglück beschleunigen, das wir beide zu vermeiden wünschen, und würden auch meine Stellung als Vermittler, die ich — auf Deinen Appell an meine Freundschaft und Hilfe — bereitwillig angenommen habe, untergraben.

gez. Wilhelm.

Der Kaiser an den Zaren:

Vom 30. Juli, 1 Uhr vorm.

Mein Botschafter ist angewiesen, Deine Regierung auf die Gefahren und schweren Konsequenzen einer Mobilisation hinzuweisen; das gleiche habe ich Dir in meinem letzten Telegramm gesagt. Österreich-Ungarn hat nur gegen Serbien mobilisiert, und zwar nur einen Teil seiner Armee. Wenn Rußland, wie es jetzt nach Deiner und Deiner Regierung Mitteilung der Fall ist, gegen Österreich-Ungarn mobil macht, so wird die Vermittlerrolle, mit der Du mich in freundschaftlicher Weise betrautest und die ich auf Deine ausdrückliche Bitte angenommen habe, gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Die ganze Schwere der Entscheidung liegt jetzt auf Deinen Schultern, sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen.

gez. Wilhelm.

Der Zar an den Kaiser:

Peterhof, 30. Juli, 1 Uhr 20 nachm.

Ich danke Dir von Herzen für Deine rasche Antwort. Ich entsende heute abend Tatischeff mit Instruktionen. Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor fünf Tagen beschlossen worden, und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen Österreich. Ich hoffe aber von Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise Deine Stellung als Vermittler beeinflussen werden, die ich sehr hoch anschlage. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit es zu einer Verständigung mit uns kommt.

gez. Nikolaus.

Am 31. Juli nachmittags zwei Uhr richtete der Zar an den Deutschen Kaiser noch folgende Depesche:

Ich danke Dir von Herzen für Deine Vermittlung, die eine Hoffnung aufleuchten läßt, daß schließlich doch noch alles friedlich enden könnte. Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Österreichs Mobilisierung notwendig geworden sind. Wir sind weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen. Solange wie die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir mein feierliches Wort darauf, und ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt unserer Länder und den Frieden Europas.

Dein Dir herzlich ergebener

gez. Nikolaus.

Gibt es eine größere Niedertracht, als sie sich in den Telegrammen des Zaren äußert? Aber wir dürfen dem wortbrüchigen Beherrscher Rußlands dankbar sein, denn er machte unser Volk wirklich einig in der Abwehr des Feindes.

* * *

## Der Krieg vom 1. bis 3. August.

Die erste feindliche Waffenkundgebung, denn ein Gefecht kann man es nicht nennen, fand bereits am 1. August an der russischen Grenze statt. Am Nachmittag dieses Tages wurde eine deutsche Patrouille bei Prostken, etwa dreihundert Meter diesseits der Grenze, von einer russischen Patrouille beschossen. Die Deutschen erwiderten das Feuer, doch waren auf keiner Seite Verluste zu verzeichnen.

Eine solche Schießerei der Patrouillen zweier aneinandergrenzenden Länder braucht man nicht immer als einen Kriegsbeginn zu betrachten. Es kam schon in Friedenszeiten vor, daß über die Grenze geschossen wurde, und dann entschuldigte man sich stets mit einem Mißverständnis, womit die Sache beigelegt war. Wäre es also bei dem Schießen der russischen Patrouille bei Prostken geblieben, so bestand noch kein Grund für die Annahme, daß Deutschland überfallen worden sei. Aber die Sache nahm bald ein anderes Gesicht an, als an demselben Tage schon die Kunde von den ersten Grenzkämpfen kam. Das amtliche Wolffsche Telegraphenbüro meldete bereits unterm 2. August:

Nachdem die Kunde von der allgemeinen russischen Mobilmachung hierher gelangt war, ist der deutsche Botschafter in Petersburg beauftragt worden, die russische Regierung aufzufordern, die Mobilmachung gegen uns und unseren österreichischen Bundesgenossen einzustellen und hierüber eine bündige Erklärung binnen zwölf Stunden abzugeben. Dieser Auftrag ist nach Meldung des Grafen



Pourtalès in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August um Mitternacht ausgeführt worden. Falls die Antwort der russischen Regierung eine ungenügende sein sollte, war der deutsche Botschafter ferner beauftragt, der russischen Regierung zu erklären, daß wir uns als mit Rußland im Kriegszustand befindlich betrachteten. Die Meldung des Botschafters über die Antwort der russischen Regierung auf unsere befristete Anfrage ist hier nicht eingelaufen, ebensowenig eine Nachricht über die Ausführung des zweiten Auftrags, obwohl wir konstatiert haben, daß der russische Telegraphenverkehr noch funktioniert.

Dagegen sind in dieser Nacht bis vier Uhr früh beim Großen Generalstabe folgende Meldungen eingegangen:

1. Heute nacht hat Angriff russischer Patrouillen gegen die Eisenbahnbrücke über die Warthe bei Eichenried (an Strecke Jarotschin—Wreschen) stattgefunden. Der Angriff ist abgewiesen. Deutscherseits zwei Leichtverwundete. Verluste der Russen nicht festgestellt.

Eine von den Russen gegen den Bahnhof Miloslaw eingeleitete Unternehmung ist verhindert worden.

2. Der Stationsvorstand Johannisburg und die Forstverwaltung Bialla melden, daß heute nacht (1. zum 2.) eine stärkere russische Kolonne mit Geschützen die Grenze bei Schwidden (südöstlich Bialla) überschritten hat und daß zwei Schwadronen Kosaken Richtung Johannisburg reiten. Die Fernsprechverbindung Lyck—Bialla ist unterbrochen.

Hiernach hat Rußland deutsches Reichsgebiet angegriffen und den Krieg eröffnet.

Aus Allenstein wird von sechs Uhr nachmittags gemeldet: Bisher im allgemeinen an der Grenze nur kleinere Kavalleriegefechte. Johannisburg, das von einer Eskadron des Dragonerregiments 11 besetzt ist, wird augenblicklich angegriffen. Die Bahn Johannisburg—Lyck ist bei Gutten unterbrochen, ebenso die Stichbahn nach Dlottowen. Verluste bisher auf russischer Seite etwa zwanzig Mann, auf deutscher Seite nur mehrere Leichtverwundete.

In Eydtkuhnen sind russische Patrouillen eingeritten. Das Postamt Bilderweitschen ist nach sicherer Meldung zerstört. Der Feind überschritt die Grenze an vielen Stellen.

Auf die Thorner Eisenbahnbrücke versuchte ein Mann vom Zuge aus eine Bombe zu werfen. Er wurde aber vorher dingfest gemacht.

Wie man sieht, hatten die Russen an mehreren Stellen gleichzeitig angegriffen, die Wachsamkeit unserer Truppen verhinderte aber ein weiteres Vordringen über die Grenze. Am Bahnhof Miloslaw, auf den sie es abgesehen hatten, konnten sie nichts ausrichten, weil er gut bewacht war. Miloslaw ist ein Ort von etwa dreitausend Einwohnern mit Zigarrenfabrik und Bierbrauerei. In seiner Nähe fand am 30. April 1848 ein Gefecht zwischen polnischen Insurgenten unter Mieroslawski und preußischen Truppen statt.

Besonders bedeutungsvoll an obiger Meldung war die Tatsache, daß bereits russische Geschütze über die Grenze gebracht worden waren. Es handelte sich demnach um einen wohlvorbereiteten Plan Rußlands, die Grenze an mehreren Stellen gleichzeitig zu überschreiten; wohlgemerkt, bereits vor der deutschen Mobilmachung beziehungsweise vor Abbruch der diplomatischen Beziehungen beider Länder.

Die Russen hatten es zweifellos bei all diesen ersten Angriffen auf unsere Eisenbahn abgesehen, denn Eisenbahnbrücken und Bahnhöfe sind zunächst die Angriffsziele. Johannisburg, eine Stadt von etwa 3500 meist evangelischen Einwohnern, liegt nahe der wichtigen Eisenbahnlinie Allenstein—Insterburg. Von Johannisburg führt der Johannisburger Kanal nach dem Spirdingsee, und es wäre uns gewiß ein unangenehmer Verlust gewesen, wenn die Stadt, die eine evangelische Kirche, eine Präparandenanstalt, landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, Hauptzollamt, zwei Oberförstereien, Sägemühlen, Holzflößereien und Fischereibetriebe besitzt, in russische Hände gefallen wäre. Aber unsere Grenzwacht in ihrer Friedensstärke genügte, um den wohlvorbereiteten und mit Artillerie unterstützten russischen Einfall abzuwehren.

Die russischen Patrouillen, die in Eydtkuhnen eingeritten waren, sind, wie wir später sehen werden, bald wieder vertrieben worden. Eydtkuhnen ist als Grenzort wohl jedem bekannt, der einmal nach Rußland gefahren ist. Es ist ein Flecken von fast 4000 Einwohnern und der Handelswelt durch den dort betriebenen großen Güteraustausch bekannt.

Der ostpreußische Kriegschauplatz.

Der Ort ist Knotenpunkt der preußischen Staatsbahnlinie Königsberg—Eydtkuhnen und der russischen Staatsbahnlinie Landwarowo—Eydtkuhnen (Grenzstation Wirballen).

Der 1. August verlief also bereits im Kriegszustande mit Rußland, obgleich eine Kriegserklärung noch von keiner Seite abgegeben worden war. Anstatt einer solchen erfolgten Überfälle auf deutsches Gebiet, ein offensichtlicher Bruch des Völkerrechts. Die deutsche Regierung hatte ein Ultimatum an Rußland gerichtet, aber noch keine Antwort darauf erhalten. So blieb nichts weiter übrig, als daß sie, nachdem die völkerrechtswidrige Eröffnung der Feindseligkeiten offenkundig geworden war, selbst den Krieg erklärte.

Am 3. August traf endlich vom deutschen Botschafter in St. Petersburg, Grafen Pourtalès, die Meldung ein, daß er sich mit einer großen Anzahl deutscher Reichsangehöriger über Finnland nach Schweden eingeschifft habe. Die Kriegserklärung war also überreicht und die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland abgebrochen.

Nachdem der Krieg nunmehr in aller Form erklärt war, gingen die deutschen Truppen, die sich bisher nur defensiv verhalten hatten, zur Offensive über. Sie suchten sich in erster Linie in den Besitz wichtiger russischer Eisenbahnlinien zu setzen, um feste Stützpunkte für ihre Operationen und die größtmögliche Sicherung der rückwärtigen Verbindungen zu gewinnen. Als erster Grenzort ist Kalisch besetzt worden. Das erste Bataillon des Infanterieregiments Nr. 155 mit einer Maschinengewehrabteilung und das Ulanenregiment Nr. 1 sind am Morgen des 3. August in Kalisch eingezogen und haben die Stadt besetzt. Die Stadt Kalisch ist die erste russische Station an der Linie Ostrowo—

Lodz—Warschau; es ist eine Fabrikstadt von etwa 20000 Einwohnern. Anscheinend ist es vor der Besetzung der Stadt durch unsere Truppen zu Straßenunruhen gekommen.

Als die Deutschen in Kalisch einzogen, stand die Stadt in Flammen, und der Pöbel war dabei, die Häuser zu plündern. Es ist eine schon von Napoleons Zeiten her bekannte Eigentümlichkeit der russischen Kriegführung, die Städte anzuzünden, die von den Soldaten verlassen werden. Ist doch sogar Moskau einem solchen Vandalismus zum Opfer gefallen, so daß damals im Winter 1812 Napoleon mit seiner großen Armee vor den Flammen das Feld räumen mußte. Die deutschen Truppen wurden aber jetzt des Feuers bald Herr, so daß eine vollständige Zerstörung der Stadt verhütet wurde. Das nächste Ziel der deutschen Offensive war die vielgenannte russische Stadt Czenstochau, etwa 15 Kilometer jenseits der schlesischen Grenze gelegen und die erste größere russische Station an der Bahnlinie Breslau—Oppeln—Warschau. Am 3. August wurde Czenstochau von unseren Truppen nach einem kurzen Gefecht besetzt. Dieser glückliche Vorstoß unserer Armee auf Czenstochau war in strategischer Hinsicht von größter Bedeutung. Denn diese russisch-polnische Kreisstadt ist an der sogenannten Dreikaiserecke der Knotenpunkt der Bahnlinien Wien—Warschau und Breslau—Oppeln—Warschau, Linien, die vom Klarenberge aus, der das berühmte Kloster der Schwarzen Madonna trägt, leicht zu beherrschen sind. Durch diese Besetzung wurden außerdem die großen Sprengstoff- und Dynamitfabriken in Kruppmühle und Kriewald gegen einen plötzlichen Angriff gedeckt. Zugleich bedeutete diese Offensivbewegung eine Bedrohung der gegen die Linie Wreschen—Jarotschin operierenden Russen in der linken Flanke.

Das Lokalblatt von Czenstochau, „Gonice Czenstochow“, vom 3. August brachte über die Einnahme der Stadt durch deutsche Truppen folgende Schilderung: „Die Nacht vom 2. auf den 3. August war für die Bewohner fürchterlich. Von weitem dröhnte Geschütz- und Gewehrfeuer. Um zwei Uhr nachts kam der Kriegslärm näher. Gegen vier Uhr begann der Rückzug der russischen Truppen. Die Stadt wurde nacheinander von kleinen Trupps von Soldaten verschiedener Waffengattungen passiert. Gleichzeitig wurden die Brücken und Viadukte gesprengt. Um fünf Uhr früh war der letzte Bahnzug mit russischen Behörden und Militärs nach Warschau abgegangen. Die Bürgerwehr hielt in der Nacht Ruhe und Ordnung in der Stadt. Um sieben Uhr früh zog unter dem Kommando eines Oberleutnants die Vorhut der deutschen Truppen in die Stadt ein. Der Kommandant der Bürgerwehr erstattete Rapport, worauf ihm unter persönlicher Verantwortung die Sorge für Ruhe und Ordnung der Stadt anvertraut wurde. In Czenstochau ließ der Kommandant der jetzt eingerückten Truppen der Bevölkerung mitteilen, daß in der Stadt alles in der bisherigen Form unter voller Sicherung der Rechte der Einwohnerschaft belassen werde. Bei feindlichem Verhalten werde jedoch die ganze Stadt die Verantwortung zu tragen haben. Um zehn Uhr vormittags erschien ein Infanteriehauptmann in der Stadtmagistratur, wo er beim Präsidenten des Gemeinderats und bei dem Vertreter der Bürgerwehr diese Verfügung mit dem Bemerken wiederholte, daß russisches Papiergeld nach normalem Wert als Zahlung bei Strafe angenommen werden müsse.“ — Der „Csas“ meldet nach einem Bericht eines aus Czenstochau angekommenen Reisenden: „Mit einem Atemzuge der Erleichterung wurde die preußische Kavallerie in Czenstochau begrüßt. Die preußischen Ulanen, unter denen ein großer Prozentsatz Polen war, wurden mit Zigarren und Erfrischungen versorgt. Es wurden ihnen auch Mitteilungen über die Richtung gemacht, in der sich die russische Reiterei entfernt hatte. Ulanen nahmen dann auch die Verfolgung auf.“

Unterm 3. August wurde aus Petersburg gemeldet, daß Großfürst Nikolai Nikolajewitsch zum Generalissimus der russischen Streitkräfte ernannt worden sei. In einer Reihe von Gouvernements wurde der Kriegszustand erklärt. Der Kriegsminister brachte zur öffentlichen Kenntnis, daß es dringend erforderlich sei, alle militärischen Maßnahmen geheimzuhalten. Jeder müsse an der Erreichung dieses Zieles mitwirken. Der Minister empfiehlt die größte Zurückhaltung und Vorsicht bei Unterhaltungen, in Briefen und Telegrammen, die irgendwelche Bewegungen und Dispositionen der Truppen enthüllen könnten, weil sonst die Armee gegebenenfalls überflüssige Opfer bringen müßte.

Es ist begreiflich, daß im Deutschen Reiche nach dem Kriegsausbruch den Russen nicht gerade Sympathien entgegengebracht wurden, aber obwohl die ganze Art der Russen Veranlassung genug dazu gegeben hätte, die Grenzen internationaler Höflichkeit außer acht zu lassen, so verstand man doch sich zu beherrschen. Selbst in den heißesten Tagen hatten zwei Schutzleute genügt, um vor der russischen Botschaft in Berlin die Ordnung aufrecht zu erhalten. In welchem Gegensatze hierzu stehen die Schandtaten der Russen an der deutschen Botschaft in Petersburg, von denen später erzählt werden wird! —

An der Westgrenze des Reiches erfolgte in den ersten drei Tagen des August als erste Tat die Besetzung der dem Reiche gehörenden luxemburgischen Eisenbahnen. Sie wurde am 2. August von Truppenteilen des VIII. Armeekorps ausgeführt. Durch diese deutsche Besetzung Luxemburgs wurden unsere Aufmarschlinien, welche durch die Rheinprovinz, Lothringen und den Hunsrück führen, einer direkten französischen Gefährdung entzogen. Wenn wir damit gezögert hätten, wären höchstwahrscheinlich französische Divisionen bald zur Stelle gewesen, um unseren Aufmarsch zu stören.

Während wir durch die Besetzung Luxemburgs dem französischen linken Aufmarschflügel näher kamen, ist nach amtlichen Nachrichten französische Infanterie vor der Kriegserklärung über die deutsche Grenze gegangen.

Ähnlich wie die Russen sind also auch die Franzosen noch vor der Kriegserklärung in deutsches Gebiet eingebrochen, wobei sie natürlich, da sich noch kein deutscher Soldat auf französischem Boden befand, kleine Erfolge zu verzeichnen hatten, indem sie die Ortschaften Gottesthal, Metzeral und Markirch (siehe das Bild auf Seite 20) sowie den Schluchtpaß besetzten. Ferner ist ein Neutralitätsbruch dadurch begangen worden, daß französische Flieger in großer Zahl über Belgien und Holland nach Deutschland geflogen sind.

Der Schluchtpaß spielte von jeher eine große Rolle bei allen französischen Kriegsplänen gegen uns. Um über ihn in das Oberelsaß einbrechen zu können, hatten die Franzosen schon seit langem die hinter diesem, über die Hochvogesen führenden Paß liegende Garnison Gerardmer stark besetzt; nun haben sie mit diesen Truppen auch den Einbruch vollzogen und dabei den kleinen Ort Metzeral, den Endpunkt der Bahnlinie nach Kolmar, besetzt.

Der von den Franzosen anfänglich besetzte Schluchtpaß liegt etwa 1200 Meter hoch, unmittelbar unter dem zweithöchsten Vogesengipfel, dem „Honeck“. Der Weg zu ihm (neuerdings Zahnradbahn) führt durch die „Schlucht“, die sich von Münster aus als ein herrliches Waldtal in die Vogesen hinein erstreckt. Über den Schluchtpaß und das „Honeck“ führt die deutsch-französische Grenze. Der französische Aufstieg zur Höhe geht an dem lieblichen See Gerardmer vorbei. Die Franzosen hatten mit der Besetzung dieses Passes also keineswegs irgendeine deutsche Stellung gewonnen, sondern, da ihre Grenze auf der Paßhöhe liegt, hatten sie die nicht besetzte deutsche Seite mit ihren Truppen überschritten.

(Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Die Schlacht bei Ortelsburg und Gilgenburg.

(Hierzu das Bild auf Seite 48/49.)

Während auf belgischem und französischem Boden unsere unvergleichlich tapferen Truppen die wuchtigsten Hiebe Schlag auf Schlag austeilten, große Armeen überrannten und starke moderne Festungen vom Erdboden wegfegten, kam es auch im äußersten nordöstlichen Zipfel des Deutschen Reiches, in Ostpreußen, am 17. August bei Stallupönen und am 20. August bei Gumbinnen zum Schlagen. „Der Tag,“ so erzählt ein Bewohner dieser Stadt in der „Kreuzzeitung“, „brach schwül und dunstig an. Schon in früher Morgenstunde




Flüchtende englische Kavallerie bei St. Quentin.
Nach einer Originalzeichnung von E. Zimmer.

fand sich alt und jung in erregten Gesprächen auf den Straßen in Gruppen zusammen. Auf allen Lippen lag es und in aller Mienen war es zu lesen: ‚Ein Gefecht ist im Gange!' Sehr weit konnte es nicht sein, denn unablässig dröhnte dumpfes Rollen aus der Ferne. Die Lage soll für uns schlecht sein, so flog die Nachricht von Mund zu Mund. Die Ankunft von Flüchtlingen aus den östlich benachbarten Dörfern trug nicht gerade zur Beruhigung bei. Auf Leiterwagen kamen sie dahergezogen; nur gering war die Habe, die sie bei dem eiligen Aufbruche zu retten vermochten. Überall Wehklagen und vergrämte Gesichter. So schlich der Tag bleiern dahin. Der Abend brach herein, der Kanonendonner wurde stärker. Unaufhörlich krachte es, Schlag auf Schlag. Der Himmel flammte im Purpurschein der niedergehenden Sonne, und stärker wurde die Röte, die die brennenden Gehöfte ausstrahlten. Endlich, um ein Uhr nachts, wurde es still. Unheimlich still. Was war geschehen? Bedeutete die Stille Sieg oder Verderben?

Schon um halb vier Uhr fahre ich aus unruhigem Schlafe auf. Ganz nahe erdröhnen Kanonenschläge, die die Fenster erklirren machen. Ich schlüpfe in die Kleider und eile auf die Straße; ganz Gumbinnen ist schon auf den Beinen. Die Russen müssen während der Nacht gewaltig an Raum gewonnen haben. Offiziere reiten im Galopp durch die Stadt. Munitionskolonnen kommen im Schritt angefahren. Dem führenden Offizier wird eine Meldung erstattet. Flüchtig greift seine Hand an den Helm; ein kurzer Gruß. Dann richtet er sich hoch auf im Sattel, und scharf klingt sein Befehl: ‚Trab!' An mir vorüber rollen die schweren Wagen; es ist, als ob die Erde unter den Rädern bersten müßte.

Die Erregung wächst. Ach, wenn man nur da draußen mittun dürfte; hier untätig sein, wird beinahe unerträglich! Stunde um Stunde verrinnt, und endlich um elf Uhr schweigen die Geschütze. Nur ganz vereinzelt kracht noch ein Schuß. Ein mir bekannter Offizier kommt langsam vorüber; sein Pferd zittert an allen Gliedern, der Reiter ist offenbar todmüde. Ich rufe ihn an: ‚Wie steht's?' Ein mattes Lächeln fliegt über seine Züge: ‚Ausgezeichnet! Es war hart, aber wir haben es geschafft. Die Russen reißen aus wie Schafleder!'

Wenige Stunden später trotten gefangene Russen durch die Stadt. Sie sehen wenig anmutig aus in ihren losen Leinenkitteln und schlappen Feldmützen; sie stapfen stumpfsinnig und maschinenmäßig an uns vorüber."

Also nach Stallupönen auch bei Gumbinnen ein wenn auch hart erkämpfter Sieg, der, obwohl das allgemeine Interesse überwiegend den fabelhaften Erfolgen im Westen sich zuwendete, überall jubelnd begrüßt wurde. Aber dieser Jubel sollte nach wenigen Tagen schon, zum mindesten in den Teilen der Provinz, die von den Vorgängen unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen wurden, einer recht gedrückten Stimmung Platz machen, als nach und nach immer bestimmter verlautete, daß trotz der erlittenen Niederlagen sehr starke, überlegene russische Truppenmassen im Anmarsch seien. Schon forderte die militärische Leitung die Bevölkerung der Grenzbezirke bis hinein über Insterburg auf, die heimische Scholle im eigenen wie im vaterländischen Interesse zu verlassen; doch werde die durch die Umstände gebotene Räumung eine nur vorübergehende sein. Und das Armeeoberkommando hatte wohl getan: die Kosakenhorden, die nun in Massen über die Grenze hereinfluteten, würden der ländlichen wie der städtischen Bevölkerung ohne Zweifel nicht übel mitgespielt haben.

Im Süden der Provinz war um den 27. August herum im Bereiche der masurischen Seen und Sümpfe — ein Gelände, durch das nur schmale Wege führen und das vielfach mit dichten Wäldern besetzt ist — eine zweite russische Armee eingedrungen, die offenbar mit der nördlichen russischen Truppenmacht zusammen operieren sollte. Diese zweite Armee gedachten die Unseren auf dem unwegsamen Gebiete sogleich zu fassen, und das ist auch unter der entschlossenen und genialen Führung des Generaloberſten v. Beneckendorff und Hindenburg, über dessen Persönlichkeit wir auf Seite 63 berichten, in glänzender Weise gelungen.

Eine gemischte deutsche Landwehrdivision, gestützt auf schwere Artillerie, legte sich den Russen bei Osterode quer vor die Marschrichtung und stemmte sich ihrem Vordringen mit aller Tapferkeit entgegen. Sie durften sich dem Sumpf- und Seengebiete nicht entwinden. Gleichzeitig wurden sie von Südwesten her durch eine zweite deutsche Division angegriffen, die den Feind durch Vorschieben des rechten Flügels bei Neidenburg zu umfassen suchte. Auch das gelang. Aber auch von Norden her rückte in Eilmärschen eine starke deutsche Streitkraft aus der Richtung Allenstein—Wartenburg—Bischofsburg, die es erzwang, ihren linken Flügel bis über Passenheim hinaus vorzuschieben. Nun war der Ring geschlossen und die Schlacht und das Schlachten im Gange. Die Russen versuchten sich gewaltig zu wehren, weil sie einsehen mußten, daß auch ein beschleunigter Rückzug so gut wie aussichtslos erschien, denn sobald sie Fersengeld gaben, hatten sie nur Sümpfe und Seen vor sich, hinter sich aber die treffsicheren Lanzenspitzen und die scharfen Säbel der Verfolger. So gab es — wie unser Bild Seite 48 und 49 in einer nur kleinen Episode aus der dreitägigen Schlacht zeigt — auf russischer Seite ein verzweifeltes Ringen, das damit endete, daß, was sich nicht gefangen gab, niedergemacht oder in die Seen und Sümpfe getrieben wurde; es war eine Waffentat, die in ihrer Eigenart ein unvergängliches Ruhmesblatt glänzender Führung und deutscher Tapferkeit für alle Zeiten bilden wird. Zu Haufen lagen, wie die Besucher der Walstatt melden konnten, auf den Kampfplätzen die Toten und Verwundeten. Die ganze Wucht des deutschen Zornes war über die russischen Krieger hereingebrochen. Nicht weniger als 90 000 wurden gefangen, 5 Armeekorps vollständig aufgerieben und ihre gesamten Geschütze, 516 an der Zahl, vernichtet. Unter den Gefangenen befanden sich drei kommandierende Generale; der Armeeführer ist nach russischen Nachrichten gefallen.

## Die ersten eroberten Geschütze in Straßburg.

(Hierzu das Bild auf Seite 47.)

Wohl nirgends in der ganzen Westhälfte des Reiches hat die Kriegserklärung die Gemüter so tief getroffen wie in Straßburg: wußten doch alle, mit welch begierigen Augen die Franzosen seit Jahrzehnten nach ihrer stolzen Stadt ausblickten. „Wie fasziniert," schrieb ein militärischer Sachverständiger noch in den letzten Wochen, „starren sie nach dem berühmten ‚Loch in den Vogesen', von wo der Siegeszug nach Berlin beginnen soll. Ohne Zweifel würde also der erste Vorstoß gegen das südliche Elsaß gerichtet, und wenn er gelang, die Festung in wenig Tagen schon von den französischen Horden umbrandet sein. Und es lebten noch viele dort, die jene Schreckenstage der Belagerung von 1870 durch die Deutschen aus eigener Anschauung kannten.

Aber wer verlor den Mut? Niemand — nicht einen Augenblick! Sofort rührte sich, was Hände hatte, bei den Schanzarbeiten, um die Stadt für den schlimmsten Fall zu rüsten; alt und jung, arm und reich — ohne Unterschied des Standes griff jeder zu Hacke, Grabscheit oder Schaufel. Und was mußte sonst noch geopfert werden, wieviel Liebes und Altvertrautes! Denn um freies Schußfeld zu gewinnen, besonders nach Westen, mußte alles verschwinden, was störend wirkte: Gebäude, Bäume, Gärten — alles.

Dann kam der Tag, an dem die Franzosen zum erstenmal bis Mülhausen vordrangen und mit echt welscher Frechheit sich gebärdeten, als sei nunmehr das ganze Elsaß unwiderruflich wieder französisch. Aber nur einen Tag und eine Nacht dauerte die Herrlichkeit, da war sie, von unseren tapferen Truppen zusammengeschossen, auf der Flucht nach Belfort. Und wenn auch die Feinde, förmlich verbissen in ihren Plan des Vormarsches durch das südliche Elsaß, immer neue leidenschaftliche Vorstöße unternahmen: in Straßburg wußte man nun, daß draußen eine treue, zuverlässige Wacht an der Grenze steht.

Und nun kam auch die erste große Freude! Vier Geschütze hatten unsere feldgrauen Helden dem Feind bei Mülhausen abgenommen; die sollten in Straßburg vor dem Kaiserpalast Aufstellung finden, als Zeichen des ersten schönen Erfolges und des festen Glaubens an den endgültigen Sieg über alle Feinde ringsum. Man kann es den Straßburgern leicht nachfühlen, mit welchem Jubel, welcher Begeisterung sie dem erhebenden Schauspiel der Einbringung, das unser Bild wiedergibt, beiwohnten. Nun wußten sie es sicher: Nie mehr würde ein Feind das schwarzweißrote Banner vom altehrwürdigen Dom herunterholen, nie mehr welscher Übermut in der deutschen Stadt gebieten; nun blieb sie deutsch — durch deutsche Tapferkeit!



## Bei St. Quentin.

(Hierzu das Bild auf Seite 53.)

Wir alle kennen das berühmte Wort Bismarcks in bezug auf die Möglichkeit, daß die französische Armee bei einem Krieg gegen Deutschland durch ein englisches Landungskorps verstärkt werden könnte: „Dann wird es einfach verhaftet!" Nun sind sie herübergekommen, 160 000 Mann der besten englischen Truppen, und wie war das Ende?

Am 27. August schon konnte der Generalquartiermeister melden: „Die Armee des Generaloberſten v. Kluck hat die englische Armee bei Maubeuge geworfen und heute südwestlich von Maubeuge unter Umfassung erneut angegriffen," und zwölf Stunden später: „Die englische Armee, der sich drei französische Territorialdivisionen angeschlossen hatten, ist nördlich St. Quentin vollständig geschlagen und befindet sich in vollem Rückzug über St. Quentin. Mehrere Tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen." Der eiserne Kanzler hat also recht behalten: beim ersten Zusammentreffen bereits erlitt die englische Herrlichkeit einen erschütternden Stoß, und was der rührige Lord Kitchener an Söldlingen zum Herüberschicken noch auftreibt, wird die Lage nicht verbessern. Darüber brauchen wir uns keine Sorge mehr zu machen.

Wie den englischen Soldaten die deutschen Hiebe bekommen sind, das lassen wir am besten einen aus Frankreich nach London zurückgekehrten Verwundeten selber schildern: „Glauben Sie mir, es war wie die Hölle! Ich habe den Boxerfeldzug und den Burenfeldzug von Anfang bis Ende mitgemacht, aber ich habe nirgends etwas so Schreckliches gesehen. Es geschah alles so unerwartet. Wir glaubten die Deutschen noch fünfzehn Meilen entfernt, und auf einmal eröffnen sie ihr Feuer mit ihren großen Geschützen. Als nach der Schlacht die Leute aufgerufen wurden, antworteten von meiner Kompanie nur drei Mann, ich und zwei andere. So schrecklich war der Angriff der Feinde und so überwältigend ihre Zahl, daß es keinen Widerstand gab. Ehe das Feuer begann, flog ein deutsches Flugzeug über die englischen Truppen. Die Deutschen mußten dieses Schlachtfeld ganz genau studiert haben — so wirkungsvoll war ihr Feuer. Schützengräben, die unsere Leute gegraben hatten, bildeten gar keinen Schutz. Kein Mensch hätte einem solchen mörderischen Angriff widerstehen können. Es war ein Regen, nein, eine Überschwemmung von Blei, und ich kann es noch immer nicht glauben, was geschehen ist!"



König Wilhelm II. von Württemberg besichtigt eines der bei Longwy erbeuteten französischen Feldgeschütze.

Doch ist die Schlacht nicht ganz so, wie sie von unsrer Seite geplant war, verlaufen. Unsre Heeresleitung stand nämlich, wie der „Täglichen Rundschau" geschrieben wird, auf dem schon oben angedeuteten Standpunkt Bismarcks, daß wir Deutsche ein englisches Söldnerheer, wenn es die Dreistigkeit hat, auf dem Festland gegen uns aufzutreten, unter allen Umständen „verhaften" sollten. Um sie prompt einzuschließen, hatte der General v. Kluck, einer der fähigsten Heerführer unserer Zeit, auch alles kräftig vorbereitet. Er hielt auf seinem rechten Flügel einen starken Truppenverband gestaffelt in Reserve, der die Engländer, sobald sie im Vormarsch waren, in der Flanke umfassen und einkreisen sollte. Außerdem hatte er noch auf dem äußersten rechten Flügel starke Kavalleriemassen bereit, die die lieben Vettern von hinten fassen und ganz an unsere Brust drücken sollten. Der ausgezeichnete Plan wäre auch unter allen Umständen geglückt, wenn die Engländer nur ein Weilchen Stand gehalten hätten. Aber wider alle menschliche Berechnung nahmen sie schon beim ersten Anprall mit einer Heftigkeit Reißaus, die als Sportleistung höchste Bewunderung verdient. Als Massenrekord im Schnellauf steht die englische Flucht bei St. Quentin einzig da. Niemals hat man ein Heer mit so verblüffender Geschwindigkeit sich entfernen sehen. Die Engländer hatten die weitaus längeren Beine, und die Energie, mit der sie hiervon Gebrauch machten, spottet jeder Beschreibung. Selbst unsere Kavallerie auf der rechten Flanke hatte Mühe, in schärfster Gangart den davon wirbelnden Langbeinen wenigstens soweit an die Fersen zu kommen, daß sie sie von ihrer Rückzugslinie nach dem Meere absprengte. Nur so versteht man die Bedeutung des Asquithschen Wortes, das er mit stolzer Freude vor dem Parlament sprach: „Es gelang unserem Heer, sich vom Feind zu lösen."

## Die Bewaffnung der französischen Feldartillerie.

(Hierzu das Bild auf Seite 55.)

Jetzt, da immer mehr eroberte Geschütze ins Land kommen, ist es gewiß auch interessant, über diese Waffe, das Rückgrat des Heeres, etwas Näheres zu hören. In Frankreich bilden Geschütz- und Munitionswagen stets ein zusammengehöriges Ganzes, die „Piece", die auch im Kampfe beieinandersteht. Das Geschütz ist abgeprotzt bis zum Ende des mit einem starken Sporn versehenen Lafettenschwanzes 4 Meter lang, das Rohr allein 2,25 Meter, bei einem Kaliber von 7,5 Zentimetern. Der Schraubenverschluß am Ende ist nicht zum Zurückziehen eingerichtet, sondern wird um 180 Grad gedreht, um die Seele freizugeben. Das Rohr gleitet beim Schuß mittels drei Paar Laufrollen auf der Gleitbahn nach hinten; die dadurch stark zusammengepreßte Luft der Luft-Flüssigkeitsbremse drückt es dann wieder nach vorn in die Schießlinie zurück. Die Hoch- und Querverstellung erfolgt durch seitlich angebrachte Messingräder. Die Stahlschilde rechts und links sind oberhalb des Rohres miteinander verbunden; unterhalb füllt im Bedarfsfall eine Klappe den Raum zwischen ihnen aus. Die Radbremsen werden beim Schießen heruntergeklappt und dienen dann als Hemmschuhe. Der Munitionswagen wird bei Gebrauch nach hinten gekippt, worauf man den Deckel wie eine Flügeltür öffnen und die im Innern aufbewahrten 72 Geschosse leicht herausnehmen kann; in der Protze sind noch weitere 24 untergebracht. Ein einzelnes Schrapnell wiegt 7,24 Kilogramm und enthält 292 Kugeln; die mit Melinit geladene Granate wiegt 5,3 Kilogramm. Abgeprotzt wiegt das Geschütz 1140 Kilogramm, aufgeprotzt 1950 Kilogramm — also erheblich mehr als das deutsche —, der Munitionswagen mit Granaten gefüllt 1160 Kilogramm, mit Schrapnells 1310 Kilogramm. Die Mannschaften werden nicht auf Achsensitzen, sondern auf Protze und Munitionswagen befördert. — Das Bergen dieser Kriegsbeute ist eine mühevolle Aufgabe, denn die Geschütze müssen vom Schlachtfeld, wo der flüchtende Feind sie im Stich ließ, durch unsere Mannschaften oft viele Kilometer weit bis zur nächsten Bahnlinie gezogen werden.




**Ungarischer Bajonettangriff auf russische Infanterie in der Schlacht bei Krasnik.**

Nach einer Originalzeichnung von E. Zimmer.



Albert I., König der Belgier.

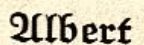


Georg V., König von Großbritannien und Irland.

## Poincaré.

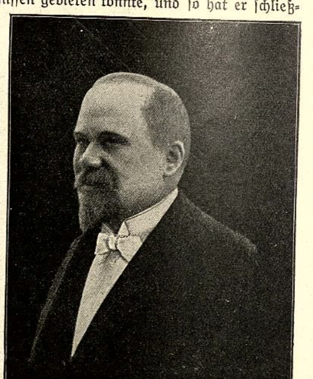
(Bild auf Seite 58.)

In dem derzeitigen Präsidenten der Französischen Republik begegnen wir einem typischen Vertreter jener Art von Politik, die nichts mit dem echten, reinen Drang zu tun hat, das Vaterland stark und groß zu machen, sondern die in der politischen Betätigung nur ein Mittel sieht, möglichst schnell zu Reichtum und Ehre zu gelangen. Am 20. August 1860 zu Bar le Duc in Französisch-Lothringen geboren, erlangte er nach dem Besuch der Universität rasch ein Anwaltspatent und durch den Erwerb eines kleinen Gutes, wozu die Familie die Mittel hergab, zugleich die Möglichkeit, Mitglied des Generalrats zu werden. Bei seiner Redegewandtheit fiel es ihm dann nicht schwer, den weiteren Schritt zum Deputierten zu machen; schon mit nicht ganz dreißig Jahren vertrat er sein Arrondissement in der Kammer. Hier gebärdete er sich zunächst in Gesellschaft von Barthou und Dupuy als Verteidiger des Bürgertums gegen den damals mächtig aufstrebenden Sozialismus und wurde unter Dupuy erstmals Minister. Aber die allgemeine Strömung führte nach links, und die sozialistische Partei wurde in die republikanische Regierungsmehrheit aufgenommen. Nun schwenkte auch Poincaré nach links ab und unternahm sogar unter Loubet im Sinne dieser neuen politischen Orientierung die Bildung eines Kabinetts, die ihm allerdings nicht gelang. Die älteren Mitglieder seiner Partei widersetzten sich seinen Plänen, wodurch er mit ihr für mehrere Jahre von der Regierungsmehrheit ausgeschlossen blieb. Erst nach der Durchführung der Gesetze über die Trennung von Kirche und Staat wurde er wieder Minister und zwar Finanzminister; als solcher suchte er die Steuerpläne der eigenen radikalen Partei zu vereiteln und wurde deshalb gestürzt. Von da an bediente er sich rücksichtslos der Presse und öffentlicher Versammlungen, um das höchste Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen. Ihm kommt die Schuld zu, daß sich nach dem Marokkoabkommen von 1911, als sich schon eine deutsch-französische Annäherung anzubahnen schien, die Beziehungen zwischen beiden Staaten wieder verschlechterten. Er vereinigte die Gruppe um Freycinet, die diese Annäherung bekämpfte, mit allen jenen, die gegen die neuen Steuerpläne des in der letzten Zeit vor dem Krieg viel genannten Finanzministers Caillaux sich sträubten, und brachte so den letzteren, in dem man einen Freund der Annäherung sah, zu Fall. Sogleich benutzte Poincaré den Sieg zu seinem persönlichen Vorteil. Er redete dem Volk ein, Deutschland, schon zum Krieg entschlossen, habe aus Angst vor Frankreichs Stärke doch wieder eingelenkt, und seine Landsleute glaubten ihm natürlich. Die Kriegsstimmung beutete er dann aus, um unter offenem Bruch mit den Radikalen den Präsidentenstuhl zu erobern, und als er ihn hatte, stachelte ihn der Ehrgeiz, womöglich Lenker der Geschicke Europas zu werden. Er fuhr nach Rußland und setzte nach seiner Rückkehr von dort die dreijährige Dienstzeit durch, obwohl Minister- und oberster Kriegsrat die schwersten Bedenken dagegen hegten. Er gab der „Entente" im stillen ein neues, festeres Gefüge und trägt so zusammen mit Grey, Zar Nikolaus usw. die ungeheure Blutschuld am gegenwärtigen Weltkrieg. Aber er ist der Staatsmann nicht, der den Ereignissen gebieten könnte, und so hat er schließlich ohne Sang und Klang die Hauptstadt verlassen, um fern im Süden sein Volk weiter mit schönen Reden und Lügen zu betören!





Nikolaus II., Kaiser von Rußland.



Raymond Poincaré.
Präsident der Französischen Republik.

## Albert

Leopold Klemens Maria Meinrad, König der Belgier, Herzog zu Sachsen, Prinz von Sachsen-Koburg und Gotha

(Bild auf Seite 58),

ist geboren am 8. April 1875 zu Brüssel als Sohn des Prinzen Philipp, Grafen zu Flandern, steht somit jetzt im vierzigsten Lebensjahr. Er folgte seinem Oheim, dem bekannten König Leopold II., am 17. Dezember 1909, regiert somit jetzt noch keine fünf Jahre, um nun dank einer verblendeten Politik schon im Begriff zu stehen, seine Krone zu verlieren. Seine Hauptstadt mußte auch er eilends ver-



lassen, um sich durch die Flucht vor der deutschen Gefangenschaft zu retten. Seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, ist die Tochter des bekannten verstorbenen Augenarztes Karl Theodor, Herzog in Bayern, also eine Nichte der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Österreich, ferner Schwägerin des Kronprinzen von Bayern und des Herzogs Wilhelm von Urach. Ihre drei Kinder sind der dreizehnjährige Kronprinz Leopold, Herzog von Brabant, der elfjährige Prinz Karl Theodor, Graf von Flandern, und die achtjährige Prinzessin Marie.

König Albert war, bei Ausbruch des Kriegs Chef des preußischen 2. hannöverschen Dragonerregiments Nr. 16 und Oberstinhaber des österreichischen Infanterieregiments Nr. 27. Sämtliche Prinzen und Prinzessinnen von Belgien führen, ähnlich den großbritannischen, auch die Titel „Herzoge und Herzoginnen zu Sachsen" und „Prinzen und Prinzessinnen von Sachsen-Koburg und Gotha", ohne daß jedoch diese Titel irgendwie ein engeres Verhältnis zu Deutschland in sich schließen.

Großfürst Nikolai Nikolajewitsch,
Generalissimus der russischen Armee.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

General Joffre,
Oberbefehlshaber der französischen Armee.

## Georg V.

(Bild auf Seite 58),

„des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und der überseeischen britischen Besitzungen König, Verteidiger des Glaubens, Kaiser von Indien", ist geboren zu London am 3. Juli 1865 als zweiter Sohn des damaligen Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Eduard VII., dem er, da sein älterer Bruder vorher gestorben war, im Jahre 1910 auf dem Throne folgte. Verheiratet ist er mit Viktoria Mary, geborenen Fürstin von Teck. Das englische Königspaar hat fünf Söhne und eine Tochter. Der Kronprinz oder Prinz von Wales, Eduard Albert, Graf von Chester, Herzog von Cornwall usw., Lord der Inseln und Great Stewart von Schottland, ist jetzt zwanzig Jahre alt. Dem württembergischen Königshause durch seine Mutter weitläufiger verwandt, ist er zumal den Schwaben kein Fremder, und obendrein hat ihn sein Vater auch schon zweimal zum Besuch nach Württemberg geschickt.

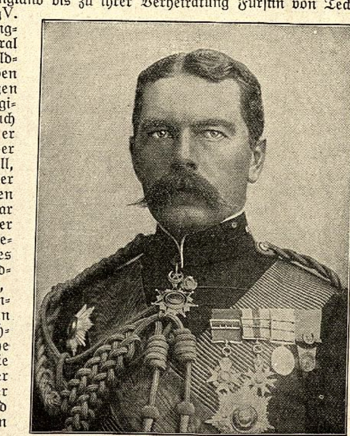
Seine Mutter, geboren am 26. Mai 1867, ist nämlich die Tochter des Herzogs Franz von Teck und seiner Gemahlin Mary, geborenen Prinzessin von Großbritannien und Irland. Der Herzog Franz von Teck (1837—1900) selbst war ein Sohn des Herzogs Alexander von Württemberg (1804 bis 1885) aus seiner morganatischen Ehe mit einer Gräfin Hohenstein (gestorben 1841) und erhielt als solcher zuerst den Titel und Rang eines Fürsten von Teck und nachher den eines Herzogs von Teck, während seine Nachgeborenen den Titel Fürst oder Fürstin von Teck mit dem Prädikat Durchlaucht führen. Demgemäß war die jetzige Königin von England bis zu ihrer Verheiratung Fürstin von Teck.

Der König Georg V. selbst ist in der englischen Armee Admiral der Flotte und Feldmarschall, daneben Chefoberst einer langen Reihe englischer Regimenter. Bei Ausbruch des Kriegs war er außerdem preußischer Generalfeldmarschall, stand à la suite der Kaiserlich Deutschen Marine und war Chefinhaber zweier preußischer Kavallerieregimenter und eines österreichischen Feldhaubitzenregiments, welche Ehrenstellungen er jetzt abgegeben haben dürfte, nachdem ihm der Deutsche Kaiser seinerseits die Niederlegung seiner Stellungen in der englischen Armee und Flotte hat anzeigen lassen.

Dagegen wird der König seine Stellung



Generalfeldmarschall Sir John French,
Oberbefehlshaber der englischen Expeditionstruppen, die zur Verstärkung des französischen und belgischen Heeres nach dem Festland entsandt wurden.



Lord Kitchener,
der neue englische Kriegsminister, der die Aufgabe hat, das englische Landheer zu reorganisieren.

als Admiral der russischen Flotte auch weiterhin bekleiden. Daß „King George V." ein leiblicher Vetter des Deutschen Kaisers ist, dürfte bekannt sein. Sein Vater, Eduard VII., war der Bruder der Kaiserin Friedrich, der Mutter Wilhelms II. Doch hat ihn, so wenig wie seinen Vater, diese nahe Verwandtschaft mit dem gegenwärtigen Träger der deutschen Kaiserkrone daran verhindert, uns feindselig entgegenzutreten. Jedenfalls ist nichts davon bekannt geworden, daß er sich bei seinem Premierminister und Ersten Lord des Schatzes Asquith oder bei seinem Staatssekretär des Auswärtigen Sir Grey irgendwie nach der Richtung hin hätte durchsetzen können, daß sie ihre deutschfeindliche Politik nochmals gründlich nachgeprüft und Vernunft angenommen hätten. Er befand und befindet sich in dieser Beziehung vielmehr in ganz der gleichen Lage wie sein anderer leiblicher Vetter, dem er auch äußerlich so ähnlich sieht, Zar Nikolaus II. von Rußland. Beide sind Vettern, denn ihre Mütter sind Schwestern. Die Mutter des Königs von England, die noch lebende Königinmutter Alexandra von Großbritannien und Irland, ist die Schwester der Kaiserinmutter Maria Feodorowna von Rußland, geborenen Prinzessin Dagmar von Dänemark.

## Nikolaus II. Alexandrowitsch

(Bild auf Seite 58).

Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, Zar zu Moskau, Kiew, Nowgorod usw., Herr von Turkistan, Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig-Holstein, Dithmarschen und Oldenburg usw., ist geboren am 6. (19.) Mai 1868 zu St. Petersburg (Petrograd) als ältester Sohn des Kaisers Alexander III. von Rußland und seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin Dagmar von Dänemark, und folgte seinem Vater auf dem Thron am 20. Oktober (2. November) 1894. Er steht somit im siebenundvierzigsten Lebensjahr und im zwanzigsten seiner Regierung. Seine Gemahlin ist eine geborene Prinzessin Alix von Hessen und bei Rhein, eine leibliche Base des Deutschen Kaisers; denn ihre Mutter war eine Schwester der Kaiserin Friedrich. Als Kaiserin führt sie den Namen Alexandra Feodorowna. Der Zar ist Chef einer langen Reihe von russischen Regimentern und war beim Ausbruch des Kriegs auch Inhaber von preußischen, österreichischen, sächsischen, bayrischen und hessischen Regimentern, Ehrenstellungen mit Kündigung auf Gegenseitigkeit.

Seine zweideutige Haltung und Sprache dem ihm bisher scheinbar aufs engste befreundeten Kaiser Wilhelm II. gegenüber hat ihm auch in Deutschland vollends alle Sympathien geraubt, deren letzte das Gefühl des Mitleids mit einem Herrscher gewesen war, der selbst im eigenen Lande sein Leben stets bedroht sah.

Von den vier Staatsoberhäuptern, die wir im Bilde vor uns haben, und mit deren Ländern wir im Kriege liegen, um unsere Ehre und unsere Existenz gegen ihren meuchlerischen Überfall zu verteidigen, spielt er mit Poincaré zusammen die widerlichste Rolle.

Man kann nicht sagen, Georg V. von England oder Albert von Belgien hätten selber ihr Volk beschwindelt, aber von Nikolaus II. und Poincaré wird die Weltgeschichte dies einst bezeugen müssen, und von Nikolaus II. wird sie außerdem noch feststellen können, daß er sich nicht scheute, sogar den ihm befreundeten Herrscher der deutschen Nation persönlich anzulügen, ein Maß von Niedertracht, das kaum noch überboten werden kann, das aber ein neuer Beleg ist für den alten Spruch: Wie der Herr, so der Knecht.

Im Kampf der Wahrheit gegen die Lüge wird und muß aber der endliche Sieg auf seiten der Wahrheit sein, nach dem alten Wort: Die Wahrheit siegt. Deutsche Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit wird alle diese Väter der Lüge und ihre Heerscharen niederringen.

## Die gegnerischen führenden Generale.

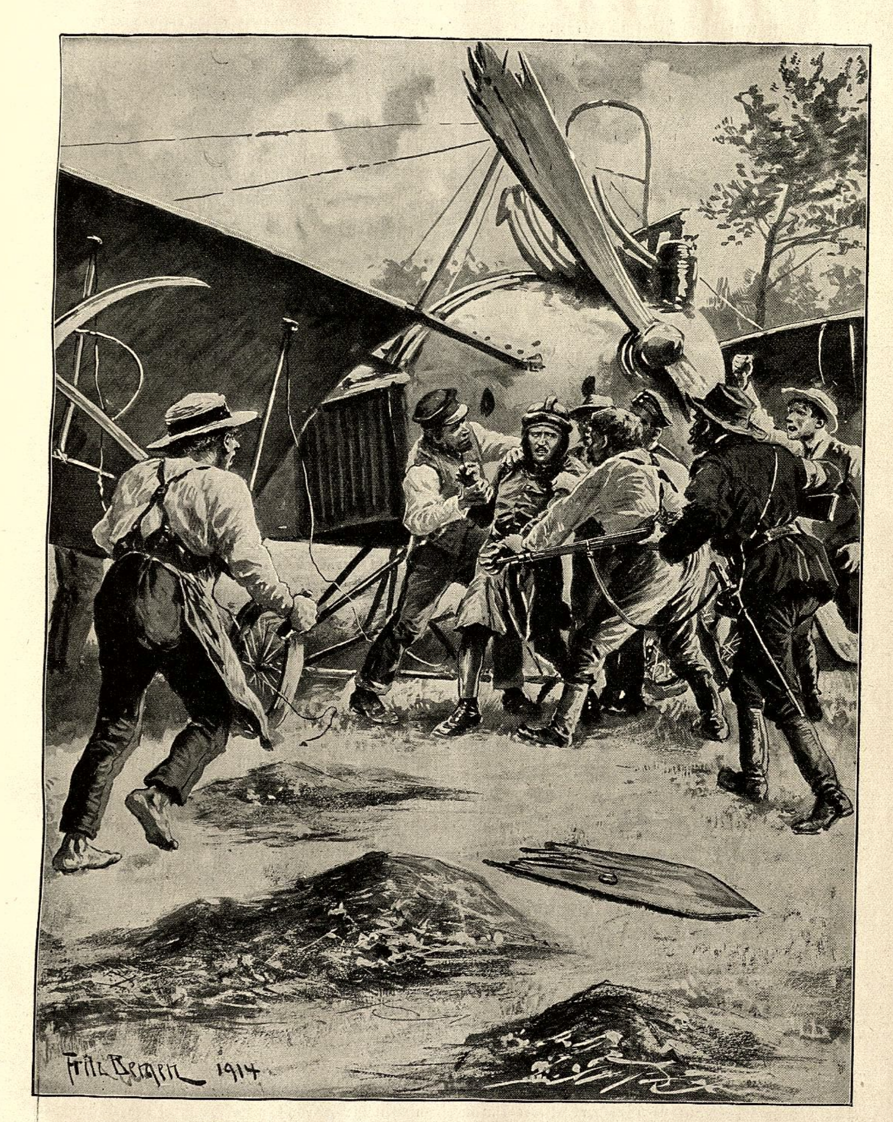
(Hierzu die Bilder auf Seite 59.)

Der Chef des Allgemeinen französischen Generalstabes, General Joffre, ist zweiundsechzig Jahre alt. Er begann seine militärische Laufbahn mit dem freiwilligen Eintritt in die französische Armee während des Krieges 1870/71, errang sich binnen kurzer Zeit das Patent eines Leutnants und kommandierte während der Belagerung von Paris bereits eine Batterie. Er wurde später der afrikanischen Kolonialarmee zugeteilt, wo er, als die Streitmacht des Obersten Pannier durch die Tuaregs vernichtet worden war, mit Auszeichnung die Kolonne führte, die Timbuktu am Südrand der Sahara besetzte. Er war dann später drei Jahre Kommandant von Antananarivo, der Hauptstadt von Madagaskar, um die Organisation der französischen Herrschaft auf dieser Insel auszubauen. Ins Mutterland zurückgekehrt, wurde er zum Divisionsgeneral befördert. Er fand als solcher zunächst im Festungsstabe zu Lille, dann als Kommandeur der 6. Infanteriedivision, später des 2. Armeekorps in Amiens Verwendung. Im Jahre 1910 wurde er Mitglied des „Oberkriegsrates" und als solches zum Chef des Generalstabes ernannt, wofür ihn wohl seine hervorragenden Kenntnisse in den mathematischen Fächern als besonders befähigt erscheinen ließen. Gleichwohl enthielt der ohne Zweifel unter seinem Einfluß und seiner Leitung ausgearbeitete Plan für den französischen Offensivstoß einige verhängnisvolle Rechenfehler, denn er scheiterte, wie wir in den Tagen um den 20. August zu unserer Genugtuung erfahren durften, gar kläglich.

Über die militärischen Eigenschaften und die bisherigen Leistungen des Generalissimus der russischen Armee, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, ist Näheres nicht bekannt. Er wurde am 6. November 1856 geboren, ist also achtundfünfzig Jahre alt; seine Gemahlin ist die Prinzessin Petrowitsch Njegosch von Montenegro. Die Großväter des Großfürsten und des jetzt regierenden Zaren waren Brüder. Man sagt von dem russischen Heerführer, er sei ein gewaltiger Eisenfresser und stehe an der Spitze der panslawistischen Bestrebungen. Allgemein erblickt man in ihm neben den englischen Staatsmännern mit ihren heuchlerischen und verwerflichen Machenschaften den Hauptanstifter des Krieges.

Lord Horatio Herbert Kitchener wurde vor kurzem erst, mit Beginn des Krieges, zum Kriegsminister ernannt und zugleich mit der Neubildung des englischen Landheeres betraut. Er ist fünfundsechzig Jahre alt und einer der berühmtesten englischen Generale, der in der Tat sowohl in Ägypten wie in Indien und Südafrika kriegerisch und organisatorisch sehr energisch eingegriffen und sich damit große Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Weniger bekannt dürfte sein, daß er im Jahre 1870 als Kriegsfreiwilliger in den Reihen des französischen Heeres gegen Deutschland im Feld stand. Nach dem Friedensschluß zu Frankfurt a. M. trat er als Leutnant in das englische Ingenieurkorps ein und im Jahre 1882 als Major in ägyptische Dienste. Dort brachte er es binnen zehn Jahren bis zum Oberbefehlshaber; er führte in den Jahren 1897 und 1898 die ägyptischen Truppen in dem Feldzug gegen den Mahdi, den er in der Schlacht von Omdurman aufs Haupt schlug. Die englische Regierung hat ihm damals in Anerkennung seiner Verdienste die Würde eines Peers als Lord of Khartum and of Aspall verliehen. Ein Jahr später leitete er als englischer Generalstabschef den zweiten Abschnitt des Burenkrieges, durch den die tapferen Mannen Ohm Pauls nach schweren Kämpfen endgültig niedergerungen wurden. Er dankt es besonders diesem Kriege, daß sein Name in aller Welt Mund kam, und trägt heute die Würde eines Feldmarschalls. Die Erfolge der vor wenigen Wochen über den Kanal nach Frankreich entsandten englischen Armee werden ihm wohl kaum in gleicher Weise den Dank der Söhne Albions eintragen.

Der englische General J. D. E. French begann seine militärische Laufbahn bei der englischen Marine und ist dann erst zur Kavallerie übergetreten. Er nahm mit seinem Regiment, den 19. Husaren, an der ägyptischen Expedition von 1884/85 teil und war dann einige Zeit Kommandeur der Kavalleriebrigade zu Aldershot. Bekannt wurde sein Name durch seine Teilnahme am Burenkrieg, in dem er ebenfalls die Kavallerie führte. Man behauptet von French, daß er bedeutende strategische und taktische Kenntnisse besitze; doch stellt der Ausfall der letzten englischen Manöver, die von ihm geleitet wurden, aber, wie erinnerlich, abgebrochen werden mußten, weil in ihrem Verlauf ein recht peinlicher Wirrwarr entstand, diese militärischen Eigenschaften in ein etwas eigentümliches Licht. Jedenfalls wird er seine Fähigkeiten, zumal deutschen Heerführern gegenüber, erst zu beweisen haben. Man betraute ihn mit dem Kommando der nach Frankreich entsendeten Expeditionsarmee aber nur, weil man in England einen besseren General nicht hatte.



**Festnahme eines zur Notlandung gezwungenen feindlichen Fliegers.**

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen

## Von unseren kühnen Fliegern.

(Hierzu das Bild auf Seite 61.)

Auch in den Lüften kann man das Eiserne Kreuz verdienen, wie bereits mehrfache Verleihungen dieses stolzen Ehrenzeichens an besonders verdienstvolle Flieger beweisen. In der Tat entsprechen ihre Leistungen im Felde den gehegten Erwartungen im vollsten Maße. Wir haben uns von Anfang an gehütet, so Unsinniges zu erhoffen wie die Franzosen, die noch vor dem Krieg mit großem Geschrei behaupteten, ihre Flugzeugflotte würde allein genügen, die gehaßten Deutschen bis hinter die Elbe zu jagen. Wir erwarteten von der unsrigen nur rasche und zuverlässige Aufklärung über die Bewegungen des Feindes, und in dieser Hinsicht verdient sie alles Lob.

Die Aufgabe der Flieger ist im höchsten Grade gefährlich. Nach vielfachen Berichten brauchen sie übrigens das Feuer aus Gewehren und Kanonen weniger zu fürchten als das aus Maschinengewehren. Hören sie deren abscheuliches Rasseln, dann gehen sie so hoch als möglich, um sich dem Bereich der Geschosse zu entziehen. Trotzdem trifft manche Kugel und fordert ihr Opfer. Besonders anschaulich ist eine solche Todesfahrt in dem Briefe eines verwundeten Offiziers geschildert, der mit einem vortrefflichen Flieger, Leutnant J., gegen Sedan aufgestiegen war. Sie stellten den Vormarsch feindlicher Truppen nach Norden fest, kamen dann aber in schwere Regenwolken und mußten auf 1000 Meter heruntergehen. Alsbald hörten sie feindliche Artillerie unter sich, und eine französische Division erschien in Bereitstellung. Der Leutnant erhielt eine Kugel in den Leib. Der Motor blieb stehen; die Maschine sank mitten auf die feindlichen Truppen zu. Nochmals gelang es dem Überlebenden, den Doppeldecker in Gleitflug zu bringen. In 200 Meter Höhe glitt er kurze Zeit dahin — bei dem Hagel der Geschosse eine Ewigkeit. Plötzlich erhielt auch er einen heftigen Schlag an die Stirn und fühlte das Blut über die Augen laufen. Der Wind warf die Maschine herum, und da der tote Leutnant auf dem Seitensteuer lag, blieb nichts übrig, als mitten unter den Feinden zu landen. Sofort eilten sie herbei, und schon sah er Bajonette zum Stoß gegen seine Brust erhoben, als ein höherer Offizier ihn noch rettete. Er wurde für gefangen erklärt, aber so schlecht bewacht, daß es ihm gelang, in ein Gebüsch zu kriechen, während die deutschen Kameraden unaufhaltsam heranrückten. So wurde er schließlich befreit.

Schlimmer ist das Los solcher Bedauernswerten, die durch einen Unfall unter eine fanatische Volksmenge geraten. Da gibt es kein Erbarmen, wie die fluchwürdigen Greueltaten der Belgier, Russen und Franzosen an unseren Gefangenen genugsam beweisen. Manchmal freilich gelingt es einem Schlaukopf, sich auch aus solch gefährlicher Schlinge noch zu ziehen. So mußte ein österreichischer Flieger, dem der Benzinbehälter durchschossen war, auf russischem Boden eine Notlandung vornehmen. Da versteckte er rasch entschlossen seine Uniform, besserte inmitten des Feindes den Schaden aus und machte sich dann vergnügt durch die Luft wieder von dannen.

## Die Riesenschlachten der österreichisch-ungarischen Armee.

(Hierzu das Bild auf Seite 56/57.)

„Lieber Vater! Erschreckt Euch nicht. Ich bin hier in Lemberg im Spital. Am 15. wurde ich verwundet. An der russischen Grenze wurde unsere Reiterbrigade von den Russen angegriffen, wir aber gingen zu einer Attacke über, wie es in der Geschichte wohl nur wenige gegeben hat. Von unserem Regiment haben anderthalb Eskadronen im mörderischen Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer die Attacke durchgeführt. Es gelang uns, den Russen vier Kanonen und zwei Maschinengewehre wegzunehmen und drei russische Eskadronen zu vernichten. Jeder einzelne Husar hat gekämpft wie ein Löwe. Dein Sohn Pista.“ „Ich muß gestehen,“ so berichtet ein anderer, ein Kronstädter Szekler Husar an seine Mutter, „anfangs konnten wir gegen die Kosaken nichts anfangen. Sie brachten uns mit ihren langen Lanzen in Verwirrung. Als uns zum erstenmal eine Abteilung entgegenkam, hielten wir die bewimpelten langen Stangen für eine Art Aufputz. Die Kosaken greifen immer in zwei Reihen an, und wenn sie in die Nähe kommen, streckt auch die hintere Reihe durch die Lücke der ersten die Lanzen vor und stürmt auf uns ein. Diesem Angriff konnten wir anfangs nicht widerstehen, aber jetzt haben wir die Kosaken ausstudiert. Beim Zusammenstoß schwenken wir in der Mitte auseinander und packen sie in der Flanke. Hei, das fleckt dann!“ So berichten die tapferen Söhne Ungarns an ihre Lieben zu Hause von ihren ersten Plänkeleien an der bedrohten Grenze, und sie sagen damit sicherlich nicht zuviel, denn der persönliche Schneid und der Wagemut der österreichisch-ungarischen Husaren wie aller übrigen Waffengattungen ist von der europäischen Kriegsgeschichte längst rühmlich anerkannt. Aber auch die moderne strategische und taktische Schulung und Leistungsfähigkeit des österreichisch-ungarischen Heeres hat sich in diesem Feldzug bewährt; die siegreichen drei- und sechs- bis achttägigen Riesenschlachten auf russischem Boden haben das erwiesen.

Gleichzeitig mit dem Einbruch der Russen in die preußische Ostprovinz wälzten sich auch gegen die galizischen Grenzen gewaltige russische Armeen, doch unsere Verbündeten standen auf der 400 Kilometer langen Front von der Weichsel bis zum Dnjestr mittlerweile kampfbereit, ja zwei ihrer Armeen hatten rechts und links der Weichsel bereits die Offensive ergriffen. Der rechte Flügel verwehrte dem über den Zbrucz anmarschierten Feinde das Eindringen in die Bukowina, weit im Süden, nahe der rumänischen Grenze. Das Zentrum auf der Linie Ravaruska—Zloczow drängte anfänglich den Feind bei Zolkiew siegreich zurück, mußte aber den Vorstoß aufgeben, denn hierher hatten die Russen ohne Zweifel ihre Hauptmacht geworfen. Der linke Flügel, im Westen zwischen Bug und Weichsel, war von Anfang an in voller siegreicher Offensive. Hier stieß die Armee Dankl, nachdem sie aus den Wäldern herausgetreten war und die mannigfachsten Verkehrshindernisse unter großen Mühen überwunden hatte, auf zwei russische Korps, und sofort begann eine heiße Begegnungsschlacht. Zwei weitere russische Korps rückten nach, und nun kam es zur umfassenden Feldschlacht großen Stiles. Fast 400 000 Mann prallten aufeinander, fast so viel, als Napoleon I. einst im russischen Feldzug mit sich führte. Drei Tage lang wurde erbittert gekämpft, bis die Russen endlich unter schweren Verlusten auf Lublin zurückgeworfen wurden. Noch bedeutender ist der Erfolg der Armee Auffenberg, deren Stoßkraft sich gegen Zamocz—Kamarow richtete. Hier entwickelte sich eine Schlacht, in die auch Erzherzog Joseph Ferdinand mit seinen braven Tirolern, Salzburgern und Oberösterreichern entscheidend eingriff. Die Niederlage der Russen war vernichtend; dafür spricht allein schon, daß 50 000 Gefangene gemacht und 200 Geschütze erbeutet wurden.

Der Löwenanteil an diesen Siegen wird der Artillerie zugeschrieben, die mit wunderbarer Präzision schoß. „Ich selbst habe es mitangesehen,“ so berichtet ein Verwundeter, „wie unsere Artilleristen mit Granaten und Schrapnells ein russisches Infanterieregiment unter Feuer nahmen. Die Geschütze waren so ausgezeichnet eingestellt, daß die Geschosse genau über dem Regiment platzten. Bis auf wenige Mann blieb, wie wir uns nachher überzeugen konnten, keiner unverwundet. Bei den Russen krepieren die Schrapnells selten, vielleicht nur jedes fünfte oder sechste.“

Über die russischen Infanteristen wurde nach den Erfahrungen, die man in diesen Schlachten machte, allgemein ein wenig anerkennendes Urteil gefällt. Die Leute seien ungeschickt; sie blieben oftmals selbst in der Feuerlinie einfach kerzengerade stehen, ohne Deckung zu suchen; es fehle ihnen offenbar an geistiger Regsamkeit, um im entscheidenden Augenblick aus eigenem Antrieb zu handeln. Hören sie aber erst das brausende Hurra der braven stürmenden österreichisch-ungarischen Fußtruppen, dann gibt es kein Halten mehr; sie machen kehrt und stieben davon. Im Verlaufe der von General Dankl bei Krasnik geführten Schlacht mußten viele Stellungen stürmend genommen werden.

Unser Bild auf Seite 56/57 gibt eine Episode nach den Angaben eines Augenzeugen wieder. Mit Todesverachtung nimmt ein ungarisches Bataillon die Laufgräben auf einem verschanzten Hügel und schlägt die russische Infanterie in die Flucht.

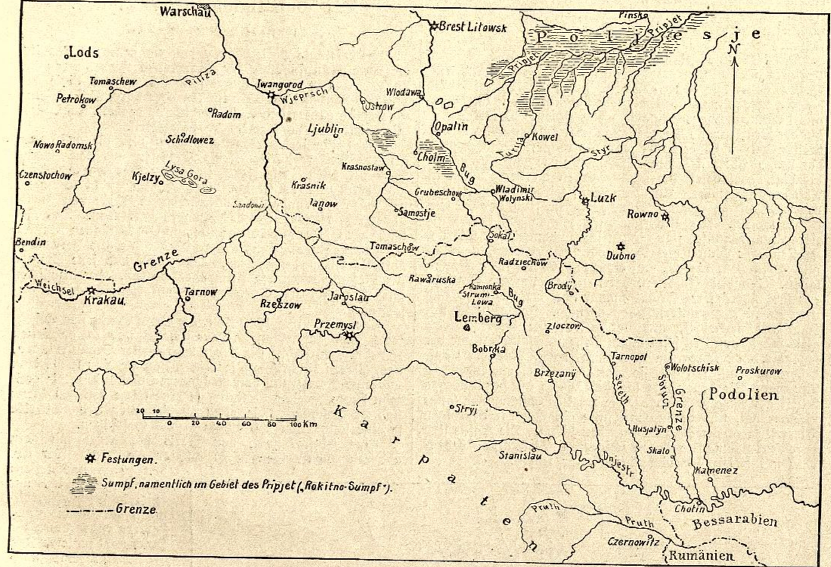


## Generaloberst von Beneckendorff und Hindenburg

(siehe das Bild auf Seite 45),

der in den dunklen Wäldern und den Sumpfwiesen an den masurischen Seen die russischen Eindringlinge so vernichtend aufs Haupt schlug, ist zum Volkshelden geworden, dessen Namen man auch nach dem furchtbaren Kriege noch oftmals feiern wird. Nicht, daß man für alle unsere anderen Heerführer, die an der Spitze unserer tapferen Truppen überall so siegreich vordringen, weniger Dank und Anerkennung empfände und ihre Namen mit minderem Stolze nennte. Aber der gewaltige Schlag, den der Generaloberst mit vernichtender Wucht führte, hat ein so eigenartiges, ans Fabelhafte grenzendes Gepräge, daß die Volksseele diese Ruhmestat mit ganz besonderen Empfindungen in sich aufnehmen mußte, die heute, im Sturme der Zeit, noch gar nicht völlig abgeklärt sind.

Paul von Beneckendorff und Hindenburg wurde am 2. Oktober 1847 als der älteste Sohn eines Majors in Posen geboren. Er begann seine militärische Laufbahn im Jahre 1866 im 3. Garderegiment zu Fuß und machte als Leutnant den Feldzug in Böhmen mit. Über seine schon damals betätigte Tapferkeit in der Schlacht von Königgrätz berichtet die Regimentsgeschichte: „Plötzlich erhielten die Schützen des Leutnants von Hindenburg Kartätschfeuer. Von Rosberitz aus war eine Batterie herbeigeeilt und hatte auf nächste Entfernung das Feuer gegen diese Abteilungen eröffnet. Nach kurzem Schnellfeuer warf sich Leutnant von Hindenburg im ‚Marsch-Marsch!‘ auf die Geschütze ... Von einer Kartätschkugel am Kopf gestreift, sinkt er einen Augenblick betäubt zu Boden. Als er schnell wieder aufspringt, sieht er bereits drei Geschütze in Händen seiner Leute, während zwei andere Geschütze, das eine von drei, das zweite nur von einem Pferde gezogen, zu entkommen suchen. Auch diese beiden Geschütze werden von der fünften Kompanie erobert, als sie in einem Hohlweg zwischen Rosberitz und Sweti stecken bleiben. Es war aber leider nicht möglich, die Kanonen zurückzuschaffen; man mußte sie stehen lassen.“ Er erhielt damals für diese tapfere Tat den Roten Adlerorden vierter Klasse mit Schwertern. An dem Kriege im Jahre 1870/71 nahm er als Regimentsadjutant teil und erwarb sich das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Von den Schlachtfeldern zurückgekehrt, besuchte der junge Offizier als Oberleutnant die Kriegsakademie und wurde 1878 als Hauptmann in den Großen Generalstab berufen. 1884 zum Frontdienst zurückgekehrt, führte er eine Kompanie des 3. posenschen Infanterieregiments. Zum Major befördert, trat er in den Generalstab des 3. Armeekorps in Berlin über, worauf er 1889 Abteilungschef im Kriegsministerium wurde. Später kommandierte er das 91. Infanterieregiment und wurde dann Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps in Koblenz. Im Jahr 1897 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor, 1900 zum Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe, und 1903 erhielt er die Führung des 4. Armeekorps. Ein Jahr später wurde er zum General der Infanterie ernannt und im Jahre 1911 zur Disposition gestellt. Sein ruhmvoller Sieg an den masurischen Seen hat den Kaiser veranlaßt, ihn mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse sowie mit dem Orden Pour le mérite auszuzeichnen und ihm den Rang eines Generalobersten zu verleihen.




Karte des österreichisch-russischen Kriegschauplatzes.

## Landung englischer Truppen auf dem Kontinent.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Es ist seit hundert Jahren wieder das erste Mal, daß sich England mit eigenen Truppen an einem festländischen Krieg beteiligt und demzufolge Landungskorps über den Kanal herüberschickt; denn der Krimkrieg (1853—1856) war mehr Seekrieg und spielte sich als solcher für die verbündeten Engländer und Franzosen teils in der Ostsee, teils in den Dardanellen und im Schwarzen Meere ab. Er galt Rußland, dem heutigen Verbündeten der beiden.

Vor hundert Jahren dagegen, in der Napoleonischen Zeit, landete England zu wiederholten Malen Truppen

auf dem Festland. Damals kämpfte England gegen Frankreich. Diesmal, wo es wieder wie im Krimkrieg mit Frankreich zusammengeht, ist der Glanz seiner Heerführer und Mietsoldaten stark verblaßt. England hat längst aufgehört, für das stehende Heer einer kontinentalen Großmacht ein gleich- und vollwertiger Verbündeter oder ein ebenbürtiger Gegner zu sein.

Über die Überrumpelung eines englischen Bataillons durch Generaloberst v. Bülow wurde dem „Wiesbadener Tageblatt" aus guter Quelle folgendes bekannt: „Das betreffende englische Bataillon wurde in einem Militärzug an die Front geschafft. Als es an der vorgesehenen Ausladestelle ankam, war diese schon von deutschen Truppen, deren Vormarsch inzwischen fortgeschritten war, besetzt. Der Zug wurde umstellt. Mit den Worten: ‚Bitte, meine Herren, steigen Sie aus!' würden die Engländer empfangen. Das ganze Bataillon war also sozusagen ‚verhaftet'."

Weniger glimpflich erging es den englischen Soldaten, wenn sie wirklich in den Kampf kamen. Wir berichten darüber an anderer Stelle (Seite 55). Hier möge noch eine kurze Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung folgen.

Offiziere und Mannschaften tragen ein und dieselbe Uniform von dickem gelblichbraunem Wollstoff. An den Füßen haben sie feste gelbe Schuhe, die Unterschenkel schützen Wickelbinden aus demselben Wollstoff wie die Röcke und daran anschließend mäßig weite Hosen. Der Rock hat auf der Brust und an den Seiten je zwei Taschen. Auf einem breiten gelben Lederriemen von der rechten Schulter nach der linken Hüfte sind fünf Täschchen zu je zehn Patronen befestigt, ebensoviel Patronen werden an der Koppel in Taschen mitgeführt. Auf dem Kopf wird eine vollständig mit Wollstoff überzogene Mütze getragen, selbst der Schirm ist überzogen. Als Unterscheidungszeichen zwischen Offizieren und Mannschaften dienen fast unbemerkbare Sterne, Tressen oder Winkel aus Gold- oder Silberfäden, gemischt mit Wollfäden, die erst auf etwa zehn Meter sich erkennen lassen. Selbst die Schotten, deren unbezwingbare Vorliebe für ihre überlieferte Tracht man kennt, tragen sie so, daß man sie nicht zu unterscheiden vermag. Ihr ‚Kilt' ist mit Khakistoff verkleidet, und der gelbbraune Feldrock wird gleichmäßig von den schottischen Reitern, Füsilieren und der sogenannten ‚Schwarzen Wache' getragen. Nur ihre Kopfbedeckung unterscheidet sie von den übrigen englischen Truppen. Sie haben ihre längliche Mütze mit der silbernen Distel als Agraffe behalten, die zwei herabhängende lange Bänder hat, und deren Einfassung ein Band mit farbigen Vierecken nach den Regimentsfarben bildet. Die Beine sind entweder halbnackt und mit schwarzen Strümpfen bedeckt oder mit Hosen, die viereckige Muster zeigen.

Welchen Eindruck das Auftreten der englischen Gäste auf einen Augenzeugen machte, schildert er mit folgenden Worten:

„Die Soldaten sind tapfer und unbesorgt, als ginge es zu einem Sportfest. Außerhalb des Dienstes herrscht eine fröhliche, manchmal lärmende Unruhe. Immer wieder hört man ein Lied, in das alle lachend einstimmen: ‚Are you downhearted?' (Seid ihr niedergeschlagen?) Und die Antwort ist ein zuversichtliches ‚Nein!'. Vor dem Ausmarsch nehmen sie ihr Frühstück mit Biskuits und Marmelade. Lachend ziehen sie aus ihren Säcken eine Sorte von Blechbüchsen nach der anderen hervor. Auf den Hügeln um Boulogne ist ein prunkvolles Zeltlager aufgeschlagen, das so vollkommen ausgestattet ist, daß nicht einmal ein Platz zum Fußballspiel fehlt ..."

Etwas „downhearted" werden sie inzwischen nun wohl geworden sein. Haben sie doch sogar Boulogne und Ostende schon im Stich gelassen.

## Die Befestigungen von Paris.

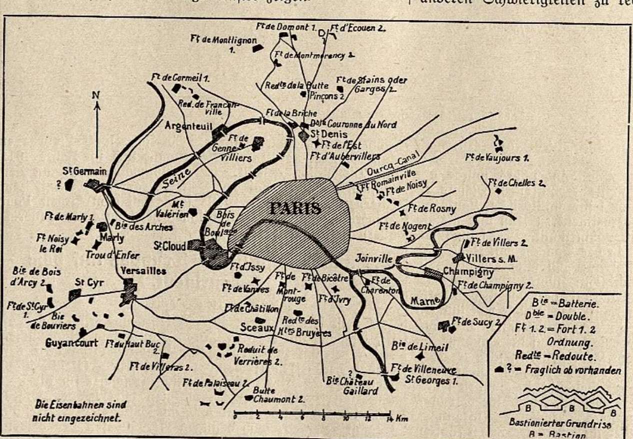
(Hierzu der untenstehende Plan.)

Das befestigte Paris bildet gewissermaßen das „Reduit", die letzte Kampfstellung für Frankreichs Heere, wenn die Festungen und Sperrforts erster und zweiter Linie der Ost- und Nordostfront überwunden oder durch Einschließung unschädlich gemacht sind. Es lohnt sich deshalb wohl, diese Riesenfestung etwas näher zu betrachten.

Die bastionierte Stadtumwallung und die 1870 zum größten Teil zerstörten Forts stammen aus den Jahren 1840 bis 1843. Die Forts sind nach dem Kriege wieder aufgebaut und es ist eine weitere, bis zu 14 Kilometer vor die Stadtumwallung vorgeschobene Reihe von Forts, Batterien, Redouten usw. hinzugefügt worden. Das Gelände der Stadtumwallung sollte um 100 Millionen Franken an die Stadtverwaltung behufs Einebnung und Herstellung von Parken und dergleichen übergehen und jene Summe für Befestigungszwecke verwendet werden. Der inzwischen ausgebrochene Krieg verhinderte den Abschluß dieses Geschäfts.

Der neue, etwa 130 Kilometer weite Kranz von Außenforts usw. hat einen Kostenaufwand von 60 Millionen Franken verursacht. Die sieben Forts erster Ordnung haben, nach älteren Nachrichten, je eine Besatzung von 1200 Mann und eine Armierung von 60 schweren Geschützen, die dreizehn Forts zweiter Ordnung je eine solche von 600 Mann und 24 Geschützen, die etwa 40 Redouten und Batterien je eine solche von 200 Mann und 6 Geschützen.

Eine Einschließung von Paris hat heute mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen als 1870. Der von den Forts umschlossene Raum bietet nicht nur Unterkunft für ganze Armeen der Verteidigung, sondern gewährt auch der Hauptstadt für lange Zeit die nötigen Subsistenzmittel, selbst wenn eine eigentliche Verproviantierung bei der Mobilmachung nicht stattgefunden haben sollte, und die Abschließung der Stadt vom Verkehr mit der Außenwelt erfordert eine gewaltige Truppenmenge. Ein Bombardement dieses „Lichtes der Welt" ist bei der weit vorgeschobenen Lage der Forts erst möglich nach Wegnahme eines Teils dieser Forts mit Hilfe von schwerem Geschütz. Es werden also die modernsten Angriffsmittel Gelegenheit haben, sich zu bewähren, sobald es zu einem Angriff auf Paris kommen wird.




Plan von Paris.




**Landung englischer Truppen in Nordfrankreich.**

Nach einer Originalzeichnung von Willy Stöwer.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Ebenso wie Deutschland nach Verletzung seiner Grenzen Rußland den Krieg erklärte, erfolgte nunmehr die Kriegserklärung an Frankreich, nachdem die Grenzüberschreitungen der Franzosen unzweifelhaft festgestellt worden waren. Am 3. August veröffentlichte die deutsche Regierung folgende Mitteilung:

„Bisher hatten deutsche Truppen, den erteilten Befehlen gemäß, die französische Grenze nicht überschritten. Dagegen greifen seit gestern französische Truppen ohne Kriegserklärung unsere Grenzposten an. Sie haben, obwohl uns die französische Regierung noch vor wenigen Tagen die Innehaltung einer unbesetzten Zone von 10 Kilometern zugesagt hatte, an verschiedenen Punkten die deutsche Grenze überschritten. Französische Kompanien halten seit gestern deutsche Ortschaften besetzt. Bombenwerfende Flieger kommen seit gestern nach Baden, Bayern und, unter Verletzung der belgischen Neutralität, über belgisches Gebiet in die Rheinprovinz und versuchen, unsere Bahnen zu zerstören. Frankreich hat damit den Angriff gegen uns eröffnet und den Kriegszustand hergestellt. Des Reiches Sicherheit zwingt uns zur Gegenwehr. Seine Majestät der Kaiser hat die erforderlichen Befehle erteilt. Der deutsche Botschafter in Paris ist angewiesen, seine Pässe zu fordern."

Die ersten drei Tage des deutschen Krieges nach zwei Fronten hatten noch keine Gelegenheit zu wichtigen Entscheidungen gegeben. Das lag aber in der Natur der Sache; denn unsere Armee war noch im Aufmarsch begriffen. Am 3. August hatten wir erst den zweiten Mobilmachungstag. Unser Generalstab konnte nur nach wohlüberlegten Grundsätzen handeln, und vorzeitig losschlagen zu lassen, würde nur unersetzliche Verluste an Menschenleben gebracht haben. Erst wägen, dann wagen. Man konnte demnach mit Vertrauen auf unsere Heeresleitung blicken, die die Bewegungen unserer Armee mit jener Sicherheit und Ruhe lenkte, wie wir sie von den Führern in unseren letzten siegreichen Feldzügen gewohnt waren.

Wie wir gesehen haben, ist Österreich früher als Deutschland zum Kriege gedrängt worden. Eine Woche später war auch im Deutschen Reich der Kriegszustand da, und es zeigten sich alle die wirtschaftlichen Folgen, die ein Waffengang der Völker mit sich bringt. Gleich am ersten Tag nach der Mobilmachung, die in Österreich am 28. Juli, in Deutschland am 2. August erfolgte, traten sämtliche Eisenbahnfahrpläne außer Kraft; der Bahnverkehr hatte mit geringen Ausnahmen nur noch dem Truppenaufmarsch zu dienen. Ausnahmegesetze schufen in Deutschland erst die Reichstagssitzung vom 4. August und die in den folgenden Tagen erlassenen Bekanntmachungen des Bundesrates. In Österreich traten ähnliche Ausnahmebestimmungen und Ausnahmegesetze schon am 25. Juli abends in Kraft, und die Tätigkeit der Parlamente wurde dort sofort eingestellt, während in Deutschland gerade umgekehrt der Reichstag nach dem Kriegsausbruche einberufen wurde.

Wie weit die Verkehrsbeschränkungen in Österreich anläßlich der Mobilmachung gingen, und zwar schon, als es sich zunächst nur um den Krieg gegen Serbien handelte, mögen einige Angaben veranschaulichen.

Folgende Korps sind mobil gemacht worden: Graz, Prag, Leitmeritz, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien, Temesvar, Budapest und Agram. Als erster Mobilmachungstag war der 28. Juli festgesetzt. Infolge der Teilmobilisierung wurde auf den in Betracht kommenden Bahnstrecken der Zivilpersonen- und Frachtverkehr mit dem 28. Juli eingeschränkt. Vom dritten Mobilmachungstage an war der Zivilpersonenverkehr gänzlich eingestellt.

Bald erfuhr man, daß Rußland an der österreichischen Grenze 80 000 Mann zusammengezogen habe. Auch weitere Rüstungsmaßnahmen Rußlands wurden bekannt. Aus Petersburg kam die Nachricht, daß Zar Nikolaus sich nach Finnland begeben wolle. Nach erteilter Ermächtigung sollten 14 Armeekorps mobilisiert und im Falle der Mobilmachung des deutschen Heeres die gesamte Wehrkraft auf Kriegsfuß gestellt werden. Ähnliche Meldungen brachten




**Das erste Gefecht der Einundachtziger.**
Nach einer Originalzeichnung von Anton Hoffmann.

auch Londoner Blätter. Wenngleich diese Nachrichten dem Wiener Vertreter des Wolffschen Telegraphenbüros gegenüber von seiten Rußlands amtlich in Abrede gestellt wurden, so hat die spätere Erfahrung doch gezeigt, daß dieses Dementi nichts war, als ein Glied in der Kette von Lügen, durch welche die deutsche Kriegsbereitschaft verzögert werden sollte. Denn die Mobilisierung der russischen Armee war bereits im Gange und die Absicht des gemeinsamen Marschierens von Rußland und Frankreich schon so gut wie enthüllt.

Am 28. Juli, dem ersten Mobilmachungstage Österreichs, wurde bekannt, daß in Serbien alle Wehrfähigen vom 18. bis zum 50. Lebensjahre einberufen worden seien. Das war gleichbedeutend mit der allgemeinen Mobilisierung. Das Hauptquartier befand sich in Nisch, wo die Skupschtina zusammentreten sollte. König Peter traf am Montag, den 27. Juli, in Belgrad ein und begab sich nach dem Konak, wo die Königsstandarte gehißt wurde, aber keine Wache aufzog. Nach anderthalbstündigem Aufenthalte reiste der König im Automobil nach dem Hauptquartier ab. Die Mobilmachung schritt angeblich rasch vorwärts; doch herrschte bei den Bauern Unzufriedenheit, weil sie ihre Ernte im Stich lassen mußten.

Auch die Nachrichten über die heimliche russische Mobilisierung mehrten sich. Österreich, das gegen Serbien nur 8 Armeekorps aufgestellt hatte, sah sich veranlaßt, am 31. Juli die gesamte Armee zu mobilisieren; denn die Wahrscheinlichkeit wuchs, daß der Krieg auch gegen Rußland geführt werden müsse.

Auf österreichischer Seite lag die Leitung sowohl der Kriegsvorbereitungen als auch der Operationen im Felde in den Händen des Generalstabschefs General der Infanterie Freiherrn Konrad v. Hötzendorf (s. Bild S. 3). Er ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des österreichischen Heeres und genießt das größte Ansehen. Er gilt als das Haupt der zu energischen Maßnahmen treibenden Partei. Generalstabschef ist er jetzt zum zweiten Male.

Neben dem Generalstabschef war der aus der Artillerie hervorgegangene Kriegsminister, Feldzeugmeister Ritter v. Krobatin (s. Bild S. 3), an den Kriegsvorbereitungen am meisten beteiligt. Nach längerer Tätigkeit im Ministerium wurde er im Dezember 1912 zum Kriegsminister ernannt, gerade in der schwierigen Zeit der Balkankrisis, als ein Teil des österreichischen Heeres lange Zeit beinah auf Kriegsfuß an der bosnischen und serbischen Grenze versammelt war. Die letzten Heeresvermehrungen sind seiner Tätigkeit zuzuschreiben. Bei ihrer Durchbringung im Parlament entwickelte er großes diplomatisches Geschick.

Erzherzog Friedrich (s. Bild S. 2) wurde als Nachfolger des Erzherzog-Thronfolgers Generalinspekteur der österreichisch-ungarischen Armee und steht damit unter den eigentlichen Armee- und Korpsführern an erster Stelle.

Von den serbischen Heerführern verdient die meiste Beachtung der von den Österreichern verhaftete und wieder freigelassene Generalstabschef Putnik (s. Bild S. 3), der sich im Balkankrieg hervorgetan hat. Er ist übrigens, was nicht ohne Reiz ist, ein ungarländischer Serbe und Deserteur der k. k. Armee. Während Kronprinz Alexander (s. Bild S. 2) den gesamten Oberbefehl über das serbische Heer übernahm, sind zu Unterheerführern bestimmt worden die Generale Bojowitsch, Bozidar, Jankovic, der vielgenannte Führer der großserbischen Bewegung, und Stefanowitsch (s. Bild S. 3). Alle diese Generale haben im Balkankriea als Heerführer Bedeutendes geleistet.

---

Am 28. Juli hat Kaiser Franz Joseph nachfolgendes Handschreiben erlassen:

Lieber Graf Stürgkh! Ich habe mich bestimmt gefunden, meinen Minister zu beauftragen, der Königlich Serbischen Regierung den Eintritt des Kriegszustandes zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu notifizieren. In dieser schicksalsschweren Stunde ist es mir Bedürfnis, mich an meine geliebten Völker zu wenden. Ich beauftrage Sie, das anverwahrte Manifest zur allgemeinen Verlautbarung zu bringen.

Bad Ischl, 28. Juli 1914.

Franz Joseph m. p.

An meine Völker!

Es war mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnaden noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und meine Völker vor den schweren Opfern des Krieges zu bewahren. Im Rate der Vorsehung war es anders beschlossen. Die Umtriebe eines haßerfüllten Gegners zwingen mich, zur Wahrung der Ehre meiner Monarchie, zum Schutz ihres Ansehens und ihrer Machtstellung, zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwerte zu greifen.

Mit raschvergessendem Undank hat das Königreich Serbien, das von den ersten Anfängen seiner Selbständigkeit bis in die neueste Zeit von mir gestützt und gefördert worden war, schon vor Jahren den Weg offener Feindseligkeit gegen Österreich-Ungarn betreten. Als ich nach drei Jahrzehnten segensvoller Friedensarbeit in Bosnien und Herzegowina meine Herrscherrechte auf diese Länder erstreckte, hat diese meine Verfügung im Königreich Serbien, dessen Rechte in keiner Weise verletzt wurden, zügellose Leidenschaft und bittersten Haß hervorgerufen.

Meine Regierung hat damals von dem schönen Rechte des Stärkeren Gebrauch gemacht und in äußerster Nachsicht und Milde von Serbien nur die Herabsetzung seines Heeres auf den Friedensstand und das Versprechen verlangt, in Hinkunft die Bahnen des Friedens und der Freundschaft zu gehen. Von diesem Geiste der Mäßigung geleitet, hat sich meine Regierung, als Serbien vor zwei Jahren im Kampfe mit dem Türkischen Reiche begriffen war, auf die Wahrung der wichtigsten Lebensbedingungen der Monarchie beschränkt. Dieser Haltung hatte Serbien in erster Linie die Erreichung seines damaligen Kriegszweckes zu verdanken.

Die Hoffnung, daß das serbische Königreich die Langmut und Friedensliebe in meiner Regierung würdigen und sein Wort einlösen würde, hat sich nicht erfüllt. Immer höher loderte der Haß gegen mich und mein Haus empor, immer unverhüllter trat das Ziel zutage, untrennbare Gebiete von Österreich-Ungarn gewaltsam loszureißen. Ein verbrecherisches Treiben griff über die Grenzen, um im Südwesten der Monarchie die Grundlagen staatlicher Ordnung zu untergraben, das Volk, dem ich in landesväterlicher Liebe meine volle Fürsorge zuwandte, in seiner Treue zum Herrscherhaus und zum Vaterlande wankend zu machen, die Jugend irrezuleiten und zu frevelhaften Taten des Wahnwitzes und des Hochverrats aufzureizen.

Eine Reihe von Mordanschlägen, eine planmäßig vorbereitete und durchgeführte Verschwörung, deren furchtbares Gelingen mich und meine treuen Völker ins Herz getroffen hat, bildet die weithin sichtbare blutige Spur jener geheimen Machenschaften, die von Serbien aus ins Werk gesetzt und geleitet wurden.

Diesem unerträglichen Treiben muß Einhalt geboten, dem unaufhörlichen Herausfordern Serbiens ein Ende bereitet werden, soll die Ehre und Würde meiner Monarchie unverletzt erhalten und ihre staatliche, wirtschaftliche und militärische Entwicklung vor beständiger Erschütterung bewahrt bleiben. Vergebens hat meine Regierung noch einen letzten Versuch unternommen, dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine ernstliche Mahnung zur Umkehr zu bewegen.

Serbien hat die maßvolle und gerechte Forderung meiner Regierung zurückgewiesen und es abgelehnt, jenen Pflichten nachzukommen, deren Erfüllung im Leben der Völker eine natürliche und notwendige Selbstverständlichkeit bildet.

So muß ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerläßliche Bürgschaft zu schaffen, die meinem Staate die Ruhe im Innern und den dauernden Frieden nach außen sichern soll.

In dieser ernsten Stunde bin ich mir der ganzen Tragweite meines Entschlusses und meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist. Ich vertraue auf meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um meinen Thron geschart haben und für Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes zu den schwersten Opfern immer bereit waren. Ich vertraue auf die tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht und ich vertraue auf den Allmächtigen, der meinen Waffen den Sieg verleihen wird.

Franz Joseph m. p. Stürgkh m. p.



Der Krieg mit Serbien allein wäre für Österreich-Ungarn keine besondere Kraftanstrengung gewesen. Die ganzen Kräfte der Monarchie wurden erst durch die Einmischung Rußlands in Anspruch genommen. Schon von Anbeginn an war es sicher, daß für Serbien ein Krieg mit Österreich eine wirtschaftliche Unmöglichkeit bedeuten würde. Freilich wußte man, daß es im Notfalle eine halbe Million Soldaten ins Feld stellen konnte. Für die Verpflegung dieser halben Million aber hatte Serbien nicht die Mittel. Die letzten Balkankriege hatten seinem wirtschaftlichen Leben tiefe Wunden geschlagen, die beim Ausbruch des Krieges mit Österreich noch lange nicht geheilt waren. Das Bild der Staatseinkünfte würde sich zwar nicht ungünstig darstellen, wenn man dabei normale und friedliche Zeiten ins Auge fassen könnte. In demselben Augenblick aber, wo der Krieg mit Österreich in Rechnung gezogen werden mußte, verschob sich dieses Bild. Serbiens Finanzwirtschaft gründet sich nicht zuletzt auf die Einnahmen der Monopolverwaltung, die für den Auslandsschuldendienst verpfändet sind und in Kriegszeiten außerordentlich rasch sinken. Auf finanzielle Hilfe bei dem Auslande kann dieser Staat kaum rechnen, weil niemand einem Volke, für das der Krieg den wirtschaftlichen Zusammenbruch bedeutet, eine Anleihe gewähren wird. So fehlt der notwendigste Kriegsbedarf, das Geld, den Serben an allen Ecken und Enden. Dies zeigte sich schon bei der Mobilmachung und noch mehr im Kriege bei der Verpflegung des Heeres. Mangelhafte Uniformierung und Ausrüstung, Notwendigkeit der Selbstbeköstigung: dies und andere Übelstände veranlaßten viele Soldaten, fahnenflüchtig zu werden. Daß der Krieg unter solchen Verhältnissen für die Serben ein kühnes Unterfangen ist, bedarf keiner weiteren Ausführung, aber noch unsinniger erscheint es, daß Rußland sich für ein nicht nur wirtschaftlich schlecht gerüstetes, sondern auch durch seine Verbrechen ehrlos gewordenes Volk einsetzte.

Der Mangel an Uniformen in der serbischen Armee war noch größer geworden, als eine in Deutschland aufgegebene Bestellung auf 182 000 Uniformen infolge des Krieges nicht ausgeführt wurde.

Gleich nach Ausbruch des Krieges hatte sich Montenegro, wie schon erwähnt, auf die Seite Serbiens gestellt. Die „Militärische Rundschau“ wußte schon am 28. Juli über die militärischen Maßnahmen Montenegros folgendes zu berichten: „Die Mobilisierungsmaßnahmen sind in vollem Gange. Die Einberufungen erfolgen durch Boten von Ortschaft zu Ortschaft. Die Versammlung der montenegrinischen Streitkräfte erfolgt längs der Westgrenze des Königreichs Serbien in mehreren Gruppen. In Nikschitz sind starke Truppenzusammenziehungen festgestellt worden. Bei Plewlje steht eine Abteilung mit Artillerie. Im Becken von Grahoma, bei Njegus, westlich Cetinje, sollen sich je eine bis zwei Brigaden versammelt haben. In den montenegrinischen Befestigungen auf dem Lowcen herrscht fieberhafte Tätigkeit. Aus den weiter landeinwärts gelegenen Munitionslagern gehen große Tragtiertransporte an die Westgrenze ab. König Nikolaus und die Regierung sollen beide nach Podgoritza übersiedeln.“ —

Sofort nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Serbien erhielten die österreichischen Konsulate im Auslande Anweisung zur Einberufung der dort weilenden österreichischen Wehrpflichtigen.

Wer Gelegenheit hatte, zu beobachten, in welchen Scharen die einberufenen Österreicher dem Rufe ihres obersten Kriegsherrn Folge leisteten, wird überrascht gewesen sein von der großen Zahl in Deutschland ansässiger Angehöriger der Donaumonarchie. Begeistert folgte Österreichs Jugend dem Rufe des Vaterlandes, und wie es bei den Konsulaten zuging, möge eine kurze Nachricht aus dem Berliner k. k. Generalkonsulat zeigen: „Vor dem österreichischen Generalkonsulat drängt es sich. Hunderte von jungen Leuten stehen an der kleinen Tür des Hauses in der Keithstraße und warten auf Einlaß. Die Sache geht nicht schnell vonstatten. Die Leute sind ungeduldig; wenn sich die Haustür öffnet, stürmen sie hinein.“

Am 28. Juli hat die österreichisch-ungarische Regierung Serbien die Kriegserklärung gesandt, von der sie auch die übrigen Mächte benachrichtigte.

Kaiser Franz Joseph befand sich zur Zeit, als der Konflikt mit Serbien ausbrach, in seinem gewohnten Sommeraufenthalt im Badeorte Ischl. Am 30. Juli nachmittags traf er mit dem Thronfolger Karl Franz Joseph in Wien ein, von wo aus sie sich sofort nach Schönbrunn begaben. Die Begrüßung des greisen Monarchen durch die seit dem frühen Morgen des Kaisers harrende Wiener Bevölkerung, von der sich Hunderttausende in der Einfahrtstraße eingefunden hatten, gestaltete sich zu einer einzigartigen, überwältigenden Kundgebung. Zum zweiten Male unterbrach der Kaiser in diesem Jahre seinen Aufenthalt in Ischl, um in die Hauptstadt zurückzukehren. Der Empfang war ein glänzendes Zeugnis für die Vaterlandsliebe und die begeisterte Stimmung der Wiener Bevölkerung. Das gleiche Bild in den übrigen Städten des Landes. Der Krieg hatte mit einem Schlage die Völkerschaften der Donaumonarchie geeinigt und allen kleinlichen Hader verstummen lassen. Tausende meldeten sich täglich als Freiwillige zum Kriegsdienst, darunter auch zahlreiche hochgestellte Persönlichkeiten und Hocharistokraten, wie der Präsident des österreichischen Herrenhauses Fürst Alfred Windischgraetz, Fürst Otto Windischgraetz, Prinz Ludwig Windischgraetz, Fürst Franz Joseph Auersperg und der Landmarschall von Niederösterreich, Prinz Alois Liechtenstein.

Als Kaiser Franz Joseph nach der Ankunft im Schönbrunner Schloß dem Wagen entstieg, hielt Bürgermeister Dr. Weißkirchner eine Ansprache, in der er den Schwur der Treue zu Kaiser und Reich im Namen der Wiener Bürger erneuerte und dabei sagte: „Die Österreicher wollen für die Ehre und den Ruhm ihres Vaterlandes alles daransetzen,“ worauf der Kaiser mit den denkwürdigen Worten erwiderte: „Ich glaubte in meinem Alter, nun Jahre des Friedens erleben zu sollen. Die Entschließung ist mir gewiß schwer gefallen, aber aus den allseitigen Kundgebungen gewinne ich die Überzeugung, daß mein Entschluß der richtige war.“ Bürgermeister Dr. Weißkirchner antwortete: „Gott möge Eure Majestät schützen und unsere Waffen segnen.“

Die österreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz erließ einen Aufruf, in dem es heißt: „Es ist heilige Pflicht, unserer ruhmreichen Armee zu gedenken, welche ins Feld zieht, mit Gottes Hilfe zum Sieg. Bürger, helfet unseren Soldaten! Sendet Geldspenden, Verbandzeug, Genuß- und Lebensmittel, deren Sammlung und Verteilung in einheitlicher und großzügiger Aktion das unter dem Protektorat des Kaisers stehende österreichische Rote Kreuz besorgt.“

Durch Allerhöchstes Handschreiben wurde der Protektor-Stellvertreter des Roten Kreuzes in der Monarchie, Erzherzog Franz Salvator, zum Generalinspektor der freiwilligen Sanitätspflege ernannt. Erzherzogin Maria Theresia hatte den Kaiser um die Genehmigung gebeten, als Rote-Kreuz-Schwester dienen zu dürfen.

Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien rief in Petersburg leidenschaftliche Kundgebungen hervor. Ungeheure Menschenmengen durchzogen die Straßen der Stadt, fortwährend rufend: „Hoch Serbien! Hoch Frankreich! Nieder mit Österreich! Nieder mit Deutschland!“ Die Schreier begaben sich vor das französische Gesandtschaftsgebäude und die serbische Gesandtschaft, wo sie erneut Hochrufe auf die beiden Mächte ausbrachten. Das österreichische und das deutsche Botschaftsgebäude wurden militärisch bewacht. Serbische Offiziere und Soldaten wurden bei ihrer Abreise auf den Bahnhöfen von der Menge stürmisch begrüßt. Nach verschiedenen Meldungen sollten sämtliche Streiks beigelegt sein. Auch aus Moskau trafen Meldungen ein, wonach dort deutsch- und österreichfeindliche Kundgebungen stattgefunden hätten.

Die serbische Skupschtina war am 31. Juli in Nisch mit einer Thronrede eröffnet worden. Sie betonte, daß Serbien auf die Hilfe Rußlands und auf die Sympathien Frankreichs und Englands rechnen könne, und wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Auch wurde alsbald ein Aufruf an das serbische Volk erlassen.

Von den serbischen Zuständen, die gleich nach Ausbruch des Konfliktes mit Österreich eintraten, gibt ein deutscher Kriegsberichterstatter in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ folgende anschauliche Schilderung:

„Seit der Hof, die Regierung und das diplomatische Korps mit der Armee geflüchtet sind, beginnt Serbien, sich für den österreichisch-ungarischen Einfall vorzubereiten. Anfangs gebärdete es sich dabei grimmig, jetzt aber scheint es sich schon zu beruhigen. Die Mobilmachung geht sehr schlecht vonstatten, es fehlt an dem Eifer der Einberufenen sowie



Rast ostpreußischer Flüchtlinge. Phot. A. Kühlewindt, Hofphot., Königsberg.

an Beförderungsmaterial. Bis jetzt sind nach Schätzungen von Amtspersonen nicht mehr als acht- bis zehntausend Mann aus dem Gebiete der Donaudivision nach Nisch abgegangen. Abgesehen von dem Geschrei einzelner Freiwilliger verhielt sich die Bevölkerung angesichts der Mobilmachung ziemlich teilnahmlos. Sobald die fremden Gesandten Belgrad verlassen und die Leute niemand mehr zu verblüffen hatten, hielt überhaupt völlige Ruhe Einkehr. Montag mittag mußte sogar ausgetrommelt werden, daß sich alle Leute von achtzehn bis sechzig Jahren bei ihren Kommandos zu melden haben. Die bisher eingerückten Leute mußten stundenlang auf dem Bahnhof auf den Zug warten. Eine Beförderung, die für ein Uhr nachmittags vorgeschrieben gewesen, konnte erst um fünf Uhr bewerkstelligt werden; der Zug ging in der größten Unordnung ab. Der Lokomotivführer schrie, er wisse ja nicht einmal, wo er haltzumachen habe. Die Eisenbahner, die nach Belgrad zurückkommen, erzählen, daß die Züge auf der Strecke stundenlang stecken blieben. Auch bei der Ausrüstung herrscht ein wahres Durcheinander, so daß die meisten Einberufenen in Bauernkleidern nach Nisch fahren müssen, um erst dort ausgerüstet zu werden. Auf der Strecke Belgrad—Nisch sieht man nachts an den Stationen Bauerngruppen auf den Militärzug warten. Nur die Sprache der Offiziere stimmt nicht überein mit der Sachlage; so sagte zum Beispiel am Bahnhof von Nisch ein Major zu einem griechischen Journalisten: ‚Wir haben nichts zu befürchten! Wir sind fertig, Sie sehen es an mir! Zu einem Kriege kommt es nicht, weil sich Österreich vor uns fürchtet, denn fast alle Staaten mobilisieren zu unseren Gunsten: Rußland, Rumänien und Griechenland allen voran!‘ Der griechische Journalist lächelte, da er ganz gut wußte, daß Griechenland in keinem Fall mobil machen werde. Der Major wurde durch dieses Lächeln in seinem Redeeifer gestört und fuhr dann melancholischer fort: ‚Ja, wissen Sie, wir konnten die österreichischen Bedingungen nicht annehmen, weil sie für uns entehrend waren. Was jetzt aus uns wird, weiß niemand, aber das eine kann ich sagen, daß wir, wenn wir schon zugrunde gehen, wie Serben untergehen werden!‘ Was er damit sagen wollte, ist uns allen ein Rätsel geblieben, da ja die Serben nach der Geschichte nicht gerade ruhmvoll zugrunde zu gehen pflegen. Man erinnere sich nur an die Flucht Karageorgs, des Gründers der jetzigen Dynastie (1813), sodann an die Laufpartien aus dem serbisch-türkischen und dem serbisch-bulgarischen Kriege (1876 und 1885). Die Leute, die man in den Militärstationen gewahrt, sehen übrigens schlecht aus: gedrückt und niedergeschlagen stehen sie da, unbeweglich, starren Blicks. — Lust und Sorglosigkeit heucheln nur die Abenteurer. Der Belgrader Polizeichef sagte lustig zu den Journalisten: ‚Es wird keinen Krieg geben! Das Ganze ist nur ein österreichischer Bluff!‘ — Zur selben Zeit aber trifft die Behörde ruhig Vorkehrungen, um die Straßen, durch welche die Österreicher in Belgrad einziehen könnten, zu reinigen, ‚damit sie keine schlechte Meinung von Belgrad bekommen‘. Wie immer, bleibt also Serbien das Land des Galgenhumors, wo sich naivste Kindereien mit grausamster Wildheit paaren."

Wie wir bereits früher mitgeteilt haben, überschritten die Österreicher sofort nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen die Donau und besetzten den serbischen Grenzort Mitrowicz. Die Österreicher fanden nicht den geringsten Widerstand. Die ersten Feindseligkeiten entwickelten sich am 28. Juli an der Drina, dem Grenzflusse zwischen Bosnien und Serbien. Serbische Freiwillige besetzten an mehreren Punkten den Fluß, die österreichischen Grenztruppen erwiderten das Feuer. Die Serben beschossen irrtümlich einen ihrer eigenen Transportdampfer. Im serbischen Teil des früheren Sandschaks Novibazar waren Truppen vorgerückt. Die serbischen Truppen schoben ihre Posten



Erfrischung ostpreußischer Flüchtlinge durch das Rote Kreuz. Phot. A. Kühlewindt, Hofphot., Königsberg.



Russische Kosaken plündern und brennen ein Dorf nieder.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

bis Priboi vor, um mit den montenegrinischen Truppen bei Plewlje Fühlung zu nehmen. König Nikita siedelte mit der montenegrinischen Regierung von Cetinje nach Podgoritza über. Gleichfalls am 28. Juli gelang es einer kleinen Abteilung Pioniere im Verein mit Mannschaften der Finanzwachen, zwei serbische Dampfer, mit Munition und Minen beladen, wegzunehmen. Die Pioniere und Finanzwachen überwältigten nach kurzem, aber heftigem Kampfe die an Zahl überlegene serbische Schiffsbesatzung, setzten sich in den Besitz der Dampfer samt ihrer gefährlichen Ladung und ließen sie von zwei österreichischen Donaudampfern fortschleppen. Über die Vorwärtsbewegung der Serben wurde bekannt, daß im Morawatal eine Zusammenziehung der Truppen bei Uzice und Vojavewta stattfinde. Die „Narodna Odbrana“ bilde ein Freiwilligenkorps. Die Verpflegung und Munition der Serben seien sehr mangelhaft. Die Serben wollten ihren Hauptstoß nach Bosnien richten, weil sie hofften, bei der daselbst zahlreich ansässigen serbischen Bevölkerung Unterstützung zu finden, eine Hoffnung, die durch das österreichtreue Verhalten der bosnischen Bevölkerung gründlich getäuscht wurde.

Gleich nach Beginn der Kriegsoperationen kam die Nachricht, daß Belgrad von den Österreichern besetzt worden sei. Es hieß sogar, die Österreicher hätten die keineswegs befestigte Stadt bombardiert. Alle diese Nachrichten entsprachen nicht den Tatsachen. Am 30. Juli brachten aber verschiedene deutsche Blätter eine Depesche folgenden Inhalts:

„Wien, 30. Juli. Nach einer in den Straßen angeschlagenen Kundgebung sind bei der Einnahme von Belgrad durch die Österreicher zwei Oberleutnants leicht verletzt worden. Als erste betraten die Infanterieregimenter Nr. 68 und 44 serbischen Boden. Bis Mittag waren alle wichtigen Punkte der Stadt von den Österreichern besetzt, worauf die Wirksamkeit der österreichisch-ungarischen Kriegsgesetze für Belgrad in Geltung trat.“

Trotz dieser Einzelheiten schien die Einnahme Belgrads doch noch auf sich warten zu lassen, denn die weiterhin gemeldeten Kämpfe an der Grenze dieser Stadt ließen darauf schließen, daß man zunächst keinen Wert auf die Eroberung dieses nur unbedeutend befestigten Platzes legte. Vielmehr spielten sich alle wichtigeren militärischen Operationen an der bosnischen Grenze ab, an der Drina und der Save.

Die Sicherungslinie der österreichischen Truppen an der Drina wurde unter kleineren Kämpfen bis an den Hauptarm dieses Flusses vorgeschoben. Auf österreichischer Seite wurde ein Mann getötet, auf serbischer Seite zehn Mann. Serbische Banden versuchten vergebens, Bjelina zu beunruhigen.

Am 30. Juli wurde der große ungarische Schleppdampfer „Allotmany“ mit einem großen Boot im Schlepptau von serbischer Seite mit Feuer überschüttet. Das Schiff geriet in Brand, der aber bald gelöscht wurde, worauf der Schleppdampfer nach dem österreichischen Ufer zurückkehrte. Von den fünf Mann der Besatzung wurden zwei getötet und einer verwundet. Das Manöver des Dampfers hatte seinen Zweck erreicht, nämlich festgestellt, daß die Belgrader Festung nicht geräumt, sondern von zahlreichen Verteidigern noch besetzt war.

Am 30. Juli wies ein Zug Grenzjäger einen überlegenen serbischen Angriff bei Klotjevac zurück, ohne selbst Verluste zu erleiden. Die Serben büßten dabei einen Offizier und zweiundzwanzig Mann ein. Am nächsten Tage kam es zu einem heftigen Vorpostengefecht an der Save, bei dem von österreichischer Seite auch Artillerie und Flugzeuge eingriffen. Am 30. Juli bezogen serbische Vortruppen südlich von Belgrad bei Adla die erste Verteidigungsstellung. Die Hauptkräfte wurden jedoch zwischen Arangelowatsch und Usice konzentriert. Ein tollkühnes Wagestück unternahmen zwei Grenzjäger aus Mährisch-Schönberg. Sie durchschwammen die mittlere, stark angeschwollene Drina unter feindlichem Feuer und zerstörten die am feindlichen Ufer befindliche serbische Telephonleitung.

Große Massen serbischer Deserteure überschritten bei Peterwardein die österreichische Grenze. Am 3. August hatten sich bereits achttausend Deserteure gemeldet, darunter ein Oberst, der zwei Tage vor Kriegsausbruch seinen Urlaub angetreten hatte. Die Deserteure wurden nach Komorn und Arad befördert.

Im großen und ganzen waren es innerhalb dieses Zeitraumes nur unbedeutende Gefechte und Plänkeleien, die sich zwischen den Österreichern und Serben abspielten. Für viele Ungeduldige waren die Fortschritte, welche die Österreicher in Serbien machten, viel zu langsam. Man übersah dabei, daß erst die Armee mobilisiert und der Aufmarsch vollendet sein mußte, ehe es zu größeren Schlägen kommen konnte. Wären die Österreicher mit den wenigen Soldaten, die sie in aller Eile an die Grenze geworfen hatten, in Serbien einmarschiert, so wären sie trotz des trostlosen Zustandes der serbischen Armee aufgerieben worden. Die kleinen Plänkeleien hatten nur den Zweck, Standort und Stärke des Feindes zu ermitteln, um hiernach den Kriegsplan zu entwickeln und zu größeren Schlägen auszuholen. Daß die Österreicher gute Strategen sind und nicht eher losschlagen, als bis sie auf Erfolg rechnen können, hat die Folge gezeigt.

Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Joseph, war am 2. August in Budapest eingetroffen und wurde von der Bevölkerung begeistert begrüßt.

Anfang August begann es sich an der österreichisch-russischen Grenze zu regen. Rußland betrachtete sich bereits als im Kriegszustande mit Österreich und hatte deshalb die Depesche des deutschen Botschafters nicht durchgelassen. Die österreichische Grenzwache wurde von den Russen lebhaft beschossen, womit die Feindseligkeiten von seiten Rußlands eröffnet waren. Am 2. August wurde an der österreichisch-russischen Grenze, nördlich von Lemberg, ein Flugzeug, System Sikorsky, mit einem russischen Piloten, einem Begleitoffizier und einer Nutzlast von österreichischen Truppen heruntergeschossen. Die beiden russischen Offiziere, die verletzt waren, wurden gefangen genommen.

Die russischen Feindseligkeiten begannen unter einem günstigen Vorzeichen für Österreich. Die Polen waren jetzt in der Stunde der Gefahr die treuesten Anhänger der österreichischen Regierung. Es hatte sich in Österreich bei allen Parteien dieselbe Wandlung vollzogen wie in Deutschland. Überall waren die Widersprüche und Gegensätze verstummt, alles hatte nur den einen Gedanken, dem Vaterlande in der Not mit Gut und Blut beizustehen. Das Präsidium des Polenklubs veröffentlicht eine Kundgebung, worin die polnische Bevölkerung aufgefordert wird, sie möge in dem schweren Augenblick treu zu dem stehen, mit dem sie die Wohltaten des Friedens geteilt habe. Die Vertretung der polnischen Bevölkerung dieses Landes bringe dem Monarchen ihre Huldigung dar und bekunde vor der Welt, daß die Polen das Vertrauen des Monarchen nicht enttäuschen würden. Die Polen dieses Landes verständen und fühlten es, daß in diesem Augenblick das Schicksal Europas entschieden werden solle und daß die Treue gegenüber dem Monarchen und die Fürsorge für die Monarchie mit den Interessen ihres Volkes übereinstimmten.

* * *

Das Schlagwort von der Hinterhältigkeit unserer lieben Vettern jenseits des Kanals („perfides Albion“) ist französischen Ursprunges. Marianne, die Schutzpatronin Galliens, hatte oft genug Gelegenheit, sich über die Treulosigkeit ihres Galans zu beschweren. 1789, während der französischen Revolution, kam bereits die Redensart vom perfiden Albion auf, und unterm 27. Juli 1840 schrieb Heinrich Heine: „Der Krieg mit dem ‚perfiden Albion‘ sei die Parole aller Franzosen mit Ausnahme der Legitimisten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarteten.“ Wie ist es nun heute? Sicherlich nicht anders; denn die Geschichte lehrt deutlich, daß die Erwartung des Heils vom Auslande, besonders aber von England, die Gefahr bitterer Enttäuschung in sich birgt. Englands Politik bestand ja von jeher darin, aus fremdem Rohre die eigenen Pfeifen zu schneiden. Die Franzosen aber machten Chauvinismus und Revanchegelüste blind für eine solche Erkenntnis. Schon Heinrich Heine sagt im dritten Teil der „Französischen Zustände“: „Die Engländer haben sehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber sie vereinigen mit der römischen Wolfsgier auch die Schlangenlist Karthagos. Gegen erstere haben wir gute und sogar erprobte Waffen, aber gegen die meuchlerischen Ränke jener Punier der Nordsee sind wir wehrlos. Und jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt, wo seine merkantilischen Interessen unterliegen — es gibt in der ganzen Schöpfung



kein so hartherziges Geschöpf wie einen Krämer, dessen Handel ins Stocken geraten, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Warenlager keinen Absatz mehr findet.“

Vorläufig hatte sich unser Vetter jenseits des Kanals einen seiner gewohnten Treubrüche geleistet und damit seinem Beinamen „perfides Albion“ alle Ehre gemacht. Es war am 4. August, an jenem großen Tage, an dem der Kaiser und der Reichskanzler im Reichstage die herrlichen Worte (Seite 34 u. 45) gesprochen hatten, die alle Deutschen unter ein Banner vereinigten. Der Parteihader war verschwunden, und alle Deutschen ohne Unterschied erfüllte höchste Kriegsbegeisterung. Alle, die zu Hause geblieben waren oder noch zu Hause bleiben mußten, denn es war ja erst am dritten Tag der Mobilmachung, lasen mit Genugtuung in den Extrablättern die Reden des Kaisers und des leitenden Staatsmannes. Froh belebt waren alle Hoffnungen, die Fäuste ballten sich gegen unsere Feinde, und jeder rief stolz aus: „Wir müssen siegen und wir werden siegen!“ Eine solche Einigkeit und einmütige Begeisterung festigte in allen Volksgenossen die Überzeugung, daß es unter diesen Umständen unmöglich sei, zu unterliegen, auch wenn sich halb Europa im Überfall auf uns vereinigte. Überall wo Menschen zusammenkamen, bildete die große Reichstagssitzung den einzigen Gesprächsstoff. „Wir müssen sehen, wie wir uns durchhauen“, hatte der Reichskanzler gesagt; das war das richtige Wort. Die Soldaten brannten darauf, an den Feind zu kommen, die Frauen feuerten die Männer zum Kampfe an, die Zurückgebliebenen und Zurückbleibenden überboten sich an Opferwilligkeit zur Milderung der Schrecken des Krieges.

Doch was war das? Wieder liefen die Zeitungsverkäufer mit Extrablättern die Straßen entlang. Alles stürzte sich darauf. Starr vor Staunen und bald mit innerer Wut las man folgendes:

„Heute, Dienstag nachmittag, kurz nach der Rede des Reichskanzlers, in der bereits der durch das Betreten belgischen Gebiets begangene Verstoß gegen das Völkerrecht freimütig anerkannt und der Wille des Deutschen Reiches, die Folgen wieder gutzumachen, erklärt war, erschien der großbritannische Botschafter Sir Edward Goschen im Reichstag, um dem Staatssekretär v. Jagow eine Mitteilung seiner Regierung zu machen. In dieser wurde die deutsche Regierung um alsbaldige Antwort auf die Frage ersucht, ob sie die Versicherung abgeben könne, daß keine Verletzung der belgischen Neutralität stattfinden werde. Der Staatssekretär v. Jagow erwiderte sofort, daß dies nicht möglich sei, und setzte nochmals die Gründe auseinander, die Deutschland zwingen, sich gegen den Einfall einer französischen Armee durch Betreten belgischen Bodens zu sichern. Kurz nach sieben Uhr erschien der großbritannische Botschafter im Auswärtigen Amt, um den Krieg zu erklären und seine Pässe zu fordern. Wie wir hören, hat die deutsche Regierung die Rücksicht auf die militärischen Erfordernisse allen anderen Bedenken vorangestellt, obgleich damit gerechnet werden mußte, daß dadurch für die englische Regierung Grund oder Vorwand zur Einmischung gegeben sein würde.“

Man kann sich denken, daß diese Nachricht eine ungeheure Erregung im ganzen deutschen Volke hervorrief. Eine Überraschung freilich war sie nicht für jene, welche die Zeichen der Zeit zu deuten wußten. Schon einige Tage vorher hatte England ebenso wie Frankreich und Rußland den Schutz seiner Untertanen Amerika übertragen; was konnte das anders zu bedeuten haben, als die Parteinahme gegen uns von seiten Englands. Daß die britische Politik nicht für uns eintreten würde, konnten wir auf Grund langer Erfahrungen als sicher voraussetzen. In Regierungskreisen war man auf den Krieg Englands vorbereitet. Aber die deutsche Regierung wollte ihr möglichstes tun, diesen äußersten Fall zu verhindern. Deshalb erklärte der Reichskanzler im Reichstage, die ungeschützte Nordküste Frankreichs werde nicht angegriffen werden, wenn England neutral bleibe. Daß auch diese Zusicherung die Kriegserklärung Englands nicht aufhalten würde, konnte man aus der englischen Unterhaussitzung ersehen, die am 3. August stattfand und über die die deutsche Tagespresse bereits am 4. August morgens berichtete. In dieser Unterhaussitzung war eigentlich schon die Kriegserklärung Englands ausgesprochen worden, so daß die Erklärung am Abend des 4. August eben nur eine Formalität war. Sir Edward Grey sagte in der erwähnten Sitzung des englischen Unterhauses vom 3. August, er habe kein Versprechen gegeben, habe aber sowohl dem französischen wie dem deutschen Botschafter erklärt, daß, wenn Frankreich ein Krieg aufgezwungen würde, die öffentliche Meinung auf Frankreichs Seite treten würde. Er habe in den französischen Vorschlag, eine Besprechung militärischer und seemännischer Sachverständiger Englands und Frankreichs herbeizuführen, eingewilligt, da England sonst nicht in der Lage sein werde, im Falle einer plötzlich eintretenden Krisis Frankreich Beistand zu gewähren, wenn es ihn gewähren wolle. Er habe seine Ermächtigung zu jenen Besprechungen gegeben, jedoch unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß keine der beiden Regierungen durch das, was zwischen den militärischen und seemännischen Sachverständigen vor sich gehe, gebunden oder in ihrer Entschlußfreiheit beschränkt werde. Seine persönliche Ansicht sei folgende: Die französische Flotte ist im Mittelmeer, und die Nordküste ist ungeschützt. Wenn eine fremde, im Krieg mit Frankreich befindliche Flotte komme und die unverteidigte Küste angreife, so könne England nicht ruhig zusehen.

Nach seiner starken Empfindung sei Frankreich berechtigt, sofort zu wissen, ob es im Falle eines Angriffs auf seine ungeschützte Küste auf englischen Beistand rechnen könne. Grey erklärte, daß er am Sonntag abend dem französischen Botschafter die Versicherung gegeben habe, daß, wenn die deutsche Flotte in den Kanal und in die Nordsee gehe, um die französische Schiffahrt oder Küste anzugreifen, die britische Flotte jeden in ihrer Macht liegenden Schutz gewähren werde. Diese Erklärung bedürfe der Genehmigung des Parlaments. Sie sei keine Kriegserklärung. Er habe erfahren, daß die deutsche Regierung bereit sein werde, wenn England sich zur Neutralität verpflichte, zuzustimmen, daß die deutsche Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen werde. Dies sei eine viel zu schmale Basis für Verpflichtungen englischerseits.

Hierauf verbreitete sich Grey über die Frage der belgischen Neutralität und fuhr dann fort: „Ich fürchte, wir werden in diesem Kriege fürchterlich zu leiden haben, gleichviel, ob wir teilnehmen oder nicht. Der Außenhandel wird aufhören. Am Ende des Krieges werden wir, selbst wenn wir nicht teilnehmen, sicherlich nicht in einer materiellen Lage sein, unsere Macht entscheidend dazu zu gebrauchen, ungeschehen zu machen, was im Laufe des Krieges geschehen ist, d. h. die Vereinigung ganz Westeuropas uns gegenüber unter einer einzigen Macht zu verhindern, wenn dies das Ergebnis des Krieges sein sollte. Man sollte nicht glauben, daß, wenn eine Großmacht in einem solchen Kriege sich passiv verhielte, sie am Schlusse in der Lage sein würde, ihre Interessen durchzusetzen. Er sei nicht ganz sicher über die Tatsachen betreffs Belgien; aber wenn sie sich so erwiesen, wie sie der Regierung augenblicklich mitgeteilt worden seien, so sei die Verpflichtung für England vorhanden, sein Äußerstes zu tun, um die Folgen zu verhindern, die jene Tatsachen herbeiführen würden, wenn kein Widerstand stattfinde.“ Grey schloß: „Wir sind bisher keine Verpflichtungen über die Entsendung eines Expeditionskorps außer Landes eingegangen. Wir haben die Flotte mobilisiert und sind im Begriff, die Armee zu mobilisieren. Wir müssen bereit sein und wir sind bereit. Wenn die Lage sich so entwickelt, wie es wahrscheinlich erscheint, so werden wir ihr ins Auge sehen. Ich glaube, daß, wenn das Land sich vergegenwärtigt, was auf dem Spiele steht, es die Regierung mit Entschlossenheit und Ausdauer unterstützen wird.“

In dieser Auseinandersetzung des ehrenwerten Sir Edward Grey liest man auch etwas von der „Ehre Englands“, die es erfordere, die Neutralität Belgiens zu schützen. Die Verletzung der belgischen Neutralität durch Frankreich hätte „die Ehre der englischen Nation“ schwerlich herausgefordert, wenn aber Deutschland in der Notwehr als Überfallener eine solche Handlung begeht, dann ist die englische Ehre in Gefahr und man hat einen schönen Anlaß, dem gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkte und in der Weltpolitik eins auszuwischen. Freilich verleugnet sich in dieser Verteidigungsrede Greys für die nationale Ehre auch der englische Krämergeist nicht. Grey meint, der Krieg schlage England schwere Wunden (der Export ruht), einerlei ob England daran teilnehme oder nicht. Also war es schon besser, man nimmt daran

teil, um dem bösen Deutschen die Flügel zu beschneiden. Greys amtliche Äußerungen rücken erst in die richtige Beleuchtung, wenn man die auf Seite 26 u. folg. mitgeteilten Depeschen zwischen Kaiser Wilhelm, Prinz Heinrich, König Georg und Zar Nikolaus zum Vergleiche heranzieht.

Eine interessante Ergänzung hierzu bildet das nachstehend wiedergegebene Telegramm, das der König von England dem Zaren am 1. August durch den englischen Gesandten in Petersburg zukommen ließ. König Georg sagte darin: „Meine Regierung hat von der deutschen Regierung folgende Mitteilung empfangen: ‚Am 29. Juli bat der Zar telegraphisch den Deutschen Kaiser, zwischen Österreich-Ungarn und Rußland zu vermitteln. Der Kaiser folgte dem sofort und tat Schritte in Wien. Ohne die Ergebnisse hiervon abzuwarten, mobilisierte Rußland gegen Österreich. Der Kaiser benachrichtigte den Zaren telegraphisch, daß diese Haltung seine Anstrengungen zunichte mache. Der Kaiser bat ihn außerdem, jedes militärische Vorgehen gegen Österreich-Ungarn zu unterlassen. Der Zar erfüllte die Bitte nicht. Trotzdem setzte der Kaiser seine Unterhandlungen in Wien fort, wobei er so weit ging, wie ihm gegenüber seinem Verbündeten möglich war, und sich auf der Linie hielt, die von England angezeigt war. Während dieser Zeit ordnete Petersburg die allgemeine Mobilmachung des Heeres und der Flotte an. Österreich-Ungarn antwortete daher nichts mehr auf die Schritte des Deutschen Kaisers. Diese Mobilmachung war offenkundig gegen die Deutschen gerichtet. Daher sandte der Kaiser ein Ultimatum an Rußland. Er fragte auf der anderen Seite bei Frankreich an, ob es im Falle eines Konflikts neutral bleiben würde.‘ — Ich glaube, daß wir uns einem Mißverständnis gegenüber befinden. Mein heißester Wunsch ist, kein Mittel unversucht zu lassen, um die schreckliche Katastrophe zu vermeiden, welche die ganze Welt bedroht. Ich rufe Dich daher persönlich auf, dieses Mißverständnis zu zerstreuen, das nach meiner Überzeugung plötzlich eingetreten ist und noch gestattet, die Friedensverhandlungen fortzusetzen. Wenn Du glaubst, daß es in meiner Macht steht, in diesem Sinne zu vermitteln, so werde ich alles in der Welt tun, um die Verhandlungen durch die beiden fraglichen Staaten wieder aufnehmen zu lassen.“

Die Depesche des Zaren an den König von England zeichnet sich durch die gleiche Unaufrichtigkeit aus, wie seine Telegramme an unseren Kaiser. Jetzt, nachdem es aller Welt kund geworden war, daß Rußland gerade in den letzten Tagen vor Ausbruch des Krieges das verbrecherische Spiel der Doppelzüngigkeit spielte, erschien der Versuch Nikolaus' II., Deutschland und Österreich-Ungarn für den Krieg verantwortlich zu machen, geradezu lächerlich. Charakteristisch ist es, daß im Zarentelegramm des Mordes von Serajewo mit keinem Wort Erwähnung getan wird, obwohl doch gerade diese Bluttat der Ausgangspunkt des österreichischen Vorgehens war. Desto mehr ist natürlich von der Beschießung Belgrads und anderen Dingen die Rede. Eine bewußte Unwahrheit angesichts der von Wien mehrfach abgegebenen gegenteiligen Erklärungen ist auch die Behauptung des Zaren, Österreich wolle Serbien zermalmen. Mit diesen plumpen Versuchen, die öffentliche Meinung Englands gegen uns und unsere Bundesgenossen einzunehmen, wird der Zar Nikolaus wenig Erfolg gehabt haben. Die anständig denkenden Briten haben ja wohl schon längst erkannt, wo die gefährlichen Drahtzieher saßen, die Europa diesen mörderischen Krieg aufgezwungen haben. Und trotzdem stellte sich die englische Regierung an die Seite der russischen Barbarei, die sich anschickte, ihre Machtgelüste auf den Westen Europas auszudehnen. Wo war der Schutz geblieben, den sich die Kultur des europäischen Westens gegenseitig schuldig war? England setzte sich darüber hinweg. Die Rücksicht auf den geschäftlichen Nutzen und die Absicht, im trüben zu fischen, behielten die Oberhand.

Schließlich sei noch von dem Telegramm Kenntnis gegeben, das der König von Belgien an den König von England gerichtet hat und das von Sir Edward Grey in der Unterhaussitzung vom 3. August verlesen worden ist. Es lautet: „In Erinnerung an die zahlreichen Beweise von der Freundschaft Eurer Majestät und Ihres Vorgängers, an die freundliche Haltung Englands im Jahre 1870 und an die Freundschaft, die Sie uns erst kürzlich erwiesen haben, möchte ich mir ein letztes Ersuchen um diplomatische Vermittlung Eurer Majestät zur Wahrung des Bestandes Belgiens erlauben.“

Daß im englischen Volke wenig Neigung für den Krieg mit Deutschland vorhanden war, dafür liegen zahlreiche Beweise vor. Die fadenscheinigen Gründe, die England zum Beschützer der serbischen Meuchelmörder und russischen Wortbrecher machten, haben an vielen Stellen nicht verfangen. Schon die oben wiedergegebene Rede Sir Edward Greys für den Krieg hatte lebhaften Widerspruch hervorgerufen, sowohl auf liberaler wie auf sozialistischer Seite.

Der mit zwei anderen Kollegen aus dem „Kriegskabinett“ Asquith-Grey ausgetretene frühere englische Minister Burns hat am 14. August d. J. in Albert Hall in London eine bedeutsame Rede gehalten, in der er die Gründe seiner Mißbilligung der englischen Kriegspolitik auseinandersetzte. Nach der „Korrespondenz Berolina“, die den Wortlaut dieser Kundgebung verbreitet, äußerte sich Burns unter anderem folgendermaßen:

„Meinen Wählern und meinen politischen Freunden will ich Rechenschaft geben über meine Stellung zur Politik Sir Edward Greys und seiner auswärtigen Politik, die in der Aufgabe der Neutralität zuungunsten Deutschlands ihren Ausdruck fand. Ich sah mich gezwungen, aus einem Kabinett auszutreten, das meiner Ansicht nach, weit entfernt, der Kultur zu dienen, sich in ein Abenteuer begibt, das zur Stärkung unserer natürlichen Feinde und zur Zerklüftung unserer inneren wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse führen kann und führen muß. Unsere natürlichste Aufgabe wäre die Durchführung einer strikten Neutralität gewesen — nicht um unserer Volksverwandtschaft mit Deutschland willen, nicht wegen der freundschaftlichen Beziehungen, die wir uns bemühten, mit dem fleißigen deutschen Volke zu pflegen und zu kräftigen, nein, um unserer selbst willen, die wir mit allen unseren Lebensinteressen an einem friedlichen Europa hängen.

Englands Größe offenbart sich im Frieden, Englands Schwäche zeigt sich im Kriege. Wir werden niemals in der Lage sein, ohne fremde Hilfe irgendwelchen Einfluß in der europäischen und außereuropäischen Politik durchzusetzen; wir sind es auch früher nie gewesen. Wir vernichteten Napoleons Flotte bei Trafalgar; wenige Tage darauf schlug Napoleon seinen herrlichsten Sieg bei Austerlitz und warf ganz Europa auf die Knie. Was bedeutete die Niederlage Napoleons zur See gegen seine beispiellosen Erfolge auf dem Lande! Er vergalt unsere Feindschaft mit der Verfügung der Kontinentalsperre, die Englands Handel damals in die tiefsten Abgründe stürzte.

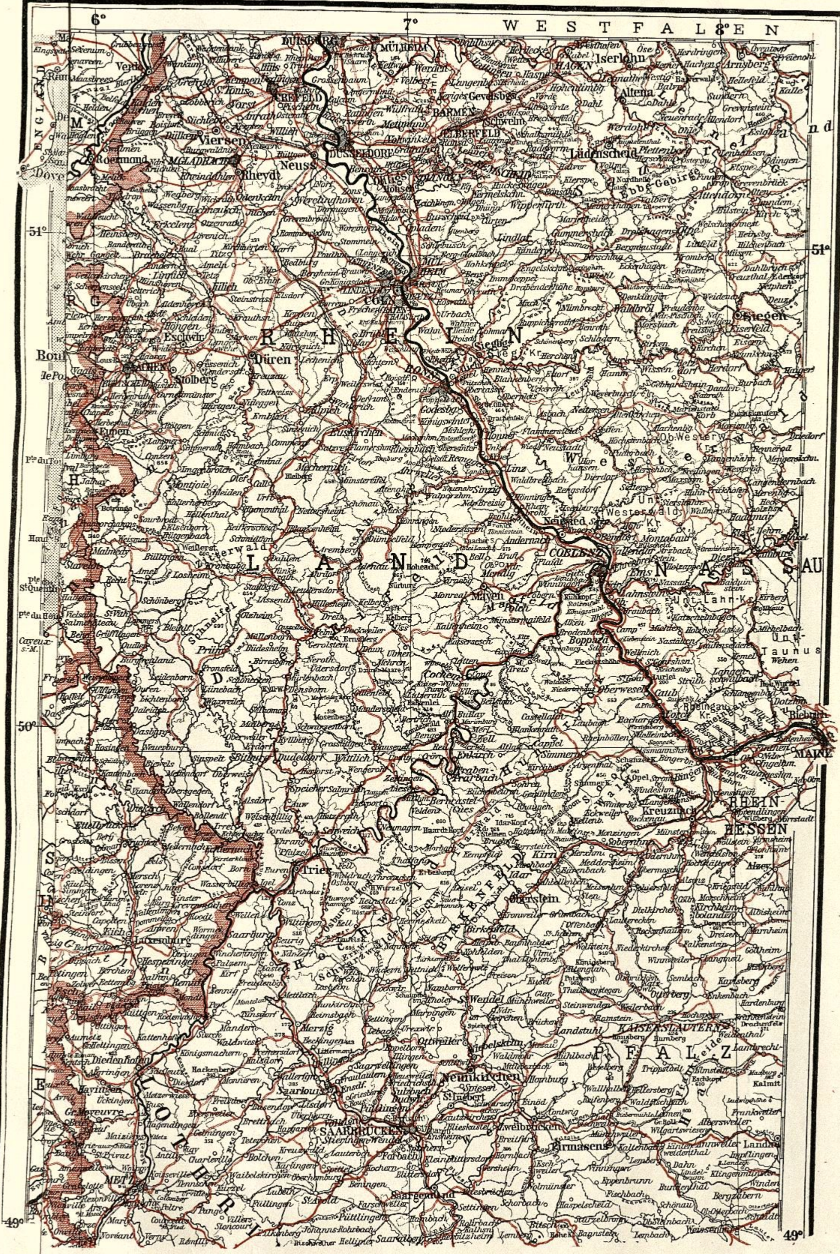
In dem Kriege 1814/15 beschränkte sich die englische Tätigkeit zur Bekämpfung seines damaligen Erbfeindes Frankreich auf die Entsendung eines Expeditionskorps, und diese Truppen wären ohne die preußische Hilfe bei Waterloo dem Verderben geweiht gewesen. Wir sind kein Kriegsvolk, wir haben in der Welt höhere Aufgaben. Wir sind dazu berufen gewesen, dem Fortschritt die Wege zu weisen, und wenn wir uns jetzt in Händel gemischt haben, so bedeutet das die Verkennung unserer natürlichsten Aufgabe.

Im Kriege 1870/71 blieben wir neutral, und welche ungeheuren Vorteile hatten wir von der Neutralität! Wir erhielten uns den Handel mit Deutschland und mit Frankreich. Beide Staaten waren während der Kriegszeit gut zahlende Abnehmer. Die französische Entwicklung der Industrie und des Handels hatte ihren Höhepunkt zur Zeit der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 erreicht. Damals drohte ein Konkurrenzkampf zwischen Frankreich und England auf Leben und Tod, ja, der Markt der Welt schien damals Paris zu werden. Das änderte sich mit 1870/71. Frankreichs Kräfte wurden während des Krieges gebunden, und in dieser Zeit konnte England seinen Konkurrenten so weit überflügeln, daß es auf viele Jahre hinaus die französische Konkurrenz überhaupt nicht mehr zu fürchten brauchte. Ebenso war es mit Deutschland. Nicht nur, daß die deutsche Entwicklung während des Krieges stillag und so an einen Konkurrenzkampf mit England nicht gedacht werden konnte, Deutschland war auch jahrelang auf englische Erzeugnisse angewiesen, die es früher zum großen Teile aus Frankreich bezog.

Wir hätten uns also im Falle der Neutralität beide Staaten als Abnehmer unserer Erzeugnisse erhalten. Der

Be
Ge
7.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. **Einzelverkauf verboten.**




Nör

Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

ich mir ein letztes Ersuche... um
g Eurer Majestät zur Wa...ung
erlauben."

...fte wenig Neigung für den ...rieg
...en war, dafür liegen zahl...iche
...scheinigen Gründe, die E... and
...gen Meuchelmörder und rui...chen
...ben an vielen Stellen nich... ver-
wiedergegebene Rede Sir Ed...ard
...te lebhaften Widerspruch h...vor-
...aler wie auf sozialistischer ...eite.
...en Kollegen aus dem „K...gs-
...usgetretene frühere englisch... Mi-
... August d. J. in Albert H... in
... Rede gehalten, in der ... die
...ung der englischen Kriegs...litik
... der „Korrespondenz Bero...na",
... Kundgebung verbreitet, ä...erte
...m folgendermaßen:

...nd meinen politischen Fre...den
... über meine Stellung zur ...litik
...seiner auswärtigen Politik, ... in
...alität zuungunsten Deutsch...nds
... sah mich gezwungen, aus ...nem
...s meiner Ansicht nach, weit ent-
...en, sich in ein Abenteuer b...gibt,
... natürlichen Feinde und zur Zer-
... wirtschaftlichen und politi...chen
... und führen muß. Unsere ...atür-
... Durchführung einer strikten Neu-
... um unserer Volksverwand...chaft
...nicht wegen der freundschaft...chen
...ns bemühten, mit dem flei...igen
...gen und zu kräftigen, nein, um
... wir mit allen unseren Le...ens-
...lichen Europa hängen.

...nbart sich im Frieden, Eng...nds
... Kriege. Wir werden niem...s in
...mde Hilfe irgendwelchen E...fluß
... außereuropäischen Politik ...rch-
...h früher nie gewesen. Wi... ver-
...otte bei Trafalgar; wenige ...age
...inen herrlichsten Sieg bei Au...erlitz
...uf die Knie. Was bedeute... die
...ur See gegen seine beispi...osen
... Er vergalt unsere Feindscha... mit
...nentalsperre, die Englands H...ndel
...bgründe stürzte.

...4/15 beschränkte sich die en...lische
...ng seines damaligen Erbf...ndes
...tsendung eines Expedition...orps,
...en ohne die preußische Hi... bei
...en geweiht gewesen. Wi... sind
...en in der Welt höhere Auf...ben.
...gewesen, dem Fortschritt die ...ege
... wir uns jetzt in Händel ge...ischt
...s die Verkennung unserer ...atür-

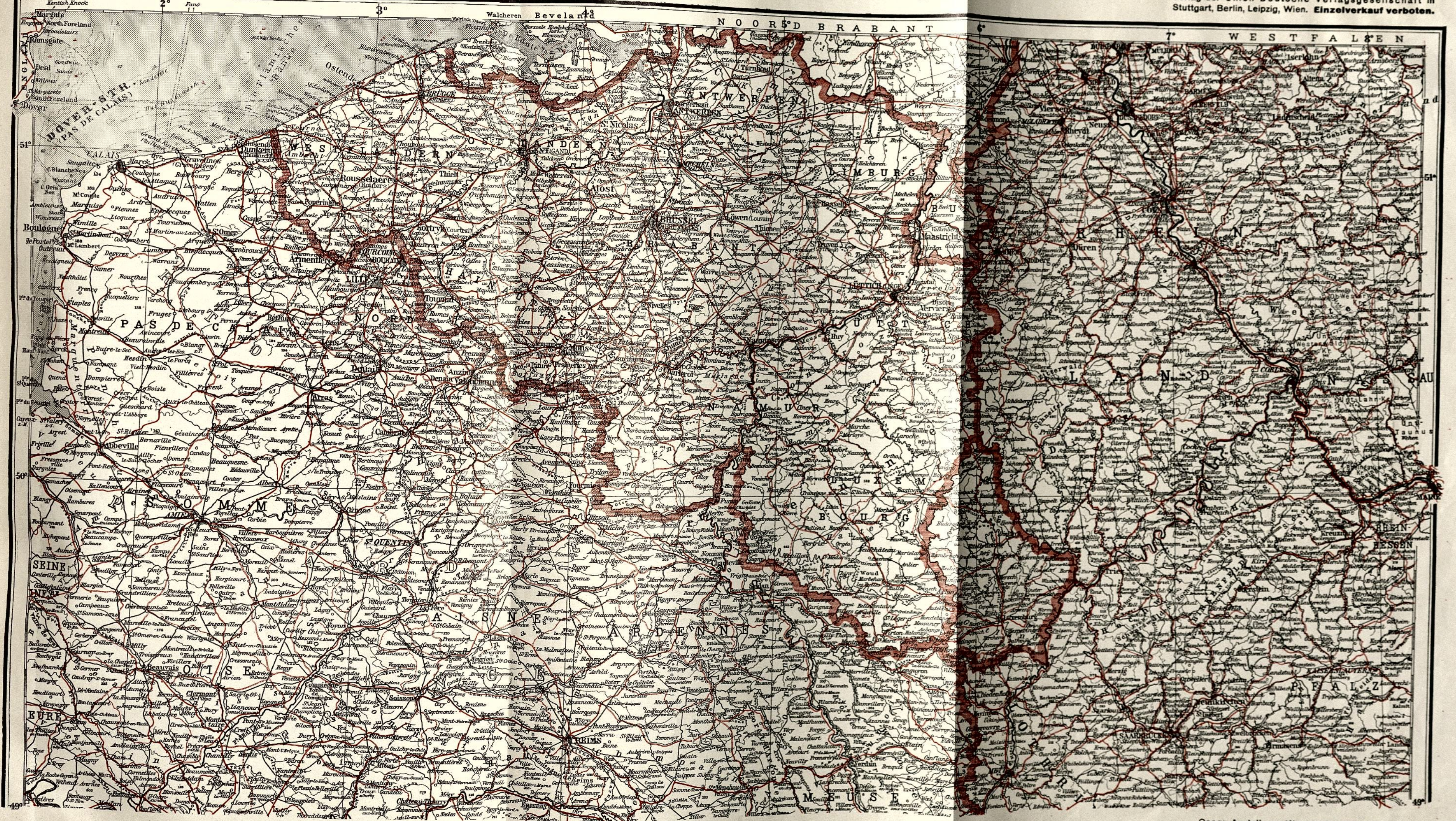
... blieben wir neutral, und ...elche
...ten wir von der Neutralität ... Wir
...l mit Deutschland und mit ...rank-
...waren während der Kriegsz... gut
... Die französische Entwicklun... der
...els hatte ihren Höhepunkt zur Zeit
...ung im Jahre 1867 erreicht. Da-
...renzkampf zwischen Frankrei...h und
... Tod, ja, der Markt der Welt schien
...n. Das änderte sich mit 1870/71.
...en während des Krieges gebunden,
...e England seinen Konkurrenten so
...s auf viele Jahre hinaus die fran-
...erhaupt nicht mehr zu fürchten
...s mit Deutschland. Nicht nur, daß
... während des Krieges stillag und
...kampf mit England nicht gedacht
...land war auch jahrelang auf eng-
...wiesen, die es früher zum großen
...zog.

...o im Falle der Neutralität beide
... unserer Erzeugnisse erhalten. Der

Beilage zu Heft 4 der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

# Karte vom westlichen Kriegschauplatz.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. **Einzelverkauf verboten.**




Nördliche Hälfte; die südliche folgt in einem der nächsten Hefte.

Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.



**Im Kampf gegen französische Gebirgstruppen bei Epinal.**

Nach einer Zeichnung von A. Roloff.

Krieg mit Kontinentalstaaten ist für England ein ganz unmögliches Ding. Die englische Industrie ist auf den Kontinentalexport angewiesen, da England selbst nicht ein Viertel von den industriellen Erzeugnissen abnehmen kann, die es produziert.

England hat seine Karte auf den französisch-russischen Sieg gesetzt. — Wie aber, wenn Englands Truppen mit den Franzosen gemeinsam geschlagen werden? — Wenn die Kunde von Englands Niederlage und Schwäche hinausdringt in die Kolonien, die fast nichts mehr gemeinsam haben mit dem Mutterlande? Ungeheure Werte gehen dann verloren, und der Verlust an Einfluß auf die kontinentale Politik ist nie mehr — auch in Jahrhunderten nicht — wieder einzuholen.

Deutschlands Industrie ist stark und wird sich auch durch einen verlorenen Krieg nicht schwächen lassen. Ein so kräftiges, seines Wertes vollbewußtes Volk wie das deutsche ist nicht in die Fesseln zu legen, die man ihm schmieden will. Mit beispiellosem Opfermut wird man, wenn wir Deutschlands Flotte zerstören, eine Flotte doppelt und dreifach so groß wieder errichten; so wie im Jahre 1808 Freiherr von Stein das Volksheer zur Bezwingung seines Unterdrückers Napoleon aus dem Boden stampfte, wie man sich damals den letzten Bissen vom Munde abdarbte fürs Vaterland, für die große Idee der Befreiung, so wird dieses Volk, durch eine Niederlage zur äußersten Kraftanstrengung aufgerüttelt, nicht eher ruhen und rasten, als bis es in einem Vernichtungskampf gegen England gesiegt hat. Wo die nationale Einheit so gewaltig und so unzerbrechlich dasteht, da bietet die Vollendung auch der wagemutigsten Ideen keine Schwierigkeiten.

Was erreichen wir nun durch eine deutsche Niederlage? Im gleichen Augenblick wird die russische Macht größer, und Frankreich — nachdem seinem Racheempfinden gegen Deutschland Genüge geschehen — wird in England den Mohren sehen, der seine Schuldigkeit getan hat und nun gehen kann. Frankreich hat sich nur mit uns verbunden, um Deutschland zu vernichten. Es wird sich keinen Augenblick scheuen, mit uns einen harten wirtschaftlichen Kampf aufzunehmen, und wir sehen uns vielleicht in einigen Jahren gezwungen, gegen Frankreich aus denselben Gründen vorzugehen, wie jetzt gegen Deutschland: aus brutalem Konkurrenzkampf.

Vergessen wir auch folgendes nicht: Kaiser Wilhelm verkündete bei seinem Einzuge in Tanger, er komme als Freund der Mohammedaner — zweihundertfünfzig Millionen Mohammedaner in allen Gebieten des Islams haben an diese Freundschaft geglaubt. Die jetzige Kriegslage aber drängt die Türken an die Seite Deutschlands. Zweihundertfünfzig Millionen Mohammedaner zittern für deutsche Siege und werden ihre Ketten wie Kinderspielzeug abschütteln, wenn Deutschland siegt. Unter englischer Herrschaft leben über hundert Millionen Mohammedaner. Die Fahne Mohammeds wird vorangetragen werden, wenn die Flammen des Aufruhrs in Indien hochschlagen. Man wird den heiligen Teppich aus der Kaaba holen und ihn vorantragen, wenn ein zweiter Mahdi ersteht und über die Leichen der in Khartum stehenden englischen Truppen die Idee der Erweckung des Volkes Mohammeds nach Ägypten trägt!

England spielt mit seiner Existenz, und dieses Spiel ruhig anzusehen, ohne auf die möglichen Folgen hinzuweisen, hieße ein Verräter an der englischen Nation werden."

Der Krieg gegen Deutschland ist eigentlich nur von einem kleinen Häuflein der Regierungspartei in Szene gesetzt, und selbst diese Kriegshetzer wären still geblieben, wenn sie nicht wider ihren Willen in den Krieg hineingerissen worden wären. Der Überfall auf Deutschland von seiten Rußlands, Frankreichs und Englands war geplant, sollte aber erst im Frühjahr oder Sommer 1916 erfolgen. England sollte bis dahin seinen 1912 aufgestellten Flottenplan durchgeführt haben, Frankreich wollte dann mit der Neugestaltung seiner Armee und Flotte fertig sein. Auch in Rußland bereitete man sich auf den Weltkrieg vor. Wären unsere Gegner früher fertig gewesen, schon die Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn hätte genügenden Anlaß gegeben, daß unsere heutigen Feinde schon 1908 über uns hergefallen wären. 1911 hatten wir den Marokkohandel mit Frankreich, und die englische Kriegsflotte war bereits versammelt und harrte nur des Befehls, über uns herzufallen. Aber noch fühlten sich die Ententemächte zu schwach, so daß die Rache auf spätere Zeit verschoben wurde. Zu ihrem Leidwesen sprang der Funke früher in das Pulverfaß, als ihnen lieb war. Das Attentat von Serajewo hatte gegen den Willen Frankreichs und Englands Rußland auf den Plan, und notwendigerweise mußte dann Frankreich für seinen Bundesgenossen eintreten. Nun glaubte England ebenfalls seine Zeit gekommen. Wenn auf einmal auf Deutschland von zwei Seiten losgeschlagen wurde, dann durfte England als der Dritte im Bunde nicht fehlen. Der deutsche Michel hatte nicht geschlafen, wie vielleicht seine Nebenbuhler und Feinde glaubten. Emsig hatte er in segensreichen, wirtschaftlich fruchtbaren Friedensjahren an seiner Rüstung zu Lande und zu Wasser gearbeitet, gründlich, wie es seine Art ist. Jetzt durfte er sich sagen, daß er mit seinem Landheer einer Welt von Feinden die Spitze bieten und einen Gegner zur See, wenn nicht zu Boden zwingen, so doch empfindlich schwächen konnte. Nicht Übermut sollte ihm das Schwert in die Hand drücken. Er wußte, daß er sich eines Tages zu wehren haben würde. Er hatte die Wehrpflicht zu Wasser und zu Lande und konnte sich auf den Geist seiner Soldaten verlassen, die durchdrungen waren von dem einen Gedanken der Not des Vaterlandes, um dessen Sein oder Nichtsein es sich handelte. Wie anders die Verhältnisse in England, wo ein gesellschaftlich verachtetes Söldnerheer die Landmacht und ebenfalls um Sold dienende Seeleute die Seemacht darstellen. Wie es mit dieser beschaffen ist, ersehen wir aus folgender Stelle in dem Brief eines deutschen Matrosen: „Vor den Briten ist an der Wasserkante niemand bange. Sie haben ja anscheinend nicht einmal genügend Leute für ihre Schiffe. Unseren Fischern haben sie noch kürzlich in Aberdeen achthundert Mark geboten, wenn sie sofort in englische Dienste treten. Wir haben ihnen aber etwas gepfiffen."

(Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Die Landwehr in den Vogesen.

Bericht eines Augenzeugen.

(Hierzu das Bild Seite 73.)

St. Dié, 31. August 1914.

Harte Kämpfe waren es, die in den letzten Augustwochen unsere braven Truppen in den Pässen der Vogesen zu bestehen hatten.

Man halte sich dabei vor Augen, daß es fast ausschließlich Reservisten und ältere Landwehrmänner waren, denen die bitterschwere Aufgabe zufiel, in einem ungewohnten Gebirgskrieg einen überlegenen Feind zu überwältigen. Auf feindlicher Seite an Zahl weit überlegene aktive Truppen, unter denen sich die Kerntruppen Frankreichs und die Alpenjäger befinden — letztere eine für das Gebirge geschulte, mit äußerster Umsicht und Sorgfalt für den Gebirgskampf ausgerüstete erlesene Truppe von kernigen Menschen.

Dazu kommt noch, daß unserem Gegner vermöge seiner ausgedehnten Spionage zu Friedenszeiten der deutsche Teil der Vogesen sozusagen besser bekannt ist als uns selbst. Über dieses Thema möchte ich einiges Besondere bemerken. In Kenzingen in Baden lagen wir in einem Haus im Quartier, das einer französischen Jagdgesellschaft von Mülhäuser und Pariser Herren gehört, die in der dortigen Gegend ein Jagdgebiet für 4000 Mark gepachtet und zweifellos Spionage getrieben haben. Die ganze Einrichtung und Ausstattung des Hauses ist in französischem Stil gehalten, alles Schriftliche und Literarische, sogar ein Anschlag auf dem Klosett (!) ist nur in französischer Sprache abgefaßt. In den Vogesen erzählte mir ein deutscher Förster, daß dort ein Pariser Herr zusammen mit einem Herrn aus Straßburg eine größere Jagd auf deutschem Boden besitzt. Ersterer ist französischer Reserveoffizier und kennt, wie der Förster mir berichtete, das dortige deutsche Terrain besser als selbst der



Förster. Diese wenigen Tatsachen zeigen zur Genüge, wie sehr die Gegner jederzeit bestrebt waren, in anscheinend harmloser Weise sich eine gründliche Kenntnis strategisch wichtiger Gegenden in Deutschland zu sichern. Was ich von zwei Fällen erzählte, trifft sicherlich in anderen ungezählten Fällen in gleicher Weise zu. Die internationalen Höflichkeiten, die Deutschland als Kulturträger anderen Völkern zuteil werden ließ, dürften nach Schluß unseres Krieges wohl aufhören und einem rein deutschen Standpunkt im eigenen Vaterlande Platz machen. Anderen Völkern waren wir Lehrmeister und Freund — z. B. Japan! — der Dank ist nur Feindschaft und Gemeinheit gewesen. Neue Zeiten werden neue Gesichtspunkte und neue Ziele bringen. —

Mit jenem aktiven Heer mußten sich vornehmlich unsere Württemberger, und zwar solche, die den Waffendienst zum großen Teil gar nicht mehr gewohnt sind, in wochenlangem Ringen herumschlagen. Wer die alten Leute und bärtigen Familienväter gesehen hat, der konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier deutsche Volkskraft entschlossen war, die Friedensstörer mit Germanenhänden aufs Haupt zu schlagen; so stark und unbeugsam dieser Wille auch vorhanden war, so hat es doch ungeheurer Opfer bedurft, um ein Vorwärtsdrängen über die Grenzen zu bewerkstelligen. Und an diesen Opfern wird die Heimat erst ermessen, daß hier Ungeheures geleistet wurde. Nicht eine offene siegreiche Feldschlacht, die freilich mehr Eindruck macht, ist allein von ausschlaggebender Bedeutung; ein unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen geführter, langwieriger, von Erfolg gekrönter Gebirgskrieg verdient gleiche Würdigung, gleiches Lob. Ehre unseren tapferen schwäbischen Landwehrmännern in den Vogesen! Und wie haben sie sich geschlagen! Es war oft nicht ein Kampf Mann gegen Mann — bei Artilleriekampf ist das ja überhaupt seltener der Fall — es war ein Ringen mit listigen Bestien. Im Walde saßen die Feinde auf Bäumen hoch droben und knallten auf die nichtsahnenden Ankömmlinge todbringende Salven herunter. Wie oft kam es vor, daß jene beim Unterliegen weiße und gelbe Tücher schwenkten, als Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, und dann, sobald unsere Leute das Feuer einstellten und sorglos zur Gefangennahme sich näherten, von neuem ein mörderisches Schnellfeuer eröffneten. Man wird sich denken können, daß solche völker- und menschenrechtswidrige Kampfesweise, wie das häufig vorgekommene Schießen von Verwundeten auf Krankenträger und anderes, unsere Leute Mann für Mann in erbitterte Kampfeslöwen gewandelt hat, denen zwar Unmenschlichkeiten nicht geläufig sind, deren Stoßkraft aber ein ohne Begeisterung kämpfender Feind nicht abzuwehren vermag. Mit den Unseren Seite an Seite schlug sich tapfer ganz Süddeutschland. Wenn man bedenkt, daß hier von älteren Leuten Aufgaben hatten gelöst werden müssen, für die sie von vornherein als ältere Reservisten und Landwehrleute nicht bestimmt und denen sie aus Mangel an Übung anfänglich wohl auch nicht gewachsen waren, so wird man über die gewaltigen Taten staunen, die auf diesem Kampfesfeld geleistet worden sind. Wahrhaftig: furchtlos und treu hat jeder Schwabe sich geschlagen und mitgeholfen, das Land vom Feinde zu reinigen und der Welt die deutsche Art zu beweisen! Die Heimat kann stolz sein auf ihre ruhmreichen Söhne.

„Wo solche Streiter ringen,
Sie werden
Lebend oder tot
Der Heimat Segen bringen."



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Schülerinnen der höheren Mädchenschule des Direktors Richter in Berlin beim Stricken von Strümpfen für die im Felde stehenden Soldaten.

## Prinz Friedrich Karl von Hessen und die „81er".

(Hierzu das Bild Seite 65.)

Wie immer, so ist es auch in diesen blutigen Tagen den deutschen Fürsten heilige Pflicht gewesen, mit den Truppen in den Kampf zu ziehen und ihr Leben einzusetzen. Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe-Detmold, der Oheim des regierenden Fürsten, fiel beim Sturm auf Lüttich, ihm folgte Prinz Ernst zur Lippe in den Tod, Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, ein jüngerer Bruder des Herzogs Bernhard, wurde bei Namur von einer Granate tödlich getroffen, und dessen Sohn, Prinz Ernst, Bruder der Großherzogin von Sachsen-Weimar, fiel ebenfalls.

Ihnen reiht sich würdig an Prinz Friedrich Karl von Hessen, ein Vetter des Großherzogs Ernst Ludwig. An der Spitze des Infanterieregiments Nr. 81, dessen Kommandeur er ist, hat er sich besonders in dem Gefecht bei Libramont in Belgien, wo ein deutsches Armeekorps drei französischen gegenüberstand, hervorgetan.

Über den Verlauf des Treffens berichten zwei verwundete Musketiere von den 81ern: „Samstag den 22. August hatten wir unser erstes Gefecht. Gegen vier Uhr nachmittags bekamen wir den Befehl, zur Unterstützung anderer Truppen den von den Franzosen besetzten Ort Mersaille, 10 Kilometer südwestlich von Libramont, anzugreifen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es durch den Wald. Da begegneten uns schon Verwundete von zwei anderen Infanterieregimentern. Bald waren wir vorn und wurden vom Feind mit Granaten und Schrapnells beschossen. Rechts und links lichteten sich unsere Reihen, aber es ging rastlos vorwärts. Als wir den Wald verlassen hatten, sahen wir in einer Entfernung von etwa 150 Metern eine Anhöhe, die von feindlicher Infanterie und Artillerie besetzt war. An Deckung war nicht viel vorhanden. Wir standen mitten im Hafer und schossen auf den Feind, dann ging es im Laufschritt zum Sturm auf die Anhöhe und Mersaille. Dabei ergriff unser Oberst, Prinz Friedrich Karl von Hessen, eine Fahne und trug sie uns voran. Daß nicht alle fielen, liegt an dem schlechten Schießen der Franzosen, die wohl heftig drauflos knallen, aber nicht dabei zielen. Bald war die Stellung in unserem Besitz und der Feind in voller Flucht. Wir verfolgten ihn 10 Kilometer weit. In einem Schützengraben fanden wir etwa ein Dutzend Franzosen, die keinen Laut von sich gaben und Tote markierten. Wir merkten aber bald die List und machten sie zu Gefangenen. Der Feind erlitt starke Verluste, aber auch wir hatten viele Leichtverwundete."

Dieser Bericht sei durch einen Feldpostbrief ergänzt, den der Großherzog Ernst Ludwig an seine Gemahlin gerichtet hat. Der darin erwähnte Friedrich ist der Prinz Friedrich Karl von Hessen. „Die Hauptsache ist," heißt es in dem Schreiben, „daß wir den Sieg haben. Bei uns fing die Schlacht in dichtem Waldgestrüpp an. Es war ein

furchtbarer Kampf. Ich erinnere mich auch, daß mein Vater sagte, das schlimmste sei ein Waldgefecht, wobei keiner den anderen sieht. Die folgende Nacht schliefen wir alle in einem Haus auf Stroh, hoffend auf den nächsten Tag. Dieser brachte uns eine siegreiche Verfolgung. Gestern stand uns der Feind mit neuen Kräften gegenüber. Unsere Leute mußten nach der am vorherigen Tage geschlagenen Schlacht Tag und Nacht laufen, um zur Stelle zu kommen. Unsere Regimenter haben sich so großartig geschlagen, daß alles davon sprach. Friedrich ist ein Held, seine Leute begeisternd immer voran. Man erlebt zuviel. Der Tod wird Nebensache. Man sitzt zwischen Toten, Verwundeten und Pferden. Es ist alles, als ob es so sein müßte."

## Sanitätshunde.

Von Rittmeister v. Stephanitz.

(Hierzu das Bild Seite 79.)

Aus früheren Feldzügen ist bekannt, daß Verwundete, die nicht selbst die Truppenverbandplätze aufsuchen oder dorthin verbracht werden können, oft mit Aufbieten ihrer letzten Kräfte nach Deckungen im Gelände streben, um sich dort gegen weitere Verwundungen und die Gefahr, überritten oder überfahren zu werden, zu sichern. Eine weitere Anzahl Schwerverwundeter werden an dem Fleck liegen bleiben, an dem der Schuß sie traf. Das werden sehr oft Stellen sein, die wenig Übersicht bieten; namentlich bei einsetzender Dunkelheit, erst recht bei Nacht. Denn wenn auch die Verwundeten während des Kampfes nach Möglichkeit vom Sanitätspersonal der Truppe versorgt worden sind, so wird das Zurücktragen aus dem von Geschossen bestrichenen Raum nach den Verbandplätzen zumeist doch erst nach dem Aufhören des feindlichen Feuers möglich werden; ebenso die geordnete Nachsuche des Kampffeldes.

In der Mehrzahl der Fälle wird mit dieser Nachsuche durch die Mannschaften der Sanitätskompanien aber erst gegen Abend oder schon bei völliger Dunkelheit begonnen werden können. Das namentlich nach größeren Kämpfen, die ohnehin, durch Ausdehnung des Schlachtfeldes nach Breite und Tiefe und durch die Zahl der Opfer, in bezug auf das Auffinden der Verwundeten schon besondere Schwierigkeiten bieten. Und doch sollen alle Verwundeten gefunden und möglichst bald ärztlicher Behandlung zugeführt werden!

Wenn auch die Sanitätsmannschaften und ihre Helfer ihr Letztes aufbieten werden, um dieser Aufgabe nachzukommen, wenn auch technische Hilfsmittel in höchster Vollendung bereitgehalten werden, um die Suche für das Auge der Mannschaften zu erleichtern, so wird jedes Gelände Stellen bieten, in denen Verwundete übersehen werden können und leider auch übersehen worden sind; das beweisen die Zahlenangaben über „Vermißte" in den Verlustberichten. In den eingangs erwähnten „Verwundetennestern" wird ja wohl immer einer oder der andere so weit bei Bewußtsein sein, um sich den nachsuchenden Mannschaften durch die Stimme bemerkbar machen zu können. Einzeln liegende Schwerverwundete aber, die nicht mehr rufen können, die von Ohnmacht umfangen sind — die müssen gefunden werden. Auch wenn sie in höher bestandenem Felde liegen, in Gräben und hinter Hecken oder Buschwerk, an Stellen, wo das Licht des Scheinwerfers nicht hindringt oder dunkle Schatten wirft; und erst recht im durchwachsenen Waldgelände.

Die Gefahr, daß Schwerverwundete an solchen Stellen übersehen werden und dann einsam ein qualvolles Ende finden, ist zu groß, um nicht nach weiteren Mitteln zu suchen, die möglichst vollen Erfolg, das heißt, das Auffinden aller Verwundeten zu verbürgen scheinen. Wir sahen, daß das Finden seine Grenzen hat in der Beschränktheit menschlichen Wahrnehmungsvermögens, an erster Stelle des Auges, unter Umständen auch des Ohres. Zu berücksichtigen wird ferner sein, daß die vorangegangenen Anstrengungen und die Aufregungen des Kampfes auf die Nerven der nachsuchenden Mannschaften auch nicht ohne Einwirkung geblieben sein werden.

Nun haben wir einen scharfsinnigen, willigen Gehilfen, dessen Eigenschaften und feine Sinne sich zunutze zu machen der Mensch schon seit Jahrtausenden verstanden hat: den Hund. Die Betätigung des Hundes im Dienste der Nächstenliebe ist nichts Neues; ich erinnere nur an die allgemein bekannte der Hunde des Sankt-Bernhard-Hospizes. Aber auch die im Polizeidienste verwendeten Diensthunde haben oft genug Gelegenheit, auf nächtlichen Dienstgängen an abgelegenen Stellen, außerhalb der Wege, hilflose Kranke oder Betrunkene aufzustöbern. Oder sie werden zur Nachsuche auf die Spur verlaufener Kinder oder in Wald und Feld umherirrender Geistesgestörter gesetzt.

Für die Verwundetennachsuche ist die Verwendung von Hunden, Sanitätshunden, aber ganz besonders bedeutsam. Seine Hauptsinne, Nase und Ohr, ergänzen und vervollständigen die der nachsuchenden Mannschaften; die stöbernde Suche liegt einzelnen Rassen im Blut, kann anderen durch sachgemäße Abrichtung beigebracht werden. Sein Gebäude befähigt ihn, flüchtiger vorzugehen als die suchenden Mannschaften, und das besonders an Stellen (Dickicht), wo jene kaum vorankommen. Dabei hört sein feines Ohr die Atemzüge des am Boden liegenden Verwundeten; ein Windhauch trägt ihm die Witterung eines in einem Schlupfwinkel Verborgenen zu.

Die Vorteile, die sich aus der Verwendung von Sanitätshunden ergeben würden, sind natürlich längst erkannt worden. In Deutschland wurde zu ihrer Verwendung schon 1893 ein eigener Verein gegründet, der „Deutsche Verein für Sanitätshunde"; in Belgien, Dänemark, Frankreich, England und Italien, in den Niederlanden und in Schweden entstanden nach deutschem Vorbild ähnliche Vereine, zum Teil wurde dort auch das Sanitätshundewesen Gegenstand amtlicher Tätigkeit. Alle diese Bestrebungen kamen aber mehr oder weniger über den guten Willen und einige schwache Anfänge nicht hinaus, weil der Sanitätshund für den Kriegsfall zwar ein unbedingtes Erfordernis ist, im Frieden aber zwecklos. Mit anderen Worten: er läßt sich — ohne einen unverhältnismäßigen Aufwand an Arbeit und Haltungskosten — nicht in solcher Zahl bereithalten, wie das für eine erfolgreiche Verwendung im Felde Vorbedingung wäre. Denn die von einzelnen der vorerwähnten Vereine gehaltenen Hunde kommen im Mobilmachungsfall dem Tropfen auf dem heißen Stein gleich. Dabei erschöpften selbst diese wenigen Hunde die Kräfte der Vereine vollkommen, denn ein Hund, der nicht dauernd gearbeitet wird, verbummelt binnen kurzem. Daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, kommt nirgends deutlicher als bei der Hundehaltung zum Ausdruck.

Nun hat der „Verein für deutsche Schäferhunde (SV.)", Sitz München, der mitgliederstärkste und die am meisten verbreitete Rasse vertretende Liebhaberzuchtverein Deutschlands, der vor dreizehn Jahren auch die ersten Anregungen zum Einstellen von Polizeidiensthunden gab, seit Erstarken dieser Diensthundbewegung, das heißt seit rund zehn Jahren, dauernd darauf hingewiesen, daß mit dem Einstellen von Polizeidiensthunden auch die Frage nach dem Bereitsein eines ausreichenden Stammes von im Kriegsfall zum Sanitätsdiensthund geeigneten Hunden gelöst sei. In Betracht kommen zunächst die Diensthunde der Gendarmen, der Beamten des Grenzzolldienstes und des Feld- und Forstschutzdienstes, also Hunde, die an Wind und Wetter, an längere Märsche und an dienstliche Tätigkeit im Gelände (stöbernde Suche) gewöhnt sind. Außer diesen noch die zahlreichen, als Diensthunde abgeführten Hunde im Besitz von Liebhabermitgliedern der Zuchtvereine für Diensthundrassen. Nachdem man Versuche im Sinne dieser Ausführungen angestellt hatte, hat auch der oben schon erwähnte „Deutsche Verein für Sanitätshunde", dessen Schirmherrschaft der Großherzog von Oldenburg übernahm, beschlossen, im gleichen Sinne zu wirken und seine Kräfte für das Bereithalten von Sanitätshunden auf diesem Wege, ferner auch für die Ausbildung von Kriegsführern für diese Hunde einzusetzen. Die letzten Entscheidungen in dieser Frage wird nunmehr die zuständige Behörde treffen.

Wer für die Sanitätshundsache tätig sein will, sei es durch freiwillige Mitarbeit, sei es durch Geldspenden zur Förderung der Ausbildung von Hunden und Führern, wende sich an einen der nachbenannten Vereine: Verein für deutsche Schäferhunde (SV.); Hauptgeschäftsstelle Greiz, Reuß, Mittelstraße 6 (Werbeschriften, Ausbildungs- und Prüfungsvorschriften für Sanitätshunde zur Verfügung). — Deutscher Verein für Sanitätshunde; Geschäftsstelle Oldenburg i. Gr.

Daß zum Sanitätshunddienst nicht jeder Hund und alle Rassen brauchbar sind, ist selbstverständlich. Geeignet



**Von den Kämpfen der österreichischen Gebirgsbrigaden auf dem montenegrinischen Kriegschauplatz.**

Nach einer Skizze von A. Reichl, gezeichnet von A. Roloff.

sind nur harte und hartgewöhnte Hunde von ausdauerndem, leistungsfähigem Gebäude und wetterfester Behaarung. Das beschränkt die Auswahl schon auf die sogenannten Gebrauchshundrassen, unter denen wieder die Jagdhunde wegen ihrer einseitigen Veranlagung auszuscheiden sind. Es bleiben somit die Angehörigen der vier Rassen, die im Polizeidienst verwendet werden: deutsche Schäferhunde, Dobermannpinscher, Airedaleterrier und Rottweiler, von denen die ersterwähnten in weit überwiegender Zahl vorhanden sind.

Die Verwendung der Sanitätshunde ist so gedacht, daß sie den in breiter geöffneter Linie zum Suchen vorgehenden Mannschaften beigegeben werden, und zwar je nach dem Gelände an bestimmten, für ihre Nachsuche besonders in Betracht kommenden Stellen gesammelt angesetzt oder in gleichmäßigen Abständen verteilt. Je nach dem Gelände werden die Hunde dann in Seitwärts-Vorwärts-Suche auf Strecken von 50 bis 250 Meter das Gelände abspüren und das Auffinden eines Verwundeten ihrem Führer anzeigen. Das geschieht entweder durch „verwundet verbellen“, das heißt: der Hund bleibt bei dem gefundenen Verwundeten und gibt dort dauernd Laut, bis sein Führer herangekommen und der Verwundete von den nachfolgenden Krankenträgern übernommen ist; oder aber durch „verwundet verweisen“, das heißt: der Hund kehrt, nachdem er einen Verwundeten gefunden hat, in schnellster Gangart auf seiner Spur zum langsam nachfolgenden Führer zurück und führt diesen und die Krankenträger an der Leine zum Verwundeten hin. Das Verbellen schiene ja am schnellsten zum Ziele zu führen; aber nicht jeder Hund verbellt. Bei der Verwendung einer größeren Zahl von Sanitätshunden — und das ist ja die Vorbedingung zum Erfolge — würde das gleichzeitige Lautgeben mehrerer Hunde auch störend und verwirrend wirken. Beim Verweisen war vorgesehen, daß der zurückkehrende Hund ein Ausrüstungsstück des Gefundenen überbringen sollte, als Zeichen, daß er gefunden habe. Wie vorauszusehen, hat dieser Vorschlag sich bei praktischen Versuchen als bedenklich und wenig geeignet erwiesen. Der Hund hat andere Ausdrucksmittel, um seinem Führer anzuzeigen, daß er gefunden hat.

Selbstverständlich müssen die Hunde bei der Suche vollständig blank sein; jedes Ausrüstungsstück, selbst ein Halsband, würde sie, die sich durchs dichteste Gestrüpp winden sollen, nur der Gefahr aussetzen, sich dort festzuhängen. Die Vorschläge, die Sanitätshunde mit Genfer Kreuz, Labeflasche, Verbandpäckchen, Notizbuch, Glöckchen oder gar Laternen auszustatten, wie es unser Bild zeigt, sind für den Gebrauch wertlos, wenn nicht gefährlich. Der Sanitätshund soll nichts tun als finden, finden, so schnell wie möglich finden, damit der Gefundene bald menschlicher Hilfe und Pflege teilhaftig wird! Aus der „Umschau“. Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik. Frankfurt a. M.

## Deutsche Flieger über Paris.

(Hierzu das Bild Seite 81.)

Die Taten unserer Luftkreuzer über Lüttich und Antwerpen haben dafür gesorgt, daß in den Städten Frankreichs wie Englands eine unbeschreibliche Angst vor den „Zeppelinen“ herrscht. Die französische Regierung aber hatte ihre fortgesetzten Niederlagen mit so schönen Worten verschleiert, daß die Bevölkerung von Paris den gefürchteten Feind noch an der belgischen Grenze glaubte, als die blutigen Schlachten von St. Quentin schon geschlagen waren und die Unseren mit aller Wucht gegen Paris vorrückten. In der Tat hielten denn auch die Pariser unseren ersten Flieger, der über ihrer „Lichtstadt“ auftauchte, für einen der Ihren, bis er die erste Bombe warf, die nach Zeitungsberichten auf eine Druckerei fiel; eine zweite platzte vor einer Bäckerei, eine dritte in der Rue Recolette. Die Leute glaubten anfangs, es liege eine Gasexplosion vor, und strömten von allen Seiten zusammen; alsbald aber eilten Feuerwehr und Polizei herbei und sperrten den Platz ab, wohl in der Hoffnung, das Ereignis der großen Menge noch verhehlen zu können. Inzwischen hatte aber der Flieger an anderer Stelle einige Sandsäcke fallen lassen, mit zweieinhalb Meter langen Bannern in den deutschen Farben und mit der Aufschrift: „Das deutsche Heer steht vor den Toren von Paris; es bleibt euch nichts übrig, als euch zu ergeben.“

Nun war die böse Kunde nicht mehr aufzuhalten; sie grub sich tief in alle Gemüter ein, und mit dumpfem Schrecken harrte man auf das Erscheinen weiterer deutscher Flieger. Die ließen nicht lange auf sich warten und warfen wiederum mehrere Bomben, die zum Teil nicht unerheblichen Schaden stifteten, so beim Bahnhof St. Lazare, beim Nordbahnhof und bei der elektrischen Zentrale. Die gegen sie abgegebenen zahlreichen Schüsse verfehlten ihren Zweck. Daraufhin befahl der Kriegsminister, daß sich auf den Flugplätzen Buc und Villacoublay ein Geschwader gepanzerter, mit Mitrailleusen ausgerüsteter Aeroplane bereit zu halten habe, um auf die deutschen Flieger Jagd zu machen; von einem Erfolg hat man indes bis jetzt nichts gehört. Die französische Zivilbehörde ließ — angeblich um ihre Unerschrockenheit zu beweisen — ein Protokoll darüber aufnehmen, daß ein fremder Flieger „Unflätigkeiten“ über Paris ausgeworfen habe, und wies jedermann strengstens darauf hin, daß das Überfliegen der französischen Hauptstadt verboten sei.

Der erste kühne Flieger, der den Parisern solchen Schrecken einjagte, ist der durch seine Flüge von früher her wohlbekannte Leutnant von Hiddessen vom Leibdragonerregiment Nr. 24. Im Jahre 1908 trat er ins Heer ein und wandte sich schon frühzeitig der Fliegerei zu, in Habsheim unter August Euler, zu dessen besten Schülern er alsbald zählte. Bei Euler wurde auch Prinz Heinrich, als er dort das Fliegen lernte, auf ihn aufmerksam. Beim Manöver 1911 leistete von Hiddessen zum erstenmal Dienste als Aufklärer im Flugzeug, und zwar mit so glänzendem Erfolg, daß man nunmehr zum nachdrücklichen Ausbau des militärischen Flugwesens schritt. Am bekanntesten wurde von Hiddessen dann im folgenden Jahre, als er mit seinem Flugzeug „Gelber Hund“ einen Flugpostdienst zwischen Frankfurt a. M. und Darmstadt einrichtete und dabei gegen zwanzigtausend Postkarten beförderte. 1913 gewann er beim Prinz-Heinrich-Flug den ersten Zuverlässigkeitspreis. Heute ist er einer unserer schneidigsten und wagemutigsten Flieger. Auf der Unterseite tragen unsere Flugzeuge als Erkennungszeichen ein großes, schwarzes Kreuz, etwa von der Form des Eisernen Kreuzes. Auch sie gehen also nach guter deutscher Art mit offenem Visier in den Kampf.

Den Eindruck, den das Erscheinen des ersten deutschen Fliegers auf die Pariser Bevölkerung machte, schildert anschaulich ein Bericht von P. Croci an die Mailänder Zeitung „Corriere della Sera“ vom 2. September: „Es war ein theatralisches Schauspiel, das eine halbe Stunde lang in der Bevölkerung das lebhafteste Interesse erweckte. Ich war in meinem Bureau, als ich um sechseinviertel Uhr plötzlich ein lebhaftes Gewehrfeuer hörte. Ich trat hinaus auf den Balkon und sah, wie alle sich aus den Fenstern herausbeugten oder von der Straße heraufsahen. Der Himmel war von wunderbarer Klarheit. In der Höhe schwebte wie ein Falke, von Norden kommend, ein deutsches Flugzeug, eine ‚Taube‘. Die Maschine trägt zwar den Namen einer Taube, aber in Wirklichkeit bietet sie mit den gekrümmten Flügeln und dem fächerförmigen Schwanz von fern eine höchst seltsame Ähnlichkeit mit einem Riesenfalken. Langsam kreist die Maschine über der Stadt, die die Wiege der Flugkunst war, langsam, als wollte sie Paris herausfordern. Mit einem Fernglas kann man leicht alle Bewegungen der Flügel und des Schwanzes unterscheiden. Vom äußersten Ende eines Flügels hängt eine Flagge herab. In dem Augenblick, in dem die „Taube“ über den mit Neugierigen gefüllten Opernplatz fährt, ist sie vielleicht 1000 Meter hoch. Sie wendet sich gegen die Seine, aber plötzlich, als ob sie eine Gefahr bemerkt hätte, ändert sie den Kurs, um sich nach Nordwesten zu wenden und auf 2000 Meter zu steigen. So kommt sie über das Börsenviertel und gegen den Nordbahnhof, die Linie der Boulevards überschneidend. Jetzt sehen wir sie senkrecht über unseren Köpfen. Inzwischen prasselt von allen Seiten das Gewehrfeuer; alle Schildwachen auf den Dächern geben Feuer, und man glaubt auch das bezeichnende Knattern der Maschinengewehre zu unterscheiden. Selbst von der Straße her feuert man. Zwei englische Soldaten, die ruhig einherschlendern, fassen das Gewehr und schießen gegen das feindliche Flugzeug. Die Menge klatscht ihnen Beifall, als ob sie ins Schwarze getroffen hätten, und sie lächeln selig. Es sind gewiß Hunderte von Schüssen, die in die Luft abgefeuert werden. Die Leute auf der Straße stehen in Gruppen beisammen, unter denen eine Bombe ein Blutbad hervorrufen könnte; sie bleiben eine halbe Stunde, die Nase in die Luft gereckt, stehen und warten auf die Ankunft eines französischen Flugzeugs, das den Feind verfolgen soll.“



## Die Kämpfe auf dem montenegrinischen Kriegsschauplatz.

(Hierzu das Bild Seite 77.)

Wer nicht Gelegenheit hatte, im Augustsonnenbrande das südliche, unter dem gleichen Breitegrad wie Montenegro liegende Dalmatien zu bereisen und von einem Küstenpunkte einen Ausflug in das Steinmeer des Karstgebietes zu machen, ist unfähig, zu beurteilen, welche Strapazen zurzeit die dort kämpfenden Truppen durchzumachen haben. Der Besuch der Bocche di Cattaro ist ja längst schon in die Touristenreisepläne der Levantebesucher eingereiht. Aber der Reiseplan erstreckt sich gewöhnlich nur auf den Besuch von Ragusa und Cattaro. Um einen richtigen Einblick in die Bodenbeschaffenheit zu bekommen, mag man, ehe man Cattaro erreicht, beispielsweise in Risano anlegen und von dort einen Aufstieg nach Ledinice, Knezlac oder Dragalji wagen; man wird dann eine ungefähre Vorstellung von dem gewinnen, was ein Soldat dort im Felde zu leisten hat. Wohin das Auge blickt, nichts als Felsenzinnen, Pfeiler und Zacken, durch die nur schmale, nach unseren Begriffen kaum gangbare, an jäh abfallenden Abgründen sich hinziehende Saumpfade führen. Ein Meer von Stein, ein Wirrsal von messerscharf ausgewaschenen Felsen, selten am Wege ein Rosmarinstrauch, oft stundenweit kein Grashalm. Der gebildete österreichische Offizier oder Beamte, den die Pflicht hierher verschlägt, ist in den ersten Tagen gewöhnlich wie trunken von dem seltsam malerischen, großartigen Landschaftsbilde; aber nur zu bald tritt eine tiefe Verstimmung, dann Verzweiflung und schließlich dumpfe Ergebung ein.



Unsere Kriegs-Sanitätshunde.

Und in diesem öden Lande, an den Schroffen und Schründen der schauerlich-schönen montenegrinischen Gebirgsmauer kämpft jetzt ein wenn auch kleiner Teil der österreichisch-ungarischen Truppen. Ein geschlossener Aufmarsch ist hier fast niemals möglich. Einer hinter dem anderen kriechen die Mannschaften der Gebirgsbrigaden auf schmalen Bändern die Felsenwände entlang. Wird aber doch einmal eine Front gebildet, welche mühseligen Anstrengungen und welche Gefährdung durch feindlichen Kugelregen, beim Aufschließen! Die Unwegsamkeit dieser wildzerklüfteten Bergwelt bringt es auch mit sich, daß nur der Esel oder vielleicht das Maultier zur Beförderung der zerlegbaren Gebirgsgeschütze verwendet werden kann. Oft vermag auch das keuchende Tier nicht mehr vorwärts zu kommen, und dann müssen die Artilleristen, die selber oft schon erschöpft genug sind, mit Stricken und Ketten nachhelfen. Es herrscht da unten eine durch die Örtlichkeit gebotene Kriegführung, die von den Offizieren und Mannschaften die größten, oft unmöglich erscheinenden Anspannungen erfordert.

Gleichwohl haben die österreichischen Gebirgsbrigaden gegen einen wagemutigen und heldenhaft kämpfenden Feind schon manchen ausgiebigen Erfolg zu verzeichnen, wenn auch nach den Entschließungen des Armeeoberkommandos die große Abrechnung mit Serbien und Montenegro bis zur Niederringung Rußlands aufgeschoben worden ist. So hat die im Grenzraume von Autovac, also auf herzegowinischem Boden stehende dritte Gebirgsbrigade einen schneidigen Einbruch auf montenegrinisches Gebiet unternommen. „Plötzlich wurden wir,“ so erzählt ein österreichischer Offizier, „von den vor uns liegenden Anhöhen von montenegrinischen Freischärlern beschossen; auch aus Schluchten und Höhlen krachte es unaufhörlich. Ein regelrechter Kampf war undenkbar. Wir durchstöberten Schritt für Schritt das unwegsame Gelände und töteten oder fingen Hunderte der Angreifer. Auf dem Gozarasattel hatten uns die Montenegriner mit zwei Gebirgsgeschützen beschossen. Wie gereizte Löwen stürzten die ungarischen Mannschaften die Anhöhe hinan, während unsere Artillerie Volltreffer sandte. Wie aus einem tätigen Vulkan flogen Erde, Felsstücke, Baumstämme und gegnerische Kanonenlafetten in die Luft. Hunderte von Montenegrinern waren gefallen.“ Nach kurzer Zeit der Ruhe unternahm diese tapfere, unter dem Kommando des Generalmajors v. Pongracz stehende kleine Schar am 30. August einen neuen Vorstoß gegen die vor dem befestigten Bileca stehenden, an Zahl weit überlegenen regulären montenegrinischen Streitkräfte. In heldenmütig geführten, mehrtägigen Kämpfen gelang es schließlich, den vollständigen Zusammenbruch der Angreifer herbeizuführen, ihnen ein schweres Geschütz und zwei Gebirgskanonen abzunehmen und die schwer bedrängt gewesene Feste Bileca völlig zu befreien. Die Montenegriner hatten zwar alsbald Ersatz herangezogen, so daß sich am 10. September die Kämpfe auf der Linie Korito—Kobula—Pleva erneuerten, doch wurden die Montenegriner wiederum zurückgeworfen. Die ungarische Brigade stürmte den Berg Svagradina und setzte sich etwa 15 Kilometer weiter auf montenegrinischem Boden fest. Auch in der Bocche di Cattaro ist es mehrfach schon zu gegenseitigen Beschießungen gekommen, wobei die Montenegriner durch das Feuer der schweren Schiffsgeschütze unter empfindlichen Verlusten gezwungen wurden, den Kampf aufzugeben.

Nach Berichten aus Serajewo hat der russische General Popapow, der langjährige Militärbevollmächtigte Rußlands in Montenegro, die Oberleitung des montenegrinischen Heeres übernommen. Es stehen ihm eine Anzahl russischer Generalstabsoffiziere zur Seite. Auch in den Reihen der kämpfenden montenegrinischen Truppen haben russische und serbische Offiziere die Führung.

## Ostpreußische Flüchtlinge.

(Hierzu die Bilder Seite 68 und 69.)

Die Greuel und Grausamkeiten der Russen bei ihrem Eindringen in die Grenzgebiete Ostpreußens haben die Befürchtungen, die das Kommando des I. Armeekorps veranlaßten, die Bevölkerung rechtzeitig zur Räumung der bedrohten Gebiete aufzufordern, als leider nur zu gerechtfertigt erwiesen. Es mag manchen schweren Seufzer und manche heiße Zähre gekostet haben, von der ererbten väterlichen Scholle plötzlich Abschied nehmen zu müssen und schnell noch das Erraffbare an sich zu reißen, um sich Hals über Kopf in Sicherheit zu bringen; oft wurde auch nur das

nackte Leben gerettet. In langen Leiterwagenzügen fuhren sie auf den Landstraßen daher, die beklagenswerten Flüchtlinge, um irgendwo noch einen Eisenbahnzug zu erreichen, oder wenn das nicht mehr möglich schien, abseits im dichten Wald ein schützendes Versteck zu suchen. Durch diese rechtzeitige Flucht wurde viel Unheil verhütet, unzählige Menschenleben gerettet, und doch ist das Sündenregister noch groß, das der Mordbrennerbande auf ewige Zeiten ins Schuldbuch geschrieben werden muß. Hier einige Beispiele. Die Pfarrer in Kukowen, Kreis Marggrabowa, und in Szittkehmen, Kreis Goldap, hatten sich geweigert, den Russen Angaben über unsere Stellungen zu machen. Sie wurden zur Strafe für das, was jedem ritterlich gesinnten Menschen Achtung abnötigt, in den Mund geschossen. Der eine blieb tot auf dem Platze, der andere wurde hoffnungslos ins Krankenhaus verbracht. Daß selbst russische Offiziere das weidende Vieh der Dorfbewohner in die Ställe treiben und diese dann anzünden ließen, wurde auf Grund glaubwürdiger Zeugen mehrfach berichtet. In einem Dorfe bei Pillkallen aber wurden sogar Frauen und Kinder in ein Gehöft getrieben, die Tore geschlossen und das Gebäude angezündet. Erst als die Eingeschlossenen in die höchste Not und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet und die Ärmsten herausgelassen. Auf dem Gutshofe Szittkehmen wurde der alte Besitzer erschlagen und die Witwe genötigt, den Russen Speisen und Getränke zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte sie durch eine Gasse von Bajonetten Spießruten laufen, wobei sie schwer verletzt wurde. Im Dorfe Radzen haben die Unmenschen alle Gebäude angezündet, so daß das ganze Dorf in Flammen aufging. So ließen sich an amtlich bestätigten unmenschlichen Barbareien hier noch viele Fälle aufzählen, Schandtaten, die russischerseits alle damit begründet wurden, daß aus den Häusern auf russische Truppen geschossen worden sei, eine Behauptung, die erwiesenermaßen völlig aus der Luft gegriffen ist. Es liegen vielmehr Zeugnisse dafür vor, daß die Russen bei diesen Mordbrennereien ganz systematisch vorgegangen sind. Den Truppen zogen mit Zündstoff ausgerüstete Brandkommandos voran, die mit Petroleum getränkte Schwämme in die Häuser legten und entzündeten. Einzelne Truppenführer beschränkten sich auf das Abbrennen der Ställe und Scheunen, während sie die Wohnhäuser stehen ließen. Nach einer Mitteilung, die dem „Berliner Lokalanzeiger" zuging, hatte eine 550 Köpfe zählende Dorfbewohnerschaft beim Anrücken der Russen die Flucht ergriffen. Sie wandte sich nach Königsberg, um über Westpreußen nach Berlin zu reisen. In Kreuzburg erreichte die Flüchtigen ein Telegramm ihres Landrats, sie möchten zurückkehren, da die Gegend von den Russen geräumt sei. Ein Teil der Einwohnerschaft kehrte daraufhin um. Drei Tage nach der Rückkehr in den teilweise niedergebrannten und stark verwüsteten Ort machten sich wieder Anzeichen geltend, daß Russen sich näherten. Als die Einwohner sich neuerdings zur Flucht rüsteten, sprengte eine deutsche Patrouille durch das Dorf. Zwei Kürassiere saßen ab und schossen aus einer Deckung gegen ein herankommendes russisches Automobil, das daraufhin, verfolgt von den Kürassieren, kehrt machte. Nach kurzer Zeit wurde das Dorf von einer größeren Abteilung Russen besetzt. Der russische Offizier wie die Mannschaften behaupteten nun, von den Zivil-

Der Kriegschauplatz im Südwesten.



**Deutsche Flieger über Paris.** 12

Nach einer Zeichnung von Ewald Thiel.

personen sei auf das russische Automobil geschossen worden. Trotz der Aufklärung, die der Amtsvorsteher über die deutsche Kürassierpatrouille gab, wurden alle Einwohner auf die Straße getrieben. Der Lehrer, ein Vater von sechs Kindern, der in die Kirche flüchten wollte, wurde durch sechs Kugeln niedergeknallt. Dann wurden die Ortsbewohner in zwei Hälften geteilt und nach den beiden Enden des Dorfes abgeführt. Hier mußten sich die männlichen Bewohner über fünfzehn Jahre in Reih' und Glied aufstellen, während die Frauen und Kinder etwas abseits getrieben wurden. Nun erklärte der russische Offizier, der die deutsche Sprache gut beherrschte, daß alle aufgestellten männlichen Personen standrechtlich erschossen werden würden, weil Zivilpersonen auf das russische Auto geschossen hätten. „Der Jammer unserer Frauen und Kinder, die nach den Bestimmungen der Russen Augenzeugen des Erschießens sein sollten, war," so heißt es in dem Bericht des Amtsvorstehers weiter, „herzzerreißend. Noch einmal beteuerte ich dem die Exekution leitenden russischen Offizier auf Ehrenwort, daß nicht von Zivilpersonen, sondern von der deutschen Patrouille geschossen worden sei. Gleichzeitig wies ich dem Offizier ein Dankschreiben eines russischen Obersten vor, das letzterer mir seinerzeit für die gute Bewirtung übergeben hatte. Ob nun die Abgabe meines Ehrenwortes oder das Dankschreiben des Obersten den russischen Offizier milde und nachgiebig gestimmt hat, konnte ich nicht ermessen. Genug, er ließ sich von dem herzzerreißenden Jammer der Frauen und Kinder erweichen und nahm von einer Exekution der einen Hälfte gegenüber Abstand. Schlimmer erging es freilich der anderen Hälfte unserer Dorfbewohner. Hier waren alle Tränen und Bitten der Frauen vergeblich. Eine krachende Salve vom entgegengesetzten Ende des Ortes belehrte uns, daß ein Teil unserer Mitbewohner, etwa vierzig an der Zahl, unter dem mörderischen Gewaltakte eines brutalen Feindes das Leben ausgehaucht hatte."

Und diese schauderhaften Unmenschlichkeiten sind geschehen, obwohl nach den Angaben russischer Verwundeter in den Lazaretten zu Königsberg bei den bisherigen russischen Angriffen nur erlesene Truppen, namentlich Garderegimenter beteiligt waren. Daß diese Bestialitäten nicht weiter hinein in die deutschen Lande getragen werden konnten, ist einzig das Verdienst unserer wackeren Truppen im Osten und ihres kühnen und umsichtigen Führers, denen wir für die Niederwerfung des barbarischen Feindes den größten Dank schulden.



Ansicht von Antwerpen. Blick von der Kathedrale auf die Stadt.

## Die Attacke bei Perwez.

(Hierzu das Bild Seite 83.)

Nach dem Sturm auf Lüttich lag die Notwendigkeit vor, den Weg nach Brüssel freizumachen, um dann von dort aus das weitere Vorgehen gegen Antwerpen und die anderen belgischen Hafenplätze einzuleiten. Kurz nach dem Fall der Festung Lüttich hatte die deutsche Regierung der belgischen mitteilen lassen, daß Deutschland, nachdem die belgische Armee ihre Waffenehre auf das glänzendste bewährt habe, zu jedem Abkommen bereit sei, das sich irgendwie mit dem Kampfe gegen Frankreich vereinigen lasse: Belgien solle geräumt werden, sobald die Kriegslage es gestatte. Doch König Albert wiederholte seine frühere Ablehnung.

Nun gab es natürlich nur noch ein „Vorwärts!" Zunächst setzte sich deutsche Kavallerie aus der Linie Lüttich—Namur in der Richtung auf Brüssel in Bewegung, und schon bei Perwez, auf einem etwas rauhen Hochflächengebiete, das geschichtliche Erinnerungen an die Eroberungszüge Ludwigs XIV. und an die Schlacht bei Waterloo in uns weckt, kam es zum Kampfe. Die 5. französische Kavalleriedivision stellte sich unserer Kavallerie in den Weg, und es kam zum Gefecht zwischen ihr und unseren opferfreudigen deutschen Reitern, die ihr Ziel fest im Auge behielten. Bald

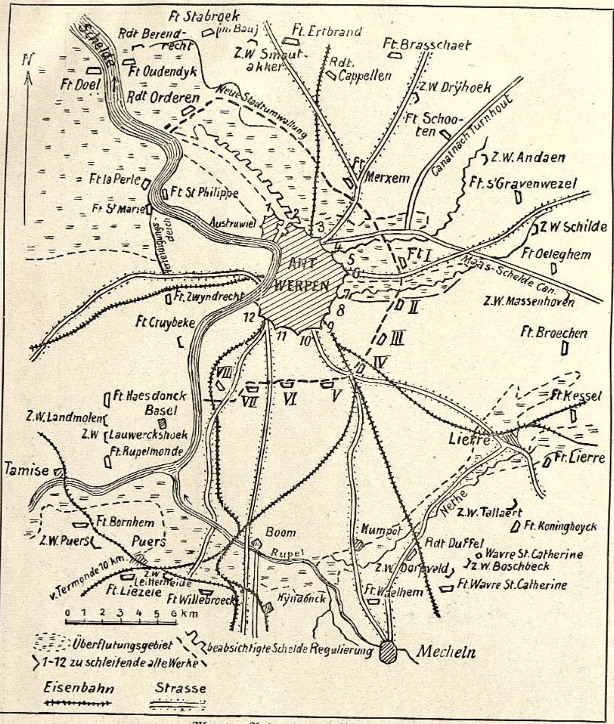
„. . . dröhnte der Boden von Rossegestampfe,
Es leuchten die Fähnlein wie Flammen,
Hell ruft die Trompete die Reiter zum Kampfe,
Sie schließen sich dichter zusammen . . ."

und mit brausendem Ungestüm ging es auf die feindlichen Reitermassen.

Obwohl die Franzosen stark in der Überzahl waren und dem Ansturm der Unseren heftigen Widerstand entgegensetzten, vermochten sie unseren todesmutigen Lanzenreitern doch nicht standzuhalten. Sie warfen den Feind und schlugen ihn unter schweren Verlusten in die Flucht. Es muß indessen bei diesem Gefecht auf feindlicher Seite auch Artillerie



Attacke deutscher Ulanen gegen französische Dragoner bei Perwez.
Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.



Plan von Antwerpen und Umgebung.

tätig gewesen sein; denn nachträglich wurde auch die Eroberung zweier Geschütze und zweier Maschinengewehre gemeldet. Nun war der Gegner sowohl hier wie bei Tirlemont geworfen und damit der Weg nach Brüssel frei. Anderen Tages schon zogen deutsche Truppen in der belgischen Hauptstadt ein.

## Die Festung Antwerpen.

(Hierzu das Bild Seite 82 und der Plan Seite 84.)

Die Reste der belgischen Armee hatten sich nach dem Fall von Lüttich und Namur und den Kämpfen im freien Felde westlich der Maas, soweit es ihnen möglich war, in die Festung Antwerpen geworfen, die allgemein als der Hauptwaffenplatz und die stärkste Festung Belgiens gilt. Ihre Besatzung gehört der 3. belgischen Armeedivision an: 5., 6., 7. Infanterieregiment mit je 1 Maschinengewehrkompanie, 3 Feldartillerieabteilungen zu je 2 Batterien, 6 Pionierbataillone. An Festungsartillerie stehen nach den neuesten Nachrichten in der Festung: 8 Bataillone, bestehend aus 30 aktiven, 20 Reserve-, 1 Depotbatterie; an Festungspionieren: 2 aktive, 4 Reservebataillone.

Nach v. Löbells Jahresberichten über das Heer- und Kriegswesen für 1913 wurden in den neuen Fortgürtel von Antwerpen 145 Geschützpanzertürme eingebaut. Hiervon lieferte Coquerill-Lüttich (die Werke sind seither von uns in Beschlag genommen) 63 Stück, nämlich 15 für je zwei 15-Zentimeter-Kanonen, 28 für je einen 12-Zentimeter-Mörser, 14 für je eine 7,5- und 6 für je eine 5,7-Zentimeter-Kanone, sämtlich für die erste Verteidigungslinie bestimmt. Die „Société des Ateliers de la Meuse" lieferte 82 Türme für je eine 7,5-Zentimeter-Kanone; davon sind aber nur 50 für die erste Verteidigungslinie bestimmt. Die 32 auf die zweite Linie entfallenden sind etwas leichter und erhalten nicht wie jene elektrischen Betrieb. Die 1909 bei Krupp bestellten und seit längerer Zeit fertiggestellten 28-Zentimeter-Küstenkanonen für die Verteidigung von Antwerpen konnten noch nicht aufgestellt werden, weil die zu ihrer Aufnahme bestimmten Werke noch nicht gebaut sind. Bekanntlich hat im Laufe dieses Jahres in der belgischen Abgeordnetenkammer wegen dieser Geschütze eine erregte Debatte stattgefunden.

Die in unserer Skizze (entnommen dem vorzüglichen „Handbuch für Heer und Flotte", herausgegeben von dem verstorbenen Generalleutnant v. Alten) über die Außenforts gemachten Angaben haben insofern nur bedingten Wert, als die Nachrichten über die Fertigstellung der Forts usw. nicht neuesten Datums sind und auch nicht sein können. Da in den letzten Wochen an ihrer Vollendung gearbeitet worden ist, entsprechen diese Angaben jedenfalls der Wahrscheinlichkeit. Unsere Heeresleitung, namentlich die mit der Beschießung von Antwerpen zu betrauenden Organe wissen ohne Zweifel genau Bescheid.

Um dem ausgedehnten Schiffsverkehr Rechnung zu tragen, sind im Nordhafen Antwerpens erst in neuester Zeit außerordentliche Vergrößerungen durch neue Bassins erfolgt. Die Schelde ist an den Kais während der Ebbe 8 m, zur Zeit der Flut aber 12—13 m tief, so daß das Einlaufen auch größter Schiffe sehr erleichtert ist.

## Das Lied vom Haß.

Verstummt ist von Liebe der säuselnde Klang.
Wir wissen ein Lied jetzt von besserem Klang —
Ein Lied, das wie Donnerschlag dröhnt durch die Welt,
Das wie Adlerschrei in den Lüften gellt —
Ein Lied wie gewetzter Klingen Geschrill,
Wie Kugelnzischen, Kanonengebrüll —
Ein Lied wie brandender Wogen Schwall,
Wie eherner Fäuste zermalmender Fall.
Wir schmettern ins Ohr euch ohn' Unterlaß
Das flammende Lied vom heiligen Haß!

Ihr Wolfsgesindel in Osten und West,
Wir packen ins Fell euch und packen euch fest.
Zu Rudeln geschart erst erwuchs euch der Mut;
Nun zahlt eure Tücke! Nun zahlt sie mit Blut!
Jahrzehntelang webtet ihr schändlichen Trug.
Jetzt ist er zu Tage, und jetzt ist's genug!
Der feig hinter Mauer und Turm sich verkroch —
Den Lügenzaren, wir finden ihn doch,
Und hören soll er, zitternd und blaß,
Das flammende Lied vom heiligen Haß!

Euch aber dort jenseits der deutschen See,
Euch rufen wir dreimal und hundertmal: Weh!
Dem eigenen Blut, das die Treue uns bricht,
In Ewigkeiten vergeben wir nicht.
Ihr hattet zu wählen und wähltet die Schmach.
Das folge euch durch die Jahrhunderte nach;
Daß in brennendem Zorn noch der Enkel ergrimmt,
Der von britischer Arglist die Kunde vernimmt!
Und daß drohend erklinge ohn' Unterlaß
Das Lied vom heiligen deutschen Haß!

Reinhold Ortmann.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Pünktlich am zweiten Mobilmachungstage um Mitternacht ging die Verwaltung der Eisenbahnen in die Hände der Militärbehörden über. Güter- und Personenverkehr war nur in ganz beschränktem Maße zugelassen. Im selben Augenblick stockten Handel und Wandel. Fabriken und Kontore begannen sich zu leeren, Tausende von Arbeitern und Angestellten folgten den Fahnen. Mit bewundernswerter Geduld wurden diese Störungen ertragen. Wer es mitangesehen hat, mit welcher Selbstverständlichkeit und Sicherheit der Riesenmechanismus der Mobilmachung arbeitete, der mußte unserer Heeresleitung lebhafte Bewunderung zollen. Alles stand auf seinem Platze, vom obersten Führer bis zum letzten gemeinen Soldaten. Jedermann war durchdrungen von dem Geiste höchster Pflichterfüllung, wie sie die eiserne Notwendigkeit der Zeit mit sich brachte. Man war versucht, diesen Geist, der alle Parteiunterschiede verwischt und das ganze deutsche Volk urplötzlich in zuversichtlicher Kampfesstimmung vereinigt hatte, noch über den der Befreiungskriege zu stellen. Niemand konnte sich verhehlen, daß es wie damals sich um Sein oder Nichtsein handelte. Und wie sich das Volk, angefeuert vom Triebe der Selbsterhaltung, mit Begeisterung um die Fahnen scharte, so fanden sich die deutschen Fürsten in altbewährter Treue um ihren Kaiser zusammen.

Dieser befand sich, als der Streit zwischen Österreich und Serbien ausbrach, auf seiner gewohnten Nordlandreise, die er aber sofort abbrach, als er die Gefahren der politischen Lage erkannte. Am 27. Juli bald nach sieben Uhr früh traf die Kaiserflottille, durch den Belt kommend, im Kieler Hafen ein. Um neun Uhr reiste Seine Majestät weiter unter stürmischen Kundgebungen auf dem Kieler Bahnhof. Um drei Uhr zehn Minuten nachmittags langte der Kaiser in Potsdam an. Brausende Hurra- und Hochrufe ertönten die Straße bis zum Schloß entlang. Selten sind in Potsdam die Wogen der Begeisterung so hoch gegangen. Eine Sonderausgabe des „Reichsanzeigers" brachte die nachstehenden beiden Aufrufe des Kaisers und der Kaiserin:

„An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch dreiundvierzig Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten, man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf! zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.

Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!

Berlin, den 6. August 1914.

Wilhelm."


General Viktor Dankl. Phot. E. Schöfel.


General Moritz Ritter v. Auffenberg, der Sieger von Zamosc. Phot. E. Schöfel.

Zu den Kämpfen in Russisch-Polen.

„An die deutschen Frauen!

Dem Rufe seines Kaisers folgend, rüstet sich unser Volk zu einem Kampf ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat und den es nur zu seiner Verteidigung führt.

Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland.

Der Kampf aber wird ein ungeheurer und die Wunden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich Euch, deutsche Frauen und Jungfrauen, und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswerk, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in seinem Entscheidungskampfe zu weihen.

Wegen der Sammlung freiwilliger Hilfskräfte und Gaben aller Art sind weitere Bekanntmachungen von denjenigen Organisationen bereits ergangen, denen diese Aufgabe in erster Linie obliegt und deren Unterstützung vor allem vonnöten ist.

Berlin, den 6. August 1914.

Auguste Viktoria."

An das deutsche Heer und die deutsche Marine erging folgender kaiserlicher Erlaß:

„Nach dreiundvierzigjähriger Friedenszeit rufe ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen. Unsere heiligsten Güter, das Vaterland, den eigenen Herd gilt es gegen ruchlosen Überfall zu schützen. Feinde ringsum! Das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf, große Opfer stehen uns bevor. Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist. Ich vertraue auf Euch, Ihr deutschen Soldaten! In jedem von Euch lebt der heiße, durch nichts zu bezwingende Wille zum Siege. Jeder von Euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben.

Gedenkt unserer großen, ruhmreichen Vergangenheit! Gedenkt, daß Ihr Deutsche seid! Gott helfe uns!

Schloß Berlin, 6. August 1914.

Wilhelm."

Durch Verordnung vom 5. August hatte der Kaiser und König für den gegenwärtigen Feldzug den Orden des Eisernen Kreuzes erneuert.

Das Eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Standes und Ranges an Angehörige des Heeres, der Marine und des Landsturms, an Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege und an sämtliche Personen, die eine Dienstverpflichtung mit dem Heere oder mit der Marine eingehen oder als Heeres- und Marinebeamte Verwendung finden, als eine Belohnung des auf dem Kriegschauplatz erworbenen Verdienstes verliehen werden. Auch solche Personen, die dienstlich sich Verdienste um das Wohl der deutschen Streitmacht und ihrer Verwundeten erwerben, sollen das Kreuz erhalten.

Von ähnlichen erhebenden Kundgebungen wurde aus allen Bundesstaaten berichtet: das ganze deutsche Vaterland ging in einmütiger Begeisterung und mit größter Entschlossenheit an seine neue Aufgabe heran. Wie fortgeweht waren alle sonst hemmenden Schranken unseres Volkslebens. Fest geschlossen, eine gewaltige, gewappnete Einheit, standen Fürsten und Völker bereit, von demselben Geist beseelt, von demselben Mut getrieben, von derselben Gefahr bedroht. Schloß und Bürgerhaus stellten mit der gleichen Opferfreudigkeit ihre blühende Jugend ins Feld, das Vaterland gegen welsche und slawische Hinterlist zu schirmen. Jedem anderen deutschen Hause gleich stellten auch die deutschen Fürstengeschlechter ihre Söhne in Reih und Glied dem Feinde entgegen.

Nicht weniger als 64 deutsche Prinzen und 18 Bundesfürsten rückten nach den vorliegenden amtlichen Meldungen ins Feld, davon über drei Viertel im militärischen Frontdienst.

Der Kaiser verließ am 16. August, acht Uhr früh, in der Richtung auf Mainz die Reichshauptstadt. Sein Ziel — Koblenz — wurde geheimgehalten, ebenso wie es auch im weiteren Verlaufe streng verboten war, Nachrichten darüber zu bringen, wo sich das Kaiserliche Hauptquartier befand. Kurz vor seiner Abreise hatte er im Schloß noch den Oberbürgermeister und den Stadtverordnetenvorsteher von Berlin empfangen, die ihm die Abschiedsgrüße seiner Haupt- und Residenzstadt überbrachten. Folgender Erlaß verkündete der Bürgerschaft die Abreise:

„Der Fortgang der kriegerischen Operationen nötigt Mich, Mein Hauptquartier von Berlin zu verlegen. Es ist Mir ein Herzensbedürfnis, der Berliner Bürgerschaft mit Meinem Lebewohl innigsten Dank zu sagen für alle die Kundgebungen und die Beweise der Liebe und Zuneigung, die Ich in diesen großen schicksalsschweren Tagen in so reichem Maße erfahren habe. Ich vertraue auch fest auf Gottes Hilfe, auf die Tapferkeit von Heer und Marine und die unerschütterliche Einmütigkeit des deutschen Volkes in den Stunden der Gefahr. Unserer gerechten Sache wird der Sieg nicht fehlen.

Berlin (im Schloß), 16. August 1914.

Wilhelm I. R."

Gleichzeitig veröffentlichte der „Reichsanzeiger" die Ermächtigung des Reichskanzlers zur selbständigen Erledigung von Regierungsgeschäften im Bereiche der Reichsverwaltung und der „Preußische Staatsanzeiger" den Erlaß des Königs über die Ermächtigung des Staatsministeriums zur selbständigen Erledigung von Regierungsgeschäften im Bereiche der Staatsverwaltung:

„In dem Wunsche, während Meiner Abwesenheit im Felde die unverzügliche Erledigung der Regierungsgeschäfte zu sichern, will Ich das Staatsministerium bis auf weiteres ermächtigen, nach Maßgabe der von Mir genehmigten besonderen Vorschläge bestimmte, sonst zu Meiner Entscheidung gelangende Angelegenheiten selbständig zu erledigen.

Die demnach ergehenden Erlasse sind zu zeichnen: Auf Grund Allerhöchster Ermächtigung des Königs, das Staatsministerium.

Im übrigen hat das Staatsministerium die zur Ausführung des Erlasses erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Berlin, Schloß, 16. August 1914.

Wilhelm R.

v. Bethmann Hollweg, v. Tirpitz, Delbrück, Beseler, v. Breitenbach, Sydow, v. Trott zu Solz, v. Schorlemer, Lentze, v. Falkenhayn, v. Loebell, Kühn, v. Jagow."

Ferner wurde die Ernennung des Staatsministers Dr. Delbrück zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums bekanntgegeben.

Für die Zwecke des Roten Kreuzes spendete der Kaiser aus seiner Schatulle 100 000 Mark, zur Fürsorge für die Familien der zu den Fahnen Einberufenen 100 000 Mark und für durch Arbeitslosigkeit in Not geratene Arbeiter 50 000 Mark. Ferner hat der Kaiser die Königlichen Schlösser in Straßburg i. E., Wiesbaden, Koblenz und Königsberg zur Aufnahme von Verwundeten und Erkrankten dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt. Die Kaiserin spendete dem Roten Kreuz 10 000 Mark. Das Kronprinzliche Schloß Öls wurde dem Vaterländischen Frauenverein als Lazarett überwiesen. Die Kronprinzessin stiftete zu diesem Zweck 40 Betten. Der sächsische König stellte dem Landesausschuß der Vereine vom Roten Kreuz für das Königreich Sachsen das vormals v. Kapherrsche Palais zur Verwendung als Vereinslazarett zu 150 Betten zur Verfügung; der König von Bayern überließ dem Roten Kreuz die Schlösser der Zivilliste mit 1000 Betten. Die Prinzessin Heinrich von Preußen stiftete für die Zwecke des Roten Kreuzes in der Provinz Schleswig-Holstein 10 000 Mark. Der Großherzog und die Großherzogin von Baden spendeten 10 000 Mark, die Großherzogin-Witwe Luise 5000 Mark. Letztere überließ außerdem das Prinz-Karl-Palais dem Roten Kreuz. Der Großherzog von Hessen stellte das Seeheimer Schloß, sowie das Auerbacher Fürstenlager und die Gebäude der Elisabeth-Duncan-Schule für Kriegszwecke zur Verfügung. Die Großherzogin von Luxemburg räumte dem Roten Kreuz ihr Schloß Walferdingen ein und stiftete außerdem 10 000 Frank. Die Großherzogin-Mutter von Luxemburg spendete 4000 Frank. Die Großfürstin Kyrill von Rußland opferte 3000 Mark für das deutsche Rote Kreuz. Diese Fürstin, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha, ist die geschiedene Großherzogin von Hessen und durch ihre Verheiratung mit dem Großfürsten Kyrill nicht nur russische Staatsangehörige, sondern auch Mitglied des russischen Kaiserhauses geworden. — Die vorstehende Liste erhebt keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit, schon deshalb nicht, weil viele Stiftungen öffentlich nicht bekannt geworden sind.

* * *

Noch weniger möglich ist es, ein vollständiges Bild von der Opferwilligkeit der größeren und kleineren deutschen Städte, der Landgemeinden und ihrer Bewohner zu geben. Da war kein Stand, kein Beruf, keine Bevölkerungsschicht, die sich nicht mit besonderen Aufrufen an die Allgemeinheit wendete, sei es, um zu freiwilligem Kriegsdienst anzuspornen, sei es, um materielle Mittel zur Unterstützung von Familien einberufener Mannschaften und durch den Krieg erwerbslos gewordenen Arbeitern und Angestellten oder für das Rote Kreuz zu sammeln. Ein Beweis für die mächtige Bewegung, die durch unser ganzes Volk ging. Jeder einzelne war sich der guten Sache bewußt.

Aufrufe an ihre Einwohner erließen fast sämtliche deutsche Großstädte.

Auch Vereinigungen in Deutschland lebender Ausländer standen in der tatkräftigen Teilnahme an diesen Fürsorgebestrebungen nicht zurück.

Diese verschiedenen Aufrufe zur Kriegsfürsorge aus allen Kreisen hatten einen beispiellosen Erfolg. Der Andrang von Kriegsfreiwilligen, etwa fünf Viertelmillionen, die sich zu den Fahnen meldeten, war so groß, daß nur immer ein Teil angenommen werden konnte.

Was die Gemeinden an freiwilligen Kriegsleistungen aufgebracht haben, dafür nur einige wenige Beispiele. Die Stadt Berlin bewilligte in einer außerordentlichen Sitzung der Stadtverordneten einen Kredit von 6 Millionen Mark für die Ankäufe von Mehl, Brotgetreide und Nahrungsmitteln aller Art. In einer gemeinsamen Sitzung des Rats und der Stadtverordneten in Leipzig wurden die Vorlagen zur Unterstützung bedürftiger Familien Einberufener, die monatlich 1 200 000 Mark erfordern, en bloc angenommen. Die Stadt Regensburg bewilligte zur Unterstützung der Familien der ins Feld ziehenden Reservisten 100 000 Mark. In Königsberg wurden 5 Millionen Mark bewilligt zur Deckung wechselmäßiger Verpflichtungen infolge der anläßlich der Mobilmachung bisher getroffenen Maßnahmen, zur Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln, sowie für weiter zu treffende Maßnahmen.

In ebenso großartigem Lichte zeigte sich die private Wohltätigkeit. Es ist unmöglich, hier auch nur einzelne herauszugreifen, ohne ebenso bemerkenswerte andere zu übergehen.

Die Opferwilligkeit, die sich auf allen Gebieten und in den verschiedensten Formen äußerte, war beispiellos. Wohl am meisten taten sich die Kreise hervor, die durch den Krieg besonders hart betroffen wurden: Handel und Gewerbe.

* * *

Die Ereignisse an unserer Ostgrenze bis zum 3. August haben wir auf Seite 50 u. folg. bereits geschildert. Am gleichen Tage fiel noch ein unbedeutendes Grenzgefecht vor. Teile der Besatzung von Memel schlugen einen Vorstoß feindlicher Grenzwachen aus der Richtung von Krottingen zurück. Memel ist die nördlichste Stadt des Deutschen Reiches und den Angriffen der Russen am ehesten ausgesetzt. Deshalb ist Memel auch Garnisonort, und wenn es auch nur schwach besetzt ist, halten unsere Truppen doch treue Wacht. Die Stadt war wiederholt von den Russen besetzt, fiel aber immer wieder an Deutschland zurück. Gegenwärtig ist die Besatzung Memels natürlich stärker als in Friedenszeiten.

Am 4. August besetzte deutsche Kavallerie Wielun, südlich von Kalisch, und wurde von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Wielun (russisch Weljun) ist Kreisstadt im Gouvernement Kalisch, hat 7500 Einwohner und liegt etwa 25 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt auf halbem Wege zwischen Kalisch und Czenstochau.

In diesen ersten Tagen des August haben also die Russen nirgends Erfolge erzielt; ja es gelang ihnen nicht einmal, die Eisenbahnverbindungen an irgendeinem Orte zu unterbrechen. Während unsere Truppen Czenstochau, Kalisch und Bendin besetzt hielten, also auf russischem Gebiete festen Fuß gefaßt hatten, war die Gegend bei Johannisburg und westlich davon die einzige geblieben, wo die Russen mehr als ein paar Kilometer über die Grenze vorgedrungen waren. In dieser Gegend nun, bei Soldau, einer kleinen Stadt westlich von Neidenburg und südlich von Allenstein, ist es gelungen, einen größeren russischen Kavallerieangriff energisch zurückzuschlagen. Es war am Morgen des 5. August. Die deutschen Truppen waren eben angetreten, weil sie Nachricht erhalten hatten, der Feind greife in größerer Zahl an. Es war eine Kavalleriebrigade. Im Feuer der deutschen Truppen brach ihr heftiger Angriff unter schweren Verlusten zusammen. Die Brigade wurde vernichtet. Auch die übrigen Teile der Division erlitten beim Zurückweichen Verluste. Dieser schöne Erfolg hat auf deutscher Seite nur drei Tote und achtzehn Verwundete gekostet. Freilich schämten sich die Russen, diesen für ein Grenzgefecht immerhin bedeutenden Mißerfolg einzugestehen, und in Petersburg wurde das folgende, den Tatsachen widersprechende Telegramm veröffentlicht: „Die Avantgarde unserer Truppen überschritt im Gouvernement Suwalki die deutsche Grenze, ohne Widerstand zu finden." Dieses Gouvernement liegt gegenüber der Romintener Heide. Die Grenzschutzgefechte haben aber an einer ganz anderen Stelle stattgefunden. Diese Feststellung charakterisiert die russische Falschmeldung am besten.

Soldau ist eine kleine Grenzstadt in Ostpreußen und Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Marienburg—Mlawa, Goßlershausen—Illowo und Allenstein—Soldau. Das Städtchen hat durch dieses Gefecht seine alte historische Bedeutung wieder aufgefrischt: bereits am 26. Dezember 1806 fand hier zwischen den Franzosen unter Ney und den Preußen unter Lestocq ein heftiges Gefecht statt.

Auf welche Weise die ungeheuren Verluste zustande kamen, die die russische Kavallerie im Gefecht bei Soldau erlitten hat, erzählt ein Feldpostbrief, den die „Deutsche Zeitung" veröffentlichte:

„Wir sitzen hier fast in Feindesland, sehen und spüren das Beben des großen Krieges unmittelbar, ja besonders scharfsinnige Leute wollen sogar das Brüllen der Thorner Geschütze hören, und doch sind wir wie abgeschnitten von aller Welt, Nachrichten kommen verspätet und spärlich. Aber manches hört man doch von unmittelbar Beteiligten; ist es auch nicht immer ganz genau, so wirkt es doch dramatisch und läßt das Herz höher klopfen als die trockenen Depeschen des offiziellen Büros. So höre denn, was uns Dragoner von Soldau erzählen: An der Grenze auf einem langgestreckten Hügel eine preußische Reiterabteilung, wenige Schwadronen, dicht hinter ihnen, durch den Hügel eben gedeckt, einige Maschinengewehre, der Kavallerie zugeteilt. Da kommen zwei russische Kavalleriebrigaden an, sehen die paar feldgrauen Reiterchen und reiten gleich vergnügt auf sie ein, eine Brigade vorn, die andere als Rückhalt hinterher. Unsere Dragoner ihnen entgegen, vor dem Feinde aber, im rasendsten Galopp, teilen sie sich rechts und links, den Maschinengewehren freies Schußfeld lassend. Da tat sich den Russen die Hölle auf. Was da geschah, soll unbeschreiblich gewesen sein, in zwei Minuten war die erste Brigade ein Knäuel von Menschen- und Pferdeleibern, die zweite, erschüttert, aufgelöst, jagte zurück, aber rechts und links die deutschen Reiter holten auf, schwenkten ein, preßten die Linie zu einem Haufen zusammen, wo sich keiner rücken und rühren konnte, geschweige denn Lanze und Säbel gebrauchen. So wurden zwei Brigaden vernichtet mit einem Opfer von drei Toten und achtzehn Verwundeten auf unserer Seite."

Weitere Einzelheiten aus dem Gefecht bei Soldau berichtet ein Augenzeuge in der „Allensteiner Zeitung":

„An den Kämpfen bei Soldau beteiligte sich auch russische Artillerie (Abb. S. 91). Da ich Artillerist bin, fuhr ich nach Soldau, um die Wirkung der russischen Geschosse kennen zu lernen. Hierbei machte ich in Soldau eine wunderbare Entdeckung. Alle Schußlöcher zeigten glatten Durchschlag. Von Explosion keine Spur! Auf Soldau sollen über dreißig Granatschüsse abgegeben worden sein. Ich besichtigte unter anderem das Grundstück des Maurermeisters Schmoglowski. Es war von einer Granate getroffen, die in die Werkstätte einschlug, jedoch ohne Explosion. Ferner waren im Hause des Wirtes Schulz zwei Granaten eingeschlagen. Auch diese hatten keine Explosivwirkung. Dieses erste Gefecht bei Soldau endete übrigens damit, daß unsere Artillerie

die russischen Batterien zum Schweigen brachte. Am Dienstag, morgens acht Uhr, begann bei Soldau abermals das Geschützfeuer unserer Batterien! Es wurde den ganzen Dienstag und Mittwoch furchtbar geschossen. Die russischen Truppen mußten sich auf der ganzen Linie zurückziehen und erlitten in ihren ungeschützten Stellungen vor der Stadt ungeheure Verluste. Auf der Strecke Illowo—Soldau wurde eine deutsche Lokomotive getroffen. Das Loch der russischen Granate im Wasserkessel war faustgroß, die Wirkung der Explosion lediglich eine kleine Verbeulung des Kessels."

Diesem Gefecht auf deutschem Boden war ein Vordringen deutscher Truppen auf russischem Gebiet vorangegangen. Am Nachmittag des 4. August griff die deutsche Kavallerie das von den Russen besetzte Kibarty an, einen an der Bahn gelegenen russischen Grenzort östlich von Stallupönen. Die Besatzung von Kibarty verließ fluchtartig den Ort, der besetzt wurde. Eine in der Nähe befindliche russische Kavalleriedivision sah dem Kampfe untätig zu. Der feindliche Grenzschutz war hiermit durchbrochen, was für unsere Aufklärung von größter Wichtigkeit war. Hier ist es also deutsche Kavallerie gewesen, die angriffsweise vorgegangen ist. Warum eine so starke russische Truppenmenge sich dabei untätig verhalten hat, erscheint allerdings rätselhaft. Bei Lengwethen wurden acht Mann einer russischen Ulanenpatrouille von unserm Landsturm gefangengenommen. Man brachte sie nach Königsberg. Es hat den Anschein, als ob die Russen sich aus einer Gefangennahme in Deutschland nicht viel machten, ja sie vielleicht gar wünschen. Erklärlich wäre dies wohl, denn bei uns haben es die Kriegsgefangenen zweifellos besser, als die Soldaten des Zaren im Dienste. Erhärtet wird diese Ansicht durch die große Zahl russischer Überläufer. Wie ostpreußische Blätter meldeten, war die Zahl der Überläufer sehr groß. Allein an der Grenze eines ostpreußischen Kreises waren der „Königsberger Hartungschen Zeitung" zufolge zwei- bis dreihundert Kosaken zu uns übergelaufen und ließen sich festnehmen. Sie wurden in preußischen Gewahrsam gebracht. Ebenso wurden von den anderen ost- und westpreußischen Kreisgrenzen viele Hunderte von russischen Überläufern gemeldet. Wie die „Allensteiner Zeitung" mitteilte, baten die Leute um ihre Gefangennahme, denn sie fürchteten sich vor dem Kriege mit Deutschland.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellsch., Berlin.

**Russische Verwundete in deutscher Verpflegung.**

Einen weiteren Versuch, die deutsche Grenze zu durchbrechen, machten russische Kavalleriedivisionen am 6. August östlich von Johannisburg und bei Crodtken zwischen Lautenburg und Soldau; sie wurden aber von unseren Truppen abgewiesen und gingen auf russisches Gebiet zurück. Die 3. russische Kavalleriedivision überschritt am selben Tage die deutsche Grenze bei Romeiken südlich von Eydtkuhnen, wich aber bei Erscheinen deutscher Kavallerie wieder auf russisches Gebiet zurück.

Daß auch die Landwehrtruppen sich zu schlagen verstehen, beweist ein Überfall, den zwei russische Infanteriekompanien und eine Maschinengewehrabteilung am 8. August abends auf drei Kompanien Landwehr ausführten. Der Angriff fand in Schmalleningken drei Meilen östlich von Tilsit statt und endete mit dem Rückzug der Russen auf Jurborg. Schmalleningken ist ein kleines Dorf und liegt an der Memel, unmittelbar an der russischen Grenze. Besonders stolz dürfte aber die Grenzschutzabteilung Bialla auf ein Gefecht sein, das sie am 9. August morgens mit den Russen zu bestehen hatte. Eine russische Kavalleriebrigade überfiel unsere Grenzwache, wurde aber unter Verlust von acht Geschützen mit blutigen Köpfen heimgeschickt.

Wie die russischen Geschütze von unseren Truppen erobert wurden, schildert ein Feldpostbrief vom 11. August, der nachstehend wiedergegeben sei:

„Bialla, 11. August.

Seit gestern nachmittag sind wir hier in Bialla, wurden mit der Bahn hergebracht, da nur eine Batterie von uns hier war. Sie hatte am Sonntag morgen ein Gefecht gegen zwei russische Batterien zu bestehen, von denen sie eine gänzlich zusammenschoß, die andere zum Teil. Die erbeuteten Geschütze sind bereits nach Berlin übergeführt (Abb. S. 102/3), damit sich das Publikum daran ergötzen kann. Wir freuen uns alle sehr, daß unser Regiment das erste war, das ins Feuer gekommen ist und gleich derartige Erfolge gehabt hat. Der Zufall wollte es, daß die Batterie gerade zum Exerzieren ausgerückt war, als die Russen kamen. Sie standen ganz gemütlich auf der Höhe, ohne irgendwelche Deckung, während unsere Batterie vollkommen gedeckt stand gegen Sicht. In kurzer Zeit war die eine feindliche Batterie zusammengeschossen, die andere wagte gar nicht mehr aufzufahren. Der Anblick soll grauenhaft gewesen sein. Mannschaften und Pferde zu Dutzenden durcheinander. Zum Schluß attackierte noch eine Schwadron von uns gegen eine mehrfache Übermacht, doch stoben die Russen nach allen Seiten auseinander. Die Schwadron hat schon sehr viel hier geleistet, eine Unmenge Kosaken auf Patrouille erschossen; die Hälfte der Schwadron besteht schon aus Kosakenpferden. Die Unsrigen haben erst einen Toten, einen Vermißten und wenige Verwundete. Pardon wird von ihnen nur den Verwundeten gegeben, da die Kosaken hier unmenschlich gehaust haben. Die Bahnhöfe, Güter und ein Teil der Stadt sind von den Kosaken verbrannt worden, als unsere Mannschaften noch nicht hier waren. Die Läden sind zerstört, viele Einwohner verwundet und getötet. Im Lazarett liegt einer, dem sie beide Augen ausgeschossen haben. Übermorgen geht es wohl wieder fort von hier — wohin, weiß ich noch nicht."

Wie die Kosaken in ostpreußischen Dörfern gehaust haben, erfährt man aus einem Briefe, den die „Post" abgedruckt hat. Der Verfasser schreibt unterm 7. August aus Kosuchen bei Bialla folgendes:

„Plötzlich zeigten sich am Sonntag, vormittags zehn Uhr, einzelne Reiter hier und dort, und es hieß: Die Kosaken sind da! Einen tiefen Eindruck machte dies auf die Bevölkerung nicht, da jedermann überzeugt war, daß ihr Bleiben nur von kurzer Dauer sei und daß sie sich menschlich aufführen würden. Aber ein dumpfer Druck legte sich auf die Gemüter, als am Nachmittag die Höhen von Patrouillen von zwei bis zwanzig Mann besetzt wurden, Haufen von Reitern hin und her ritten und auch die Wäldchen, deren Zahl hier groß ist, stark besetzt wurden. Die Kosaken, von denen eine große Anzahl auch Polnisch sprach, suchten stellenweise Anknüpfungspunkte mit der Bevölkerung und suchten sie aufzuhetzen.




**Im Kampf mit Franktireurs.**

Nach einer Originalzeichnung von Hugo L. Braune.

Einzelne Gewalttätigkeiten kamen schon am Sonntagvormittag vor. Die Postagentur und Meierei im Dorfe Kosuchen wurden überfallen, die Telephone zerstört, Sachen umhergeworfen, nach Papieren gesucht und der Meiereibesitzer mit seiner Frau gemißhandelt, als sie nicht mit Geld herausrückten. Die späteren Tage lehrten, daß die drohend geschwungene Lanze und der Gesichtsausdruck kein Possenspiel war. Die Nacht zum Montag war wohl die schlafloseste seit vielleicht hundert Jahren für den ganzen Grenzbezirk dieser Gegend. Der prachtvolle Montagmorgen ließ sich sehr friedlich an. Plötzlich steigen über dem Dorfe Schwiddern starke Rauchsäulen auf, die sich bald zu einer großen Masse ballen. Lange bleibt man nicht im ungewissen. Im eigenen Dorfe zucken Feuerflammen in den Strohdächern hier und da auf. Die Flammen breiten sich über die Dachfläche aus, und bald steht das betreffende Gehöft in Flammen. Jammernde Hausbewohner stürzen aus den Häusern heraus, und zwischendurch reiten dunkelbraune Teufel in Kosakengestalt umher, und nach welchem Dach sie ihre verruchte Hand strecken, das ist den Flammen verfallen. Die Greuelszenen, die sich entspannen, spotten jeder Beschreibung.

Am schlimmsten ging's im Grenzort Schwiddern zu, wo die Barrikaden gebaut waren. Schon der bloße Gedanke, daß den Steppenwölfen Widerstand geleistet werden sollte, stachelte sie zur Rache an. Einzelne steckten von der Rückseite die Gehöfte an und einzelne die Häuser von der Straße aus. Zur Erhöhung der Panik wurde kommandiert: Lewo, prawo! Lewo, prawo! Links, rechts! Links, rechts! und Salven sausten zwischen die fliehenden und jammernden Bewohner. Das Retten der Sachen wurde verhindert. Die angesehene Besitzersfrau Wiktor lief mit gerungenen Händen über die Straße und wurde niedergeschossen. Der einundachtzigjährige Altsitzer Sokolowski wurde auf der Hausschwelle erschossen und die Leiche ins brennende Haus geworfen, wo sie verkohlt aufgefunden wurde. Im ganzen wurden in Schwiddern sechs Tote und mehrere Verwundete gezählt.

In Kosuchen wurde ein Mann angeschossen und ein Schulmädchen erschossen. Hier und in anderen Orten wurde wenigstens den Leuten die Rettung ihrer Sachen gestattet. In Bialla wurde die Postschaffnersfrau Bunni, Mutter von sieben Kindern, am Fenster erschossen. Der Kaufmannsgehilfe Günther wurde vor die Tür gelockt und niedergehauen. In Bialla waren sieben Tote und ungefähr zehn Verwundete. Fast alle Schaufenster wurden zertrümmert und einzelne Läden geplündert. Viele Häuser weisen Kugelspuren auf. Die Dörfer Sulimmen, Belzonzen und Skodden sind fast völlig eingeäschert. Hier wurden auch die massiven Häuser niedergebrannt. In vielen Häusern wurden die Möbel zertrümmert. Einem Imker wurde der Honig — über zwei Zentner — auf den Hof gegossen, zertreten und verunreinigt. Die verängstigten Bewohner flüchteten mit den Resten ihrer beweglichen Habe in die Brüche und Wälder, wo sie tagelang umherirrten. Manche flohen bis Arys, Lötzen und Rastenburg. Das sind bis acht Meilen weit. Einzelne sind noch nicht am Sonnabend heimgekehrt. Vielen war auch das Vieh verbrannt. Dem Wirt Kordasz in Schwiddern verbrannten sieben Pferde, siebzehn Stück Vieh und vierzig Schweine. Die besten Pferde raubten die Kosaken. Die Bewohner mancher Dörfer mußten ihnen das Essen liefern. Sie betrachteten sich als die Herren des Landes.

Am Montagnachmittag zeigte sich in der Luft eine Rumplertaube. Alles atmete auf, und die Hoffnung griff Platz: Unser Heer verläßt uns nicht."

Von den Schandtaten der Kosaken berichtet u. a. eine im „Berliner Lokalanzeiger" abgedruckte Postkarte, auf der die Besitzerin eines kleinen Gehöftes in dem Grenzdörfchen Skodden bei Bialla ihrem Bruder schreibt: „Teile Dir mit, daß wir seit Montag heimatlos sind. Unsere Heimat ist ein Trümmerhaufen und Asche. Wir mußten fliehen und haben nur das bloße Leben gerettet. Vater, Emma und Hugo, die zurückgeblieben waren, wurden von Kosaken ermordet. Was soll nun werden, wir haben alles verloren. Wer weiß, ob Dich die Karte trifft, denn Du bist wohl selber im Feuer." Skodden liegt direkt an der Grenze und hat zweihundertneunzig Einwohner.

Am 14. August versuchte russisches Militär, unter dem sich Automobile und Kosaken befanden, in einige Ortschaften der Umgegend von Coadjuthen im Kreise Tilsit einzudringen. Den deutschen Truppen gelang es aber, die Russen überall hinauszutreiben und das Land vom Feinde zu säubern, der sich unter Verlusten über die Grenze zurückzog, während die deutschen Truppen den Ort Dagutschen besetzten.

Eine hocherfreuliche Nachricht meldete der Kommandierende General des I. Armeekorps:

„Am 17. August fand ein Gefecht bei Stallupönen statt, in dem Truppenteile des I. Armeekorps mit unvergleichlicher Tapferkeit kämpften, so daß ein Sieg erfochten wurde. Mehr als dreitausend Gefangene und sechs Maschinengewehre sind in unsere Hände gefallen. Viele weitere russische Maschinengewehre, die nicht mitgeführt werden konnten, wurden unbrauchbar gemacht."

Auch bei diesem Einfall haben sich die Russen als Räuber und Mordbrenner erwiesen. Wie der „Ostdeutsche Grenzbote" meldete, sind bei Eydtkuhnen fast sämtliche Ortschaften in der Nähe der Grenze innerhalb dreier Tage von russischen Soldaten angezündet und zum größten Teil niedergebrannt worden. Eydtkuhnen, das von den Einwohnern geräumt ist und öde daliegt, brennt seit einigen Tagen. Den gewaltigen Feuerschein kann man von Stallupönen aus ganz deutlich sehen. Es sind ferner von den Russen folgende Grenzorte angesteckt worden: Romeiken, Eszerkehmen, Williothen, Schleuwen, Kallweitschen, Ragoßballen, Kinderweitschen, Radszen, Sodargen, Stärken. Die Einwohner mußten ihre Habe verlassen und haben meistens nur ihr Leben und die Kleider gerettet. Am Dienstag schossen die Brandstifter sogar alles nieder, was in ihren Bereich kam. In Radszen sind allein etwa sieben Personen niedergeschossen worden.

Als Kuriosum sei hier angefügt, daß aus Darkehmen gemeldet wurde, die Russen hätten dort laut die Eroberung einer deutschen Fahne, die sie in einem Gefecht bei Marggrabowa erbeutet haben wollten, verkündet. Es handelte sich aber nur um eine Fahne, die bei feierlichen Gelegenheiten auf dem Postgebäude aufgezogen wird.

Wie aus dem bisher dargestellten Verlauf der Kämpfe an der russischen Grenze hervorgeht, versuchten die Russen seit vierzehn Tagen mit Kavalleriedivisionen und zuweilen gar mit gemischten Kolonnen über die Grenze Ostpreußens zu kommen und Verwüstungen in unserm Lande anzurichten. Sie holten sich zwar bei allen Vorstößen blutige Köpfe und manchmal ziemlich ernste Schlappen, da unsere Ostpreußen sich nicht gerade durch Sanftmut auszeichnen und gehörig dreinhieben, aber die den Russen erteilten Lektionen scheinen doch nicht so ernst gewesen zu sein, daß sie die Verwüstungs- und Plünderungsgier hätten legen können. So machten die Russen denn am 17. August wieder einen Vorstoß über das bereits mehrfach von ihnen heimgesuchte Eydtkuhnen in der Richtung auf Gumbinnen, das als größere Stadt wohl manches in seinen Mauern hat, was russische Generale und Soldaten anzulocken vermag. Sie hatten gewiß nicht die Absicht gehabt, bei dem kleinen Stallupönen, welches zehn Kilometer von der Grenzstadt Eydtkuhnen entfernt liegt, haltzumachen, aber sie fanden in dem Ort Truppenteile des I. Armeekorps, die sich ungemein tapfer schlugen und einen Sieg davontrugen, der den Russen das weitere Vordringen unmöglich machte. Die braven Ostpreußen verfolgten den geschlagenen Feind gründlich; sie nahmen ihm dabei mehr als dreitausend Gefangene ab und eroberten sechs Maschinengewehre. Ein erfreulicher Erfolg des I. Korps, wenn er auch auf den Ausgang des Krieges zunächst noch keinen großen Einfluß haben konnte.

Stallupönen liegt etwa fünfzehn Kilometer von der russischen Grenze an dem Knotenpunkt der Bahnlinien nach Königsberg und Memel. Diese wichtige Gegend war schon wiederholt Gegenstand russischer Angriffe. Am 6. August war es die 3. russische Kavalleriedivision, welche bei Romeiken, südlich Eydtkuhnen, erschien. Sie ging aber sofort zurück, als die deutsche Kavallerie auftauchte. Dann erschien dieselbe Kavalleriedivision einige Tage später wiederum und wurde von drei deutschen Grenzschutzkompanien und etwas Feldartillerie zum zweitenmal über die Grenze gejagt. Der am 17. August gemeldete russische Vorstoß auf Stallupönen hatte nun doch zu einem deutschen Siege geführt.

Auf die Schlacht bei Stallupönen bezieht sich die nachstehende Feldpostkarte:

„Am Sonnabend, den 15. August, schon hatten kleine



Trupps einen Abstecher nach Rußland gemacht, sich aber wieder zurückgezogen, da der Feind in gedeckter Stellung sich befand. Am Montag, den 17. August, ist es dann zu einem ernsthaften Zusammenstoß gekommen. Nach den Erzählungen unserer Leute hat sich vor allem unsere Artillerie gegenüber der russischen Artillerie sehr überlegen gezeigt, sowohl was die Treffsicherheit, als auch was die Geschoßwirkung betraf. Russische Granaten sollen vielfach nicht explodiert sein. Von der russischen Infanterie erzählt man, daß sie sich selten aus gedeckten Stellungen herauswagt. Nachdem wir festgestellt hatten, daß russische Schützen namentlich gern aus den Fenstern der Häuser und aus Kellerfenstern schießen, hat man sie durch Artilleriefeuer schnell daraus vertrieben. Einen offenen Kampf sollen die Russen scheuen. Sobald wir aufsprangen und stürmten, erzählte mir ein Berliner, rissen sie aus. Wenn wir sie einholten, warfen sie die Flinten weg und ließen sich gefangennehmen. Ein Berliner erzählte mir mit Stolz, daß er allein fünf Russen gefangennahm, die er überrascht hat.

Von der Bestrafung eines verräterischen Müllers an der Grenze erzählt mir ein Grenadier: Der gute Müller hatte seine Windmühle als Signal für die Russen benutzt und sie nicht nach dem Winde, sondern stets nach der Seite gedreht, wo unsere Artillerie stand. Das merkten wir aber bald und haben ihn der Einfachheit halber an seiner Windmühle aufgehängt."

Unterm 22. August wurde folgender amtliche Bericht ausgegeben: „Starke russische Kräfte sind gegen die Linie Gumbinnen—Angerburg im Vorgehen. Das I. Armeekorps hat am 20. August erneut den auf Gumbinnen vordringenden Feind angegriffen und zurückgeworfen. Dabei sind achttausend Gefangene gemacht und acht Geschütze erbeutet. Von einer bei dem I. Armeekorps befindlichen Kavalleriedivision war längere Zeit keine Nachricht da. Die Division hat sich mit zwei feindlichen Kavalleriedivisionen herumgeschlagen. Sie traf gestern bei dem I. Armeekorps mit fünfhundert Gefangenen wieder ein."

Über dieses Gefecht brachten wir eine eingehende Schilderung eines Augenzeugen bereits auf Seite 52 u. folg.

Von einer Gumbinner Familie, die wegen des Krieges ihr dortiges Anwesen verlassen mußte und inzwischen in Berlin eingetroffen ist, werden folgende Einzelheiten und Eindrücke berichtet:

„Nach dem Siege unserer tapferen Truppen bei Stallupönen glaubten wir schon, daß unsere Stadt von den kriegerischen Ereignissen verschont bleiben würde. Die dortigen Kämpfe hatten sich in der Zeit vom 17. bis 18. August abgespielt, jedoch noch einige Stunden von unserer Stadt entfernt, obwohl der Kanonendonner und der Lärm des Kampfes vernehmlich zu unseren Ohren drangen. Unser Haus befand sich in der Nähe des Bahnhofs, und tagelang vorher konnten wir die Bevölkerung der in Mitleidenschaft gezogenen Ortschaften durchziehen sehen; viele hatten in der Eile nur das Notwendigste mitnehmen können. Auch zahlreiche Verwundete wurden bereits in die Stadt gebracht.

Am Abend des 18. August verlautete, daß der Feind erneut gegen unsere Stadt im Vorgehen begriffen sei. Nach einer verhältnismäßig ruhigen Nacht hörten wir gegen Morgen das Geschützfeuer heftiger werden — es war kein Zweifel mehr, diesmal wurde es ernster. Verschiedentlich wurde uns deshalb geraten, die Stadt zu verlassen. Wir packten unsere Habseligkeiten zusammen und eilten auf den Bahnhof. Hier hatten sich schon vor uns viele Gumbinner Familien und besonders Leute aus den Dörfern der Umgegend, die bis zum letzten Augenblick auf ihrer Scholle geblieben waren, versammelt. Unterschiede zwischen arm und reich waren gänzlich ausgelöscht, jeder hatte etwas verloren und zurücklassen müssen, die meisten waren gänzlich mittellos. Trotzdem waren alle voller Zuversicht im Vertrauen auf die unvergleichliche Tapferkeit unserer Soldaten und hofften, bald wieder zurückkehren zu können. Jeder war auch nach Kräften bemüht, des anderen Last tragen zu helfen und zu lindern. Einige berichteten über haarsträubende Grausamkeiten der russischen Kosaken, die sich vor unseren Truppen feige und hinterlistig benehmen, der zurückgebliebenen wehrlosen Bevölkerung gegenüber aber im Rauben und Morden Außerordentliches leisten.




**Eroberung russischer Geschütze durch deutsche Kavallerie in den Kämpfen bei Soldau.**
Nach einer Originalzeichnung von E. Klein.

So manche Greueltat der russischen Soldateska wurde hier von durchaus einwandfreien Zeugen wiedergegeben und erweckte überall Zorn und tiefste Empörung. Ein alter Herr verlas den Brief seines Sohnes, der in der Front kämpft. In dem Schreiben heißt es unter anderem: ‚Wir sind sehr empört über die hinterlistige Kampfesweise der Russen. Sobald Teile von uns im Gefecht vorgehen und den Russen aufs Fell rücken, heben diese die Arme schon von weitem hoch und lassen durch Niederlegen der Gewehre erkennen, daß sie sich ergeben wollen. Sobald wir aber bis auf einige Schritte nahegekommen sind, schießen die Halunken mit dem schnell aufgehobenen Gewehre auf uns. In vielen Fällen wurde auch auf Mitglieder des Roten Kreuzes geschossen.‘ Die feindlichen Gefangenen, die durch Gumbinnen geführt wurden, bestanden zum größten Teil aus russischer Infanterie. Einige sprachen Deutsch und erzählten, daß sie bisher in allen Gefechten schreckliche Verluste erlitten hätten; die Schützengräben seien bis zum Rande von Gefallenen voll, viele Offiziere hätten sich immer hübsch vorsichtig hinter der Front gehalten.

Inzwischen ist unser Zug eingefahren; er hätte doppelt so lang sein müssen. Es schien einfach unmöglich, alle zu befördern; einige Gumbinner kehrten um, um zu Wagen oder zu Fuß zunächst Insterburg zu erreichen. Wir anderen aber versuchten, so gut es ging, uns einzurichten, und bald saßen oder standen wir eingekeilt zwischen Betten und Reisegepäck aller Art im Zuge. Wer nie eine solche Fahrt mitgemacht, hat keinen Begriff davon, was es heißt, zweiundvierzig Stunden auf engstem Raum eingepfercht zuzubringen, während der Nacht völlig im Finstern, dazwischen Kindergeschrei. Und vor allem die Sorge um die Heimat! Würden wir noch einmal unser Häuschen unversehrt wiedersehen? Unwillkürlich denkt man der Friedenszeit, wo eine solche Fahrt im D-Zug Eydtkuhnen—Berlin fast eine Erholungsfahrt bedeutet. In Insterburg trafen wir auf einen Zug mit Gefangenen und Verwundeten. Neben deutschen Soldaten, die auf dem Schlachtfelde verwundet waren, sah man auch russische Verletzte. Sowohl diese als auch die in unsere Gefangenschaft geratenen Russen präsentierten sich zum größten Teil in recht schlechter Verfassung. Schuhwerk und Bekleidung lassen viel zu wünschen übrig, einige waren barfuß, die Uniformen beschmutzt und zerrissen. Wie gut, praktisch und haltbar ist dagegen der Anzug unserer deutschen Soldaten.

In langsamer Militärzugfahrt ging die Reise über Königsberg, Dirschau, Schneidemühl. Am Sonntag, dem 23., gegen Morgen trafen wir auf Bahnhof Alexanderplatz ein. Trotz der großen körperlichen Müdigkeit — zunächst eine Zeitung! Und mit gespanntestem Interesse lasen wir: ‚Das 1. Armeekorps hat am 20. d. M. erneut den auf Gumbinnen vorgehenden Feind angegriffen und geworfen, dabei sind achttausend Gefangene gemacht und acht Geschütze erbeutet worden.‘ Dankbaren Herzens gedenken wir unseres tapferen Heeres an der Ostgrenze, das unser Eigentum dort oben bisher machtvoll geschützt hat. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da wir im Gefühl vollkommener Sicherheit wieder die Rückfahrt antreten können!“

Der bisherige Kriegsverlauf bildet ein unvergängliches Ruhmesblatt für die Truppen Ostpreußens, die allein den Ansturm der Russen auszuhalten hatten. Hocherfreulich war u. a. auch das schon im amtlichen Bericht mitgeteilte famose Reiterstückchen. (Siehe Seite 91.)

Amtlich wurde über diesen Sieg von Gumbinnen ein gewisser Schleier gebreitet, und dieser Schleier wurde noch dichter, als folgende amtliche Meldung bekanntgegeben wurde:

„Berlin, 24. August. (Wolffsches Telegraphenbüro.) Während auf dem westlichen Kriegschauplatze die Lage des deutschen Heeres durch Gottes Gnade eine unerwartet günstige ist, hat auf dem östlichen Kriegschauplatz der Feind deutsches Gebiet betreten. Starke feindliche Kräfte sind in Richtung der Angerapp und nördlich der Eisenbahn Stallupönen—Insterburg vorgedrungen. Das I. Armeekorps hatte den Feind bei Wirballen in siegreichem Gefecht aufgehalten. Es wurde zurückgenommen auf weiter rückwärts stehende Truppen. Die hier versammelten Kräfte haben den bei Gumbinnen und südlich vordringenden Gegner angegriffen. Das I. Armeekorps warf den gegenüberstehenden Feind siegreich zurück, machte sechstausend Gefangene und eroberte mehrere Batterien. Eine zu ihm gehörende Kavalleriedivision warf zwei russische Kavalleriedivisionen und brachte fünfhundert Gefangene ein. Die weiter südlich kämpfenden Truppen stießen teils auf starke Befestigungen, die ohne Vorbereitung nicht genommen werden konnten, teils befanden sie sich in siegreichem Fortschreiten. Da ging die Nachricht ein vom Vormarsch weiterer feindlicher Kräfte aus Richtung des Narew gegen die Gegend südwestlich der masurischen Seen. Das Oberkommando glaubte hiergegen Maßnahmen treffen zu müssen und zog seine Truppen zurück. Die Ablösung vom Feinde erfolgte ohne jede Schwierigkeit. Der Feind folgte nicht. Die auf dem östlichen Kriegschauplatz getroffenen Maßnahmen mußten zunächst durchgeführt und in solche Bahnen geleitet werden, daß eine neue Entscheidung gesucht werden kann. Diese steht unmittelbar bevor. Der Feind hat die Nachricht verbreitet, daß er vier deutsche Armeekorps geschlagen habe. Diese Nachricht ist unwahr. Kein deutsches Armeekorps ist geschlagen. Unsere Truppen haben das Bewußtsein des Sieges und der Überlegenheit mit sich genommen. Der Feind ist über die Angerapp bis jetzt nur mit Kavallerie gefolgt. Längs der Eisenbahn soll er Insterburg erreicht haben. Die beklagenswerten Teile der Provinz, die dem feindlichen Einbruch ausgesetzt sind, bringen dieses Opfer im Interesse des ganzen Vaterlandes. Daran soll sich dasselbe nach erfolgter Entscheidung dankbar erinnern.

Der Generalquartiermeister.
(gez.) v. Stein.“

Diese Meldung klingt nicht wie ein Siegesbericht. Nach Lage der Dinge handelte es sich aber lediglich um eine notwendige strategische Maßnahme. Das geht auch aus einer in der „Ostdeutschen Volksstimme“ vom 22. August veröffentlichten Mitteilung des Ortskommandanten von Insterburg, Generalmajor Mittelstaedt, hervor, durch welche die Einwohner auf eine russische Invasion vorbereitet wurden. Da heißt es:

„Die Russen sind gestern und heute vorwärts Gumbinnen schwer geschlagen und können vor acht Tagen nicht hier sein. Die hiesigen Truppen sind auf höheren Befehl anderswo zu verwenden, werden aber zwei bis drei Tage mindestens in der Nähe bleiben. Es wird bald größere Einquartierung kommen. Die Intendantur ist angewiesen, durch die Stadtbehörden den hiesigen Einwohnern alles an Lebensmitteln zu geben, was sie hat. Einzelne direkt Anfordernde erhalten nichts. Falls die Stadt von preußischen Truppen geräumt und später (was überhaupt vor acht Tagen nicht möglich) die Russen Insterburg besetzen sollten, so ist es das beste, wenn jeder Einwohner in seinem Hause bleibt und den Russen gegenüber Gastfreundschaft übt. Nur dann, aber auch nur dann ist es gewährleistet, daß keine Repressalien geübt werden. Erfahrungsgemäß rauben die Russen nur die Häuser aus, die verschlossen sind. Es wird daher ernstlich geraten, daß jeder in seinem Hause bleibe. Ich ersuche in diesem Sinne zu wirken!“

Der Oberbürgermeister von Insterburg, Dr. Kirchhoff, erließ eine ähnliche Bekanntmachung an die Bevölkerung.

Ängstliche Gemüter sahen in dieser Veröffentlichung und noch mehr in der amtlichen von uns oben wiedergegebenen Meldung vom Zurückziehen unserer Streitkräfte aus Gumbinnen ohne Grund einen Sieg der Russen. Am 25. August wurde amtlich bekanntgegeben, daß die ganze Sachlage unserer Kriegsleitung durchaus nicht unerwartet kam, sondern geradezu in ihrem Plane begründet lag. Dieser mußte ja darauf ausgehen, den ersten großen Hauptschlag nach Westen zu führen. War diese Absicht erreicht, so konnte mit vollen Kräften nach Osten vorgestoßen und den inzwischen kämpfenden österreichischen Brüdern zu Hilfe geeilt werden. In Wahrheit handelte es sich, wie bald klar werden sollte und später ausführlich berichtet werden wird, bei all diesen Maßnahmen um die Vorbereitung eines in den letzten Augusttagen geführten Hauptschlages.

Unser Kriegsplan zeigte eine gewisse Übereinstimmung mit dem Österreichs. Auch die Österreicher hielten es nicht für der Mühe wert, besondere Streitkräfte nach Serbien zu werfen, denn dieser Staat drohte allein zugrunde zu gehen; schon durch den Kriegszustand an sich, weil ihm geradezu alles zum Kriegführen fehlte. Dagegen hatte Österreich-Ungarn seine Hauptmacht den Russen entgegengestellt und fast zu gleicher Zeit, als die obige amtliche Meldung über Gumbinnen verbreitet wurde, einen vernichtenden Schlag gegen Rußland geführt. Damals lagen die Verhältnisse so, daß die Russen einige Ortschaften in Ostpreußen besetzt hatten, die Österreicher aber schon weit in Russisch-Polen eingerückt und im Begriff waren, uns die Hände zu reichen.

Auch der oberste Kriegsherr weiß, welches Bollwerk gegen die Russen unsere braven Ostpreußen darstellen. Unterm 27. August hat Seine Majestät der Kaiser dem Staatsministerium nachstehendes Telegramm zugehen lassen:

„Großes Hauptquartier, 27. August.

Die Heimsuchung meiner treuen Ostpreußen durch das Eindringen feindlicher Truppen erfüllt mich mit herzlicher




**Verpflegungsstati m Aufmarschgebiet.**

Nach einer Originalzei von Hans W. Schmidt.

Teilnahme. Ich kenne den in noch schwererer Zeit bewährten, unerschütterlichen Mut meiner Ostpreußen zu genau, um nicht zu wissen, daß sie stets bereit sind, auf dem Altar des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern und die Schrecknisse des Krieges standhaft auf sich zu nehmen. Das Vertrauen zu der unwiderstehlichen Macht unseres heldenmütigen Heeres und der unerschütterliche Glaube an die Hilfe des lebendigen Gottes, der dem deutschen Volk und seiner gerechten Sache und Notwehr bisher so wunderbar Beistand geleistet hat, werden niemand in der Zuversicht auf baldige Befreiung des Vaterlandes von den Feinden ringsum wanken lassen. Ich wünsche aber, daß alles, was zur Linderung der augenblicklichen Not in Preußen, sowohl der von ihrer Scholle Vertriebenen, als auch der in ihrem Besitz und Erwerb gestörten Bevölkerung, geschehen kann, als ein Akt der Dankbarkeit des Vaterlandes sogleich in Angriff genommen wird. Ich beauftrage das Staatsministerium, im Verein mit den Behörden des Staates, den provinziellen und städtischen Behörden und den Hilfsvereinen auf den verschiedenen Gebieten der Fürsorge durchgreifende Maßnahmen zu treffen und mir vom Geschehenen Meldung zu machen.

Wilhelm, R."

(Fortsetzung folgt.)



Wasserversorgungswagen. Phot. O. Tellgmann, Eschwege.

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Die Verpflegung unserer Heere.

(Hierzu die Bilder Seite 93, 94, 95 und die Kunstbeilage.)

Die Verpflegung der Armeen hat stets eine große, häufig sogar ausschlaggebende Rolle in den Kriegen aller Zeiten gespielt und die Aussprüche Friedrichs des Großen: „Der Weg zum Sieg geht durch den Magen des Soldaten" und „Die Kunst zu siegen ist machtlos ohne die Kunst zu verpflegen" — sind heute noch in gewissem Sinne zutreffend. Was vor 150 und vor 100 Jahren, wo es noch keine Schienenwege gab, bezüglich der Abhängigkeit der Kriegführung von den Hilfsmitteln für Verpflegung galt, das gilt heute in der Zeit der Eisenbahnen noch ebenso, weil die Vorteile des erleichterten Verkehrs- und Transportwesens ausgeglichen werden durch die in dem Anwachsen der Heeresziffern liegenden Schwierigkeiten der Massenverpflegung. Wenn vor 150 Jahren sich auf einem Kriegschauplatz selten mehr als 70 000—80 000 Mann auf jeder Seite gegenüberstanden und die französische „große Armee" im Jahre 1812 etwa 500 000 Mann stark war, so hatten schon im Jahre 1870 die mobilen deutschen Truppen die Zahl einer Million nahezu erreicht, der jetzige Krieg aber sieht weit größere Menschenmassen auf jeder Seite des Kampffeldes vereinigt. Daß die Verpflegung solcher auf verhältnismäßig engem Raum versammelten Massen trotz der heutigen Kultur- und Verkehrsverhältnisse eine schwierige Aufgabe ist, muß ohne weiteres einleuchten und ebenso, daß es der sorgfältigsten und umfassendsten Vorbereitungen schon im Frieden bedarf, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, die mit der Mobilmachung plötzlich an die Heeresleitung herantritt. Ein Armeekorps bedarf täglich rund 45 000 Kilogramm an Verpflegung für die Mannschaften und 90 000 Kilogramm an Hafer für die Pferde; vervielfältigt man diese Summe des Tagesbedarfs eines Armeekorps für ein Millionenheer, so wird man erkennen, welche ungeheuren Massen von Proviant nötig sind, um dessen Bedürfnisse zu befriedigen.

Ohne einige trockene Zahlen läßt sich kein richtiges Bild von dem ganzen Verpflegungsapparat einer Armee gewinnen. Der Weg dazu führt am besten vom kleinen zum großen, von den Bedürfnissen des einzelnen Mannes zu dem Bedarf der größeren Gesamtheit im Armeekorps- und Armeeverband und zu dessen Deckung und Bereitstellung, und damit im Zusammenhang zu einem allgemeinen Überblick über die verschiedenen Arten der Verpflegung des Heeres im Aufmarschgebiet und auf dem Kriegschauplatz.

Die gegen die gewöhnliche Friedensbeköstigung des Mannes erhöhte Kriegsportion — die Feldkost — welche sämtlichen im mobilen Verhältnis befindlichen Mannschaften, Offizieren und Beamten gewährt wird, besteht in der Brotportion: 750 Gramm Brot oder 500 Gramm Feldzwieback, und der Beköstigungsportion: 375 Gramm



Fahrbare Feldküche. Phot. O. Tellgmann, Eschwege.

frisches oder gesalzenes Fleisch, oder statt dessen 200 Gramm geräuchertes Fleisch, Speck, Fleischwurst, Dauerwurst oder Fleischkonserven; an Gemüsen: 125 Gramm Reis, Graupen oder 250 Gramm Hülsenfrüchte oder Mehl, oder 1500 Gramm Kartoffeln, oder 150 Gramm Gemüsekonserven, oder 60 Gramm Dörrgemüse, oder die Hälfte der Portionssätze für Gemüse und 500 Gramm Kartoffeln; 25 Gramm gebrannten Kaffee oder 3 Gramm Tee mit 17 Gramm Zucker; 25 Gramm Salz. Diese Portion kann in Feindesland auf Befehl des Kommandierenden Generals — beziehungsweise über die Dauer von zwei Tagen auf Befehl des Armeeoberkommandos — erhöht oder durch Zutaten von Getränken und Zigarren ergänzt werden. Das durchschnittliche Gewicht einer Kriegsportion ist 1100 Gramm. In lebenden Stücken läßt sich der tägliche Bedarf an frischem Fleisch angeben: für ein Bataillon auf 2 Ochsen oder 5 Schweine oder 18 Kälber oder Hammel, für ein Kavallerieregiment auf 1 1/3 Ochsen oder 3 Schweine oder 12 Kälber (Hammel); für eine Eskadron oder Batterie 1/3 Ochse oder 3/4 Schweine oder 3 Kälber (bei Magervieh das Doppelte); für ein Armeekorps auf etwa 60 Ochsen täglich. Die Kriegsration soll bestehen für die Reitpferde aus 6 Kilogramm Hafer, 2,5 Kilogramm Heu und 1,5 Kilogramm Futterstroh, für die Zugpferde der schweren Artillerie des Feldheeres und der Belagerungstrains aus 12 Kilogramm Hafer, 7,5 Kilogramm Heu und 3 Kilogramm Futterstroh. —

Unabhängig von der dem regelmäßigen Verpflegungsmodus zugrunde liegenden Kriegsportion führt die Truppe als einen dauernden Verpflegungsvorrat für den Notfall einen eisernen Bestand mit sich, bestehend in drei — bei der Kavallerie neben einer Portion Fleisch- und Gemüsekonserven zwei — eisernen Portionen, zu der gehören: 250 Gramm Eier- oder Feldzwieback, 200 Gramm Fleischkonserven, 150 Gramm Gemüsekonserven, 25 Gramm Salz und 25 Gramm Kaffee im Gewicht von 750 Gramm einschließlich Verpackung in Ein- bzw. Zweiportionsbüchsen.

Die Unterbringung des eisernen Bestandes erfolgt bei den Fußtruppen für zwei Portionen im Tornister, für die dritte in den fahrbaren Feldküchen; bei der Kavallerie für eine Portion und die Fleisch- und Gemüsekonserven in den Packtaschen, für die andere im Lebensmittelwagen; bei den übrigen Truppen und Formationen teils im Tornister, teils auf den Pferden oder Fahrzeugen. Auf die Behütung dieses „Notpfennigs“ ist die ganz besondere Aufmerksamkeit der Vorgesetzten hingewiesen: „Alle Offiziere haben die Pflicht, innerhalb ihres Befehlsbereichs mit allen Mitteln auf die Erhaltung des eisernen Bestandes hinzuwirken. Den Mannschaften muß der Wert dieses Verpflegungsvorrates für ihre Selbsterhaltung klargemacht werden,“ so bestimmt die Felddienstordnung. Der Verbrauch darf nur im Notfall und bei vollständigem Mangel anderer Verpflegungsmittel mit Genehmigung der Vorgesetzten — und auch von diesen nur für eine Portion — eintreten und muß darüber sofort nach oben gemeldet und der Bestand sobald als möglich wieder ergänzt werden. In gleicher Weise führen als eiserne Rationen mit: Kavallerie für Zugpferde drei Rationen auf den Fahrzeugen, für die Reitpferde eine Drittelration auf den Pferden zum täglichen Verbrauch, für deren Ersatz sofort zu sorgen ist; die Fußtruppen und Trains für Reitpferde eine, für Zugpferde drei Rationen, Artillerie und sonstige Formationen anderthalb bis zwei, teils auf den Pferden, teils auf den Fahrzeugen. Die Ration kommt in bezug auf Hafer der Tagesration gleich; Heu und Stroh gehören nicht zur eisernen Ration, weil beides zu viel Raum



Aus dem Album „Unsere Infanterie“. Mit Genehmigung der Kunstverlagsanstalt Gerhard Stalling, Oldenburg i. G.

Abkochen im Biwak.



beansprucht und bei gutem Wetter leicht verstaubt, bei schlechtem verfault. Wie groß die Menge der benötigten Fourage ist, zeigt ein Vergleich des Gewichtsverhältnisses des Verpflegungsbedarfs einer Infanteriedivision (16 400 Mann, 3400 Pferde) für Mann und Pferd, indem einem Gewicht der Portionen von 18 000 Kilogramm etwa 20 000 Kilogramm für Rationen gegenüberstehen, also beinahe gleiche Zahlen gegenüber einem Verhältnis von Mann und Pferd wie 5 : 1.

Die nächste Vorratskammer nach dem Tornister des einzelnen Mannes und den Truppenfahrzeugen sind die den Truppenteilen zugeteilten Lebensmittel- und Futterwagen: für jede Kompanie der Fußtruppen ein zweispänniger Lebensmittelwagen, für jede Maschinengewehrabteilung, Eskadron, Batterie und Feldluftschifferabteilung ein Lebensmittelwagen und ein vierspänniger Futterwagen. Diese Wagen werden sofort nach der Mobilmachung auf



Rast im Heerlager mit den Proviant- und Bagagewagen. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

dem Wege der Aushebung beschafft, sofern nicht die Truppenteile solche schon im Frieden angekauft haben. Mit einer Ladung von 500 Kilogramm sind die Lebensmittelwagen imstande, eine vollständige Portion (einschließlich Brot), eine dreitägige Teeportion, eine eintägige Haferration für die Offizierspferde und das zum Backen von Brot und Schlachten von Vieh erforderliche Gerät mitzuführen und in der Regel noch eine zweite Portion ohne Fleisch zu verladen. Der vierspännige Futterwagen mit einem Ladegewicht von 1000 Kilogramm führt eine Haferration für die Reitpferde der Kavallerie und reitenden Artillerie und für sämtliche Pferde der fahrenden Artillerie. Bei der Kavalleriedivision führt der Futterwagen der leichten Munitionskolonne noch eine Verpflegungsportion mit. Zu den Lebensmittelwagen des Infanterie-, Jäger- und Pionierbataillons, des Kavallerieregiments und schweren Fußartilleriebataillons tritt noch ein für die Truppe sehr wertvoller Wagen, der Marketenderwagen zum Vertrieb von Genuß- und Verbrauchsartikeln nach Anordnung des Truppenkommandeurs, sowie unter Umständen der Wasserversorgungswagen.

Eine weitere der Neuzeit angehörige Verpflegungseinrichtung von besonderer Bedeutung ist die Ausrüstung der Truppe mit der fahrbaren Feldküche für jede Infanterie-, Jäger- und Pionierkompanie und jede Batterie der schweren Artillerie des Feldheeres. Dieser zweispännige Küchenwagen mit Protze und Hinterwagen hat in letzterem einen 200 Liter fassenden Speisekessel sowie einen 70 Liter fassenden Kaffeekessel und ist bestimmt, der Truppe die mühsame und zeitraubende Arbeit des Kochens nach ermüdenden Märschen im Biwak abzunehmen. Er hat deshalb auch seinen Platz in der Marschkolonne bei der die Truppe unmittelbar begleitenden Gefechtsbagage. Die Speisen, die schon abends vorher oder in der Frühe angekocht und in dem Kessel während des Marsches zubereitet werden, können beim Übergang der Truppe zur Ruhe sofort zur Verausgabung gelangen. Der große Vorteil, der in der Entlastung des Mannes von der Arbeit des Kochens liegt, wird noch wesentlich dadurch erhöht, daß die Speisen meist besser und schmackhafter zubereitet sind, als dies sehr häufig im Biwak unter erschwerenden Umständen, durch Unkenntnis oder Ermüdung der Mannschaften, nasses Holz, regnerisches windiges Wetter, mangelnde Zeit und dergleichen, möglich ist. Vielfach ist im Feldzug das Kochen nach übermäßigen Anstrengungen ganz unterblieben. Die Feldküchen ermöglichen es, dem Soldaten die Hauptmahlzeit nicht erst nach langen Märschen, oft spät abends zu verabreichen, sondern zu geeigneten Zeiten in den Mittagstunden bei längeren Ruhepausen. Mit der durch die Feldküchen gegebenen Möglichkeit einer regelmäßigeren und besseren Beköstigung des Mannes wird eine erfahrungsmäßig häufige Ursache von gesundheitsschädigender Überanstrengung und Schwächung des Soldaten beseitigt und dadurch seine Widerstandskraft gegen Krankheiten epidemischen Charakters erhöht.

Eine bewegliche Verpflegungsreserve in größerem Rahmen bilden die Proviant- und Fuhrparkkolonnen und die beiden Feldbäckereikolonnen des Armeekorps. Die Proviantkolonnen, die besser bespannt und weniger belastet sind als

die Fuhrparkkolonnen, um den Truppen leichter folgen zu können, werden in der Regel mit sämtlichen Verpflegungsbedürfnissen für einen bestimmten Truppenteil beladen, und zwar mit Dauerartikeln, Speck, Zwieback, Fleischkonserven und Hafer — kein Brot und kein frisches Fleisch — und werden möglichst lange zurückgehalten, um erst auszuhelfen, wenn andere Verpflegungsarten versagen. Eine Proviantkolonne deckt den Verpflegungsbedarf für etwa eine Infanteriedivision an Portionen auf einen, an Rationen auf einen halben Tag. Eine Fuhrparkkolonne, 60 Planwagen, ladet das Doppelte einer Proviantkolonne und deckt den Tagesbedarf einer Infanteriedivision und einer Staffel der Munitionskolonnen und Trains. Der Tagesbedarf einer Kavalleriedivision für Mann und Roß kann auf einer Proviantkolonne untergebracht werden. Die Gesamtzahl der 13 Verpflegungskolonnen eines Armeekorps deckt den viertägigen Bedarf des Armeekorps und einer halben Kavalleriedivision, so daß die Verpflegung eines Armeekorps durch die auf den Truppenfahrzeugen und Verpflegungskolonnen mitgeführten Verpflegungsbedürfnisse, unabhängig von Quartier und Magazin, auf 8—9 Tage gesichert ist — Proviant- und Fuhrparkkolonnen 4 Tage, Lebensmittelwagen 1—2 Tage, eiserner Bestand 3 Tage. — Für die sichere Lieferung des Brotes, des wichtigsten, weil von dem Mann am schwersten zu entbehrenden Verpflegungsartikels, sind die beiden Feldbäckereikolonnen des Armeekorps bestimmt. Alle Ersatzmittel, Zwieback und andere Surrogate, bleiben eine unvollkommene Aushilfe. Eine Feldbäckereikolonne mit 12 fahrbaren Backöfen neuer Art (Grove) ist imstande, in 24 Stunden bei ununterbrochenem Betrieb 23 000 Portionen zu 1,5 Kilogramm, bei täglichem Ortswechsel 13 000 Portionen zu erbacken. Ein gewöhnlicher Backofen backt in derselben Zeit auf den Quadratmeter Ofenfläche etwa 250 Brotportionen.

Die Ausführung und Überwachung des gesamten Verpflegungsdienstes bei den Infanterie-, Jäger- und Pionierbataillonen, den Kavallerieregimentern, Feldartillerieabteilungen und Fußartilleriebataillonen, und außerdem bei jedem Generalkommando und Armeeoberkommando, liegt in der Hand des jedem dieser Truppenteile beigegebenen Verpflegungsoffiziers (Leutnant). Er besorgt den Empfang und eintretendenfalls den Ankauf und die Beitreibung der Lebensmittel, überwacht den pünktlichen Verkehr der Verpflegungsfahrzeuge zwischen Truppe und Empfangsstelle und ist überhaupt für den ordnungsmäßigen Gang des ganzen Verpflegungsdienstes der Truppe verantwortlich. — Die Verpflegung der Truppen während der Eisenbahnfahrt nach dem Aufmarschgebiet (siehe Kunstbeilage) ist durch die Militärtransportordnung und die Kriegsverpflegungsvorschrift geregelt und in den an den Eisenbahnlinien dafür bestimmten Verpflegungsstationen vorgesehen, welche spätestens vom vierten Mobilmachungstage an im Betrieb sein müssen. Die Auswahl der Stationen trifft die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs unter dem Gesichtspunkte, daß die Militärtransporte innerhalb 24 Stunden möglichst drei, mindestens aber zwei Verpflegungsstationen benutzen können. Zwischen je zwei Verpflegungsstationen wird in der Regel eine Tränkstation und an dieser bei großem Fahrabstand der Verpflegungsstationen noch eine Marketenderei eingerichtet. Für die vollen Kriegsverpflegungsanstalten werden schon im Frieden die Vorbereitungen zur Anlage von Küchen, Speiseschuppen, Marketendereien und Tränkanstalten getroffen; die Verpflegung, für die im Fahrplan im allgemeinen ein einstündiger Aufenthalt vorgesehen ist, erfolgt möglichst von 8 zu 8 Stunden mit zweimaliger warmer Kost innerhalb 24 Stunden zwischen 6 Uhr vormittags und 10 Uhr nachmittags.

Die Verpflegung der Armee im Aufmarschgebiet steht unter der obersten Leitung des Generalintendanten des Feldheeres, der seine Anweisungen nach den Anordnungen des Generalinspekteurs des Etappen- und Eisenbahnwesens trifft. Er regelt den Verpflegungsdienst nach den schon im Frieden getroffenen Vorbereitungen und leitet die gesamten Nachschubverhältnisse mit den ihm unterstellten Organen, den Intendanturen der Armeen und Armeekorps. — Soweit als irgend möglich erfolgt die Verpflegung des Feldheeres im Aufmarschgebiet durch die Quartierwirte, als der für die Truppe bequemsten und vorteilhaftesten Form. Zu den Vorbereitungen der Verwaltungsbehörden im Frieden gehört in dieser Beziehung ein sorgfältiges Studium über die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse und die darauf zu gründende Leistungsfähigkeit des in Frage kommenden Gebietes. Für ein Armeekorps mit einem täglichen Bedarf von 37 000—40 000 Portionen und 10 000 Rationen ist im allgemeinen ein Raum von 500 Quadratkilometern erforderlich, und man darf unter günstigen Verhältnissen darauf rechnen, auf dem Lande das Drei- bis Vierfache der Einwohnerzahl auf einige Tage verpflegen zu können. Bei voraussichtlich längerer Dauer und bei der Anhäufung großer Massen muß aber nach ausgesprochener Mobilmachung sofort mit der Anlage ausreichender Magazine in und hinter dem Aufmarschgebiet vorgegangen und deren Füllung in die Wege geleitet werden.

Für die Verpflegung in Feindesland gilt als oberster Verwaltungsgrundsatz, daß der Bedarf an Verpflegungsmitteln in erster Linie im Bereich der operierenden Armee durch die Truppen oder die Verwaltungsbehörden selbst zu decken ist und die Vorräte des Etappengebietes zunächst eine Reserve bilden. Darum wird auch nach Überschreiten der feindlichen Grenze soweit als möglich die Verpflegung durch die Quartierwirte beibehalten. Sie wird aber bei den jetzigen Heeresmassen in enger schlachtbereiter Versammlung auch ohne jede absichtliche Entziehung der Vorräte durch die feindlich gesinnten Landeseinwohner oft versagen, und es muß dann neben etwaigem freihändigem Ankauf die Beitreibung eintreten. Sie ist die ergiebigste Form, vom Kriegschauplatz zu leben, und erfolgt entweder seitens der Truppen selbst für ihren eigenen Bedarf oder in größerem Umfang seitens der Intendanturen unter Unterstützung durch die Truppen. Zur Vermeidung von Ausschreitungen, die durch die Kriegsartikel mit strenger Strafe bedroht sind, dürfen Beitreibungen der Truppen nur unter Führung von Offizieren, und, soweit keine Zahlung erfolgt, gegen gewissenhaft ausgestellte Bescheinigungen unternommen werden. Der Ankauf hat den Vorteil, daß die Macht des Geldes häufig noch manche verborgenen Vorräte zutage fördert, die der einfachen Forderung vorenthalten werden. Besonders ergiebig sind die noch unberührten feindlichen Gebiete, die von der vorausgehenden Heereskavallerie oder von den vordersten Marschkolonnen betreten werden. Hier gilt es, nicht unnütz verschwenderisch mit den vorgefundenen Vorräten zu verfahren, sondern etwaigen Überfluß für die nachfolgenden Truppen sicherzustellen.

## Die Nacht von Andenne.

(Ein Kampf mit Franktireurs.)

Von Dr. Alex Berg.*)

(Hierzu das Bild Seite 89.)

Unser Reservekorps hatte den Befehl erhalten, die Festung Namur zu belagern und zu diesem Zweck am 20. und 21. August die Maas bei der Fabrikstadt Andenne zu überschreiten. Zurückgehende feindliche Truppen hatten die recht ansehnliche steinerne Brücke, die beide Teile der Maas verbindet, gesprengt. Unter dem Schutz von Infanterie hatten die Pioniere eine neue Brücke geschlagen, deren Fertigstellung am Nachmittag des 20. August erfolgt war, so daß gegen fünf Uhr mit dem Durchmarsch der Truppen durch die Stadt und dem Überschreiten der Maas begonnen werden konnte.

Es war gegen halb sieben Uhr abends, als die leichten Munitionskolonnen der Artillerie, die ich führte, etwa zehn Kilometer vor Andenne angelangt waren, um sich in die Kolonne des Gros einzuschieben. Wir machten vor einem Dorf, an dem die Landstraße nach Andenne vorbeiführt, Rast. Andenne selbst war unseren Blicken durch vorgestreckte bewaldete Anhöhen entzogen. Plötzlich vernahmen wir in der Richtung nach Andenne heftiges Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde lang anhielt und von dem Donner einiger Kanonenschüsse begleitet war. Dann wurde es still. Wir zogen langsam durch das Dorf nach der Landstraße. Vor einzelnen Häusern mit Brunnen standen Trinkeimer. Da wurde von vorne der Befehl durch die Truppen weitergegeben: „Nicht aus den Brunnen trinken; die Brunnen sind vergiftet.“ Gleich darauf pflanzte sich der weitere Befehl durch die Truppen durch: „Revolver heraus, Achtung auf Franktireurs!“ Diese Warnung war nur zu berechtigt. Denn wenige Minuten später galoppierte ein Unteroffizier mit der Meldung heran, daß er mit seinen Leuten aus einem Haus beschossen worden sei. Sofort drang die begleitende Infanterie in das Anwesen ein, erschoß die erwachsenen männlichen Einwohner und steckte das Haus in Brand.

Langsam vorrückend, näherten wir uns bei einbrechender Nacht Andenne. Über dem bewaldeten Höhenrücken, hinter dem die Stadt liegen mußte, glänzte in breiter Ausdehnung ein Feuerschein, bald stärker, bald schwächer werdend, das sichere Anzeichen eines gewaltigen Brandes. Um elf Uhr nachts waren wir auf der Höhe angelangt. Da bietet sich unseren Augen ein wunderbar grausiger Anblick. Vor uns in der Maasebene liegt eine brennende Stadt — Andenne — brennend an allen Ecken und Enden. Der Brand mußte schon stundenlang gewütet haben. Denn von vielen Häusern, insbesondere Fabriken, stehen nur noch die Mauern, zwischen denen brennende, glühende Balken mit lautem Krachen zusammenstürzen. An anderen Stellen, an denen das Feuer besonders günstige Nahrung gefunden hat, lodern die Flammen zum Himmel empor, das furchtbare Schauspiel grell beleuchtend. Es war kein angenehmes Gefühl, in diese Stadt zwischen brennende Häuser einzureiten, immer gewärtig, von glühenden Balken getroffen zu werden. Unsere Vermutung, daß hier vor wenigen Stunden ein erbitterter Straßenkampf getobt haben mußte, wurde zur Gewißheit, als wir beim weiteren Einrücken die Leichen erschossener Franktireurs in wildem Durcheinander an den Rändern der Straße liegen sahen.

Die innere, nach der Maas zu belegene Stadt, in die wir kurz nach Mitternacht einrückten, war vom Brand zum großen Teil verschont. Die Läden der Häuser waren geschlossen. Kein Licht zeigte sich. Alles schien in vollkommener Ruhe zu sein. Wir biegen gerade nach einem freien Platz ein, als unter meinem Pferd ein harter Gegenstand aufschlägt. In demselben Augenblick erdröhnt ein fürchterliches Krachen und Zischen unter mir, Feuerstrahlen schießen knatternd rechts und links an meinem Pferd empor, das noch einen gewaltigen Satz in die Höhe macht, dann nach der Seite zusammenbricht und mich zum Teil unter sich begräbt. Das Platzen dieser Bombe war offenbar das verabredete Zeichen zum Beginn des Kampfes. Denn nun begann aus allen Häusern des Platzes ein geradezu ohrenbetäubendes Schießen auf die Fahrzeuge der Munitionskolonne, die in kurzen Abständen im Galopp über den Platz eilten, um dieser gefährlichen Zone zu entrinnen. Man schoß aus allen Fenstern, Kellerlöchern und Dachluken; man schoß von den Balkons, aus Schießscharten und aus den halbgeöffneten Haustüren. Rechts und links neben mir prasselten die Kugeln funkensprühend auf das Pflaster. Ich versuchte, trotz der heftigsten Schmerzen, die ich infolge des Sturzes verspürte, meinen Schenkel unter dem Pferd herauszuziehen. Ich bildete hierbei für die Franktireurs jedenfalls ein bequemeres Zielobjekt, als die im Galopp dahinstürmenden Fahrzeuge. Endlich gelang es mir, mich freizumachen. Ich versuche, mich aufzurichten — da fällt aus unmittelbarer Nähe, aus einer Ecke des Platzes, ein Schuß. Ich sehe den Feuerschein, empfinde eine Erschütterung am Knie und spüre gleich darauf, wie Blut an meinem Schenkel herunterläuft. Ich raffe mich auf und taumle — begleitet von einem wüsten Kugelregen, aber begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht — über den Platz nach der Straße, in welche die Fahrzeuge verschwunden waren, und sinke schließlich an der Treppe eines Gartens zusammen. Da knallt es auch schon hinter dem Gartentor und links und rechts hinter den Büschen und Bäumen und aus den Fenstern des Hauses auf der anderen Straßenseite

*) Diese Schilderung einer Franktireurnacht, die wir der „Frankfurter Zeitung“ mit deren Einverständnis entnehmen, stammt aus der Feder eines bekannten und angesehenen Frankfurter Rechtsanwalts, der dabei selbst verwundet wurde; sie zeigt recht anschaulich, wie erbittert und heimtückisch unsere Truppen in Belgien von der Bevölkerung überfallen wurden. Die Vorgänge von Andenne bilden insofern ein Seitenstück zu Löwen, als auch in Andenne der Kampf, nachdem er anscheinend unterdrückt worden war, immer erneut mit aller Heftigkeit wieder losbrach. Die Schilderung macht es begreiflich, wenn schließlich ein ganzer Ort in Flammen aufgehen muß. Es wäre sehr zu wünschen, daß sowohl die belgische Regierung wie das neutrale Ausland von solchen Schilderungen Kenntnis bekommen; sie werden alsdann verstehen, daß unseren wackeren Truppen nichts anderes übrig bleibt, als sich vor weiteren hinterlistigen Überfällen unter allen Umständen zu schützen. Immer wieder muß die belgische Regierung für dieses nutzlose Blutvergießen vor aller Welt verantwortlich gemacht werden.



Gefangennahme meuchelmörderischer belgischer Bauern.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



**Die deutschen Maschinengewehre in der Schlacht bei Löwen.**

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Kienmayer.

gegen mich. Ich raffe mich noch einmal auf, schieße mit der Pistole nach den Richtungen, aus denen ich die Feuerstrahlen leuchten sah, und wanke auf die Straße. Hier höre ich, wie im Galopp ein Munitionswagen über die Straße saust. Ich schreie dem Vorderreiter ein „Halt!" zu, die Fahrer reißen die Pferde zusammen — und der Wagen steht.

Ich rufe den Kanonieren zu, ich sei verwundet. Sie erkennen ihren Hauptmann an der Stimme, und während die Kugeln um die Räder sausen, werde ich langsam emporgehoben und auf die Protze des Munitionswagens gebettet.

In wenigen Minuten hatten wir die übrigen Fahrzeuge erreicht, die in einer ziemlich schmalen, nach der Maas hinführenden Straße zu zweien, vielfach auch zu dreien nebeneinander aufgefahren waren. An dieser Stelle war es ruhig, so daß sich die Munitionskolonne ordnen konnte, um den Übergang über die Brücke zu beginnen. Die Straße selbst wurde nur matt durch ein am Ende stehendes brennendes Gebäude erhellt. Da ertönt plötzlich aus dem Haus, vor dem ich halte, mitten in die Stille der Nacht ein Schuß, ihm folgt aus dem Nachbarhaus ein zweiter, dritter, und im Augenblick entwickelt sich aus beiden Häuserreihen auf die Kolonne eine wahnsinnige Schießerei. In blindem Fanatismus schießen die Franktireurs, ohne zu zielen und ohne nur einen Augenblick Ruhe zu geben, auf die Straße. Eine Feuergarbe neben der anderen sprüht aus den Häusern heraus. Die Mannschaften der Artillerie und Infanterie erwidern das Feuer; Fensterscheiben rasseln klirrend zu Boden, Haustüren werden eingeschlagen. So entsteht in der schmalen Gasse ein solcher Höllenlärm, daß niemand sein eigenes Wort versteht. Da im Dunkel der Nacht und bei der bedrückenden Enge die Beschießung eigener Truppen nicht ausgeschlossen ist, ergeht der Befehl, das Feuer einzustellen. Das Schießen der Franktireurs dauert aber in gleicher Heftigkeit fort. Plötzlich ertönt von der Maas her, erst schwach, dann immer stärker werdend, der mit Jubel aufgenommene Ruf „Andenne" — das Losungswort des Tages, herrührend aus den Kehlen der zu unserem Schutz herbeieilenden Gardeschützen. Sie flankieren die Straßenseiten, schießen nach jedem Fenster, hinter dem sich eine Bewegung zeigt, und bringen auf diese Weise das Feuer der Franktireurs sehr bald zum Schweigen. Unter diesem Schutz vollzog sich alsdann in den frühen Morgenstunden in aller Ruhe der Übergang über die Maas, der gegen vier Uhr beendet war.

Jetzt erfuhren wir auch, daß dieser ganze wohlorganisierte Straßenkampf ein Vorspiel hatte. Als am Abend zuvor, gegen sechs Uhr, der Übergang über die Maas begonnen hatte, seien auf ein verabredetes Zeichen hin die einrückenden Truppen von den Einwohnern beschossen worden und im Anschluß hieran habe ein heftiger Straßenkampf begonnen. Es war jenes Gefecht, das wir selbst von den Höhen vor Andenne gehört hatten. Eine Batterie, die gerade im Begriff stand, einzuziehen, habe dann die Stadt in Brand geschossen. Die feindselige Haltung der Bevölkerung sei um so weniger zu erwarten gewesen, als die Gardeschützen, die schon anderthalb Tage in der Stadt einquartiert waren, in der friedlichsten Weise mit der Bevölkerung verkehrt und sich anscheinend ihre Sympathien erworben hatten. Nachdem dann dieser erste Anschlag vereitelt war, hatte die Bevölkerung sich zunächst ruhig verhalten und das Einbrechen der Nacht abgewartet, um unter ihrem Schutz erneut in meuchlerischer Weise über die Truppen im Straßenkampf herzufallen. Die Franktireurs schossen ohne ruhiges Zielen in einer geradezu fanatischen Wut. Diesem Umstand und dem Dunkel der Nacht ist es wohl zuzuschreiben, daß unsere Verluste nicht erheblich waren. Nur die Infanterie hatte, wie mir mitgeteilt wurde, in den Kämpfen etwa dreißig bis vierzig Mann verloren.

Als im Morgengrauen die schweren Nebel von der Maas aufstiegen, sah man Häuser der Innenstadt, in denen der Straßenkampf getobt hatte, in Flammen aufgehen. Gleichzeitig ertönte über den Fluß herüber in einzelnen Zwischenräumen das kurze, aber furchtbare Knattern von Gewehrsalven. Das Strafgericht über Andenne hatte seinen Fortgang genommen.

## Die Kämpfe bei Löwen.

(Hierzu die Bilder Seite 97, 98/99, 101.)

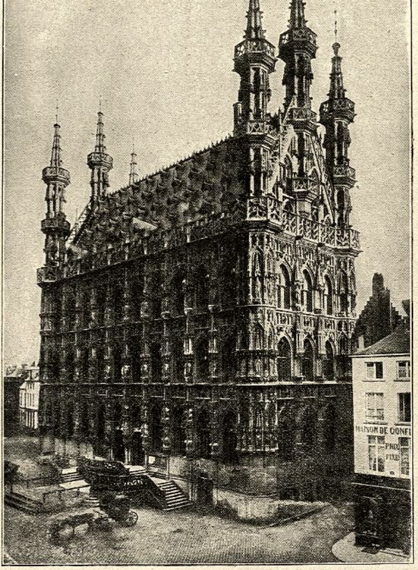
Eines der blutigsten Ereignisse auf dem belgischen Kriegschauplatz ist das dreitägige Ringen in der Gegend von Löwen gewesen. Über die Kämpfe selbst ist bisher nur spärlich berichtet worden; was wir erfuhren, ist wenig und kam über Rotterdam. Doch das ist leicht erklärlich. In jenen Tagen vom 21. bis 26. August folgten die hocherfreulichen Siegesmeldungen einander Schlag auf Schlag, vom Sieg des bayrischen Kronprinzen südlich von Metz bis zum Fall von Namur und Longwy. Darüber wurde der Vorstoß gegen Nordwesten, in der Richtung auf Antwerpen, beinahe übersehen. Versteht man aber die kurzen Meldungen richtig zu lesen und mit den gleichzeitigen Ereignissen auf den benachbarten Kampfplätzen in Einklang zu bringen, so drängt sich auch hier wieder die Überzeugung auf, daß unsere braven Soldaten schier Unmögliches zu leisten und zu erdulden hatten.

Am 20. August rückten die deutschen Truppen in Brüssel ein; gleichzeitig eroberten sie bei dem etwa 60 Kilometer östlich gelegenen Tirlemont (Tienen) eine Anzahl Geschütze und machten 5000 Gefangene. Am 22. siegte Herzog Albrecht von Württemberg an der Südgrenze von Belgien am Semois. Am 25. waren fünf Forts von Namur und die Stadt selbst in unserem Besitz. Am 27. wurden bereits die Engländer durch den Generalobersten v. Kluck bei Maubeuge, also auf französischem Boden, geschlagen, während gleichzeitig die Armeen der Generalobersten v. Bülow und Freiherr v. Hausen im Dreieck zwischen Sambre und Maas etwa acht Armeekorps französisch-belgischer Truppen niederrangen und vor sich hertrieben. Wenn nun gleichzeitig von Antwerpen her starke Streitkräfte über Mecheln vorgestoßen waren, so ergibt sich ihre Bestimmung von selbst; sie sollten den deutschen rechten Flügel von der Seite oder gar vom Rücken her angreifen und zum Rückzug zwingen, um von dieser Seite her schließlich die ganze deutsche Stellung zu umfassen und aufzurollen. Der Plan scheiterte an dem schnellen und kräftigen Vorstoß unserer Heere, wodurch in der feindlichen Front zwischen Brüssel und Maubeuge ein großes Loch entstand, das nicht mehr zu füllen war. Damit schwebte der Angriff der Belgier von Norden her in der Luft. Einige französische und englische Abteilungen haben allerdings auch bei Löwen mitgekämpft, denn unter den Tausenden von Verwundeten, die man nach Antwerpen brachte, befanden sich auch Franzosen und Engländer. Ihre Hauptmacht aber wurde rechtzeitig gegen Südwesten zurückgeschlagen. Die Belgier, die übrigens sehr tapfer kämpften, glaubten sich denn auch von ihren Verbündeten schmählich betrogen. „Seit vierzehn Tagen," klagten ihre Soldaten einem holländischen Berichterstatter, „wurde uns von ihnen beständig Hilfe versprochen; aber wenn es darauf ankam, standen wir allein und mußten uns totschießen lassen. Unser Vormarsch wurde dreimal abgeschlagen. Wir haben gekämpft wie die Löwen, aber wir konnten gegen die Übermacht nicht an; für jeden gefallenen Feind standen zehn neue auf. Und doch hätten wir wohl ausgehalten, wären unsere Leute nicht von dem grauenhaften Feuer der deutschen Maschinengewehre buchstäblich niedergemäht worden. Diese entsetzlichen Mordwerkzeuge speien buchstäblich den Tod. Da gab es keinen Widerstand. Auch hatten wir Mangel an Offizieren." Die Folge dieses blutigen Ringens war das Vorrücken der deutschen Truppen gegen Antwerpen, über dem am 26. ein Zeppelinluftschiff erschien; es warf Bomben aus, von denen eine die Gasanstalt zerstörte.

So tapfer sich aber die Belgier hier wie anderwärts schlugen, eine unauslöschliche Schande haben sie doch gleichzeitig auf sich geladen, indem sie allenthalben die Zivilbevölkerung zum grausamsten Franktireurkrieg aufstachelten. Am schrecklichsten hat sich das in Löwen gezeigt. Die Obrigkeit hatte die Stadt regelrecht übergeben; mit den Bewohnern begann ein freundschaftlicher Verkehr. Dann rückten unsere Truppen wieder aus, den gemeldeten Vorstoß von Antwerpen abzuwehren; nur Abteilungen des Landwehrbataillons Neuß blieben zurück, als Eisenbahnbewachung. Als nun der zweite Teil des Generalkommandos dem Kommandierenden General zu Pferd folgen wollte und auf dem Markt antrat, wurde plötzlich aus den Häusern ringsum geschossen. Gleichzeitig erhob sich die Bevölkerung in zehn anderen Stadtteilen und beim Bahnhof, wo eben ein Militärzug einlief. An einem vorher verabredeten Zusammenarbeiten mit dem Ausfall aus Antwerpen ist nach amtlicher deutscher Darstellung nicht zu zweifeln. Das war keine erlaubte Kriegslist mehr, sondern eine verräterische



Überrumplung durch die bürgerliche Bevölkerung. Die Waffen wurden nicht sichtbar getragen; auch nahmen wieder Frauen und Mädchen am Kampf teil. Strenge Bestrafung war die Folge. Die an der Teilnahme schuldigen Stadtteile, besonders die beim Bahnhof, wurden zusammengeschossen und dem Erdboden gleich gemacht. „Das Schauspiel war entsetzlich," beschreibt ein Augenzeuge die Vorgänge jener Schreckensnacht. „Die Stadt brannte an allen Ecken. Dann wurden vor unseren Augen waffentragende Einwohner standrechtlich erschossen. Zwischendurch krachten die Gewehrschüsse. In den Gasthäusern explodierten die Spiritusfässer; es war ein Getöse, so fürchterlich, daß ich heute noch davon halb taub bin. Der kommende Tag bot traurige Bilder. Da wurden neue Sünder herbeigebracht, mit ihnen kamen weinende und flehende Frauen und Kinder. Trotz allen Grimmes über den tückischen Überfall, der planmäßig Punkt acht Uhr eingesetzt hatte, konnte sich kein deutsches Herz des Mitgefühls entziehen für diese schuldlosen Opfer. Oh, diese verblödeten Narren, die das Unglück über ihre schöne Vaterstadt brachten!"



Phot. Berl. Illustr.-Gesellsch., Berlin.

Das Rathaus von Löwen, das bei dem Brande der Stadt unversehrt blieb.

Die belgische Regierung hat über die Gründe der Zerstörung von Löwen, die übrigens nur etwa ein Fünftel der Stadt betraf, die unverschämte Lüge verbreitet, deutsche Truppen, beim Ausfall von Antwerpen zurückgeworfen, seien beim Rückfluten in die Stadt irrtümlich von den eigenen Landsleuten beschossen worden; darauf habe man sich so fürchterlich an den unschuldigen Bewohnern gerächt. Der beste und schlagendste Gegenbeweis ist wohl die Schilderung, die ein belgischer (!) Dominikaner in der „Kölnischen Volkszeitung" gegeben hat; sie ist einfach überzeugend und unwiderleglich.

„Die belgische Regierung," lautet die Aussage, „erließ nach dem Einzug der deutschen Truppen eine Bekanntmachung, die zur Ruhe aufforderte und besonders vor dem Schießen warnte, da sonst schwere Strafen verhängt würden. Die Geistlichen wurden angewiesen, diese Kundmachung am Sonntag, dem 23., zu verkündigen und dem Volke einzuschärfen. Von dem deutschen Militär waren Geiseln festgenommen worden, die, da alles ruhig blieb, am 24. abends wieder freigelassen wurden. Am Dienstag, den 25., morgens wurde noch einmal in allen Kirchen zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt. Am Nachmittag dieses Tages kamen um fünf Uhr neue deutsche Truppen an, die, wie auch die vorhergehenden, die mittlerweile Löwen wieder verlassen hatten, in der Stadt einquartiert wurden. Bald darauf verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, Engländer und Franzosen seien von zwei Seiten im Anzug. Man hörte um diese Zeit Kanonendonner und Gewehrfeuer. Alsbald wurden schon aus den Häusern vereinzelte Schüsse auf die Soldaten abgegeben, was zur Folge hatte, daß um sieben Uhr dreißig Minuten abends die Soldaten unter die Waffen gerufen wurden. Da begannen die Bürger in größerer Zahl aus den Häusern auf die Deutschen zu schießen. Die Truppen antworteten mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Schon gingen Häuser in Flammen auf, besonders in der Bahnhofstraße. Von der großen Peterskirche, in der man Waffen gefunden hatte, brannte das ganze Dach ab. Jeder, der sich am Fenster zeigte, wurde beschossen.

Die Geiseln wurden von neuem eingezogen und ins Rathaus verbracht. Darunter befanden sich der Vizerektor der Universität Coenraets, der Subprior der Dominikaner und noch zwei Priester. Vom Rathaus wurden diese Geiseln unter militärischer Begleitung durch die Straßen geführt, damit sie an den Straßenecken die Bewohnerschaft in Französisch und Flämisch zur Ruhe mahnten. Das dauerte bis vier Uhr nachts. Gleichwohl wurde während dieser Zeit aus den Häusern geschossen. Die Soldaten erwiderten das Feuer, und die Brände mehrten sich.

Am Mittwoch mittag wurden die Geiseln von neuem durch die Straßen geführt, und sie verkündeten in beiden Sprachen, daß sie selbst erschossen würden, wenn der Widerstand nicht eingestellt werde. Es nützte nichts; selbst während dieses Rundganges wurde das Feuern nicht eingestellt. Man schoß sogar auf die Soldaten, die die Geiseln begleiteten, ebenso auf den Arzt. Die ganze Nacht auf Donnerstag setzten sich diese Schändlichkeiten fort. Besonders auf dem Boulevard gingen nun immer mehr Häuser in Flammen auf." Am 27. August erfolgte dann das Bombardement. Auch in der ganzen Umgebung von Löwen hatte sich die Landbevölkerung, Frauen und Mädchen inbegriffen, am Franktireurkrieg wieder beteiligt. Daß solchem Tun strengste Sühne folgte, also jeder mit Waffen Betroffene ohne Unterschied des Geschlechts der verdienten Strafe zugeführt wurde, ist nichts anderes als traurige Notwendigkeit.

Löwen, französisch Louvain, ist eine uralte Stadt, die schon im 9. Jahrhundert genannt wird; hier erfocht am 1. September 891 König Arnulf einen entscheidenden Sieg über die Normannen. Später wurde es Sitz der Herzöge von Brabant. Im 14. Jahrhundert zählte die Stadt über 100 000 Einwohner; sie war die größte und reichste des Landes, was sie hauptsächlich ihrer blühenden Tuchweberei zu verdanken hatte, die sich von da nach England verbreitete. Im 16. Jahrhundert fiel die Hälfte der Bevölkerung der Pest zum Opfer. 1426 wurde die Universität gegründet, die zu hoher Berühmtheit gelangte. Von den großartigen Kunstbauten ist vor allem das — zum Glück fast unversehrt gebliebene — Rathaus zu nennen, 1448—1463 von Matthäus Layens erbaut, 1842 erneuert, mit reichen Zieraten in Spätgotik; ferner die schon erwähnte Peterskirche und die sogenannten Hallen, 1317 als Warenniederlage für die Tuchmacher erbaut, 1679 der Universität eingeräumt. Das Schloß des Königs Arnulf, schon vor dem Bombardement nur noch als Ruine erhalten, soll nach dem Volksglauben auf Julius Cäsar als Erbauer zurückgehen. Nach der letzten Volkszählung hatte Löwen rund 50 000 Seelen.

## Von der Schlacht bei Longuyon

gibt der folgende Feldpostbrief, der uns von den Angehörigen eines württembergischen Unteroffiziers der Reserve zur Verfügung gestellt wird, eine anschauliche Schilderung.

Donnerstag, den 3. September 1914.

Meine Lieben!

Während vor uns die Kanonen unausgesetzt donnern, finde ich jetzt vielleicht einige Augenblicke, um Euch ein paar Zeilen über die furchtbare Schlacht bei Longuyon—Noers zu schreiben.

Es war am Montag, den 24. August, um sieben Uhr, als wir, die elfte Kompanie, zum Schutze einer Batterie des . . . Artillerieregiments gegen einen überlegenen Gegner an der Straße Longuyon—Noers lagen. — Vor uns links auf einer Anhöhe befanden sich zwei Maschinengewehre und ein Teil der Regimenter . . . Es war furchtbar, das feindliche Granat- und Schrapnellfeuer, und bewunderungswürdig war es, wie die braven deutschen Soldaten standhielten. — Unaufhörlich platzten die furchtbaren Granaten des Feindes in unseren Reihen. Rechts und links fielen die Kameraden zu Dutzenden, und tief ins Herz drang das Gestöhn der Verwundeten, denen man nicht helfen konnte. Das feindliche Artilleriefeuer wird nun so stark, daß wir langsam gegen Longuyon zurückweichen. — Dies bemerken unser Major Roschmann und unser Hauptmann, und sofort erhält unser erster Zug, in dem auch ich war, den Befehl, im höllischen Feuer die Zurückgehenden wieder mitzureißen. Einige vierzig Mann, voran der Major, Hauptmann und Leutnant, stürmen wir vor. Wir rufen aus Leibeskräften Hurra! Vorwärts! und erreichen auch, daß die Zurückgehenden wieder mitstürmen. Von neuem geht's auf die Anhöhe, wo die beiden Maschinengewehre sich heldenmütig mit halber Mannschaft halten; das Wasser geht aus, aber trotzdem wird weitergeschossen, daß die Läufe glühen.

Die Anhöhe ist erreicht! Furchtbares Gewehrfeuer empfängt uns, die wir atemlos verschnaufen. Viele, viele der armen Kameraden fallen, aber heldenmütig hält das kleine Häuflein die Höhe. Rechts von mir steht mein Major, aufrecht, die brennende Zigarre im Mund, das Gewehr an der Wange, und schießt ununterbrochen, links von mir kniet mein Hauptmann und schießt, und ich selbst, einen Strohhalm im Munde, todmüde, schieße ununterbrochen. Neben mir steht ein Unteroffizier, den Unterkiefer weggerissen, den Revolver in der Faust, und schießt heldenmütig. Er spricht mit den Augen, mit dem Mund kann er nimmer. Ein Held! Ich verbrenne mir die Finger an meinem Gewehrlauf. Immer furchtbarer wird das feindliche Feuer, aber unser Häuflein denkt an kein Zurück. Patronen sind viele da durch die Gefallenen, es fehlt also nicht.

Das Geräusch der aufliegenden und platzenden Granaten ist fürchterlich; wir ducken uns unwillkürlich bei den Granaten, die nur 10 Meter vor, neben und hinter uns einschlagen. Jedesmal sind wir mit Erde vollständig bedeckt, aber ein guter Engel scheint uns zu schützen. Da platzt eine Granate 10 Schritte vor mir. Ein Braver wird, das Gewehr und den Tornister in der Hand, etwa 15 Meter hoch in die Luft geschleudert. Furchtbar war dieser Anblick, und dicke Tränen liefen mir und manch anderem über die Wangen. Ein unheimlicher Grimm erfaßt mich, ich schieße wie wahnsinnig.

Wieder deckt uns die von einer Granate aufgeworfene Erde zu. Alles sieht sich um, aber mein Major und Hauptmann sind noch da, aufrecht stehend ersterer und ruhig seine Zigarre rauchend! Wir unterhalten uns im furchtbaren Zischen des Gewehrfeuers und im Krachen der Granaten. Vor wollen wir, nur vor. — Aber das Häuflein an dieser Stelle ist zu klein, wir können nur schießen und wieder schießen. Unzählige Tote und Verwundete liegen zwischen und hinter uns. Schrecklich ist das Gestöhn und Gejammer der Getroffenen. Man möchte so gerne den lieben armen Kameraden helfen, aber man braucht uns vorn nötig.

Da werde ich von meinem Hauptmann zurückgesandt. Meinen Tornister laß' ich liegen (ich sah ihn nimmer) und laufe, so schnell mich meine Füße tragen können, gegen Longuyon, um Verstärkung zu holen. Mit Tränen in den Augen muß ich an den vielen armen Kameraden vorbei, die mich anflehen, ihnen zu helfen, sie mitzunehmen. Der Schweiß läuft an mir nieder, meine müden Beine tragen mich kaum mehr, aber ich muß, beiße die Zähne zusammen und laufe mitten im fürchterlichen Feuer.

Da plötzlich erhalte ich einen Schlag an der linken Hand. Das Blut fließt über die Finger, ein Finger ist durchschossen. Ich verbinde mich im Gehen selbst und treffe einen General nach etwa einer Viertelstunde und richte meinen Auftrag aus. Dann begeb' ich mich zum Verbandplatz nach Longuyon, um mich verbinden zu lassen. Zu beschreiben, was ich da sah, dazu fehlen mir die Worte, ich will's Euch später zu erzählen versuchen. Still ging ich wieder, denn die da lagen, hatten Hilfe nötiger als ich. Jetzt heilt mein Finger schön.

Alle von dem kleinen Häuflein Helden sind von meinem Major zu einer besonderen Auszeichnung, möglichst zum Eisernen Kreuz, vorgemerkt und eingegeben worden. Ob wir's erhalten, ist fraglich.

Es geht weiter, und ich schließe. Ob ich ein zweites Mal wieder so entrinnen werde, ist mehr als fraglich. Hoffen wir! Ich möchte Euch so gerne wiedersehen!

Tausend herzliche Grüße und Küsse von Eurem dankbaren

Gustav.



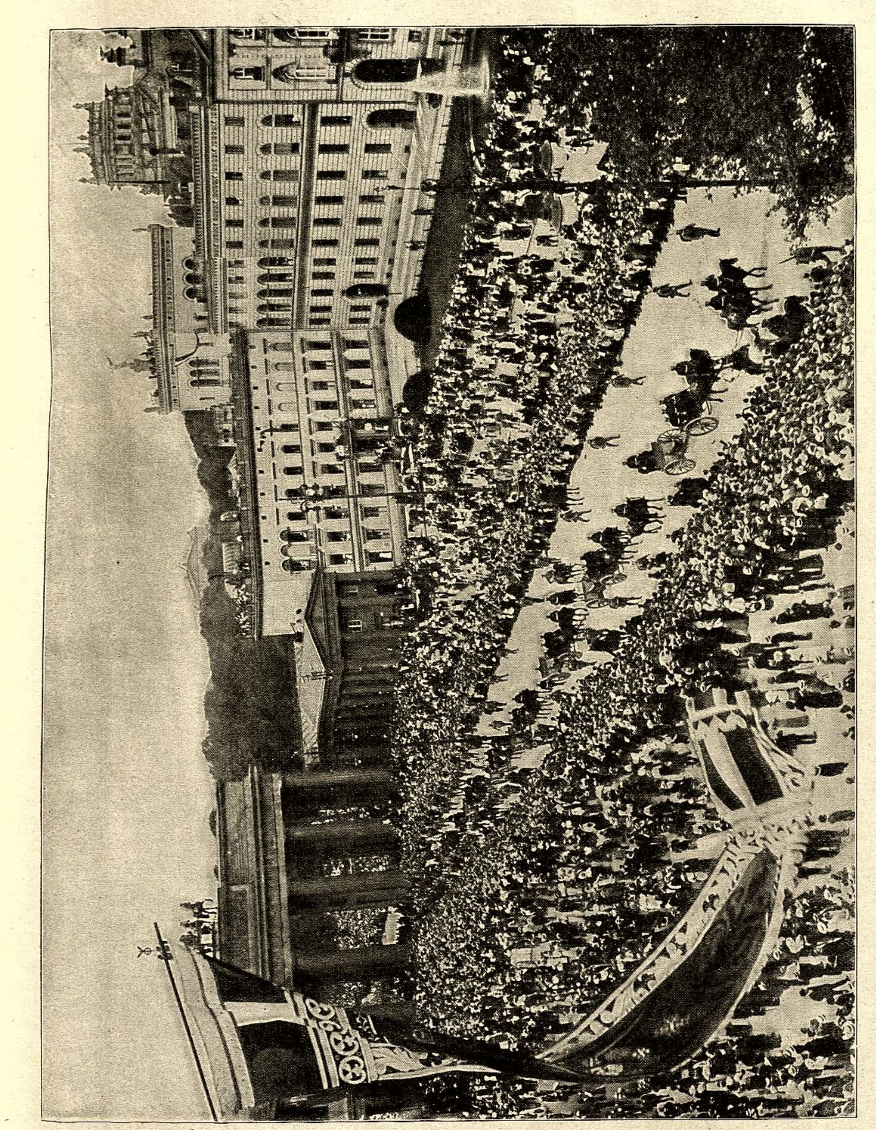
Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

**Eines der erbeuteten russischen Maschinengewehre mit russischem Vorspann wird in Berlin am 2. September eingebracht.**

## Die Generale Dankl und v. Auffenberg.

(Hierzu die Bilder Seite 85.)

Der Plan des österreichisch-ungarischen Generalstabs, durch ein rasches, kühnes Vorgehen die gegen die nördliche galizische Grenze anrückenden russischen Armeen über den Haufen zu werfen, rechnete mit normalen Verhältnissen. Die Strategen unserer Verbündeten durften annehmen, daß die russische Mobilmachung erst 6—8 Wochen nach der Kriegs-



Phot. R. Sennecke, Berlin

**Blick über den Pariser Platz in Berlin während des Einholens eroberter Geschütze. — Im Hintergrund das Brandenburger Tor.**

Am 2. September wurden die ersten in der Reichshauptstadt eingetroffenen erbeuteten französischen, belgischen und russischen Geschütze, Maschinengewehre und Trophäen unter feierlichem Glockengeläute und Salutschüssen deutscher Artillerie eingebracht und im Schloßhof aufgestellt

erklärung völlig vollzogen sein würde. So entschloß man sich zum Vormarsch zweier Armeen, links und rechts der Weichsel, unter der Führung des Generals der Kavallerie Viktor Dankl. Bei Krasnik kam es zu einer dreitägigen Schlacht, an der beide Gruppen vereint teilnahmen. Sie warfen den Feind unter schweren Verlusten und trafen ihre Vorbereitungen zur Einnahme des umschlossenen Lublin.

Eine zweite Armee, unter der Führung des Generals der Infanterie von Auffenberg, drang gegen Cholm in dem Raum Zamosc—Trzewodow vor. Auch sie schlug unter schweren Kämpfen den Feind; 30 000 Gefangene und 200 Geschütze fielen in ihre Hände.

Bei Lemberg stand der rechte Flügel der im Norden Galiziens kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen; sie bildeten die Hauptarmee. Man entschloß sich auch hier zum Vorstoß, mußte aber nach elftägigen, zum großen Teil erfolgreichen Kämpfen die Erfahrung machen, daß der Feind an diesem Punkte weit überlegene Kräfte ins Feld geführt hatte, die trotz allen Heldenmuts nicht zu werfen waren. Die Führung dieser Armee entschloß sich nun, Lemberg preiszugeben und die Truppen in eine gesicherte Stellung zurückzunehmen, um ihnen einige Ruhe zu gönnen. Die Ablösung vom Feinde ging völlig glatt vor sich, worauf nach wenigen Tagen ein erneuter Vorstoß unternommen wurde. Es gelang, nicht nur den mittlerweile vordringenden Feind zum Stehen zu bringen, sondern ihn auch unter Gefangennahme von 10 000 Mann und mit Verlust von zahlreichen Geschützen zurückzudrängen.

Diese strategischen Maßnahmen haben bewiesen, daß der österreichisch-ungarische Generalstab aus den tüchtigsten Kräften zusammengesetzt ist und daß beide Generale, Dankl wie Auffenberg, wagemutige und heldenhaft kämpfende Truppen gegen den Feind führten. General der Kavallerie Viktor Dankl wie General der Infanterie Moritz Ritter von Auffenberg wurden für ihre hervorragenden Waffentaten vom Kaiser von Österreich durch Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens mit Kriegsdekoration ausgezeichnet.

Ersterer war bis kurz vor dem Kriege Kommandant des 14. Korps und Landesverteidigungskommandant von Tirol und Vorarlberg. Er wurde, im Jahre 1854 geboren, 20 Jahre alt aus der Wiener-Neustädter Militärakademie als Leutnant zum 3. Dragonerregiment ausgemustert. Der junge Offizier besuchte die Kriegschule und trat dann in den Generalstab ein. Zur Linie versetzt, wurde er Stabschef einer Kavalleriedivision, darauf Generalstabschef des 13. Korps, später Chef des Direktionsbureaus des Generalstabes. Mittlerweile zum Generalmajor befördert, wirkte er als Kommandant der 36. Infanteriedivision in Agram, dann in Innsbruck. Er hat sich schon bei den großen Armeemanövern im Jahre 1908 besonders ausgezeichnet und jetzt vor dem Feinde den Ruf großer Tüchtigkeit in hervorragender Weise gerechtfertigt.

General der Infanterie von Auffenberg entstammt einem württembergischen Adelsgeschlechte. 1852 in Troppau geboren, erhielt er die erste militärische Ausbildung im Kadetteninstitut zu Hainburg und in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, die er im Jahre 1871 als Leutnant verließ. Auch er besuchte die Kriegschule und wurde dann dem Generalstab zugeteilt. Er machte in dieser Eigenschaft den Okkupationsfeldzug im Jahre 1878 mit und fand dann Verwendung im Eisenbahnbureau und im Militärgeographischen Institut. In die Linie versetzt und mittlerweile bis zum Oberst aufgerückt, kommandierte er das 23. und dann das 78. Infanterieregiment, später die 65. Infanteriebrigade. In dieser Stellung rückte er zum Generalmajor vor. Im Jahre 1905 erhielt er als Feldmarschalleutnant das Kommando der 36. Infanterietruppendivision in Agram. Der Kaiser betraute ihn dann mit dem Amt eines Generalinspektors der Korpsoffizierschulen und mit der Ausgestaltung und Neuordnung dieser Schulen, wobei er sich in hohem Grade verdient machte. Er war zuletzt Kommandant des 15. Korps und Kommandierender General in Serajewo.

Der rechte Flügel der in Galizien bei Lemberg kämpfenden Truppen wird von Erzherzog Friedrich befehligt. Sein Großvater hat bei Aspern die Franzosen unter Napoleon I., sein Oheim bei Custozza die Italiener besiegt. Dem Erzherzog zur Seite steht der Chef des Großen Generalstabs Freiherr Konrad von Hötzendorf, ein anerkannt genialer Stratege, der indessen bei Lemberg bis jetzt, wie schon oben gesagt, nur Teilerfolge zu verzeichnen hat, weil hier dem Hauptstoße der gewaltigen russischen Übermacht mit fast übermenschlichen Anstrengungen in dreiwöchigem Kampfe begegnet werden mußte. Die Heeresleitung gibt bekannt, daß diesem Flügel 360 000 Russen mehr gegenüberstanden. Die Teilerfolge konnten, so groß sie auch gewesen sind, nicht ausgenutzt werden, weil die Russen in der Lage waren, für jede geschlagene Division eine neue vorzuschicken. Strategische Rücksichten erforderten die Zurücknahme dieses Flügels in eine gesicherte Stellung, an deren Erzwand nun die ungeheure russische Überzahl zerschellen soll.

Diese Zurücknahme des bei Lemberg kämpfenden rechten Flügels in Verbindung mit dem Aufmarsch neuer russischer Kräfte bei Lublin und südlich von Cholm konnte nicht ohne Rückwirkung auf das Zentrum und den linken Flügel bleiben. Um die Verbindung aufrecht zu erhalten und die neue geschlossene Front zu bilden, mußten auch die Streitkräfte der siegreichen Generale Dankl und Auffenberg in größerem Maße zurückgenommen werden. In der Armee Auffenbergs, so berichtet der „Pester Lloyd", mußte der Befehl, sich vom Feinde abzulösen, zweimal gegeben werden. Die braven Soldaten wollten, weil ihnen die höhere strategische Einsicht für diese notwendige Maßnahme mangelte, nicht daran glauben. Waren sie doch seit Wochen ständig vorgedrungen, hatten den Feind geschlagen, Gefangene gemacht und Geschütze erbeutet, und nun sollten sie die errungenen, heldenmütig erkämpften Vorteile aufgeben. Jetzt sind diese beiden siegreichen Armeen mit der Hauptmacht, die bei Lemberg mehrwöchentlich im Kampfe stand, vereinigt. Sie werden auf einem engeren und günstigeren Raume vereint dem russischen Ansturm Trotz bieten, bis sich durch die fortgesetzte Schwächung des Feindes die Wendung zum Besseren ergibt.

---

**Der französische Aufmarschplan.** Im Tagebuch eines französischen Offiziers, der bei Verdun gefangen wurde, befand sich, wie dem „Deutschen Volksblatt" berichtet wird, der französische Aufmarschplan, der wie folgt lautet:

„1. Armee, Maubeuge: 1., 2., 3. und 10. Armeekorps. — 2. Armee, Verdun: 9., 11., 4. und 6. Armeekorps. — 3. Armee, Toul: 20., 5. und 8. Armeekorps. — 4. Armee, Epinal: 13., 12., 17. und 18. Armeekorps. — 5. Armee, Belfort: 7., 14., 15. und 16. Armeekorps.

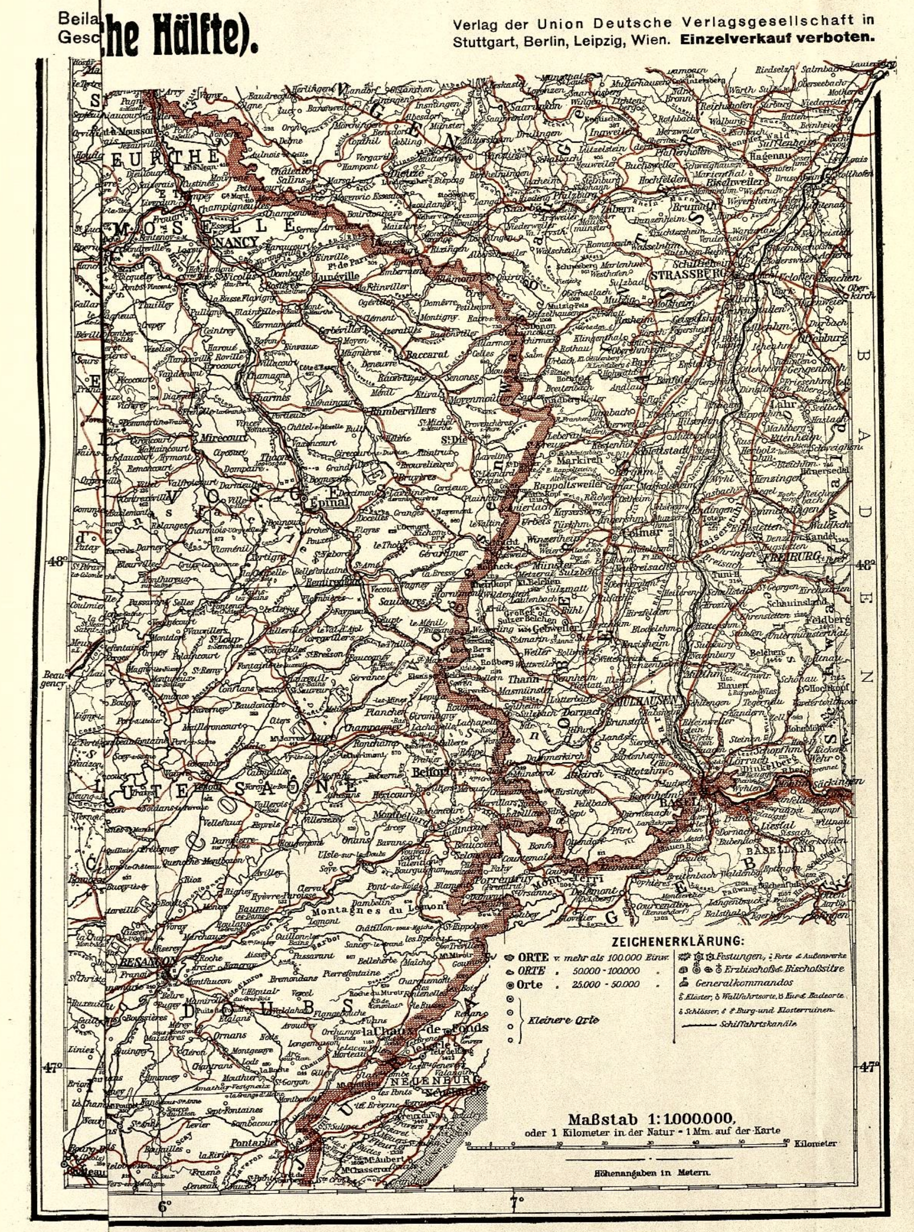
Jede Armee setzt sich zusammen aus 500 000 Mann, insgesamt also 2 500 000 Mann, die für die Offensive verfügbar sind, ohne die Territorialtruppen zu rechnen.

Die 1. Armee vereinigt sich mit den englischen und belgischen Armeen, besetzt nach dem Durchmarsch durch Belgien Köln und Koblenz und wirft sich den aus Norddeutschland vorstoßenden deutschen Streitkräften entgegen. Die 2. Armee besetzt (!) Metz und wendet sich nach dessen Einnahme gegen Saarlouis und Koblenz, wo sie ihre Vereinigung mit der 1. Armee vollziehen wird. Die 3. Armee dringt in Lothringen ein, besetzt den nördlichen Teil der Vogesen und wird dann ihren Standort vor Straßburg verlegen. Die 4. Armee wird die übrigen Teile der Vogesen besetzen und dann den anderen Armeen als Reservearmee folgen. Die 5. Armee wird sich Altkirchs und Mülhausens bemächtigen und dann ihren Standpunkt vor Straßburg verlegen, das zu nehmen ist, und wird ihre Vereinigung mit der 3. Armee herbeiführen. Es bleiben uns also nur noch 3 Armeen, die Armee A in Koblenz, die Armee C in Straßburg, die Armee D als Reserve."

Aus diesem französischen Operationsplan geht mit zwingender Beweiskraft hervor, daß nicht nur die Engländer, sondern auch die Belgier ein Zusammenwirken mit den französischen Truppen von Anfang an verabredet hatten.

**Sie brandschatzen ihr eigenes Land.** Unseren Truppen ist folgender Befehl des Kommandanten der 1. französischen Armee in die Hände gefallen: Übersetzung: „Es ist dem Oberbefehlshaber der 1. Armee durch die Stadtbehörde von Rambervillers zur Kenntnis gebracht worden, daß die Soldaten in dieser Stadt zu Akten der Gewalttätigkeit und der Plünderung sich haben hinreißen lassen. Diese Handlungen sind um so bedauerlicher und verwerflicher, als sie auf französischem Boden begangen worden sind. Der Kommandierende General des 21. Armeekorps wird sofort eine Untersuchung in dieser Angelegenheit einleiten, damit die Urheber dieser Verbrechen dem Kriegsgericht übergeben werden können. Gezeichnet: Dubail."

Mit diesem Dokument wird die besonders bei unserer kronprinzlichen Armee gemeldete Wahrnehmung, daß die französischen Truppen sogar im eigenen Lande plündern und rauben, von amtlicher französischer Seite bestätigt.




Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

iwöchigem Kampfe be-
eitung gibt bekannt, daß
r gegenüberstanden. Die
uch gewesen sind, nicht
en in der Lage waren,
eue vorzuschicken. Stra-
Zurücknahme dieses Flü-
m deren Erzwand nun
erschellen soll.
berg kämpfenden rechten
ufmarsch neuer russischer
Cholm konnte nicht ohne
en linken Flügel bleiben.
halten und die neue ge-
n auch die Streitkräfte
Auffenberg in größerem
der Armee Auffenbergs,
ßte der Befehl, sich vom
n werden. Die braven
here strategische Einsicht
mangelte, nicht daran
n ständig vorgedrungen,
ngene gemacht und Ge-
die errungenen, helden-
. Jetzt sind diese beiden
nacht, die bei Lemberg
vereinigt. Sie werden
n Raume vereint dem
ich durch die fortgesetzte
ng zum Besseren ergibt.

. Im Tagebuch eines
rdun gefangen wurde,
lksblatt" berichtet wird,
wie folgt lautet:
. und 10. Armeekorps.
nd 6. Armeekorps. —
meekorps. — 4. Armee,
eekorps. — 5. Armee,
orps.
n aus 500 000 Mann,
für die Offensive ver-
ppen zu rechnen.
den englischen und bel-
rchmarsch durch Belgien
n aus Norddeutschland
entgegen. Die 2. Armee
dessen Einnahme gegen
e Vereinigung mit der
ee dringt in Lothringen
Vogesen und wird dann
gen. Die 4. Armee wird
en und dann den ande-
n. Die 5. Armee wird
chtigen und dann ihren
n, das zu nehmen ist,
3. Armee herbeiführen.
meen, die Armee A in
e Armee D als Reserve."
rationsplan geht mit
nicht nur die Engländer,
mmenwirken mit den
an verabredet hatten.
md. Unseren Truppen
ten der 1. französischen
ersetzung: „Es ist dem
rch die Stadtbehörde
bracht worden, daß die
er Gewalttätigkeit und
n lassen. Diese Hand-
o verwerflicher, als sie
orden sind. Der Kom-
korps wird sofort eine
t einleiten, damit die
iegsgericht übergeben
bezeichnet: Dubail."
besonders bei unserer
ahrnehmung, daß die

Beilage zu Heft 6 der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

# Karte vom westlichen Kriegschauplatz. (Südliche Hälfte).

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. **Einzelverkauf verboten.**

ZEICHENERKLÄRUNG:

ORTE v. mehr als 100.000 Einw.
ORTE „ 50.000 - 100.000 „
Orte „ 25.000 - 50.000 „
Kleinere Orte

Festungen, Forts u. Außenwerke
Erzbischofssitz, Bischofssitze
Generalkommandos
Klöster, Wallfahrtsorte, Kurorte, Badeorte
Schlösser, Burg- und Klosterruinen
Schiffahrtskanäle

Maßstab 1:1.000.000,
oder 1 Kilometer in der Natur = 1 Mm. auf der Karte

Kilometer

Höhenangaben in Metern.

Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Die Vorgänge auf dem westlichen Kriegschauplatze haben von Anfang an weit mehr Interesse in Anspruch genommen, als die Kriegsoperationen im Osten. Bestand doch kein Zweifel darüber, daß sich die deutsche Kriegskunst in erster Linie im Westen bewähren müsse; denn mit den russischen Horden fertig zu werden, blieb immer noch Zeit genug. Wir wußten ja auch, daß die Franzosen seit dreiundvierzig Jahren einen Revanchekrieg gegen uns rüsteten und all ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet hatten, nicht etwa nur Elsaß-Lothringen zurückzuerobern, sondern ganz Deutschland zugrunde zu richten. Ein reiflich erwogener, jahrzehntelang überlegter und in allen Einzelheiten angeblich sorgfältig vorbereiteter Kriegsplan diente diesem Zwecke. Die Parole unserer Kriegsleitung mußte deshalb lauten: „Auf nach Westen!“ Die ersten Kriegstage bis zum 3. August haben wir bereits geschildert (Seite 52). Es waren nichtssagende Grenzgefechte, sozusagen Plänkeleien, die beweisen sollten, daß unsere westlichen Nachbarn gerüstet seien. Wir beschränkten uns darauf, die französischen Einfälle abzuwehren, und unser erster Vorstoß über die Grenze wurde erst am 6. August gemeldet, an welchem Tage amtlich bekanntgegeben wurde, daß Briey nordwestlich von Metz von deutschen Truppen besetzt worden sei. Briey liegt wenige Kilometer nordwestlich von St. Privat. Hätte man 1871 ahnen können, daß sich bei Briey gerade die riesigen Minetteerzlager befinden, so wäre natürlich die Grenze jenseits dieses reichen Landstrichs gezogen worden. Militärisch diente die erwähnte Maßnahme dem Bedürfnis, unseren Grenzschutz in Feindesland vorzuschieben; anderseits stellte Briey — wenn der Krieg glücklich für uns ausging — eine Beute dar, die wir natürlich nicht wieder aus der Hand geben durften.



Österreich-ungarische Infanterie besetzt ein Dorf an der serbischen Grenze.

Bevor wir aber diese Kunde von unserem Vorstoße auf französischem Boden erhielten, gab es ganz andere Überraschungen. In der Reichstagssitzung vom 4. August, über deren Verlauf wir auf Seite 33 u. folg. ausführlich berichtet haben, wurde das deutsche Volk durch die in der Rede des Reichskanzlers enthaltene Nachricht überrascht, daß unsere Truppen in Belgien eingerückt seien. England hat diesen Einmarsch zum Vorwand für seine Kriegserklärung genommen, die gleichfalls am 4. August erfolgte. Wenn sich also England auf seiten Belgiens schlug, so war auch mit einem kriegerischen Eingreifen Belgiens zu rechnen. In der Tat hat auch der belgische Gesandte noch am 4. August seine Pässe verlangt, was einer Kriegserklärung gleichzuachten ist. Unterm 5. August wurde dann amtlich gemeldet: „Der englische Botschafter und der belgische Gesandte haben heute früh Berlin verlassen.“ Von den deutschen Behörden waren den beiden Diplomaten zwei Salonwagen mit Speisewagen zur Verfügung gestellt worden. Ein höherer Beamter des Auswärtigen Amtes war bei der Abreise auf dem Bahnhof anwesend.

Es war also klar, wir hatten auch gegen Belgien zu kämpfen. Aber diese Erkenntnis reichte nicht aus, um vorahnen zu lassen, daß unsere ersten großen Schläge nicht gegen Frankreich, sondern gegen Belgien gerichtet sein würden.

In London und Paris hatte man über die Haltung der deutschen Regierung in der belgischen Frage die gröbsten Unwahrheiten verbreitet. Diesen Unwahrheiten wird am besten entgegengetreten durch den Wortlaut der dem deutschen Gesandten in Brüssel am 2. August gegebenen telegraphischen Anweisung. Sie lautet:

„Der deutschen Regierung liegen zuverlässige Nachrichten über den beabsichtigten Aufmarsch französischer Streitkräfte an der Maasstrecke Givet-Namur vor. Sie lassen keinen Zweifel über die Absicht Frankreichs, durch belgisches Gebiet gegen Deutschland vorzugehen. Die Kaiserliche Regierung kann sich der Besorgnis nicht erwehren, daß Belgien, trotz dem besten Willen, nicht imstande sein wird, ohne Hilfe den französischen Vormarsch mit so großer Aussicht auf Erfolg abzuwehren, daß darin eine ausreichende Sicherheit gegen eine Bedrohung Deutschlands gefunden werden kann. Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung für Deutschland, einem feindlichen Angriff zuvorzukommen. Mit dem größten Bedauern würde es daher die deutsche Regierung erfüllen, wenn Belgien einen Akt der Feindseligkeit gegen sich darin erblicken würde, daß Maßnahmen seiner Gegner Deutschland zwingen, zur Gegenwehr auch seinerseits belgisches Gebiet zu besetzen. Um jede Mißdeutung auszuschließen, erklärt die Kaiserliche Regierung das folgende:

1. Deutschland beabsichtigt keinerlei Feindseligkeiten gegen Belgien. Ist Belgien gewillt, in dem bevorstehenden Kriege Deutschland gegenüber eine wohlwollende Neutralität einzunehmen, so verpflichtet sich die deutsche Regierung, beim Friedensschluß den Besitzstand und die Unabhängigkeit des Königreichs in vollem Umfange zu garantieren.

2. Deutschland verpflichtet sich unter obiger Voraussetzung, das Gebiet des Königreichs wieder zu räumen, sobald der Friede geschlossen ist.

3. Bei einer freundschaftlichen Haltung Belgiens ist Deutschland bereit, im Einvernehmen mit den belgischen Behörden alle Bedürfnisse seiner Truppen gegen Barzahlung anzukaufen und jeden Schaden zu ersetzen, der etwa durch deutsche Truppen verursacht werden könnte. Sollte Belgien den deutschen Truppen feindlich entgegentreten, insbesondere ihrem Vorgehen durch Widerstand der Maasbefestigungen oder durch Zerstörungen von Eisenbahnen, Straßen, Tunneln oder sonstigen Kunstbauten Schwierigkeiten bereiten, wird Deutschland zu seinem Bedauern gezwungen sein, das Königreich als Feind zu betrachten. In diesem Falle würde Deutschland dem Königreich gegenüber keine Verpflichtungen übernehmen können, sondern müßte die spätere Regelung der Verhältnisse beider Staaten

zueinander der Entscheidung der Waffen überlassen. Die Kaiserliche Regierung gibt sich der bestimmten Hoffnung hin, daß diese Eventualität nicht eintreten wird und die belgische Regierung die geeigneten Maßnahmen zu treffen wissen wird, um zu verhindern, daß Vorkommnisse wie die vorstehend erwähnten sich ereignen. In diesem Falle würden die freundschaftlichen Bande, die beide Nachbarstaaten verbinden, eine weitere dauernde Festigung erfahren. Euer Hochwohlgeboren wollen heute abend acht Uhr der belgischen Regierung hiervon streng vertraulich Mitteilung machen und sie um Erteilung einer unzweideutigen Antwort binnen zwölf Stunden, also bis morgen früh acht Uhr, ersuchen. Von der Aufnahme, die Ihre Eröffnungen dort finden werden, und der definitiven Antwort der belgischen Regierung wollen Euer Hochwohlgeboren mir umgehend telegraphische Meldung zugehen lassen.

(gez.) v. Jagow.

Seiner Hochwohlgeboren
dem Kaiserlichen Gesandten v. Below, Brüssel."

Aus dieser Anweisung wird man ersehen, daß rasches Handeln für uns Bedingung des kriegerischen Erfolges war. Die Franzosen waren im Begriff, uns auf dem Wege über Belgien zu überfallen, und es galt, ihnen zuvorzukommen. Daß unsere Kriegsleitung aber so rasch zur Hand sein werde, wirkte geradezu verblüffend. Schon am 7. August wurde die folgende amtliche Meldung verbreitet: „Unsere Vorhuten sind vorgestern längs der ganzen Grenze nach Belgien eingerückt. Eine unbedeutende Truppenabteilung hat einen Handstreich auf Lüttich mit großer Kühnheit versucht. Einzelne Reiter sind in die Stadt gedrungen und wollten sich des Kommandanten bemächtigen, der sich nur durch die Flucht entziehen konnte. Der Handstreich auf die modern ausgebaute Festung selbst ist nicht geglückt. Die Truppen stehen vor der Festung in Fühlung mit dem Gegner. Natürlich wird die gesamte Presse des feindlichen Auslandes diese Unternehmung, die auf den Gang der großen Operationen ohne jeden Einfluß ist, zu einer Niederlage stempeln. Für uns ist sie nur eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Tat und ein Beweis für die todesmutige Angriffslust unserer Truppen."

Man kann sich denken, welch allgemeines Erstaunen diese Nachricht hervorrief. Wir standen erst am sechsten Tage der Mobilmachung und von irgendwelchen Kämpfen in Belgien war noch nichts bekannt, und nun plötzlich diese Nachricht, die fast rätselhaft erschien. Nach dem Bericht eines belgischen Augenzeugen hatte sich dieses Heldenstück, das uns beinahe den Kommandanten der Festung in die Hände geliefert hätte, folgendermaßen zugetragen:

General Leman war gerade an der Arbeit mit den Mitgliedern seines Stabes in dem Bureau der Rue Sainte Foy, als ganz in der Nähe wildes Geschrei laut wurde. „Das ist unerträglich, man kann gar nicht mehr arbeiten!" sagten die Offiziere, die an die Tür gingen und nachsehen wollten. „Die Deutschen sind da!" hieß es. In demselben Augenblick knallten Schüsse, und der arme Marchand lag am Boden. Zwei preußische Offiziere und sechs Mann, die Pistole in der Faust, standen vor dem Hause mit fahnentragenden Zivilisten (?). „Schnell einen Revolver her!" rief General Leman. „Herr General, Sie dürfen Ihr Leben im gegenwärtigen Augenblick nicht aufs Spiel setzen, Sie werden ja niedergemacht werden," rief Major L... — „Nein, nein, lassen Sie mich durch." Major L..., ein Hüne, machte kurzen Prozeß: er ergriff den General, der weder groß noch stark ist, und warf ihn über eine Mauer; dann kletterte er selbst hinüber. Nun war er in den Nebengebäuden der Fonderie (Waffenfabrik). Man schoß auf die beiden aus den Fenstern der Nachbarhäuser, wo „Zivilisten" mit Browningpistolen aufgestellt waren. L... drängte den General gewaltsam in das Häuschen eines Fabrikarbeiters, wo die beiden Zuflucht in einer braven Familie fanden. Jenseits der Mauer „holten" die Kameraden L.s und die Gendarmen der Bedeckung die beiden deutschen Offiziere und die sechs Mann in einem kurzen Kampf „herunter", in dem auch zwei belgische Gendarmen getötet wurden. — Etwa siebzig oder fünfundsiebzig Kilometer von dem Schauplatz dieses Ereignisses entfernt hatte der Generalstab der Armee eine Ahnung von dieser Tragödie, und zwar unter Umständen, die an das realistische Theaterstück: „Ein Drama am Fernsprecher" erinnern. Einer der Mitarbeiter Lemans, Hauptmann B., telephonierte eine Meldung an den Großen Generalstab. Plötzlich brach er ab mit dem Rufe: „Zum Donnerwetter, die Deutschen sind da!" Man hörte dann nichts weiter als Schüsse. —

Freilich war der Handstreich, der in der Nacht vom 6. zum 7. August ausgeführt und am 7. August bekannt wurde, mißlungen; aber man wußte aus dieser Nachricht wenigstens, daß die deutschen Truppen Lüttich belagerten. So mancher, der sich an den Krieg von 1870/71 erinnerte, mochte mit einem Seufzer der langwierigen Belagerungen jener Zeit gedenken und mit Zweifel der Zukunft entgegensehen. Eine Festung wie Lüttich konnte unsere besten Kräfte wochen-, ja monatelang aufhalten. Jene bedenklichen Köpfe aber wurden um so mehr überrascht, als schon wenige Stunden später, am Abend des 7. August, in Berlin die folgende amtliche Nachricht verbreitet wurde:

„Die Festung Lüttich ist von den deutschen Truppen im Sturm genommen worden. Nachdem die Abteilungen, die den Handstreich auf Lüttich unternommen hatten, verstärkt worden waren, wurde der Angriff durchgeführt. Heute morgen acht Uhr war die Festung in deutschem Besitz."

Ein ungeheurer Jubelsturm durchbrauste die Stadt beim Bekanntwerden des ersten großen deutschen Waffenerfolges, und alles war gespannt, Näheres zu erfahren. Doch erst am 17. August wurden die ersten Nachrichten durch folgende amtliche Darstellung ergänzt: „Uns waren Nachrichten zugegangen, daß vor Ausbruch des Krieges französische Offiziere und vielleicht auch einige Mannschaften nach Lüttich entsandt waren, um die belgischen Truppen in der Handhabung des Festungsdienstes zu unterrichten. Vor Ausbruch der Feindseligkeiten war dagegen nichts einzuwenden. Mit Beginn des Krieges wurde es Neutralitätsbruch durch Frankreich und Belgien. Wir mußten schnell handeln. Nichtmobilisierte Regimenter wurden an die Grenze geworfen und auf Lüttich in Marsch gesetzt. Sechs schwache Friedensbrigaden mit etwas Kavallerie und Artillerie haben Lüttich eingenommen. Danach wurden sie dort mobil und erhielten als erste Verstärkung ihre eigenen Ergänzungsmannschaften. Zwei weitere Regimenter konnten nachgezogen werden, die ihre Mobilmachung soeben beendet hatten. Unsere Gegner wähnten bei Lüttich hundertzwanzigtausend Deutsche, die den Vormarsch wegen Schwierigkeiten der Verpflegung nicht antreten konnten. Sie haben sich geirrt. Die Pause hatte einen anderen Grund. Jetzt erst begann der deutsche Aufmarsch. Die Gegner werden sich überzeugen, daß die deutsche Armee gut verpflegt und ausgerüstet den Vormarsch antrat. Majestät hat sein Wort gehalten, an die Einnahme der Forts von Lüttich nicht einen Tropfen deutschen Blutes mehr zu setzen. Der Feind kannte unsere Angriffsmittel nicht. Daher glaubte er sich in den Forts sicher. Doch schon die schwächsten Geschütze unserer schweren Artillerie veranlaßten jedes durch sie beschossene Fort nach kurzer Beschießung zur Übergabe. Die noch erhaltenen Teile der Besatzungen retteten dadurch ihr Leben. Die Forts aber, gegen die unsere schweren Geschütze feuerten, wurden in allerkürzester Frist in Trümmerhaufen verwandelt, unter denen die Besatzung begraben wurde. Jetzt werden die Forts aufgeräumt und wieder zur Verteidigung eingerichtet. Die Festung Lüttich soll den von unseren Gegnern vorbereiteten Plänen nicht mehr dienen, sondern dem deutschen Heer ein Stützpunkt sein."

Der fast unglaublich schnelle Erfolg unserer Belagerungstruppen wird aber erst erklärlich durch das wirksame Eingreifen unseres Militärluftschiffs „Z VI", über das wir bereits auf Seite 22 näher berichteten.

Eine amtliche Meldung vom 9. August teilte dann mit, daß wir in Lüttich ein Viertel der gesamten belgischen Armee gegen uns hatten. Drei- bis viertausend Kriegsgefangene wurden nach Deutschland verbracht. Unsere Verluste waren zwar nicht unbedeutend, aber sie erreichten nicht im entferntesten jene Höhe, die eine langwierige Belagerung nach sich gezogen hätte; dagegen waren die Verluste der Belgier sehr groß.

Die Bedeutung, welche die schnelle Erstürmung von Lüttich für uns hat, wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß von seiten der französischen Strategen, wie überhaupt von allen Militärfachleuten angenommen worden ist, Lüttich dürfte eine Belagerungsarmee von etwa hundertzwanzigtausend Mann mindestens zwei Monate aufhalten. Diese hundertzwanzigtausend Mann wären dann auf so lange Zeit einer Feldschlacht entzogen gewesen, und nach dem endlichen Fall der Festung, wenn dieser wirklich herbeigeführt worden wäre, hätte die Belagerungsarmee natürlich ungeheure Verluste zu verzeichnen gehabt.



Das Außerordentliche unseres Erfolges vor Lüttich macht es erklärlich, daß Gerüchte in Umlauf kamen, die Eroberung von Lüttich habe gewaltige Opfer an Menschenleben gefordert. Diese Gerüchte wurden noch besonders genährt durch das Verhalten der französischen Regierung, die der Festung für ihr tapferes Verhalten das Kreuz der Ehrenlegion verlieh. Vergeblich fragte man sich, durch welche Taten diese Auszeichnung verdient worden sei, und die Antwort konnte nur dahin gehen, daß die Verteidiger uns so großen Schaden bereitet hätten, daß er einer Niederlage gleich komme. Diesen G rüchten trat der Generalquartiermeister von Stein in einer Depesche entgegen, worin es heißt:

„Französische Nachrichten haben unser Volk beunruhigt. Es sollen zwanzigtausend Deutsche vor Lüttich gefallen und der Platz überhaupt noch nicht in unserem Besitz sein. Durch die theatralische Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion an die Stadt Lüttich sollten diese Angaben bekräftigt werden. Unser Volk kann überzeugt sein, daß wir weder Mißerfolge verschweigen, noch Erfolge aufbauschen werden. Wir werden die Wahrheit sagen und haben das volle Vertrauen, daß unser Volk uns mehr als dem Feinde glauben wird, der seine Lage vor der Welt möglichst günstig hinstellen möchte. Wir müssen aber mit unseren Nachrichten zurückhalten, solange sie unsere Pläne der Welt verraten können. Jetzt können wir ohne Nachteil über Lüttich berichten. Ein jeder wird sich selbst ein Urteil bilden können über die von den Franzosen in die Welt geschrienen zwanzigtausend Mann Verluste. Wir hatten vor vier Tagen bei Lüttich überhaupt nur schwache Kräfte, denn ein so kühnes Unternehmen kann man nicht durch Ansammlung überflüssiger Massen vorher verraten. Daß wir trotzdem den gewünschten Zweck erreichten, lag in der guten Vorbereitung, der Tapferkeit unserer Truppen, der energischen Führung und dem Beistand Gottes. Der Mut des Feindes wurde gebrochen, seine Truppen schlugen sich schlecht. Die Schwierigkeiten für uns lagen in dem überaus ungünstigen Berg- und Waldgelände und in der heimtückischen Teilnahme der ganzen Bevölkerung, selbst der Frauen, am Kampfe. Aus dem Hinterhalt, den Ortschaften und Wäldern feuerten sie auf unsere Truppen, auch auf Ärzte, die die Verwundeten behandelten, und auf die Verwundeten selbst. Es sind schwere und erbitterte Kämpfe gewesen, ganze Ortschaften mußten zerstört werden, um den Widerstand zu brechen, bis unsere braven Truppen durch den Fortsgürtel gedrungen und im Besitz der Stadt waren. Es ist richtig, daß ein Teil der Forts sich noch hielt, aber sie feuerten nicht mehr. Seine Majestät wollte keinen Tropfen Blutes unserer Truppen durch Erstürmung der Forts unnütz verschwenden. Sie hinderten nicht mehr an der Durchführung der Absichten. Man konnte das Herankommen der schweren Artillerie abwarten und die Forts in Ruhe nacheinander zusammenschießen, ohne nur einen Mann zu opfern, falls die Fortsbesatzungen sich nicht früher ergaben. Aber über dies alles durfte eine gewissenhafte Heeresleitung nicht ein Wort veröffentlichen, bis so starke Kräfte auf Lüttich nachgezogen waren, daß es auch kein Teufel uns wieder entreißen konnte. In dieser Lage befinden wir uns jetzt. Die Belgier haben zur Behauptung der Festung, soviel sich jetzt übersehen läßt, mehr Truppen gehabt, als von unserer Seite zum Sturm antraten. Jeder Kundige kann die Größe der Leistung ermessen; sie steht einzig da. Sollte unser Volk wieder einmal ungeduldig auf Nachrichten warten, so bitte ich, sich an Lüttich erinnern zu wollen. Das ganze Volk hat sich einmütig unter seinem Kaiser zur Abwehr der zahlreichen Feinde geschart, so daß die Heeresleitung annehmen darf, es werden von ihr keinerlei Veröffentlichungen erwartet, die ihre Absichten vorzeitig dem Feinde kundtun und dadurch die Durchführung der schweren Aufgabe vereiteln könnten.

Der Generalquartiermeister.
(gez.) v. Stein."

Die ausländischen Blätter, die wie die Londoner „Daily Mail" uns Deutschen das Scheitern eines Angriffes auf Belgien gleich an dem Lütticher Bollwerk prophezeiten, haben also nicht recht behalten.

Sicherlich wird es von Interesse sein, später zu erfahren, wieviel Artillerieschüsse auf Lüttich abgegeben wurden, bis der Sturm gelang. Es ist anzunehmen, daß der Munitionsverbrauch auch ein verhältnismäßig geringer gewesen ist, während die Beschießung der französischen Festungen 1870/71 zum Teil einen recht bedeutenden Munitionsaufwand erforderlich machte. Am bedeutendsten ist die Zahl der Schüsse, die gegen Belfort abgegeben wurden. Sie betrugen 98 500, während der Verteidiger 86 200 Artilleriegeschosse verfeuert hat. Weiter sind gegen Straßburg etwa 15 600 Schüsse abgefeuert worden, gegen Diedenhofen 8600, gegen Soissons über 8200, gegen Verdun und Neubreisach je über 7500, gegen Mézières über 6300, gegen Longwy etwa 6300, gegen Paris etwa 6000, gegen Toul 3900, gegen Montmédy etwa 2900 und gegen La Fère 1800.

Nachdem ein Handstreich auf den Kommandanten von Lüttich mißlungen war, gelang es nunmehr unseren stürmenden Truppen, Leman gefangen zu nehmen. Er wurde halberstickt unter den Trümmern eines zusammengeschossenen Forts aufgefunden und in Sicherheit gebracht. Die deutschen Offiziere nahmen sich seiner in der kameradschaftlichsten Weise an und labten ihn mit Erfrischungen, die ihnen gerade zur Hand waren. Dann wurde der Gefangene dem General v. Emmich vorgeführt, dem er seinen Degen überreichte. In Anerkennung dessen, daß General Leman die ihm übertragene Pflicht als Kommandant der Festung Lüttich bis zum Äußersten erfüllt hat, ließ General v. Emmich dem Gefangenen den Degen. Eine solche Ritterlichkeit hatte Leman nicht erwartet, und sie erschütterte ihn tief. Nachdem sich der Kommandant von den seelischen Erregungen und den körperlichen Strapazen erholt hatte, erfolgte seine Abreise in die deutsche Gefangenschaft nach Köln und später nach Magdeburg.

Die grausame und niederträchtige Art der belgischen Kriegführung, die sich in der Teilnahme der Zivilbevölkerung mit Einschluß der Frauen am Kampfe zeigte, nötigte uns, im Interesse der Sicherheit unserer Truppen gegen das Freischärlertum Belgiens besondere Maßregeln zu ergreifen. —

Ein holländischer Augenzeuge, der sich auf dem linken Maasufer aufhielt, schildert im „Limburger Courier" den Übergang der deutschen Truppen am 5. August wie folgt:

„Man konnte sehr deutlich beobachten, wie die Deutschen an verschiedenen Stellen mit Kähnen und Holzflößen, neben denen die Pferde schwammen, über die Maas setzten. Der Übergang vollzog sich etwa an einem Dutzend verschiedener Stellen in fester, geregelter Ordnung. Die Deutschen scheinen sich um das Geschützfeuer der Forts und das Ge-



Österreich-ungarische Infanterie-Patrouille im kalksteinreichen Grenzgebiet.




**Attacke österreichischer Ulanen auf russische Infanterie in der Schlacht bei Zamosc.**

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

wehrfeuer von der gegenüberliegenden Seite wenig zu kümmern, obwohl es ihnen ziemliche Verluste gebracht haben muß. Sie hielten die belgischen Tirailleurs mit Mitrailleusenfeuer (Maschinengewehrfeuer) in Schach. Allmählich füllte sich der ganze Hügelabhang mit deutschen Truppen. Die belgischen Schützen zogen sich langsam zurück. Um fünf Uhr war schon eine große deutsche Kavalleriemacht am linken Ufer.

Aus den befestigten Stellungen auf den Berghöhen hatten die belgischen Truppen schon längere Zeit versucht, die an der gegenüberliegenden Seite anrückende Kavalleriekolonne durch Granatfeuer zu verwirren, aber es gelang ihnen nicht, und die Besatzung dieser Stellungen mußte sich zurückziehen.

Vor den anrückenden Deutschen flüchtete das Volk aus den ersten Häusern an der Landstraße voll Entsetzen. Im Dorfe aber waren die Bewohner guten Muts geblieben und glotzten erstaunt das Vorüberziehen des fremden Kriegsvolkes an. Es wurde ihnen nicht das geringste zuleide getan. — Der deutsche Aufmarsch wurde in der Richtung nach Lüttich fortgesetzt, und zwar auf beiden Maasufern."

Der Korrespondent schließt seinen Bericht mit den Worten: „Die Deutschen scheinen sich der Tatsache, daß sie vor Lüttich nicht bloß mit der Besatzung dieser Festung und mit der belgischen Feldarmee, sondern auch mit einem französischen Hilfskorps, bald vielleicht auch mit einer englischen Landungsdivision zu tun haben werden, nicht bewußt zu sein."

Eine sehr anschauliche Schilderung der Vorgänge um Lüttich aus der Nähe des deutschen Feldlagers am rechten Maasufer gibt der Kriegskorrespondent desselben Blattes:

„Eben bin ich zurückgekehrt von dem kleinen Dorf Mesch, wo ich eines der imposantesten Schauspiele meines ganzen Lebens gesehen habe. Von hier aus hat man einen vollständigen Blick auf das deutsche Feldlager, das in einer geradezu lieblichen Landschaft gelegen ist: eine nach der Maas zu abfallende, reich angebaute Ebene, von bewaldeten Hügeln umgeben, und auf dieser Ebene eine bunte Anhäufung einer ungeheuren Anzahl von Pferden, Wagen, Mannschaften. Es sind Truppen, die gegen Lüttich und die anderen belgischen Festungen aufmarschieren. Man könnte glauben, einem Manöver in großartigem Maßstabe beizuwohnen, wenn nicht jeden Augenblick hinter einer entfernten Hügelreihe Gewehrfeuer knattern würde, wenn man nicht wüßte, daß Krieg ist, und wenn man nicht den Ernst auf den Gesichtern der Männer sähe. Denn wir sind ganz nahe den deutschen Truppen, wir reden mit ihnen.

Von den östlichen Abhängen rücken immer neue Truppen heran; immer mehr Reiter erscheinen auf den Hügelkämmen; Maschinengewehre werden herangefahren über ein Terrain, das eben noch ein üppiges Rübenfeld war. Die heranrückende Kavallerie bahnt sich einen Weg quer durch Kornfelder, deren Halme umsonst gewachsen sind. Ein ziemlich großer Weideplatz, mit Stacheldraht umgeben, wird im Nu von dieser Umzäunung befreit; für die mit Äxten und Scheren bewaffneten Soldaten ist dies das Werk eines Augenblicks. Es sind vornehmlich Lanzenreiter und Ulanen, alle haben die Helme bedeckt mit Überzügen. Zahllose Trainwagen kommen rüttelnd den Weg herunter: sie sind meist mit sechs Pferden bespannt. In großer Ordnung und ohne viele Kommandos findet alles — Wagen, Geschütze und Tausende von Menschen und Pferden — seinen Platz. Unter den jüngeren Offizieren — wie jung sehen sie aus! — fallen mir etliche auf durch ihre sympathischen Gesichter, mager und energisch. Ein junger Offizier nähert sich der dichten Reihe der Zuschauer, die aus Maastricht herausgekommen sind, und bittet um eine Zeitung. Jemand reicht ihm eine holländische Zeitung. Inzwischen fahren immer neue schwere Geschütze und Haubitzen durch die üppigen Felder heran. Eben wird eine Regimentsfahne in einem Lederfutteral vorbeigetragen; sie trägt die Jahreszahl 1870/71. Hinter den Autos eine neue Truppe, es ist Infanterie; bis aufs äußerste sorgsam gepflegt, wie überhaupt alles, was wir hier sehen. Aber was erblicke ich dort? Etwa fünfzehn Bürger, Bauern und Dorfhandwerker, die Hände auf den Rücken gebunden und den Kopf gesenkt. Es sind Kriegsgefangene aus irgend einem belgischen Dorfe, dessen Bewohner wahrscheinlich gegen die Deutschen Widerstand geleistet haben.

Über dem Hügelrücken, über den die Deutschen noch immer in endlosem Zuge heranrücken, steigt gegen den blauen Sommerhimmel eine dunkle Regenwolke auf, und auf einmal zeigt sich gegen den noch klaren Teil des Himmels ein schwarzes Flugzeug. Wie ein unheilbringender, finsterer Raubvogel schwebt es sehr hoch und sehr langsam über den Truppen; ist es ein Deutscher oder ein Belgier, der Bomben herunterwerfen wird? Aus den Reihen der Zuschauer laufen viele weg. Aber die Deutschen arbeiten ruhig weiter. Sie haben unterdessen vor unseren Augen an aufgepflanzten Lanzenschäften ein Feldtelephon angelegt. Das interessante Schauspiel fesselt mich dermaßen, daß ich nicht bemerke, wie viele Zuschauer neben mir plötzlich zurückweichen. Ganz nahe höre ich ein Kommando, und zugleich höre ich von geladenen Pistolen reden. Rasch springe ich zurück bis an den Grenzstein, an dem mein Fahrrad angelehnt steht. Ein deutscher Offizier richtet die Pistole auf mich und ruft mir zu: ‚Kommen Sie einen Moment herüber!' Ich gehe hin, er nimmt mir mein Notizbuch aus der Hand und sagt, wir hätten die Grenze überschritten. Er studiert mein holländisches Gekritzel und fragt nach dem Inhalt. Als dann ein zweiter Offizier dazukommt, derselbe, der vorhin die Zeitung erbeten hatte, erhalte ich mein Notizbuch zurück mit der Bitte, auf holländischer Seite bleiben zu wollen."

Aus anderen holländischen Berichten sei noch hervorgehoben, daß es heißt: Die Deutschen, die in den kleinen belgischen Dörfern übernachten, lassen die Einwohner in Frieden und bezahlen ihre Zeche.

Über die Eroberung der Forts von Lüttich gibt der nachstehende Feldpostbrief vom 9. August interessante Einzelheiten:

„Wir sind seit gestern mittag hier. Quartier haben wir im Bahnhofsgebäude, allerdings sehr primitiv. Die vergangene Woche war furchtbar anstrengend. Ruhe haben wir überhaupt nicht gehabt, da wir von allen Seiten, sogar vom Zivil, angegriffen worden sind. In den acht Tagen habe ich höchstens zwanzig Stunden geschlafen; wir waren Tag und Nacht auf den Beinen. Am tollsten war es in der Nacht vom 5. zum 6., wo wir zwei feindliche Forts genommen haben. Die Jäger immer voran. Wir haben große Verluste gehabt. Am Freitag haben wir ein anderes Fort stürmen wollen, es war aber zu stark besetzt. Die Belgier haben die neuesten und stärksten Festungen. Die Panzertürme werden aus der Erde gehoben, die Kanonen abgefeuert und im nächsten Moment verschwindet der Turm wieder. Wir hatten einen sehr schweren Stand, lagen über drei Stunden im tollsten Feuer. Trotzdem waren wir bis auf dreihundert Meter herangekommen. Ein Sturm war nach Lage der Dinge unmöglich, wir gaben daher die weitere Beschießung auf, da wir sonst vollständig aufgerieben worden wären. Immerhin war es eine tollkühne Sache, gegen eine solche Übermacht vorzugehen. Wir haben an diesem Tage nicht e i n e n Verwundeten gehabt, dem Fort dagegen ungeheuren Schaden zugefügt. Unsere Artillerie hat tadellos geschossen; die Maschinengewehre nicht minder, und wir auch sehr gut, was schon daraus hervorgeht, daß uns das Fort nach der Beschießung einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand angetragen hat.

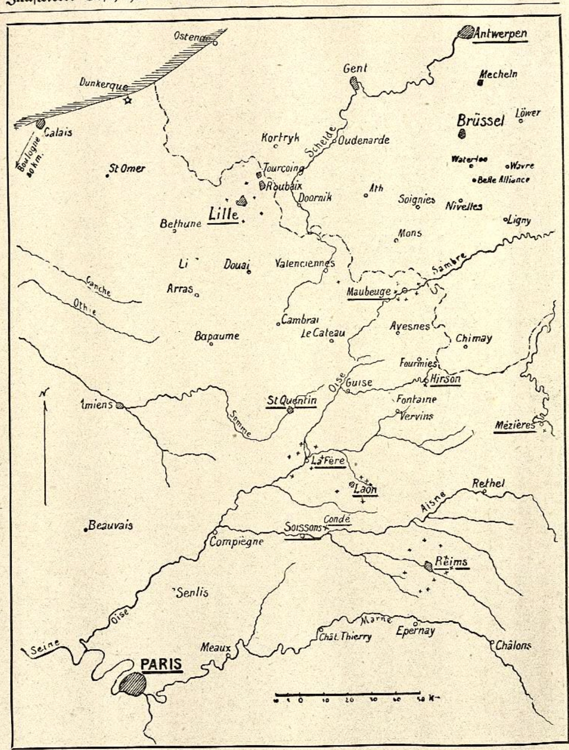
In der ganzen Gegend sind wir hauptsächlich auch von Zivilpersonen beschossen worden, so daß man bei Patrouillen und auf dem Marsch vor keiner Kugel sicher war. Zivilisten, welche auf uns geschossen hatten oder mit Waffen in der Hand getroffen wurden, wurden einfach niedergeschossen. So haben wir an dem einen Tage etwa zweihundert Mann standrechtlich erschossen und vielleicht fünfzig Häuser in Brand gesteckt, weil wir uns nicht anders helfen konnten, da wir von allen Seiten bedroht wurden. Unser Vorgehen hat geholfen! Heute nachmittag geht's wieder weiter, wohin unbekannt. Bis heute war uns das Schreiben an alle Angehörigen streng untersagt, da unsere Bewegungen im Dunkeln bleiben sollten."

Der bekannte holländische Journalist Pisuisse schildert im „Telegraaf" vom 9. August die Zustände in Lüttich während der Beschießung durch die Deutschen. Es heißt da u. a.:

„Während das Publikum den einrückenden belgischen Truppen zujubelte, drangen die gewaltigen Explosionen und Erschütterungen von der Sprengung der äußersten Maasbrücken nach dem Platz vor dem Stadthaus, wo ich mich befand, und hoch in der Luft sah man nun auch deutlich die deutschen Granaten in ihrem feurigen Lauf zu ihrem Zerstörungswerk. Wie ein Komet fährt eine solche höllische Bombe auf ihrem feurigen Schweif durch die Luft, und kaum habe ich sie in ein großes Haus an der Ecke der Rue de Madeleine und des Maaskais einschlagen sehen, so bricht bereits



eine pechschwarze Rauchwolke durch das Dach, untermischt mit hellen Flammen, eine Vorprobe von dem, was zu erwarten steht, wenn wirklich die Deutschen in dieser Nacht zum Bombardement übergehen. Überall sieht man die Bewohner der Kais ihre Fenster verbarrikadieren, und die wenigen Kaufläden in der Stadt, die noch offen waren, schlossen ihre Schaufenster; Gasthöfe und Wirtschaften im Stadtzentrum waren bereits vom Morgen ab geschlossen. Die meisten von ihnen waren unter die Flagge des Roten Kreuzes gebracht und zur Aufnahme von Verwundeten eingerichtet worden. Noch fliegt hier und da eine einzelne Bombe in die Stadt, und es geht dann sofort das Gerücht, daß sie eingeschlagen habe. So steigt die Aufregung, wächst die Angst vor dem, was noch kommen soll.



Der nordwestliche Kriegschauplatz.

Gegen neun Uhr abends sitzen wir beieinander in einem Hinterzimmer unter den mit Matratzen verdeckten Fenstern. Es fällt ein Schuß, der dicht hinter dem Hause einschlägt, so daß der Donner die Scheiben klirrend zerspringen läßt, während ein Stück der Mauer sich in Schutt verwandelt. Dann wird alles still, unheimlich still, draußen und drinnen. In dem großen Keller unter dem Hause lagen schon ein paar Kinder auf Matratzen schlafend, Pakete mit Kerzen stehen herum, Eimer mit Wasser, Hacken und Schaufeln, damit man helfen kann, wenn das Haus einstürzt. Wir legen uns auf dem Flur des Hinterzimmers nieder. Die alten Frauen knien betend nieder. Um ein Uhr nachts ertönt der Ruf ‚Feuer!' auf den Straßen, einige Stunden später wieder. Um vier Uhr sehen wir helle Flammen hoch über der Stadt. Man sagt, die Zitadelle brennt, doch sehe ich mit dem Fernrohr, daß es nur Bäume und niedrige Häuser sind. Nun die Nacht vorbei ist, kehre ich nach meinem Hotel zurück, ein bißchen nüchtern und enttäuscht ... Als ich auf den Theaterplatz komme, finde ich dort deutsche Grenadiere, sauber in feldgrauen Uniformen, auch die Helme mit einem Überzug in gleicher Farbe. Sie stehen in Reih' und Glied mit Gewehr bei Fuß und lösen einander in der Bewachung der Straßen ab. Den ganzen Weg den Maaskai entlang, wo die Brücken, auch zwei der innersten, jämmerlich verwüstet sind, und auf dem Weg nach den Hügeln, wo die Zitadelle liegt, stehen die deutschen Soldaten, hinter und vor ihnen das Publikum, neugierig, aber totenstill. Kein Wort, kein Gemurmel, nichts wird vernommen. Sie schauen nur nach den gefürchteten Deutschen, die jetzt so ruhig dastehen oder höchstens die Leute mit einem ‚Circulez, messieurs!' zum Weitergehen nötigen. Es fiel mir auf, wie viele von diesen Deutschen offenbar Französisch verstehen und sprechen ..."

Ein anschauliches Bild seiner Erlebnisse bei der Eroberung der Festung gibt ein Magdeburger Bankbeamter in dem nachstehenden von der „Magdeburgischen Zeitung" veröffentlichten Feldpostbrief:

„Wir fuhren am 3. August von ...... ab, uns war nur bekannt, daß es nach Westen ging. Am 4. August kamen wir in einer größeren Stadt an, wo wir ausgeladen wurden. Hier hatten wir nun nach der langen Eisenbahnfahrt anderthalb Stunden Ruhe. Wir erhielten von den Einwohnern warmen Kaffee und auch zu essen. Sodann wurde der Vormarsch angetreten, und schon um acht Uhr früh überschritt unser Regiment als erstes die belgische Grenze. Zunächst ging es bis Henry Chapelle, wo es aus der Feldküche Mittagessen gab (Reis mit Rindfleisch). Die Bewohner waren hier noch ziemlich friedlich und brachten uns Wasser. Dann ging es weiter, den ganzen Nachmittag. Die Chaussee war hier überall aufgerissen, schwere Baumstämme waren über den Weg gelegt und richtige Barrikaden gebaut, um uns das Vordringen zu erschweren, aber uns konnte das nicht schrecken. Um fünf Uhr nachmittags kamen wir nach Battist, wo wir die Nacht verbleiben sollten in Massenquartier. Leider waren sämtliche Häuser verschlossen. Jedoch unser Hauptmann gab kurzerhand Befehl: ‚Brechen Sie die Häuser auf!' Das ließen wir uns natürlich nicht zweimal sagen: im Umsehen waren die Häuser geöffnet, und ich geriet mit meiner Korporalschaft in eine — Weinhandlung.

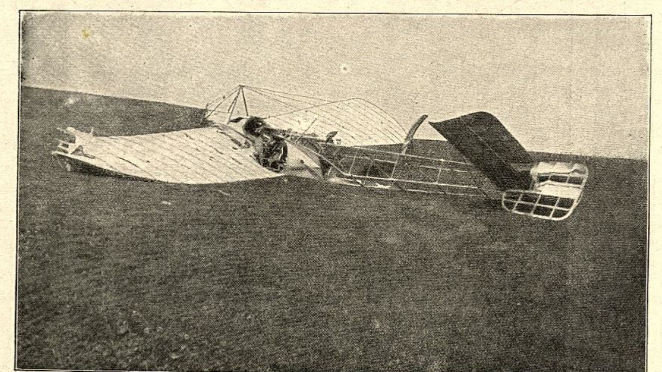
Leider wurden wir um halb zehn Uhr alarmiert, da plötzlich aus den Häusern auf unsere Posten geschossen wurde. Wir besetzten die Stadt und erschossen mehrere Zivilisten, die mit der Waffe in der Hand betroffen wurden. Am Nachmittag hatten wir noch einen französischen Doppeldecker, leider erfolglos, beschossen; er war zu hoch. In Battist blieben wir bis ungefähr elf Uhr. Es wurden hier zwei Kameraden verwundet. Dann ging es weiter, bis wir um ein Uhr in Hervé ankamen. Hier in Hervé wurde haltgemacht, und wir lagerten uns in den Straßen, alles war vollkommen ruhig. Um zwei Uhr ging es weiter. Als wir in einer langen, schmalen Straße marschierten, öffneten sich plötzlich alle Fenster, Bomben wurden geworfen und aus Revolvern und Karabinern auf uns geschossen. Wir versuchten zunächst, in einen Torweg zu gelangen, was zum Teil auch glückte. Die keinen Unterschlupf fanden,

warfen sich an den Häusern flach auf die Straße. Es war ein ohrenbetäubender Lärm. Wir dachten alle, hier kommt niemand wieder heraus. Da sprang unser Hauptmann in die Mitte der Straße und rief: ‚Zehnte Kompanie hierher‘, und trotz des heftigen Feuers sammelten wir uns sofort um unseren Führer, und indem wir jetzt das Feuer energisch erwiderten, verließen wir vollkommen geordnet den Ort, mit unserer Feldküche in der Mitte. Die andere Bagage mußte zurückgelassen werden, da die Pferde erschossen waren. Das Regiment sammelte sich um sieben Uhr auf einem Bergkegel, wo wir Bereitstellung einnahmen.

Da wir um drei Uhr nachmittags Artilleriefeuer von den Außenforts erhielten, wobei einem Mann das Bein abgerissen wurde, mußten wir den Berg verlassen. Unser Regiment sammelte sich hinter der großen Steinhalde eines Erzbergwerkes. Unsere Kompanie bekam den Befehl, den links vor uns liegenden Ort zu säubern und nach vorn aufzuklären. Als wir das Dorf betraten, schossen wieder die Einwohner auf uns. Doch diesmal ließen wir nicht mit uns spaßen. Wir stürmten die Häuser, holten die Männer heraus, die sofort vor dem Hause standrechtlich erschossen wurden. Dann wurden die Frauen und Kinder, denen kein Haar gekrümmt wurde, weggejagt und das Haus angezündet, und bald brannte das ganze Dorf, was in der Nacht einen grausig schönen Anblick bot.

Um ein Uhr wurde wieder aufgebrochen, wir mußten entladen und das Seitengewehr aufpflanzen, dann kam eine Pionierkompanie mit Leitern und anderem Sturmgerät an uns vorbei, und sofort wußten wir, daß es jetzt erst richtig losgehen sollte. Schon um zwei Uhr bekamen wir Feuer, aber es ging immer vorwärts. Wir hatten vorerst keine Artillerie, während der Feind uns aus sechs Geschützen mit Schrapnells überschüttete. Die einzige Anmarschstraße, die wir benutzen konnten, wurde von drei Geschützen bestrichen. Im Laufschritt ging es vorwärts. Unser Oberst fällt, aber die sechs Geschütze werden erobert. Jetzt entbrennt ein heißer Kampf um das Dorf Bellaire, jedes Haus muß erobert werden, und endlich trifft unsere Artillerie ein. In diesem Dorf fällt unser Brigadekommandeur. Um acht Uhr ist der Feind geworfen. Auf unserem Vormarsch finden wir viel weggeworfene belgische Waffen und Tornister. Noch einmal hat der Feind Front gemacht. Er wird angegriffen und geworfen.

Wir nehmen sofort die Verfolgung auf, und um vier Uhr liegt unten ganz tief im Tal Lüttich. Ein prachtvoller Anblick, mit den Maasbrücken und den vielen Kirchtürmen, aber überall sieht man belgische Flaggen. Eine Maasbrücke gesprengt, deutlich sieht man in dem hellen Sonnenschein die zerbrochenen Pfeiler. Hier oben werden Schützengräben ausgehoben und Anstalten zum Übernachten getroffen. Unsere Artillerie beschießt die Zitadelle und die Stadt. Letztere ergibt sich bald, während die Zitadelle noch bis zum Morgen standhielt, dann aber die weiße Flagge hißte. Leider kamen wir auch diese Nacht nicht zur Ruhe. Da wir einen Angriff befürchten mußten, wurden die Schützengräben besetzt. Am anderen Morgen, den 7. August, rückten wir als Sieger in Lüttich ein, doch fehlte mancher liebe Kamerad, der jetzt bei Bellaire den ewigen Schlaf schläft."


Phot. Dr. Böhlmann.
**Von deutschen Truppen mit Maschinengewehren heruntergeschossener französischer Flieger bei Lunéville.**

Den Sturm auf Lüttich hat persönlich General von Emmich geleitet, und der Kaiser hat ihm für diese Heldentat am 7. August den Orden Pour le mérite verliehen.

Der Sieger von Lüttich, General der Infanterie Otto v. Emmich, dessen Bild wir auf Seite 21 brachten, wurde am 4. August 1848 geboren, hatte also drei Tage vor dem erfolgreichen Sturm auf Lüttich sein sechsundsechzigstes Lebensjahr vollendet. Er trat 1866 in das Infanterieregiment Nr. 55 ein, wurde 1868 Leutnant, 1874 Oberleutnant, 1880 Hauptmann und Kompaniechef, 1889 Major, 1894 Kommandeur des Jägerbataillons Nr. 11, 1895 Oberstleutnant, 1897 Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 114, 1901 Generalmajor und Kommandeur der 31. Infanteriebrigade, 1905 Generalleutnant und Kommandeur der 10. Division, 1909 General der Infanterie und Kommandierender General des 10. Armeekorps (Hannover). Am 27. Januar 1912 erhielt er den erblichen Adel. Emmich hat sich im Feldzuge 1870 auf 71 das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erworben und ist nun für die Erstürmung von Lüttich mit dem höchsten preußischen Kriegsorden ausgezeichnet worden.

Die Eroberung von Lüttich war die erste große Waffentat der deutschen Armee. Der bis zum 7. August in unbedeutenden Grenzgefechten sich abspielende Krieg gewann durch diese Tat auf einmal das Interesse der ganzen Welt. Man merkte, daß die Deutschen noch mehr Pfeile im Köcher hatten, und man ahnte es, daß auf diesen großen Auftakt eine Schlachtenmusik folgen werde, wie sie die Kriegsgeschichte aller Zeiten noch nicht gehört hatte. Die Folge hat gelehrt, daß diese Erwartung nicht getäuscht worden ist und daß der deutsche Aar zu immer höheren Flügen seine Fänge ausbreitete. Wie unsere Feinde aber versuchten, die öffentliche Meinung irrezuführen, geht daraus hervor, daß nach der Einnahme der Festung Lüttich durch die deutschen Truppen, wie der „Lok.-Anz." berichtet, in Brüssel an allen Straßenecken und Litfaßsäulen folgender Anschlag erschien:

„Revolution in Deutschland!

Italien und die Schweiz haben Deutschland den Krieg erklärt!

Große Schlacht bei Lüttich!

60 000 Deutsche gefallen und 40 000 Deutsche gefangen genommen!

Die deutsche Armee in voller Flucht über die Grenze!

Die belgische Armee hat nur 300 Tote!"

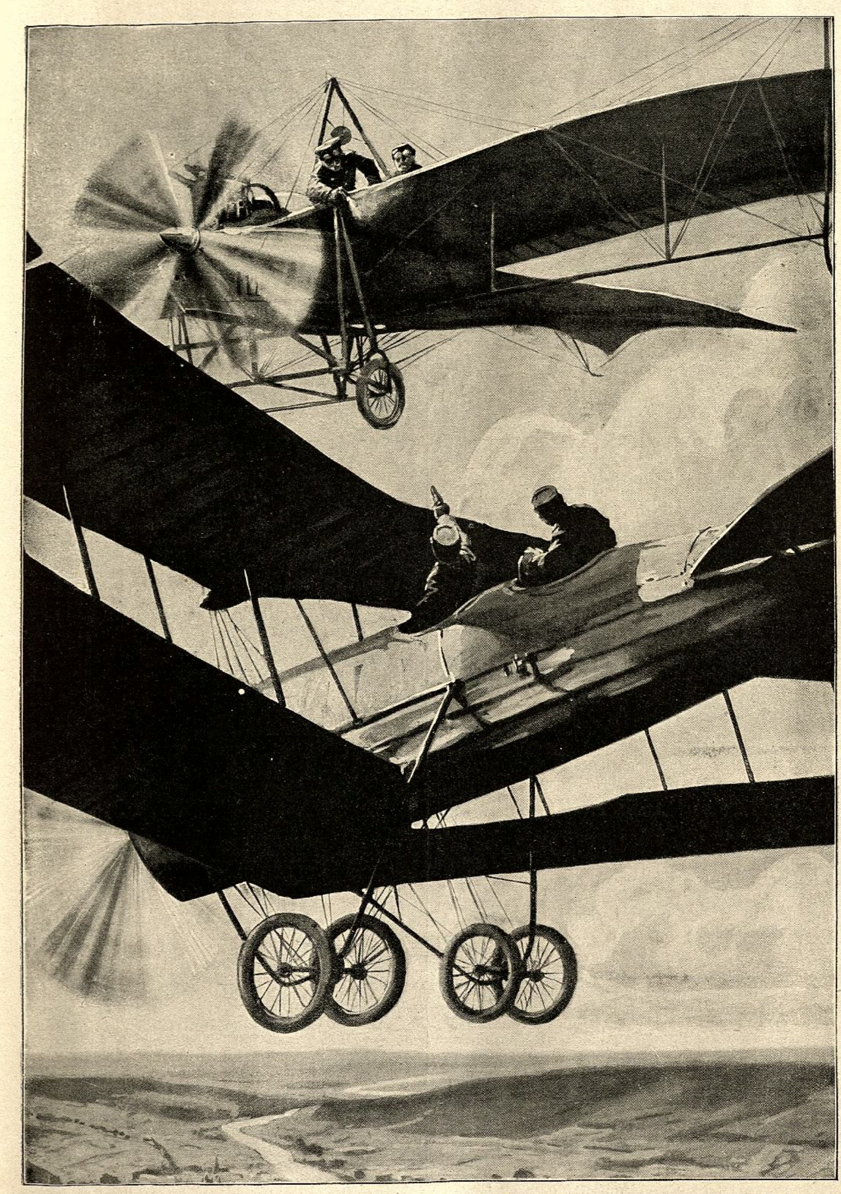
Besser kann man es nicht verlangen.

* * *

Während noch aller Blicke nach Belgien gerichtet waren, bereiteten sich auch an der französischen Grenze in den ersten Tagen des August große Ereignisse vor. Am 10. August wurde folgender amtliche Bericht verbreitet:

Der von Belfort ins Oberelsaß nach Mülhausen gegangene Feind, anscheinend das 7. französische Armeekorps und eine Infanteriedivision der Besatzung von Belfort, ist heute von unseren Truppen aus einer verstärkten Stellung westlich von Mülhausen in südlicher Richtung zurückgeworfen worden. Die Verluste unserer Truppen sind nicht erheblich, die der Franzosen groß.

Das 7. französische Armeekorps, das in Bruyères steht,


**Ein Kampf in den Lüften.** 17
Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

hat 3 Infanteriedivisionen zu 2 Brigaden von je 2 Regimentern, sowie 1 Korpskavalleriebrigade zu 3 Regimentern. Mit der Infanteriedivision von Belfort haben also auf französischer Seite 16 Infanterieregimenter, 3 Kavallerieregimenter und 2 Artillerieregimenter im Feuer gestanden und sind aus verschanzter Stellung zurückgeworfen worden.

Das erste große Zusammentreffen zwischen deutschen und französischen Truppen war also so verlaufen, wie wir es erhofften. Der Geist von 1870/71 war wach geblieben in unserem Heere; wie vor vierundvierzig Jahren hatten ihn die Franzosen in offener Feldschlacht nun zum erstenmal wieder an ihrem Leibe verspürt. Ein französischer Vorstoß war blutig zurückgewiesen, die Angreifer zurückgeworfen worden. Daß dieser Vorstoß von Belfort aus kam, widerlegt die unsinnigen Gerüchte, die in jenen Tagen gerade über diese französische Festung verbreitet waren. Nichts wäre zwar verhängnisvoller gewesen, als wenn man den Feind unterschätzt hätte. Schwer war gewiß auch die blutige Arbeit westlich von Mülhausen; aber je schwerer die Schlacht, desto glänzender der Sieg. Der erste Sieg über die französische Armee — unsere Herzen dankten Gott, und sie dankten unseren braven todesmutigen Truppen, die diesen ersten Sieg errangen!

Bei Mülhausen haben die deutschen Truppen 10 französische Offiziere und 513 Mann gefangen genommen. Außerdem wurden 4 Geschütze, 10 Fahrzeuge und eine sehr große Anzahl Gewehre erbeutet.

Die Schlacht bei Mülhausen wurde nicht nur vom ganzen deutschen Volke, sondern auch von unserer obersten Heeresleitung als ein voller Erfolg von großer Tragweite gewertet. Wie Oberst Brose am 11. August in einer Besprechung mit Vertretern der Presse ausführte, war dieser Schlag gegen die Franzosen deshalb so bedeutungsvoll, weil wir uns noch im Stadium der Mobilmachung befanden. Das haben wir selbst 1870 nicht fertiggebracht. Lüttich ist ohne die gehörige Artillerievorbereitung gefallen und nun fest in unserer Hand. Der Pariser „Matin" schrieb am 1. August, daß Deutschland mindestens zehn Tage zu seiner Mobilmachung gebrauche, und fügte prahlerisch hinzu, Frankreich ebenfalls. Kein Mensch in Paris hat wohl daran gedacht, daß während dieser Mobilmachungstage so wuchtige Schläge geführt werden könnten wie die Erstürmung von Lüttich und die Niederlage der Franzosen bei Mülhausen. Dabei handelte es sich um keine Augenblickserfolge, sondern um Errungenschaften und Taten von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Der Kaiser richtete an die Truppen, die den Sieg bei Mülhausen im Oberelsaß erfochten haben, das folgende Telegramm:

An das Armeeoberkommando.

Dankbar unserem Gott, der mit uns war, danke ich Ihnen und den tapferen Truppen für den ersten Sieg. Sagen Sie allen beteiligten Truppen meinen Kaiserlichen Dank, den ihr oberster Kriegsherr ihnen im Namen des Vaterlandes ausspricht. Gez. Wilhelm, I. R.

Die in der Schlacht bei Mülhausen erbeuteten ersten französischen Kanonen wurden vor dem Kaiserpalast in Straßburg aufgestellt. —

„Die französischen Truppen haben elsässischen Boden betreten und sind, von der Bevölkerung mit begeistertem Jubel begrüßt, in Mülhausen eingezogen. General Joffre hat als Oberkommandierender einen flammenden Aufruf an das elsässische Volk erlassen." So schrieben die Pariser Blätter, und wir in Deutschland haben uns darüber gefreut, die alten Lügen von 1870 wieder aufleben zu sehen. Doch es hatte diesmal seine Richtigkeit, es war ein Fünkchen Wahrheit in den französischen Prahlereien enthalten, nur mußte man es seiner romanhaften Umhüllung erst mühsam entkleiden. General Joffre hatte allerdings einen Aufruf an die Elsässer erlassen, aber die Redensart vom Betreten elsässischen Bodens durch die französischen Soldaten war doch wohl etwas zu gewagt. Hoch oben durch die Wolken waren sie gefahren, die kühnen Befreier, und hatten aus sicherer Höhe, wo kein Schuß sie erreichen konnte, bedrucktes Papier in die Winde geworfen. Wie aus Müllheim in Baden gemeldet wird, warfen französische Flieger am Sonntag über Mülhausen Pakete herab, die in Belfort gedruckt waren und also lauteten:

Kinder des Elsaß! Nach vierundvierzig Jahren schmerzlichen Wartens betreten französische Soldaten wiederum den Boden eures edlen Landes. Sie sind die ersten Arbeiter des großen Werkes der Rache. Es erfüllt sie mit Rührung und Stolz; um das Werk zu vollbringen, geben sie ihr Leben dahin. Das französische Volk steht einmütig hinter ihnen, und in die Falten ihrer Fahne sind die zauberhaften Worte „Recht und Freiheit" eingegraben. Es lebe das Elsaß! Es lebe Frankreich!

Der französische Generalissimus Joffre,

gebracht durch die französischen Eskadrillen von Mülhausen.

Inzwischen haben unsere braven Truppen den Franzosen bei Mülhausen und bei Lunéville die Lehre erteilt, daß man nicht voreilig Hoffnungen als Tatsachen aussprechen soll.

Was die Elsässer in Wahrheit von der französischen Herrschaft zu erwarten hätten, das zu erfahren, wird ihnen nun hoffentlich für immer erspart bleiben. Doch werden die aus Frankreich zurückgewanderten Elsässer, die sich nicht dort halten ließen, in der Heimat über die Liebenswürdigkeiten, denen sie ausgesetzt gewesen sind, schon genug zu erzählen wissen. So berichtet im „Elsässer Tageblatt" ein junger Elsässer über eine geradezu unglaubliche Zumutung, die in Paris an die Elsässer gestellt worden ist. In einem Kaffeehaus in Paris, in dem viele Elsässer verkehren, lag ein Aufruf aus, in welchem alle wehrfähigen Elsässer aufgefordert wurden, sich für die Dauer des Krieges in die Fremdenlegion aufnehmen zu lassen. Dann könnten sie unbehelligt im Lande bleiben. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß von den Elsässern in Frankreich keiner davon Gebrauch gemacht hat.

Wenn die Franzosen übrigens geglaubt hatten, im Elsaß als „Befreier" begrüßt zu werden, so hatten sie sich gründlich geirrt. Die Elsässer standen fast durchweg auf seiten Deutschlands, und die Franzosenfreunde bildeten die Ausnahme. Die Elsässer sind, so erklärte ein aus Straßburg nach Zürich zurückgekehrter Schweizer, gegen früher wie umgewandelt. Sie stehen ganz auf deutscher Seite, und General Deimling, der einst so hart Befehdete, wird jetzt begeistert gefeiert. Im Hospital zu Sierenz liegen einige bei den Patrouillengefechten am Sonnabend verwundete Deutsche und Franzosen. In Habsheim ist nach der Schilderung eines Elsässers der Anfang des eigentlichen Schlachtfeldes bei Mülhausen, welches sich durch den Hardtwald bis fast nach Banzenheim und Reichweiler ausdehnt. Die Deutschen hatten die Franzosen fast ganz umzingelt. In Habsheim muß ein schrecklicher Nahkampf stattgefunden haben. Man sieht zerschossene Eisenbahnwagen, die von den Franzosen als Barrikaden benutzt worden sind. Einige Häuser sind fast ganz von Kanonenkugeln zerschossen. Auf dem Wege nach Mülhausen liegen französische Tornister und zerfetzte Uniformen, da und dort der Kadaver eines Pferdes. Die Ortschaften Illzach und Kingersheim litten weniger. Beide wechselten zweimal ihre Besitzer. Am Morgen waren die Franzosen, am Abend die Deutschen da. Dem Elsässer begegneten auf der Heimfahrt zwei deutsche Patrouillen mit französischen Gefangenen, die, wie er bemerkt, unvorteilhaft abstachen von den völlig neu gekleideten deutschen Soldaten.

Die Schilderung eines Augenzeugen der Schlacht gaben wir bereits auf Seite 19—21. Hier möge noch der Feldpostbrief eines Lesers der „Leipziger Neuesten Nachrichten" folgen:

„. . . Wir sind vorgestern abend in Mülhausen eingezogen, nachdem wir am Sonntag, den 9. August, ein heftiges Gefecht bei . . . . . (vor Mülhausen) hatten, wobei es auf beiden Seiten viele Verwundete und Tote gab. Ich will Dir kurz einen Überblick über unsere bisherige Tätigkeit geben. Am 6. August um halb elf Uhr abends fuhren wir von O. ab bis M. Am 8. August früh sechs Uhr begann der Vormarsch, um dreiviertel zwölf Uhr passierten wir den Rhein bei . . . . . . Dort eröffneten wir das erste Feuer auf einen feindlichen Flieger, der auch von Artillerie beschossen wurde, aber leider zu hoch war, um getroffen zu werden. Es war ein hübscher Anblick, wie die Artilleriegeschosse hoch in den Lüften mit donnerndem Geräusch zerkrachten und lang andauernde Wolken bildeten. — Wir marschierten bis . . . . ., wo schon durch fleißige Arbeit der Arbeitskompanie viele große Schützengräben ausgehoben waren. In diesen übernachteten wir, und hier wollten wir den Feind erwarten. Es kam jedoch anders.



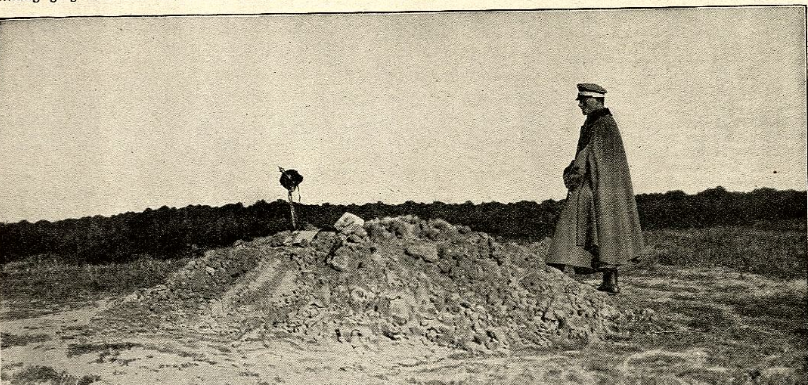
Am Sonntag morgen sechs Uhr marschierten wir weiter, über Banzenheim (das Dorf war zum großen Teil geräumt) und machten in Battenheim am Friedhof eine etwa zweistündige Rast. In der Nähe mußte der Feind gemeldet worden sein, man hörte Kanonendonner, und wir brachen auf, nachdem zwei Schützenschleier vorausgeschickt waren. Im nächsten Dorfe Sausheim langten wir gegen sechs Uhr an und wurden scheinbar freundlich aufgenommen. Als wir jedoch zwei Kompanien stark am Ende des Dorfes angelangt waren, wurden wir durch ein mörderisches Feuer überfallen, das aus dem gegenüberliegenden Walde aus einer Entfernung von 150—200 Metern kam. Eine große Panik entstand unter den Dorfbewohnern, die sich in die Keller ihrer Häuser flüchteten. Wir Krankenträger blieben anfangs in den Straßengräben der Dorfstraße in Deckung. Als das Feuer etwas schwächer geworden war, gingen wir Krankenträger vor, um Hilfe zu leisten. Mehrere Kugeln pfiffen mir dicht am Kopfe vorbei, aber ganz gefährlich wurde unsere Lage, als ich mit drei Mann die Dorfstraße entlang ging und wir auf einmal von links und rechts aus den Kellerfenstern befeuert wurden. Anfangs merkte ich das gar nicht, ich glaubte, es seien die Kugeln, die über dem Dorfe wegflogen, ich blieb deshalb in größter Ruhe und ging so die Dorfstraße entlang, um Tragbahren zu holen. Meine Kameraden wurden aber sehr unruhig, zwei flüchteten sich in die Häuser und einer in den Straßengraben. Ich war darüber sehr erbost, blieb ruhig auf der Straße stehen, drehte mich um (ich hatte immer noch keine Ahnung, daß die Geschosse wirklich aus den Kellern kamen) und rief den drei Kameraden zu, sie sollten machen, daß sie herkämen; einer kam dann auch, und wir gingen im Laufschritt nach dem Lazarett. Hier erst erfuhr ich den Sachverhalt. Die Franzosen hatten sich in die Keller und Läden der Häuser versteckt, und aus den Häusern, aus denen wir anfangs Wasser und Limonade bekommen hatten, geschossen. Einige Krankenträger sind schon gefallen und verwundet. Denke Dir, das Franzosenvolk hat auf uns Krankenträger, ja auf den Stabsarzt und sogar auf Verwundete geschossen. Gegen zehn Uhr begann das Gefecht von neuem, und zwar viel heftiger als zuvor, und bis zum Morgen hatten wir eine Unmenge Verwundete. Am 10. August rückten wir in Mülhausen ein, wo wir jetzt noch sind. Wie in Sausheim, so ist auch hier nur ein geringer Teil der Bevölkerung gut auf die Soldaten zu sprechen. Als am Sonnabend und Sonntag die Franzosen einzogen, da war großes Leben in M. Die meisten trugen blauweißrote Abzeichen und bewirteten die Franzosen aufs beste. Und wie in Sausheim, ja noch ärger als dort waren französische Soldaten in den Häusern versteckt. Heute, am dritten Tage, sind noch einige verhaftet worden. Vom General ist eine Bekanntmachung an die Bevölkerung ergangen, daß jeder, bei dem noch ein französischer Soldat in Uniform oder in Zivil verkleidet gefunden wird, auf der Stelle erschossen wird. Seit zwei Tagen schon müssen die Läden und Wirtschaften um acht Uhr geschlossen sein, und kein Zivilist darf sich dann auf der Straße noch zeigen."

Verschiedene interessante Einzelheiten über die Kämpfe bei Mülhausen bis zum 14. August enthält ein Artikel des „Berliner Tageblatts", der auch über die Flucht der Franzosen berichtet. In diesem Artikel heißt es:

Freiburg i. B., 18. August.

Hier, wo es aussieht, als ob es überhaupt keinen Krieg in der Welt gäbe, kann ich mit meiner Familie und vielen anderen Mülhäuser Bürgern, die die Stadt geräumt haben, mich etwas erholen und in Ruhe über die Ereignisse der vergangenen Woche berichten.

Also am Sonnabendmittag zogen die Franzosen mit großem Pomp in die Stadt ein, von ekelhaften Kundgebungen eines Teils der Elsässer umbraust. Ein Teil der Bevölkerung schrie aus Leibeskräften: „Vive la France!" Die französischen Soldaten wurden mit Blumen empfangen, wie Freunde behandelt. Es wird mir erzählt, daß Einheimische das Zaumzeug ihrer Pferde küßten! Als wir am Sonntag früh aufstanden und wie gewöhnlich unseren Kaffee auf dem Balkon tranken, in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, sahen wir auf der Zimmersheimer Höhe eine Menge französischer Truppen aufgestellt, die sich dort mit Baumzweigen Verstecke machten, sich nebenbei dadurch vor der großen Hitze schützten. Wir konnten die ganze Sache mit dem Fernglas von unserer vor der Stadt gelegenen Villa aus sehr gut verfolgen. Es blieb alles ruhig, und nichts rührte sich bis nachmittags. Auf einmal, gegen vier Uhr, fing es ganz in der Nähe an, mächtig zu knattern, und zwar von allen Seiten zu gleicher Zeit. Wir glaubten zuerst, es sei ein Vorpostengefecht, und blieben ruhig auf dem Balkon beim Kaffee sitzen. Plötzlich hub es aber an, aus Haubitzen zu schießen, und die Granaten und Schrapnells schlugen in die Stellungen der Franzosen ein. Es kam Leben in die Reihen oben auf dem Berge, und ein mörderisches Schießen begann. Wir sahen die Schrapnells kaum fünfzig Meter von unserer Villa in die Erde fliegen, so daß ich zu meiner Frau sagte: „Wir wollen ein bißchen Nachtzeug packen und sehen, daß wir noch in die Stadt hinunterkommen, denn ich glaube, unser Haus holt der Teufel heute nacht." In einer Zeit von fünf Minuten waren wir bereit. Mein elfjähriger Sohn hatte unseren Hund an der Leine, das Dienstmädchen mein vierjähriges Töchterchen an der Hand. Ich trug das Handtäschchen, und meine Frau hatte ihre engen Röcke hochzuhalten, und das mit gutem Grund. Denn es hieß, unter fortwährendem Kugelregen vom Rebberg aus so schnell wie möglich bis auf die Brücke hinunterzukommen, die über den Rhein-Rhone-Kanal führt. Links und rechts auf der Brücke lagen die französischen In-



Deutsches Massengrab bei Lautersingen nach der Schlacht vom 16. August.

H. Bensemann, Hofphot., Metz.

fanteriesoldaten und schossen über das Brückengeländer gegen den Kanal zu, während die deutschen Flintenkugeln nur so auf der Brücke niederprasselten. Da zwischendurch mmer wieder Kanonendonner sich einmischte und man keinen Augenblick sicher war, ob man mit den Kindern noch heil über die Brücke konnte, liefen wir ein Stück am Kanal entlang und bogen an der Post gegen die Säulengänge an den Häusern ein, die gegen den neuen Quartierpalast zu stehen. Immer wieder prasselten die Geschosse auf die Dächer und in die Straßen, es war ein Höllenlärm. Dennoch kamen wir gegen sieben Uhr unversehrt vor dem Zentralhotel an. Aber hier war alles geschlossen, die eisernen Rolläden herunter, die Eingangstür zu. Mit Mühe und Not erlangten wir Eintritt und wurden in den gewölbten Keller hinuntergeführt, wo schon etwa vierzig Menschen gerüstet waren, die Nacht zu verbringen. Da saßen Mann an Mann und Frau an Frau auf Stühlen und Kisten die ganze Nacht herum, während es ununterbrochen draußen krachte und donnerte.

Gegen vier Uhr früh klopfte es heftig an die Haustür. Es waren Franzosen. Mit jubelnder Freude bemerkten wir, daß sie auf der Flucht waren. Sie wollten sich ins Hotel hineinflüchten, aber es wurde ihnen nicht aufgemacht. Die Franzosen hatten es derartig eilig mit dem Fliehen, daß sie sich nicht mehr die Zeit nahmen, die Tür einzuschlagen; sonst wären ihnen die Unseren natürlich auf dem Fuß gefolgt, und es hätte in unserem Keller in der Dunkelheit ein für uns Zivilisten unangenehmes Gefecht gegeben. Wir hatten nur ein paar Stearinkerzen, die keine ausreichende Beleuchtung zur Unterscheidung von Freund und Feind abgaben. Gegen fünf Uhr früh wurde es still; das Schießen hörte auf, wir gingen, sobald der Lärm nachließ, sofort auf die Straße hinauf, und Hurra, eins und zwei, eins und zwei, marschierten auch schon die deutschen Soldaten heran, und in unendlichen Zügen kamen unsere braven Truppen an. Es wurde gerufen: „Türen auf! Fenster auf! Hüte ab!" und unsere Herzen schlugen wieder froher und höher. Den ganzen Morgen zogen Soldaten ein, von den Leuten mit allen möglichen Lebensmitteln, mit Speise und Trank beim Durchziehen bewirtet. Von einem Tabakgeschäft waren im Nu Tausende von Zigarren unter sie verteilt. Das war am Montag früh. —

Meine Hoffnung, daß mit der Wiedereinnahme von Mülhausen durch die Unseren eine ruhigere Zeit kommen werde, hat sich nicht erfüllt. Schon in der Nacht zum Dienstag, den 11. August, begann wieder ein furchtbares Geknalle. Man behauptete, aus der einheimischen Bevölkerung sei auf unsere Truppen geschossen worden. Am nächsten Tage wurden die Häuser der ganzen Stadt durchsucht, das Standrecht erklärt, und es wurde bekanntgegeben, wer Franzosen versteckt habe und dies nicht anzeige, werde erschossen.

Am Freitag, 14. August, durcheilten Mülhausen wieder Gerüchte von neuen Gefechten. Man sah unheimlich viel Durchmärsche von deutschen Truppen; am späten Vormittag wußte man, daß es wieder Gefallene und Verwundete gegeben hatte, und es kamen eine Menge Wagen mit Verwundeten in die Stadt. Die Leichtverwundeten, die schon von der Woche zuvor da waren, wurden nach Freiburg gebracht und die Spitäler, Schulen usw. für neue Verwundete freigemacht. Gegen Mittag hörte man das Geschützfeuer wieder ganz in der Nähe, und die Bevölkerung erwartete die Franzosen nochmals in der Stadt. Die Behörden waren wieder nach Müllheim gefahren, und gegen sechs Uhr abends wußte ich: Jetzt geht der Tanz wieder los! Da zog ich es vor, den Spuren der Behörden zu folgen. Es gelang mir noch, eine Viertelstunde, ehe alle Wege für das Zivil gesperrt wurden, einen Passierschein und ein Auto aufzutreiben, und so sind wir zwischen Artillerie und Train, zwischen Munitionskolonnen und Fourageabteilungen durchpassierend, noch in der Nacht nach Baden herübergekommen.

Erwähnenswert ist noch, daß die Franzosen bei ihrem Rückzuge eine Anzahl Einwohner von Mülhausen, darunter sieben Beamte und Arbeiter des Elektrizitätswerkes, als Geiseln und Wegweiser mitgenommen haben, ebenso einen Lehrer aus Riedesheim.

(Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

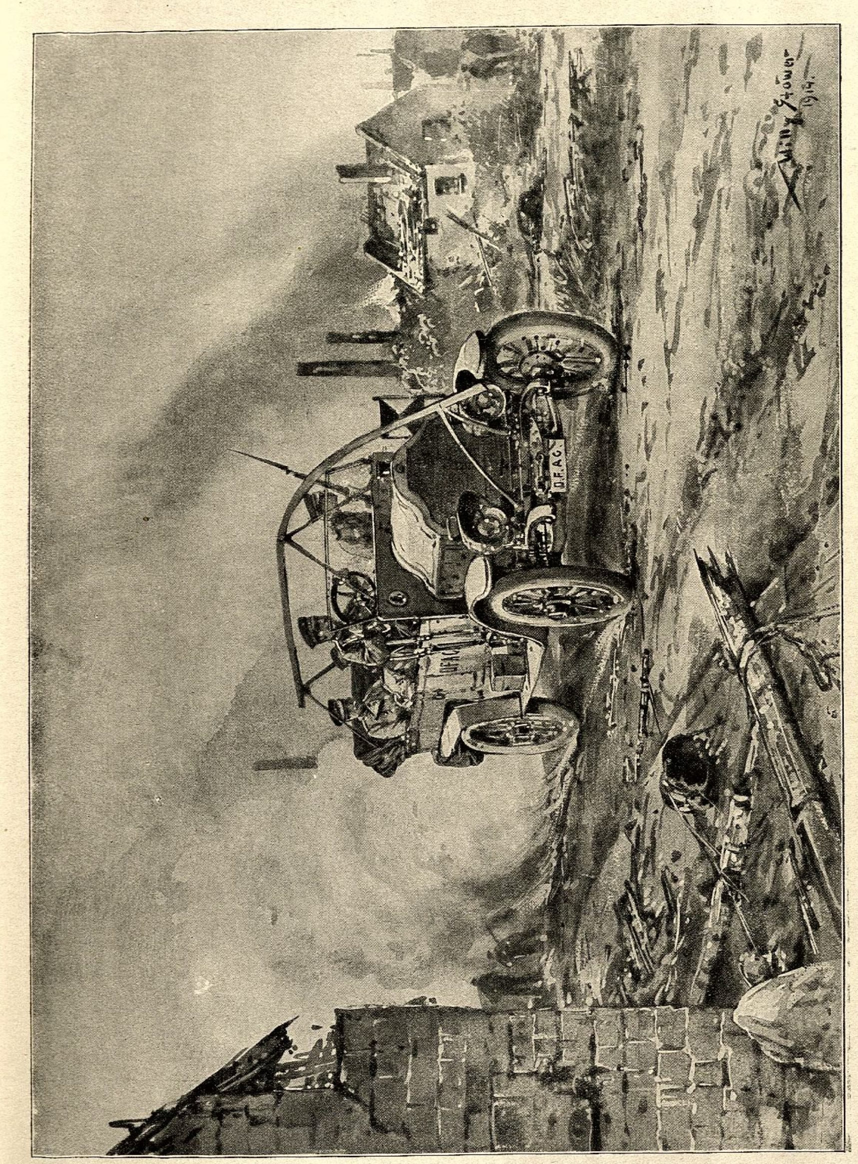
## Die Schlacht bei Zamosc.

(Hierzu das Bild Seite 108/109.)

Die Schlacht bei Zamosc, oder richtiger im weiten Raume zwischen dem Huczwa und dem Wjeprz, die vom 25. August bis zum 1. September tobte und mit einem großen Sieg der österreich-ungarischen Truppen unter General v. Auffenberg über die Russen endete, ist die bis jetzt längste gewesen, die je in Europa ausgefochten wurde, und eine der größten, die die Weltgeschichte kennt. Die beiden Flüsse, die nahe voneinander entspringen und von denen der eine, westlichere, Wjeprz, sich direkt in die Weichsel ergießt, während der Huczwa in den Bug mündet, einen anderen Nebenfluß der Weichsel, der auf eine weite Strecke die Grenze Russisch-Polens bildet, schließen ein großes, meist ebenes Terrain im südlichen Teil des Gouvernements Lublin ein, das durch die Straße geteilt wird, die von der galizischen Grenze nördlich von Rawa-Ruska über Tomaszow, Zamosc und Krasnostav zur Gouvernementshauptstadt führt. Südöstlich von Zamosc liegt Komarow, eine wichtige russische Garnisonstadt, in der sich ein großer Schießplatz befindet, der ein bekannter Übungsplatz der russischen Artillerie ist. In diesem Raume traf die Armee Auffenbergs, die von Rawa-Ruska nördlich zog, mit den russischen Truppen zusammen, die von Cholm gegen Süden nach Galizien stürmten. Diese russische Armee wollte mit dem Einsatz ihrer gesamten Kraft die österreich-ungarische Front durchbrechen. Sie konzentrierte ihren Angriff auf Komarow und bedrohte das Zentrum der Armee Auffenbergs. Mit beispielloser Kühnheit hielten deutsch-böhmische und tschechische Regimenter diesem Ansturm stand, obwohl die russischen Kräfte, die von General Plehwe, einem Vetter des gewesenen gleichnamigen Ministers befehligt wurden, in großer Überzahl waren. Gewaltige Opfer kostete der Kampf beiderseits, blutbedeckt war schon die Walstatt, als den wackeren Österreichern aus der Richtung von Cesniki Verstärkung, Hilfe und Rettung kam. Die neuen Truppen, die die Entlastung der Tapferen brachten, standen unter dem Befehl des Erzherzogs Joseph Ferdinand und des Generals der Infanterie Borovics. Letzterer drang mit seinen ungarischen, der Erzherzog mit seinen Tiroler und Salzburger Regimentern vor. In breiter Front rückten sie nordwärts und bedrohten am 28. und 29. August die russischen Streitkräfte mit der Abschneidung ihrer Rückzugslinie, worauf die Russen unter steten Gegenangriffen zu wanken begannen. Südöstlich von Tysowce brachte die Zurückwerfung der stark verschanzten Russen die Entscheidung. Am 31. schritt die Einkreisung des Feindes unter heftigen Kämpfen fort. General der Infanterie Borovics drückte ihn am südlichen Flügel nordwärts, worauf General v. Auffenberg die russische Hauptmacht von Norden her auseinanderschlug. Komarow und die Höhe südlich von Tysowce wurden im Sturm genommen, und der Erzherzog drang gegen Staroje-Sielo vor. In den späten Nachmittagstunden des 1. September war der Sieg entschieden. Scharen von Gefangenen, zahlloses Kriegsmaterial, darunter 200 Geschütze, fielen in die Hände der Österreicher und Ungarn.

Die Schlacht war reich an interessanten Episoden. Viele kühne Heldenstücke werden erzählt. So manche Stellung konnte erst nach wiederholten Angriffen unter Aufgebot der äußersten Anstrengungen erobert werden. Dort mähten die Maschinengewehre ganze Reihen nieder, hier entbrannte ein harter Kampf um einige Geschütze. Unaufhaltsam drang die Infanterie Schritt für Schritt vor. Oft sah man keinen der Kämpfenden, alle lagen flach auf dem Boden, und nur schwache Rauchwolken verrieten, von wo die mörderischen Schüsse kamen. An anderen Stellen fanden kühne Reiterangriffe statt. Unter diesen verdient ein heißer Kampf österreichischer Ulanen mit russischer Infanterie besonders hervorgehoben zu werden. Es war ein schreckliches Gemetzel, das unser Künstler im Bilde festhält; mit Todesverachtung dringen die tapferen Reiter vor, obwohl die Kugeln ununterbrochen an ihren Ohren vorbeisausen. Es kommt zum Handgemenge; so mancher Ulan und sein braves Roß wird vom feindlichen Bajonett schwer verwundet. Mit geschwungenen Säbeln dringen die Reiter vorwärts, da beginnt die Flucht der Russen. Die Infanteristen werden niedergehauen und überritten. Noch einige harte wohlgezielte Streiche und die Maschinengewehre werden zum Schweigen gebracht, ihre Bedienungsmannschaft liegt schwer verwundet oder tot am Boden, andere fliehen und reiche Beute fällt in die Hände der triumphierenden Sieger, deren Reihen ebenfalls manche Lücke aufweisen.

Die Schlacht von Zamosc wird ein glänzendes Ruhmesblatt sein in der Geschichte dieses Krieges und in der der österreich-ungarischen Armee überhaupt. Sie bedeutete für die Russen eine förmliche Katastrophe. Im Zusammen-



Unser freiwilliges Automobilkorps in Feindesland.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Lastselbstfahrer der Verkehrstruppe.

Fr. Tellgmann, Hofphot., Mühlhausen i. Th.

hang mit den Siegen bei Krasnik und Nyeswice-Duza wurden durch die Aktion Auffenbergs die russischen Kräfte zwischen Bug und Weichsel von dem in Ostgalizien operierenden russischen Heer abgeschnitten.

Eine russische Armee hatte die Aufgabe, am Laufe des Wjeprz gegen Westgalizien vorzudringen, sie wurde von General Dankl bei Krasnik geschlagen; eine zweite hatte, dem Bug entlang marschierend, Ostgalizien zum Ziel. Ihr trat Auffenberg entgegen; die Unerschrockenheit, Ausdauer und herrliche Opferfreudigkeit seiner Truppen hat glücklich vereitelt, daß der Feind dieses Ziel erreicht hat. So haben sich zwei siegreiche Armeen der österreich-ungarischen Monarchie wie ein eiserner Keil in den lebendigen Leib der Russen hineingeschoben, ihre Operationsfront zerrissen und ein einheitliches Zusammenwirken ihrer Gesamtmacht aufgehalten.

Darin liegt die hohe Bedeutung des Sieges Auffenbergs bei Zamosc.

## Selbstfahrer im Kriegsdienst.

Von O. F. Hoppe.

(Hierzu die Bilder Seite 117—119.)

Im jetzigen Völkerkriege kommen die großen Fortschritte des Waffenhandwerks zu gewaltigster Wirkung, aber mit zu den entscheidenden Notwendigkeiten in den Riesenverbänden der Millionenheere gehört jetzt auch der Kraftwagen in seinen so vielfachen Abarten. Die schier unzähligen Möglichkeiten seiner Verwendung sind in den wenigen Feldzugswochen schon nach jeder Richtung erprobt und in die Tat umgesetzt worden. Das begann in den Mobilmachungstagen, setzte sich fort bei der Zusammenziehung und beim Aufmarsch der Truppenverbände in der Heimat und beim Vorrücken gegen die feindlichen Grenzen, wie bei deren Überschreitung. Dabei gab uns jede nur denkbare Einzelheit in der Mobilisierung des Heeres und in der Beschleunigung der vorbereitenden und ausführenden Arbeiten Gelegenheit, uns von den wertvollen Diensten, von der hervorragenden Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit der deutschen Kraftfahrzeuge in ihren so mannigfaltigen Bauarten und Stärkeverhältnissen zu überzeugen. Da hat der Selbstfahrer bereits seine militärische Unentbehrlichkeit sieghaft nachgewiesen, und in noch viel weiterem Umfange geschah dies dann während der bisherigen Operationen im Felde.

Der oberste Kriegsherr, seine Verbündeten und Feldherren, die sonstigen höheren Truppenführer, Generalstäbler und Adjutanten, die Leiter größerer Munitions-, Proviant- und Sanitätskolonnen, die Luftschiffer und Flieger, die Feldvertreter des Roten Kreuzes und die Kriegsberichterstatter, wie noch viele andere auf dem Kriegschauplatz Tätige würden das Automobil ohne Schaden im einzelnen und für die Allgemeinheit nicht mehr entbehren können und wollen. Unsere Heeresleitung hat ebenso wie die unserer Feinde diese für immer feststehende Tatsache beizeiten in ihre so vortrefflichen Pläne und Berechnungen einbezogen, deshalb ihre Kraftfahrtruppen geschaffen und stetig ausgebaut und für den Kriegsfall sämtliche abkömmlichen und brauchbaren Selbstfahrer im Privatbesitz listenmäßig unter Kontrolle gehalten und bei der Mobilmachung ungesäumt ausgehoben, was einen besonderen Ausgabeposten von sehr vielen Millionen bedeutet.

Der Automobilbetrieb für militärische und verwandte Zwecke diesseits der Grenzen ist an und für sich schon sehr umfangreich, aber seine ganze überwältigende Bedeutung kommt erst draußen im Felde auf Schritt und Tritt zu voller Geltung, wo die beispiellose Ausdehnung der Bewegungen und Kämpfe im offenen Gelände wie an den unzähligen Festungen, Forts und sonstigen Sperrbefestigungen geradezu ungeahnte Anforderungen an seine Schnelligkeit und Wirksamkeit stellt. Da zeigt sich denn auch die Vielseitigkeit des Kraftwagens im hellsten Lichte, besonders in der Klasse der Personenfahrzeuge, und zwar nach genauer Berechnung und Einteilung seitens der Armeeleitung. Die höheren Stäbe sind mit schnellen und starken Kraftwagen versehen worden, die in der Ebene hohe Geschwindigkeit entwickeln und in hügeligem und bergigem Gelände, wie jetzt in den Vogesen, in Luxemburg, Belgien und Nordostfrankreich, jede fahrbare Steigung anstandslos überwinden. Da sind diese Wagen für die Befehlsausgabe, für die Durchführung, die Überwachung und die oft notwendig werdende schnelle Änderung der gegebenen Weisungen von der größten und vielleicht auch von ausschlaggebender Wichtigkeit, während die weniger flinken und kräftigen Autos ihre nützliche Verwendung als Begleitwagen für leichtere und schwerere Kolonnen und für den Dienst des Feldeisenbahn- und Telephonwesens, wie auch des Roten Kreuzes finden. Man erfährt draußen, daß schnelle Wagen gelegentlich Patrouillenzwecken dienen und besonders auch für eilige Meldungen nach vorwärts und rückwärts sich eignen; ebenso kann in dringenden Fällen schleunige Heranholung kleinerer Truppenteile, des Munitionsersatzes oder schnellste Erledigung anderer Sonderaufgaben in Betracht kommen, und welch wertvolle und segensreiche Dienste das Automobil in der Bergung der Verwundeten und ihrer Überführung aus den Gefechtsgebieten nach rückwärts, bei ihrer Versorgung auf den Verbandplätzen und schnellen Unterbringung in den Feldlazaretten leistet, das habe ich auf dem Kriegschauplatz selbst sehen können und ausführlich darstellen hören. Der Kraftwagen mit dem Roten Kreuz hat im jetzigen Feldzug seine bleibende Bestimmung und Unentbehrlichkeit selbst einwandfrei erwiesen. Die besonders gebauten und mit allen notwendigen Einrichtungen versehenen Sanitätsautomobile des Heeres und des Roten Kreuzes bilden eine segensreiche Einrichtung für die Beförderung von Verwundeten, ebenso wie hierfür eingestellte und eingerichtete Motoromnibusse, Aussichtswagen und sonstige Fahrzeuge, die durch Einbau von Tragbahren hierfür geeignet gemacht worden sind.

Das Lastautomobil fast jeder denkbaren Konstruktion findet nicht minder vielseitige Verwendung. Die Heeresleitung hat deren eine große und mannigfaltige Anzahl selbst herstellen lassen, während die den industriellen Betrieben entnommenen, schier unzähligen Motorwagen in so ziemlich jeder Bauart und Größe ihre Verwendungsfähigkeit bereits nachgewiesen haben. Rein militärische Fahrzeuge



dieser Art gibt es für alle möglichen Zwecke. Die höheren Stäbe haben ihre besonderen Wagen für das große Karten- und Aktenmaterial, für die Scherenfernrohre, die Meßtische und sonstiges Zubehör im Betriebe der Oberleitungen. Das Kaiserliche und andere Hauptquartiere benutzen Küchenwagen mit Selbstkraft; die Ballonkolonnen benötigen Sonderwagen für Hüllen, Körbe und Gasflaschen, die Fliegerabteilungen solche für ihre Flugzeuge, für Reserveteile, Ausbesserungsmittel und Benzin. Die Telegraphenbataillone, die jetzt nur noch Telephon- und Telefunkendienst ausüben, die Festungsfernsprechkompanien, die Eisenbahntruppen und die Pioniere haben alle ihre besonders eingerichteten Fahrzeuge, und dazu kommen schließlich noch Scheinwerfer- und Feldpostautos, wie auch Tankwagen für Benzin und Öl fern von den großen Kraftwagendepots.

Zahllose Lastautomobile aus Privatbesitz finden dankbare Verwendung zur Beförderung von Munition, Verpflegungsmitteln und Futter, wo es sein muß von Wasser, von Ausrüstungsgegenständen und Ersatzteilen aller Art, und draußen im Aufmarsch- und Kampfgebiet begegnet man unaufhörlich den schier endlosen Kolonnen mit größeren und kleineren Kraftwagen, die ihre frühere friedliche Verwendung in allen nur denkbaren industriellen Betrieben noch durch ihre Firmen und sonstigen Aufschriften verraten.

Zu den Selbstfahrern im militärischen Dienst zählen natürlich auch die schwerfälligeren Dampfkraftwagen, die imstande sind, die großen und größten Geschütze und Mörser und deren Munitionsbedarf, wie auch sonstige Riesenlasten zwar langsam, aber sicher überallhin ganz nach Notwendigkeit zu befördern; diese haben noch den Vorteil, daß sie ihr Brennmaterial, sei es Kohle, Holz, Öl, Petroleum, Spiritus usw., auch draußen im Felde nicht in allzu großen Mengen mit sich zu führen brauchen und viel leichter damit versorgt werden können, als das Auto mit dem kostbarsten und unentbehrlichsten aller Betriebsstoffe, dem von der Armeeverwaltung so umfassend gesammelten und so sparsam als möglich gehüteten Benzin.

Nicht zu vergessen ist auch das Kraftfahrrad, das im großen Kriegsdienst seine eigene wertvolle Verwendung findet und oft noch da durch- und fortkommen kann, wo das Automobil durch Anhäufung oder Stockung im Heereszuge und in dessen Zweigkolonnen, durch Schmalheit oder schlechte Beschaffenheit der Fahrwege, wie auch durch die Gefechtslage oder allzu deutliche Zieldarbietung für feindliche Artillerie ganz oder teilweise an der Tätigkeit verhindert ist.

Hervorragendes leistet das Kaiserliche Freiwillige Automobilkorps, dessen Mitglieder persönlich ihre Wagen steuern und durch dick und dünn, über Felder und Gräben ihre Wagen und deren Insassen an die kämpfenden Truppen bringen. Die Mitglieder dieses Korps haben während des Krieges Offiziersrang, der Monteur Unteroffiziersrang. In Belgien haben viele Kraftwagen des Korps unter dem hinterlistigen Feuer der Franktireurs leiden müssen, doch die Schnelligkeit der Wagen und die Ruhe der Führer hat diesen Banden bald ihr Handwerk gelegt.

## Brief eines Verwundeten.

(Hierzu die Bilder Seite 120—123.)

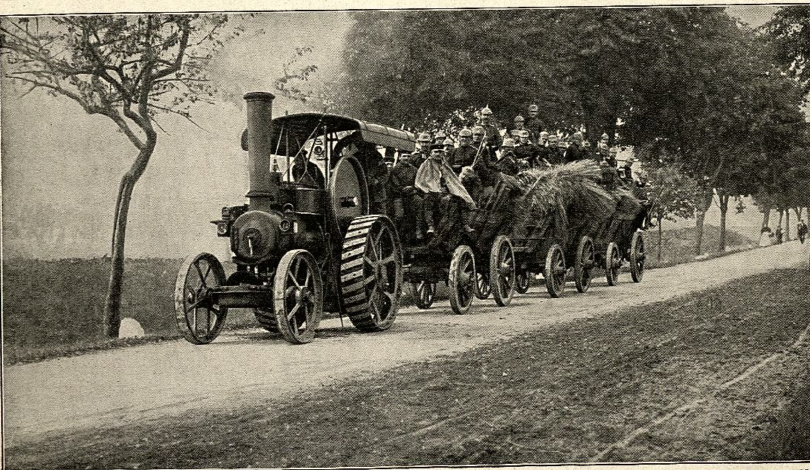
Stuttgart, den 10. September 1914.

Mein lieber Storch!

Über vier Wochen bin ich unversehrt geblieben, in acht größeren Gefechten und mancher schwierigen Patrouille, die Kugeln haben sich stets damit begnügt, mir Säbelscheide, Verbandpäckchen und andere Äußerlichkeiten zu zerreißen. Aber am Montag hatten sie's ganz gewaltig auf mich abgesehen. Wir lagen südwestlich von Verdun, ich hatte mit dem Glas die Wirkung unserer Artillerie zu beobachten und lag, ziemlich weit vorn, mit aufgestützten Ellbogen im Acker. Ringsum schlugen Schrapnells ein und pfiffen die Gewehrkugeln, an die man sich schon ganz gewöhnt hat. Just wie ich einmal den Kopf senke, saust eine Vollgranate da über mich weg, wo noch soeben dieser ziemlich wichtige Körperteil war. Konnte das Geschoß schon den Kopf nicht haben, so riß es mir doch den Tornister weg, und zwar mit solcher Wucht, daß ich glaubte, es habe mir das Kreuz abgeschlagen. Ich versuchte aufzustehen, und siehe da, es gelang, ich war unversehrt. Nun, dachte ich, wenn du so ein Glück hast, kannst du auch ruhig noch ein bißchen weiter beobachten. Das nahmen mir aber die Franzosen ganz gewaltig übel. Kaum hatte ich das Glas wieder angesetzt, als irgendwo in meiner Nähe ein Schrapnell platzte und an meinem rechten Arm etwas Warmes herunterzufließen begann.

Meine Aufgabe war im wesentlichen erledigt, und um Bericht zu erstatten, mußte ich zurück. Ich kroch also in der Richtung auf den Verbandplatz zurück und fand dabei unter anderen Trümmern meines Tornisters meinen kleinen Photokasten, das Tagebuch und einiges andere, was ich zu mir steckte.

Mit dem Verbinden und Abtransportiertwerden hatte ich merkwürdiges Glück; erst als ich meine Meldung erstattet hatte, wurde mir ein ganz klein wenig schwindlig.



Ein Kraftwagenzug.

Fr. Tellgmann, Hofphot., Mühlhausen i. Th.



Das Grenadier-Regiment Königin Olga (1. Württembergisches) Nr. 119 vor einem brennenden Dorf.

Dann ging's im Auto zum Feldlazarett, von wo ich am nächsten Morgen mit einem Sanitätszug weiterbefördert wurde.

Nun bin ich glücklich bei Muttern in Pflege und sende Dir den Film, der noch im Apparat war, zur Entwicklung. Hoffentlich sind die Aufnahmen gelungen. Die erste ist ein braver Landsturmmann als Bahnwache, die zweite ein sogenannter Spanischer Reiter, ein Eisengitter, mit dem Straßen für Autos, Räder usw. gesperrt werden. Die zwei folgenden Aufnahmen sind sicherlich die interessantesten, sie zeigen unsere Grenadiere vor einem brennenden Dorf. Die ersten Häuser hatten wir bereits im Sturm genommen und in Brand gesteckt, um die Franzmänner daraus zu vertreiben; dann kam es zu heftigen Straßenkämpfen, als plötzlich unsere Artillerie anfing, das ganze Dorf zusammenzuschießen. Während dies geschah, zogen wir vor, uns die Sache von draußen zu besehen, und ich benutzte den Moment zur Aufnahme. Das ganze Dorf war umstellt, und so wurden denn endlich vierhundert Franzosen gefangengenommen und abgeführt. Unser Feldwebel fluchte im reinsten Schwäbisch, weil die Gefangenen nicht recht laufen wollten, und beteuerte immer wieder: „Die Sempel verschtandet mi ganz guet!"

Die letzte der Aufnahmen stellt einen der friedlichsten Augenblicke des Krieges dar: mit Inbrunst werden Liebesgaben verzehrt, die uns soeben die Feldküche herangeführt hatte. Die „Gulaschkanone" bringt uns nämlich manchmal Pakete mit in die Front; so erhielt ich neulich durch sie ein Riesenpaket mit meiner neuen Uniform, mit dem ich dann zwei Tage in Schützengräben lag, ohne mich umziehen zu können; weiß der Himmel, wo es sich jetzt befindet! — Die Gulaschkanonen lieben wir heiß, denn von blauen Bohnen allein wird man nicht satt.

Nun Schluß! Besuch mich mal und sei gegrüßt von Deinem

Hering.

## Ein Kampf in den Lüften.

(Hierzu die Bilder Seite 112|113.)

Über den Wert der Aufklärungstätigkeit unserer Flieger ist das beste Urteil in dem Ausspruche eines militärischen Sachverständigen enthalten, der da sagte: „Ein guter Flieger sieht in einer Stunde mehr, als die Armee in drei Tagen verarbeiten kann." Daraus ergibt sich von selbst, daß die Truppen mit allen Mitteln danach trachten, jeden auftauchenden feindlichen Flieger schnellstens herunterzuholen. Gewehre, Feldgeschütze und Maschinengewehre richten sich sofort auf ihn, und es gelingt ihm nicht immer, sich rasch genug durch Höhergehen dem Bereich der Geschosse zu entziehen. Auf diese Weise fand der bekannte Franzose Garros, der seinerzeit als erster den Montblanc überflog, den Tod; ein Volltreffer deutscher Artilleristen verwandelte seine Maschine im Nu in einen Flammenklumpen, der in jähem Sturz zur Erde sauste. Doch auch untereinander bekämpfen sich die feindlichen Flieger, vielfach in der Weise, daß der eine den anderen zu überfliegen und dann von oben her durch Auswerfen von Bomben zu vernichten sucht. Ferner wissen wir, daß die Franzosen im letzten Herbst auf dem Flugplatz zu Villacoublay eine besondere Art gepanzerter Eindecker erprobten, die mit Mitrailleusen ausgerüstet waren, wie sie denn überhaupt von diesem Zweig ihrer militärischen Rüstung sich die glänzendsten Erfolge versprachen. Unsere Flieger freilich haben wiederholt erklärt, es sei ihnen ein Rätsel, was aus all den berühmten französischen Fliegern geworden ist; so hat einer, der schon über Paris war, auf all den Erkundigungsflügen seit Beginn



des Krieges nur sechs Feinde in der Luft gesehen, von denen zwei Engländer waren.

Wie solche Duelle in den Lüften sich abspielen, davon möge folgender Bericht eines Fliegers eine Vorstellung geben, der selber einen solchen Kampf zu bestehen hatte und das gefährliche Erlebnis höchst anschaulich mit folgenden Worten beschreibt:

„Ich hatte den Auftrag bekommen, die Stellungen der englisch-französischen Truppen nach der englischen Niederlage bei Meaux festzustellen. Ein Offizier ging als Beobachter mit. Wir flogen zuerst die Hauptstraße nach Paris entlang. Nach etwa einstündigem Flug, bei dem wir feststellen konnten, daß die Engländer sich zurückzogen, machte der Beobachtungsoffizier eine Skizze, und wir kehrten um. In diesem Augenblick erblickte ich, etwa 300 Meter über mir, einen Bristol-Doppeldecker, der uns verfolgte. Wir befanden uns in 1600 Meter Höhe. Da mein Eindecker geringere Schnelligkeit besaß als der Bristol, holte er uns bald ein. Vergebens machte ich den Versuch, über den Feind zu kommen. Es gelang mir nicht. Der Bristol hielt sich immer genau über uns; er ließ sich weiter herab und war nur noch 150 Meter über uns. Da hatten wir das Gefühl, das ein Vogel haben muß, wenn der Falke über ihm schwebt. Wir glaubten, daß der Feind näher herankomme, um ein sicheres Ziel für seine Bomben zu haben. Also zogen wir unsere Repetierpistolen und begannen zu schießen. Es war uns inzwischen klar geworden, daß der Engländer keine Bomben besaß, oder daß er sie nicht vorn aus seinem Flugzeug werfen konnte. Ein entsetzlich aufregender Augenblick! Der Zweidecker war noch weiter gesunken, und jetzt begann das Gefecht auf beiden Seiten. Der Beobachter und Führer des Doppeldeckers eröffneten ein Feuer, als wir in gleicher Höhe, etwa 150 Meter Abstand, flogen. Näher zu kommen, wagten sie offenbar nicht, aus Angst, daß wir Bomben werfen könnten. Minute auf Minute verlief. Es schienen uns Stunden. Ich glaubte jeden Augenblick, das Ende sei gekommen. Das dauerte eine halbe Stunde. Dann stieß mich mein Beobachter an die Schulter und zeigte mir etwa 300 Meter höher einen kleinen französischen Blériot, der in rasender Fahrt heransauste, um dem Bristol-Doppeldecker beizustehen. Im Kreise fuhr er um uns herum, und die Kugeln pfiffen uns nur so um die Ohren. Aber da hörten wir plötzlich durch das Knattern des Motors Kanonenschüsse. Wir waren über den deutschen Truppen angelangt, die den Blériot und den Bristol beschossen. So waren wir gerettet."

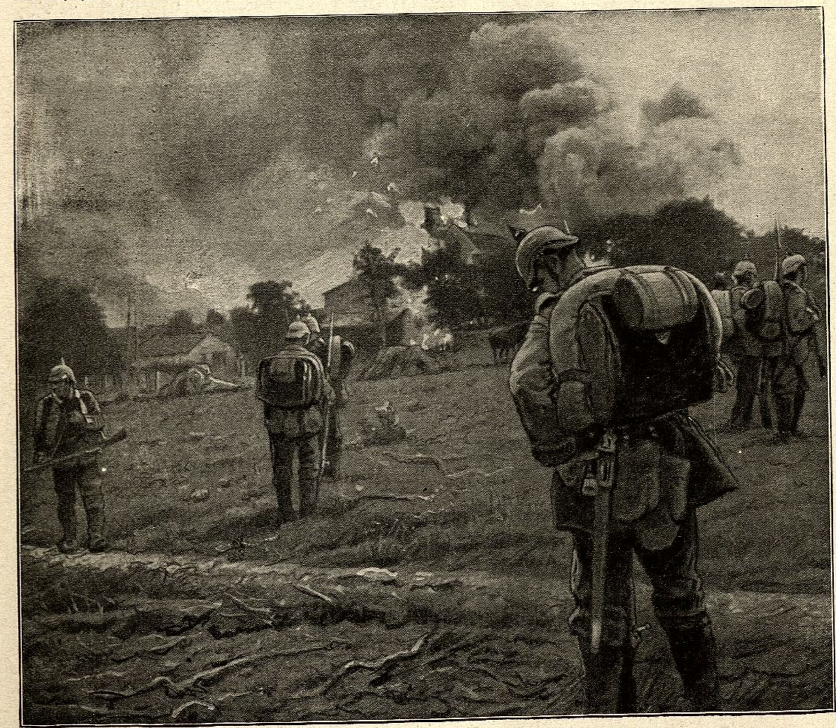
## Mein erstes Gefecht.

(Hierzu das Bild Seite 115.)

Liebe Eltern und Geschwister!

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl war der Abend und ruhig die Nacht.

Dieses Dichterwort stimmt genau auf das erste Gefecht, das ich mitgemacht habe. In der Nacht vom 19. auf den 20. August standen wir auf Vorposten in einem Wald, als gegen ein Uhr morgens die Nachricht vom Abmarsch eintraf. Die Zelte wurden abgebrochen. In einer Viertelstunde befand sich die Kompanie auf dem Marsch ins Unbestimmte. Niemand ahnte, daß dieser Tag so große Lücken in unsere Reihen reißen werde. Halb schlafend geht es auf der Straße dahin. Hin und wieder hört man fernen Kanonendonner und sieht am Horizont den Schein brennender



Während des Feuers der Artillerie hat sich die Infanterie vor das Dorf zurückgezogen.

Orte. Blutrot geht die Sonne auf und beleuchtet von Artillerie, Fußvolk und Bagagekolonnen dicht besetzte Straßen. Alles drängt vorwärts. Nach längerem Marsche traf die Kompanie etwa um sechs Uhr beim Regiment ein, und sofort geht es weiter. Wir sind heute nötig, heute kommt der Ernst, so denkt jeder.

In der nächsten Ortschaft, die wir passieren, liegen in der Kirche Verwundete. Immer vorwärts! Scharenweise begegnen uns flüchtende Einwohner mit ihren Habseligkeiten, meist Frauen und Kinder. Links der Straße steht die Artillerie schon schußfertig. Hin und wieder Kanonendonner und Gewehrfeuer. Im Straßengraben der erste Tote und Ausrüstungsgegenstände französischer Gefallener und Verwundeter. Noch eine kleine Anhöhe. Auf der Höhe das Dorf Lauterfingen.

Kompanie halt! Hinlegen! Die Kriegslage wird bekanntgegeben. Vor uns im Grunde ein besetzter Wald, derselbe muß genommen, die Franzosen geworfen werden. Doch soll zuvor Kaffee gefaßt werden. Ich gehe zurück zur Feldküche. Bum — saust die erste Granate über unsere Köpfe und bietet uns den Morgengruß. Alles schreckt zusammen. Wir gehen durch die Ortschaft vor und stehen am linken Flügel der Brigade. Unaufhaltsam geht es vorwärts; ein Teil unserer Infanterie hat den Wald schon genommen. Die erste feindliche Granate schlägt ein, ohne zu schaden. Die zweite sitzt besser. Das Bataillon geht zurück und wird an einer anderen Stelle eingesetzt, aber auch hier gibt es keine Arbeit für uns, denn durch andere Regimenter ist der Wald bereits genommen worden. Verwundete schleppen sich aus dem Wald zum Verbandplatz.

Die Brigade sammelt sich und marschiert auf der Straße vorwärts, ein Trupp Gefangener wird vorbeigeführt. Der Hitze wegen gehen wir am Waldrand, wo eben das Gefecht stattgefunden hatte. Doch welch ein Anblick! Unter den Büschen und in Gräben, hinter Bäumen Tote und Verwundete. Noch mancher verwundete Franzose sucht auf uns zu schießen, empfängt aber dafür seinen Lohn. Ermüdet, ermattet, hungernd und dürstend liegen wir in einem Stoppelfeld. Es geht wieder vorwärts. Durch Rohrbach durch, das vor einer Stunde vom Feinde geräumt wurde, gegen den dahinterliegenden Wald. Die Brigade hält im Wald auf der Straße und wird vom Wald aus angeschossen. Alles stürzt in den Wald hinein, der mit Hurra durchsucht wird. Endlich ist der Waldrand erreicht. Ich lege mich mit den Schützen in den Graben am Waldrand. Vor uns ist eine etwa 800 Meter breite freie Fläche, die nach rechts offen, von links und hinten vom Walde eingerahmt ist. In der Mitte steht ein Gehöft, das zur Verteidigung eingerichtet ist. Unaufhörlich pfeifen die feindlichen Geschosse an uns vorbei und schlagen dicht hinter uns ein. Bum — bum, die französische Artillerie greift ein und bestreicht den ganzen Wald mit Geschossen, die, wo sie einschlagen, Tod und Verderben speien. In unmittelbarer Nähe krepiert ein Geschoß, ich komme aber glücklich mit einigen Erdspritzern davon. Nun folgt eine schwere halbe Stunde. Unaufhörlich schlagen feindliche Granaten ein. Die auf der Straße Vordringenden sind besonders gefährdet, unter diesen auch der General.

Endlich geht es sprungweise vorwärts. Die Franzosen warten aber nicht, bis wir herankommen, sondern nehmen schon vorher Reißaus. Die Artillerie bringt uns noch bedeutende Verluste bei. Noch ein Schuß, alles ruhig. Die Brigade sammelt sich zwischen Gehöft und Waldrand. Nun erfährt man die ersten Verluste. Mancher treue Kamerad liegt tot oder verwundet in dem Gehölz. Die Überlebenden drücken einander stumm die Hand, und nun geht's ans Einteilen der Kompanie. Sie hatte bedeutend gelitten. Etwa fünfzig Mann waren verwundet oder tot, und doch war das im Verhältnis zu anderen Kompanien, bei denen die Verluste das Doppelte und Dreifache betrugen, wenig.

Diesen Wald auszuräumen, der nun wieder vor uns lag, war unmöglich. Es war halb acht Uhr abends, und noch hatten wir nichts genossen. Wir stellten Sicherungen aus und zogen uns in den Wald zurück. Nun begannen die Sanitäter mit dem Absuchen des Schlachtfeldes.

Wieviel Schmerzliches gab's zu hören und zu sehen. Endlich um neun Uhr kamen die Feldküchen nach, um uns zu stärken. Wir kehrten wieder aufs Schlachtfeld zurück und schliefen unter den Gefallenen. Schon vor Tagesanbruch gingen wir in den Wald zurück, um nicht gesehen zu werden. Diese Vorsicht war unnötig, da sich der Gegner weit zurückgezogen hatte und fluchtartig die Grenze zu erreichen suchte.

Unter den Toten und Verwundeten befinden sich sehr viele Offiziere. Auch unsere Kompanie verlor einen Zugführer. Dies mein erstes Gefecht.

„. . . Mit Inbrunst werden Liebesgaben verzehrt . . .“

Liebe Eltern und Geschwister, von Euch habe ich seit Ingolstadt nichts mehr erhalten. Gestern bekam ich von Frau Walter einen Brief.

Laßt diesen Brief alle Freunde und Bekannte lesen und grüßt alle herzlichst von mir. Schickt auch Onkel Hans den Brief. Ich habe wirklich sehr wenig Zeit zum Schreiben.

Entschuldigt bitte die schlechte Schrift. Ich liege nämlich auf dem Bauche und schreibe auf der Trommel meines Tambours.

Nun zum Ende, da es alle Augenblicke weitergeht. Deutschland ist jetzt sauber von Franzosen, und wir liegen jetzt hinter der Gefechtslinie, 3 Kilometer von der Grenze entfernt. Solange ich schreibe, dringt heftiger Kanonendonner an mein Ohr, der von unseren schweren Feldgeschützen herrührt, welche die Forts beschießen.

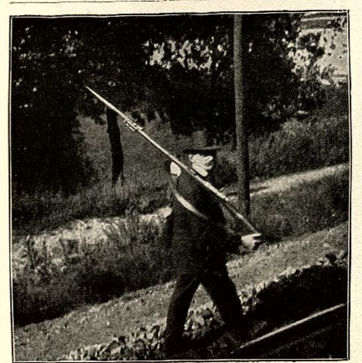
Euer Fritz.

## Gebirgskrieg in Serbien.

(Hierzu die Bilder Seite 105 und 107.)

Die Bevölkerung nicht nur Deutschlands, sondern selbst Österreich-Ungarns hat sich den Krieg in Serbien viel leichter vorgestellt, als er tatsächlich ist. Daß dies in Deutschland geschah, ist mit Rücksicht auf die geringe Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse leichter begreiflich als bei der Bevölkerung von Österreich-Ungarn, die sich ja doch noch an die Schwierigkeiten der Okkupation Bosniens erinnert und leichter Gelegenheit hat, den landschaftlichen Charakter Bosniens, der vielfach mit jenem Serbiens übereinstimmt, sowie die bosnischen Serben kennen zu lernen. Allerdings liegt Belgrad förmlich auf dem Präsentierteller, vom ungarischen Boden nur durch die Donau und die an ihrer Mündung dort übrigens sehr breite Save getrennt, und ladet gewissermaßen geradezu zur Beschießung ein. Aber Belgrad allein ist noch nicht Serbien, und aus strategischen Gründen ist ein Schwerpunkt des Angriffes der österreich-ungarischen Armee gegen Serbien an die bosnisch-serbische Grenze und an die Drina verlegt worden, wo

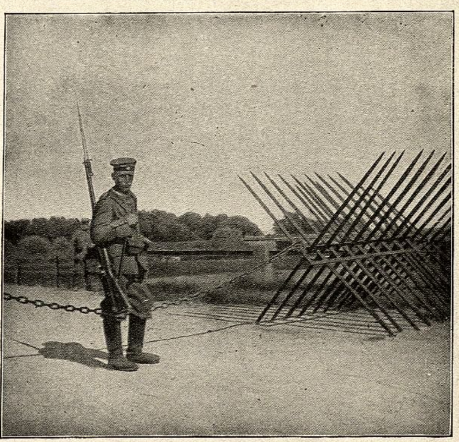




Ein Landsturmmann als Bahnwache in Feindesland.

sich die weißen kalkreichen Gebirge mit ihren festungsartigen Felsen befinden. Die Infanterie Österreich-Ungarns hat in Friedenszeiten vielfach Gelegenheit gehabt, sich im Gebirge auszubilden, und es gibt viele Bataillone — von den eigentlichen Alpenjägern und den Tiroler Kaiserjägern ganz abgesehen, die im Gebirgskriege vorzüglich und unübertrefflich sind — die in der Überwindung der Schwierigkeiten des gebirgigen Terrains Meisterhaftes leisten. Von diesen Schwierigkeiten an der serbischen Grenze macht sich derjenige, der sie nicht kennt, kaum eine Vorstellung. Sie gleichen den schon auf Seite 79 geschilderten montenegrinischen Verhältnissen. Neben tiefen Tälern erheben sich steile Felswände, während anderwärts die Berge mit einem Urwald bedeckt sind. Üppige Vegetation wechselt mit karstartigen Stellen. Im weißen Kalkstein finden sich oft ungeheure Einsturztrichter, sogenannte Dolinen, die häufig einen Durchmesser von 50 Metern bei einer Tiefe von 25 Metern erreichen und stellenweise durch kaum mehr als meterbreite Rücken voneinander getrennt sind. Gerade in den tiefsten Stellen stehen oft die mächtigsten Bäume. Durch dieses schwer zu begehende Terrain zwischen Bosnien und Serbien müssen sich die vorgeschobenen Patrouillen der österreich-ungarischen Armee mühselig ihren Weg bahnen. Eine solche Patrouille in einem kalksteinreichen Abschnitt des serbischen Grenzgebietes zeigt eines unserer Bilder. —

Eine zweite Schwierigkeit, mit der die österreich-ungarischen Truppen bei ihrem Kampf gegen die Serben zu rechnen haben, ist die Unzuverlässigkeit und Hinterhältigkeit der dortigen Bevölkerung. Insbesondere die Landstriche an der Grenze sind von einer äußerst armseligen Bevölkerung bewohnt. Ein erschreckendes Elend herrscht dort allenthalben und bringt es mit sich, daß die österreich-ungarischen Truppen vielfach auf den Nachschub ihrer Verpflegung angewiesen sind. Die Dörfer sind meist klein und Ortschaften von der Bedeutung derjenigen, die unser Bild zeigt, selten. Als die österreich-ungarischen Truppen zum Angriff gegen Serbien vorgingen, wurden auch viele größere Ortschaften meist nach hartem, heißem Kampf besetzt, und dem Augenblick, wo die Verpflegungskolonnen sich ordneten und die Vorräte in gesicherter Stellung zur Austeilung bringen konnten, war stets ein blutiges Ringen vorangegangen, und zwar nicht nur gegen die regulären Truppen, sondern in viel ärgerer und schrecklicherer Weise gegen die Bevölkerung und die Komitatschis. Fälle von Verrat waren ebenso häufig wie Fälle, in denen Greise und Weiber aus dem Hinterhalt auf die tapferen Truppen, die nach schwerer Arbeit und eigentlich als Befreier der geknechteten Bevölkerung einzogen, schossen. Dem Berichte eines Augenzeugen ist unter anderem zu entnehmen, daß die österreich-ungarischen Truppen bei ihrem ersten Übergang über die Drina einen sehr schweren Stand hauptsächlich wegen der Tücken und des Verrates der Bevölkerung hatten. Die Komitatschis schießen in der Regel gut. Sie haben aber vor den Bajonetten eine große Angst, und wenn es zu einem Angriff mit dieser Waffe oder gar zu einem Sturm kommt, so fliehen sie gewöhnlich. Es ist dies eine interessante Erscheinung, die man in ähnlicher Weise auch bei den Kosaken finden kann. Die Kosaken, wie die Komitatschis durchweg Menschen auf einer verhältnismäßig sehr tiefen Stufe, kennen nur den Gebrauch einer Waffe und sind in dieser tapfer. Andere Waffen aber, die ihnen nicht geläufig sind, erregen oft in ganz besonderem Maße ihren Schrecken. Der Kosake fürchtet sich vor keinem Säbel und vor keiner Lanze, macht der Feind aber auch nur Miene, das Gewehr anzulegen, so flieht er. Umgekehrt ist es bei den serbischen Komitatschis, die sich im Feuer bewähren, dem Säbel und dem Bajonettangriff aber nur selten Widerstand leisten. In Serbien weiß aber auch das Volk selbst mit der Feuerwaffe erstaunlich gut umzugehen. Die Alten haben meist schon in früheren Jahren einmal im Feuer gestanden, und so mancher zeigt eine Wunde aus den Türkenkriegen. Es ist bekannt, daß während des letzten Balkankrieges in Serbien selbst Frauen zum Gebrauche der Gewehre förmlich einexerziert wurden. Oft kommen die österreich-ungarischen Truppen in Dörfer, die anscheinend ganz leer und verlassen sind. Plötzlich werden die einziehenden Soldaten aber von allen Seiten beschossen. Von den Bäumen und aus den Dachluken heraus regnet es Kugeln. In anderen Fällen zeigt sich die Bevölkerung freundlich, ja zuvorkommend. Meist ist dies ein böses Zeichen, und die Truppen unserer Verbündeten, die jetzt durch Irreführung vorsichtig geworden sind, wissen dann meist, daß der Feind nicht weit ist. Er hält sich versteckt und wartet nur ab, bis die Truppen es sich möglichst bequem eingerichtet haben, um dann plötzlich aus seinem Versteck auszubrechen und ein mörderisches Feuer zu eröffnen. Ein Verwundeter erzählte jüngst, daß er den Schuß in seinem Arm bei einer ähnlichen Gelegenheit erhalten habe. Seine Abteilung zog in ein Dorf, das wie ausgestorben schien. Nur vor einem Hause saß ein Greis, der beim Anblick der feindlichen Truppen in begeisterte Rufe auf die Monarchie und Kaiser Franz Joseph ausbrach. „Wie glücklich sind wir, daß ihr endlich kommt, wir sind eure Freunde, ihr sollt uns von den Schrecken befreien, in denen wir leben!“ und in langen Tiraden schilderte der alte und so harmlos aussehende Mann das Elend, das seit den Zeiten König Peters in das Land gekommen sei. Auf die Frage des Offiziers, ob serbische Soldaten in der Nähe seien, bekreuzigte sich der Greis, und dann die Hände zum Himmel erhebend, pries er sich glücklich, schon seit langem keinen von dieser Bande, wie er sich ausdrückte, mehr gesehen zu haben. Sie seien längst geflüchtet und hätten mitgenommen, was die armen Dorfbewohner noch gehabt. Die Abteilung verließ nach kurzer Rast das Dorf, und kaum einige Schritte entfernt, überschüttete sie ein wahrer Kugelregen von rückwärts. Die Komitatschis hatten



„Spanischer Reiter“, Eisengitter zur Straßensperrung für Autos und Räder.

sich versteckt gehalten und waren der Abteilung dann in den Rücken gefallen. Nach einem heißen Kampf wurde aber der Feind zurückgedrängt, die Abteilung kehrte in das scheinbar verlassene Dorf wieder zurück, und der so freundlich blickende Greis war der erste, der seinen Verrat mit dem Tode büßen mußte.

## Wie es auf Helgoland aussieht.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Eine gewaltige Umwandlung ist, wie der „Schwäbische Merkur" berichtet, mit der Insel Helgoland seit der Erklärung der Mobilmachung geschehen. Aus dem besuchten, lebensfrohen Badeort ist eine Festung geworden, die von Waffen starrt. Nicht nur die Badegäste, auch alle Bewohner der Insel sowie sämtliche Angehörige der Besatzung haben die Insel verlassen müssen, damit nicht bei einer Beschießung Nichtkämpfer in Gefahr geraten. So sieht man in den öden Straßen zwischen den menschenleeren Häusern nur Verteidiger der Festung, Offiziere, Matrosen, Seesoldaten und Pioniere, die von früh bis spät tätig sind, um die Festung auf die höchste Stufe der Widerstandsfähigkeit zu bringen.

Besonders verändert ist das Oberland. Hier hat mancher hochragende Giebel, manches freistehende Haus fallen müssen, um das Schußfeld für die Geschütze freizumachen. Die Stimmung der neuen Inselbewohner hat aber unter dieser etwas trostlosen Umgebung nicht gelitten. Nach dem Abendbrot spielt die Musik. Erst um acht Uhr abends werden wir wieder an den Ernst der Zeit gemahnt, wenn unter dem Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles" und der „Wacht am Rhein" die Kriegswache aufzieht; dann beginnt der anstrengende, verantwortungsvolle Wachtdienst. Wachen und Warten! Warten bis der Feind kommt! Wie werden da in langen Nächten die Kameraden von der Armee beneidet, die das Glück genießen, vorwärts, immer vorwärts marschieren, gegen den Feind anreiten zu können und im heißen Feuerkampf sich das Eiserne Kreuz verdienen zu dürfen. Maßlose Erbitterung herrscht über die Art der Kriegführung seitens der Engländer. Handelsschiffe wegzunehmen, harmlose Fischdampfer in den Grund zu schießen, dazu sind sie jederzeit bereit. Und dann die Lügennachrichten, die England jede Nacht mit seiner starken Funkenstation Poldhu durch den Weltenraum schleudert. Mit der Faust in der Tasche muß man sie lesen, alle die Beschimpfungen unserer tapferen Soldaten, die bewußten Entstellungen und Lügen, die nur den Zweck haben, uns im Ausland zu schaden und den englischen Kredit zu stützen. Glücklicherweise tragen sie oft den Stempel der Lüge auf der Stirn und streifen ans Lächerliche.

Dann kam ein Tag, an dem es sich wie ein grauer Schatten über Helgoland legte. „U 15", das mit mehreren anderen Unterseebooten einen kühnen Vorstoß nach der englischen Küste unternommen hatte, war nicht zurückgekehrt. Die ersten Verluste! Die Kameraden, die kürzlich noch mit uns am Tisch gesessen haben, sind nicht mehr. Sie sind still und selbstverständlich in den Tod gegangen. Nicht in jenem schönen Feuereifer und der hellen, lodernden Begeisterung, die beim Angriff zu Lande die letzten Stunden des Soldaten zu den schönsten, erhabensten machen, in denen alles Kleine und Menschliche von ihnen abfällt. Nur ein Auge der ganzen Unterseebootsmannschaft hat den Feind gesehen, das Auge des Kommandanten am Sehrohr. Die übrigen verrichteten ihre Tätigkeit ohne Kenntnis von der Außenwelt wie bei einer Übungsfahrt, aber im vollen Bewußtsein der Gefahr. Dazu gehört mehr als ein aufschäumender Mut; dazu gehören Nerven von Stahl, dazu gehört, daß jeder mit klarem Bewußtsein sich durchgerungen hat zu dem Entschluß des ehrenvollen Unterganges. Sie haben ihn gefunden, unsere Kameraden von „U 15", und wir danken ihnen dafür, denn ihr Vorstoß über die Nordsee bis zur englischen Küste ist keine geringere Tat als die Fahrt der „Königin Luise". Möchten sie nicht vergeblich sich geopfert und ihr Leben teuer verkauft haben.



Helgoland. Phot. F. Schensky, Helgoland.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Am 11. August um acht Uhr abends verbreitete das Wolffsche Telegraphenbüro folgende Meldung:

Eine vorgeschobene gemischte Brigade des französischen 15. Armeekorps ist von unseren Sicherungstruppen bei Lagarde in Lothringen angegriffen. Der Gegner ist unter schweren Verlusten in den Wald von Paroy nordwestlich Lunéville zurückgeworfen und hat in unseren Händen eine Fahne, zwei Batterien, vier Maschinengewehre und etwa 700 Gefangene gelassen. Ein französischer General ist gefallen.

Schlag auf Schlag — anders wollten es unsere braven Truppen an der Westgrenze nicht. Am 10. August Mülhausen, am darauffolgenden Tage Lunéville, bei Mülhausen drei Divisionen, bei Lunéville eine Brigade, eine gewaltige Leistung, und alles das noch während wir in der Mobilmachung begriffen waren.

Lagarde liegt 3 Kilometer von der französischen Grenze und hat etwa 500 Einwohner. Aus dem Umstande, daß der französische Vorstoß von einer gemischten Brigade unternommen wurde, läßt sich auf eine gewaltsame Rekognoszierung schließen. Durch die Gefangenen wurde festgestellt, daß man es mit Leuten vom 15. französischen Korps zu tun hatte, das in Marseille liegt. Die Anwesenheit dieses Korps an der deutsch-französischen Grenze ließ erkennen, daß wir einer größeren französischen Armee gegenüberstanden. Eine gemischte französische Brigade besteht vorschriftsmäßig aus zwei Infanterieregimentern zu je drei Bataillonen und drei Maschinengewehrsektionen von je zwei Maschinengewehren. An Kavallerie wird diesen Brigaden in der Regel nur eine Eskadron zugeteilt, an Artillerie drei Batterien.

In dem Kampfe bei Lagarde standen wir einer kriegsstarken französischen Brigade von etwa 7000 Mann mit 12 Geschützen und 12 Maschinengewehren gegenüber. Wie empfindlich die Verluste waren, die wir den Franzosen beibrachten, erhellt nicht nur aus der Zahl der Gefangenen (700), sondern mehr noch daraus, daß dem Feinde zwei Drittel seiner Geschütze und ein Drittel der Maschinengewehre entrissen worden sind. Die Eroberung einer Fahne beweist, daß es zum Handgemenge gekommen ist und in diesem ersten Handgemenge unsere Truppen Sieger geblieben sind.

Einen Tag nach der Schlacht wurde amtlich gemeldet, daß dieser Kampf bei Lagarde uns noch größere Erfolge gebracht habe, als der erste Bericht verkündete, nicht 700, sondern 1000 unverwundete Gefangene waren in unsere Hände gefallen. Deutsche Verwundete erzählten, daß das Gefecht sieben Stunden in glühendem Sonnenbrand gegen einen weit überlegenen, bis an die Nase verschanzten Gegner gewährt habe. Die Wiesengründe waren mit Wolfsgruben durchzogen, allerdings erfolglos, denn unsere Kavallerie merkte die Falle. Groß war die Feuerwirkung unserer Artillerie. Zwei gefährliche französische Batterien waren in kurzer Zeit sturmreif geschossen und wurden gleich darauf genommen. Zuvor hatten die Franzosen noch, so gut es ging, die Verschlußstücke ihrer Geschütze unbrauchbar gemacht. Bei den erbitterten Kämpfen um das Dorf hatten sie jedes Haus besetzt; auf dem Kirchturm waren Maschinengewehre geschickt verdeckt postiert. Beim dritten Schuß unserer Artillerie lag der Kirchturm in Trümmern. Das ganze Dorf wurde unter Feuer genommen. Ein Flankenangriff unserer Kavallerie brachte die Entscheidung. Jetzt liefen die Franzosen davon; viele baten mit erhobenen Händen und auf ihre Trauringe deutend um Pardon. Einem deutschen Trompeter rettete seine Trompete, die er erst auf dem Rücken, dann auf der Brust getragen hatte, zweimal das Leben.

Ein Teilnehmer an den Kämpfen bei Lagarde stellte



Phot. Franz Klein, Stuttgart.

Das neueste Heft der „Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914" im Lazarett.

der „Täglichen Rundschau“ einen Brief zur Verfügung, dem wir folgendes entnehmen:

Hinter schwarz-weiß-roten Pfählen! Auf der Chaussee nach Nancy liegen wir jetzt, und ich schreibe den Brief hier am Lagerfeuer.

Montag sahen wir unseren ersten gefangenen Franzosen. Wie sah der aus, nichts Ganzes am Leibe, geflickt und genäht. Noch waren wir in Besprechungen über ihn vertieft, als schon von den Vorposten einige Meldungen kamen, die uns erwarten ließen, daß es bald zur Schlacht kommen werde, und richtig, am Nachmittag fing der Tanz an. Brav haben wir uns geschlagen, unser General v. ....... immer an der Spitze, und wir nach. Kugeln und Kartätschen sausten über uns hinweg, manch einen rissen sie herunter, aber „Vorwärts, vorwärts!“ war die Parole. Wir drängten mit voller Kraft vor. Jede Kugel von uns war wohl ein Treffer; waren doch die rotblauen Farben herrliche Schießziele. Heftig wogte der Kampf. Entschlossen und mit Schneid gingen wir Feldgrauen vor. Immer weiter drängen wir vor, schon stoßen wir auf französische verwundete und tote Soldaten — das erhöht unseren Mut. Zu schnell war für uns der Kampf zu Ende. Der linke französische Flügel wich, und damit war es geschehen, nun konnten sich die Franzosen nicht mehr halten und flohen. Du hättest mal sehen sollen, wie die roten Hosen in wildester Flucht davonjagten. Da war es noch einmal unsere Kavallerie, die die Verfolgung in die Hand nahm und das Treiben gut besorgte. Das war unser erster Sieg; schön war er, doch viel Opfer hat er gefordert. Fritz K., mit dem ich noch Seite an Seite kämpfte, hat ins Gras gebissen für König und Vaterland, seine arme Mutter tut mir leid. Geh doch mal hin und besuche sie. Hier haben wir vom deutschen Boden die Franzosen ganz vertrieben. Wie bei dem ersten Gefangenen, so sahen auch bei diesen anderen die Uniformen verlottert aus. „Hunger, Hunger!“ riefen die Gefangenen und baten um Brot. Seit Sonntag haben sie nichts mehr gegessen und sind froh, daß sie bei uns sind. Unsere Deutschen müssen drüben viel ertragen, unsere Gefangenen erzählen schauderhafte Grausamkeiten. Eben kommt zu uns die Nachricht von Mülhausen von dem großen Sieg. Heil, Heil, Heil! Kaum war die Meldung da, kaum hatte der Freudentaumel sich gelegt, da schallte das alte Lied: „Nun danket alle Gott!“ über das Feld, in einem Tone, wie wir es noch nie gesungen hatten.

Die Bedeutung des siegreichen und ehrenvollen Gefechts von Lagarde in Deutsch-Lothringen liegt darin, daß hier Grenzschutztruppen, die seit dem Augenblick der Erklärung der Kriegsbereitschaft Tag und Nacht nicht zur Ruhe gekommen waren, den mit großer Übermacht versuchten Einfall in deutsches Gebiet glänzend zurückgeschlagen hatten. Das mehrstündige heiße Gefecht bei tropischer Hitze war die Feuertaufe des neuen Grenzkorps. Heinrich Hinrich, der Musketier, der seinen verwundeten Offizier ins Lazarett nach Deutschland gebracht hat, erzählt nach einem im „Lokal-Anzeiger“ wiedergegebenen Bericht folgendes:

Sonnabend und Sonntag waren wir in Lagarde, wir, das Bataillon vom Grenzschutzregiment. Lagarde ist wie alle Lothringer Dörfer, nur größer. Es liegt am Rhein-Marne-Kanal und ist Zollstation. Das Wasser ist aber fast alles abgelassen. Alle Lothringer Dörfer sind lange nicht so schön wie die Dörfer in Deutschland. Sie haben so kahle Häuser, weißgetüncht, mit wenig Fenstern, und einen Misthaufen grad' vor dem Haus. Sonntag abend sind wir von Lagarde weitermarschiert. Nur eine Kompanie blieb dort. Und wie wir abgezogen waren, da haben die Bewohner ein Zeichen mit der Glocke im Kirchturm gegeben, und aus all den vielen Wäldern über der Grenze sind spornstreichs Franzosen herausgekommen und haben Lagarde besetzt. Das haben wir aber erst später gehört, als wir's wiedergewonnen hatten. Zu uns ist am anderen Morgen der Befehl gekommen: „Das Bataillon nimmt Lagarde!“ Also wir wieder hin und marschiert, erst die Straße entlang, dann durch Haferfelder, auf die die Sonne herabbrannte, daß es so eine Art war. Wir sind dann neben dem Wald hergegangen und der Wald war voller Franzosen.

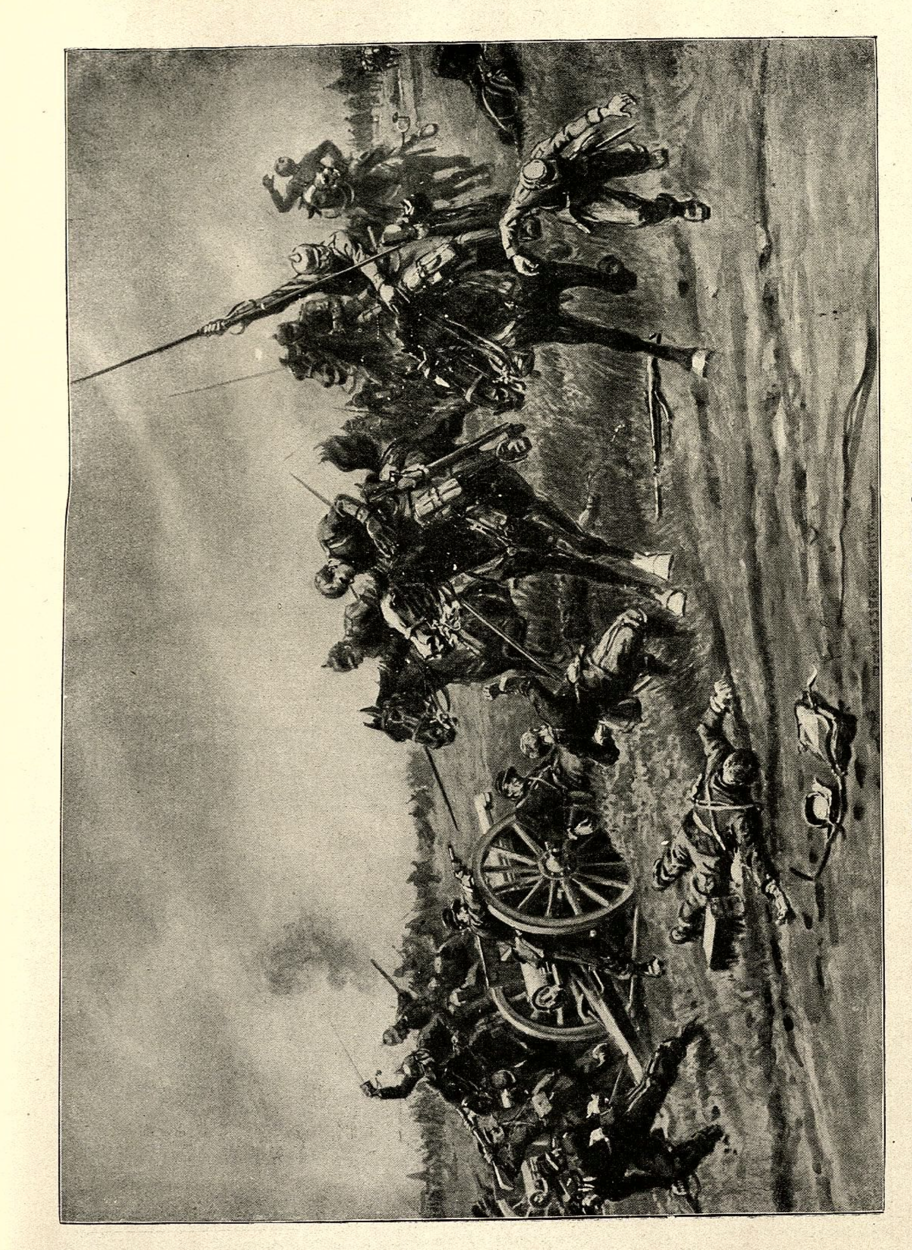
Dann ist das Bataillon in den Wald hineingegangen und bei jeder Schneise haben wir gedacht: „Sind sie da? Kommen sie?“ Aber wir sind glücklich durchgekommen, und alle, die im Wald waren, haben keine gesehen. Wie wir aus dem Wald herauskommen, fallen die ersten Schüsse von den Franzosen. Nun hieß es, vorgehen über Wiesen, die mit Viehgattern überzogen sind. Einmal sind wir drunter durch, der Major und alle Herren Offiziere mit uns, einmal sind wir drüber weg. So kamen wir dem Feind immer näher. Und nun schossen wir auch und warfen uns nieder, und dann sprangen wir wieder eine Strecke vor; grad' wie im Manöver. Und einmal sagte der Major: „Kinder, der Sprung war zu kurz,“ und dann sprang er uns vor und wir mit. Die Kugeln pfiffen nur so über unsere Köpfe weg. Einmal fuhr eine an meiner Nasenspitze vorbei in die Erde und gab einen Schlag, wie wenn mir jemand eine Ohrfeige gegeben hätte. Dann sprangen wir wieder vor. Die Offiziere immer vorneweg. Und da, wo's dem Major nicht schnell genug ging, ist er selbst hingesprungen und hat die Kompanie geholt und gerufen: „Linker Flügel vor!“

Sehen konnten wir die Franzosen schon von weitem, die roten Hosen und die blauen Fracke. Es war bald Mittag und glühend heiß. Ganz blauer Himmel. Ein Flieger ganz hoch warf Bomben, aber die taten uns nichts. Aber vor uns auf dem Kirchturm schossen die Franzosen wie toll mit einem Maschinengewehr, das sie heraufgeschleppt hatten; auch von den Fenstern und aus den Gärten haben sie geschossen.

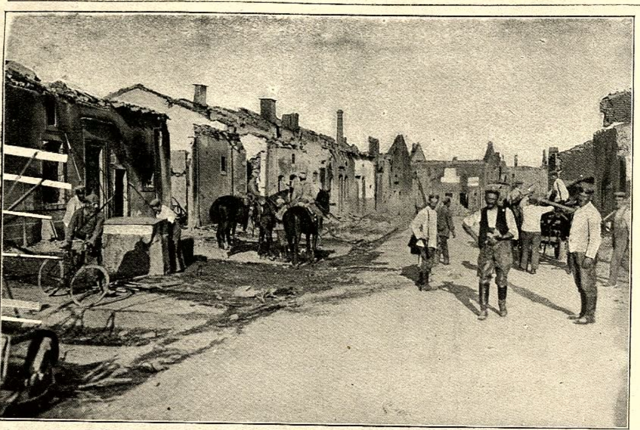
Alles, was noch in Deckung war, ist jetzt heraus. Der Tambour hat geschlagen, da sind wir mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Sturm auf die Brücke hinauf. Die Offiziere immer voran. Wie mein guter Hauptmann aus der Hecke herauskommt, trifft ihn auch schon eine Kugel, und tot war er, ehe er ein Wort sagen konnte. Und er hatte grad' erst eine feindliche Radfahrerabteilung zurückgetrieben und zweiundzwanzig Klappfahrräder, die die Franzosen auf dem Rücken tragen, erbeutet. Jammerschade um ihn! Er sah so schön aus in der Scheune, in die sie ihn nachher getragen haben, als wollte er sagen: „Ich hab' meine Pflicht getan!“

Aber noch waren wir nicht drin im Dorf. Ach so — ich hab' ganz vergessen: Wir sind durch einen Bach, unser Kommandeur immer a's Erster. Der Bach war so hoch, daß das Wasser bis an die Schultern ging, und es war gut, daß wir nicht von den Kleinen waren. Und wie die Franzosen uns haben stürmen sehen, da ging ihr Schießen erst recht los. Denn die Franzosen schießen alle auf einmal und mörderisch, und dann sind sie wieder still. Unser Major hat einen Schuß in den rechten Oberarm bekommen, und wie ihn einer hat halten wollen, kriegt der einen Schuß und fällt hin und ist tot. Die Artillerie hat uns geholfen von zwei Seiten, und unsere Maschinengewehre haben geschossen, was ging. Und die anderen Truppen sind von der anderen Seite gekommen und haben das Dorf beschossen und ganz umzingelt. Um ein Uhr war es unser. Da sind wir mit Hurra hineingestürmt. Und alle Franzosen mußten sich ergeben. Die hatten Angst, sie legten ganz schnell Gewehr und Seitengewehr ab und sprangen in die Ecken und hoben die Arme hoch. Es waren schmächtige Leute; sie sagen, aus Südfrankreich. Ich habe drei von ihnen gefangen hinter einem Weinfaß. Die liefen wie die Hasen! Vor dem Haus, in dem wir Sonntag Quartier hatten, haben drei tote Pferde gelegen, und an der Mauer hatten sie die Männer kurzerhand totgeschossen, die aus den Häusern auf uns geschossen hatten. Für uns hat's Rotwein aus einem Faß gegeben. Es war zu heiß gewesen, und wenn wir nicht beizeiten die Feldflaschen gefüllt gehabt hätten am Morgen, so wären wir verschmachtet. Gesungen haben die Truppen die „Wacht am Rhein“, als sie in Lagarde eingezogen sind.

Dreizehnhundert Gefangene haben wir gemacht. Die machten bald die Hand rund zum Betteln, weil sie Hunger hatten. Einer, der etwas Deutsch konnte, sagte: „Gesehen haben wir euch nie in euren grauen Joppen, nur wenn ihr sprangt, wußten wir, wo ihr wart.“ Sie hatten alle rote Hosen und schwarze Wickelgamaschen und große Röcke wie Fräcke, und vorn am Kragen rote Achselstücke und am Käppi die Regimentsnummer. Nur das Käppi hatte einen grauen Überzug. Einem haben wir ein Korsett ausgezogen! Und dann die Stiefel! Wie es heißt, müssen die französischen Soldaten sich die Stiefel selbst halten, und deshalb sind sie wohl alle so schlecht. Zwei von den hundertfünfzig, die ich mit begleitete, hatten gar nichts an den Füßen. Bei anderen hingen die Sohlen herunter. Die Patronen hatten sie oft nur in Papier gewickelt. Sie



**Eroberung französischer Geschütze durch deutsche Kavallerie.**
Nach einem Gemälde von P. F. Messerschmitt.



Phot. H. Bensemann, Hofphot., Metz.

Dorf Roubres bei Etain nach den Kämpfen zwischen Longwy und Verdun.

haben uns gezeigt, wie man die Geschosse noch extra schlimm machen kann mit einem Blech, damit die Wunden noch ärger werden.

Nachher hab' ich geholfen Verwundete tragen. Die Bauern mußten Wagen hergeben, und unser Herr Oberst hat selbst dafür gesorgt. Die Schwerverletzten sind noch am Abend in Autos und Wagen ins Lazarett gebracht worden. Die Leichtverletzten sind weiter fortgeführt worden. Auf unserem Kasernenhof stehen jetzt neun Geschütze, die wir den Franzosen abgenommen haben. Aber mein Zug geht — ich muß aufhören. Das nächste Mal mehr. Ich muß zurück in die Front. —

Es ist selbstverständlich, daß kein Tag ohne kleine Grenzplänkeleien und Patrouillengefechte verging. Sie alle einzeln aufzuführen, dürfte sich erübrigen. So sind besonders am 13. August von der ganzen belgisch-französischen Grenze von Longwy, Longuyon, Marville und Virton kleine Patrouillengefechte gemeldet worden, und es kann dabei ganz gleichgültig bleiben, wer bei diesen Zusammenstößen Sieger blieb, denn es standen sich immer nur höchstens fünf bis zehn Mann gegenüber, und oft genug wurden bloß Löcher in die Luft geschossen. Eine Schlappe aber erlitten unsere Truppen im Vogesenpaß von Schirmeck am 14. August. Dort waren 2 Festungsbataillone mit Geschützen und Maschinengewehren aus Festungsbeständen vorgegangen. Sie wurden durch feindliches Artilleriefeuer vom Donon überfallen. In der engen Paßstraße sind die Geschütze und Maschinengewehre liegen geblieben und vom Feinde erbeutet worden, der später auf Schirmeck vorging. Es ist dies ein unbedeutendes Kriegsereignis, das keinerlei Einfluß auf die folgenden Maßnahmen hat, aber den Truppen gegen Tollkühnheit und Unvorsichtigkeit ein warnendes Beispiel sein konnte. Die wiederversammelte Festungstruppe hat den Festungsbereich unverfolgt erreicht. Es liegt der Verdacht nahe, daß hier der Verrat der Landesbewohner mitgewirkt hat.

Indem unsere Kriegsleitung von dieser Schlappe und auch von den Verlusten, die wir dabei gehabt haben, ganz offen Mitteilung gemacht hat, stärkte sie damit nur das Vertrauen der Bevölkerung, die überzeugt ist, von unserer Kriegsleitung nicht mit Lügennachrichten gespeist zu werden, wie dies bei unseren westlichen Nachbarn geschieht. Selbstverständlich ist dieser Vorfall von Schirmeck als großer Sieg nach Paris gemeldet worden. Schirmeck ist eine Gemeinde von etwa 2000 Einwohnern an der Breusch, in der Nähe der französischen Grenze. Es ist überragt von dem Donon, einem Gipfel der Vogesen, der etwas über tausend Meter hoch ist. An der Nordseite des Berges entspringt die Weiße Saar. Eine Paßstraße führt von Schirmeck über die Gebirgskette zur französischen Grenze.

Bayrische und badische Truppen schlugen die bis Weiler, 15 Kilometer nordwestlich von Schlettstadt, vorgedrungene französische 55. Infanteriebrigade, brachten ihr große Verluste bei und warfen sie über die Vogesen zurück.

Am 19. August fand ein größeres Gefecht im Oberelsaß statt. Deutsche Truppen stießen auf überlegene französische Streitkräfte mit starker Artillerie. Die Deutschen hielten trotz starker Übermacht lange aus und erfüllten so ihre Aufgabe, starke französische Streitkräfte festzulegen, vortrefflich. Abends trafen große Verwundetenzüge in den Dörfern am Rhein ein, und schon kurz darauf folgten die ersten Gefangenentransporte. Die Sundgaudörfer waren mit Verwundeten aus beiden Kriegslagern überfüllt. Schulen, Rathäuser, Kirchen, Scheunen, alle irgendwie geeigneten Gebäude wurden in Lazarette umgewandelt. Über die Kämpfe zwischen Mülhausen und Lörrach wurde der „Kölnischen Zeitung" berichtet:

Ungemein heftig war der Kampf in der Umgebung der „Drei Häuser" und im Hunsbachertal. Auf den Höhen, gegenüber von „Drei Häuser", hatte die deutsche Artillerie




Dorf Romain bei Longwy an der französisch-belgischen Grenze.



vor dem Dorfe Kappeln Aufstellung genommen, während die Franzosen von Altkirch vordrangen in der Richtung gegen Jettingen. Hier wurde durch deutsche Artillerie die französische Infanterie, die zum größten Teil aus Zuaven bestand, zum Stehen gebracht. Das mörderische Artilleriefeuer brachte den Franzosen starke Verluste bei und warf sie in regellose Flucht. Namentlich die Zuaven sollen fürchterliche Verluste erlitten haben. In der Gegend von Altkirch und Pfirt entspann sich zwischen französischer und deutscher Reiterei ein heftiges Gefecht, das mit der Gefangennahme eines ganzen französischen Kavallerieregiments endete. Die Hauptmacht der französischen Truppen zog sich in der Richtung gegen Pfetterhausen zurück. Die Verwundeten bestätigen, daß die deutschen Truppen sehr viel Gefangene machten. Aus Werenzhausen wird berichtet, daß dort drei Schwadronen französischer Jäger eine Attacke gegen eine deutsche Kompanie ritten, die damit endete, daß die drei Schwadronen fast vollständig vernichtet wurden.

* * *

Das Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien beschränkte sich im Anfang auf nur kleine Gefechte und Plänkeleien. In der dritten, und noch mehr in der vierten Augustwoche hat es sich alsdann gezeigt, wie weise und sparsam Österreich absichtlich mit seinen Machtmitteln umging. Es dachte gar nicht daran, auf billige Lorbeeren im Kampf gegen einen Gegner vom Schlage Serbiens auszugehen. Sein Kriegsplan richtete sich in der Hauptsache gegen Rußland, mit dem es ein mächtiges Ringen vorbereitete. In dieser Vereinigung der ganzen Macht gegen die russische Grenze liegt die Erklärung für die lange Dauer des gegen Serbien geführten Kleinkrieges, der die österreichischen Streitkräfte nicht erheblich anstrengte, wogegen er das nach jeder Richtung hin zerrüttete Serbien aufreiben mußte.

Am 4. August neun Uhr vormittags lief der österreichische Donaumonitor „Körös" zu einer Aufklärungsfahrt aus. Plötzlich eröffneten serbische Geschütze, wie sich alsbald herausstellte, eine moderne Schnellfeuerbatterie, aus dem Belgrader Festungswerke eine heftige Kanonade. Schon schlugen einige Volltreffer in den Monitor ein, ohne glücklicherweise Schaden anzurichten, als die österreichische Landartillerie in den Kampf eingriff und die feindliche Artillerie bald zum Schweigen brachte. Das Schiff kehrte hierauf ohne weitere Belästigung zu seinem Aufstellungsplatz zurück.

Um vier Uhr nachmittags liefen mehrere österreichische Kriegschiffe, darunter auch der „Körös", aus, um die Versuche der Verteidiger zur Ausbesserung der Schäden an den Befestigungen und Deckungen zu vereiteln. Das Feuer der Schiffsgeschütze fand nur schwache Gegenwehr und richtete an den Festungswerken, namentlich an der oberen Festung, aufs neue großen Schaden an. Es wandte sich auch gegen die Infanterie, die zunächst am Ufer gute Deckungen fand. Um sechs Uhr nachmittags traten die Monitore die Heimfahrt an, ohne Verluste oder Schäden erlitten zu haben. In der Nacht wurden wiederholt Detonationen hörbar, die im Verein mit einem zeitweiligen Feuerschein den Schluß zuließen, daß in der Festung bedeutende Munitionsvorräte durch die Beschießung in Brand geraten waren.

In den Weingärten Semlins wurden acht serbische Spione dabei betroffen, wie sie durch Lichtsignale die Stellungen der österreichischen Geschütze zu verraten suchten; sie wurden insgesamt gefangen genommen und der verdienten standrechtlichen Behandlung zugeführt.

Am 6. August nachmittags fuhr ein österreichisches Patrouillenboot gegen eine Stelle unterhalb der Drinamündung, wo die Serben eifrig an den Befestigungen arbeiteten. 20 Meter vom Ufer entfernt, schwang sich ein Offizier der österreich-ungarischen Donauflottille mit 3 Kilogramm Ekrasit beladen über Bord, schwamm ans Land, erreichte unbemerkt die Befestigungen, schaffte die Sprengladung hinein und brachte sie mit einer Zugschnur zur Explosion. Die Serben eilten herbei und eröffneten das Feuer, wurden aber von der Mannschaft des Bootes mit Schnellfeuer empfangen. —

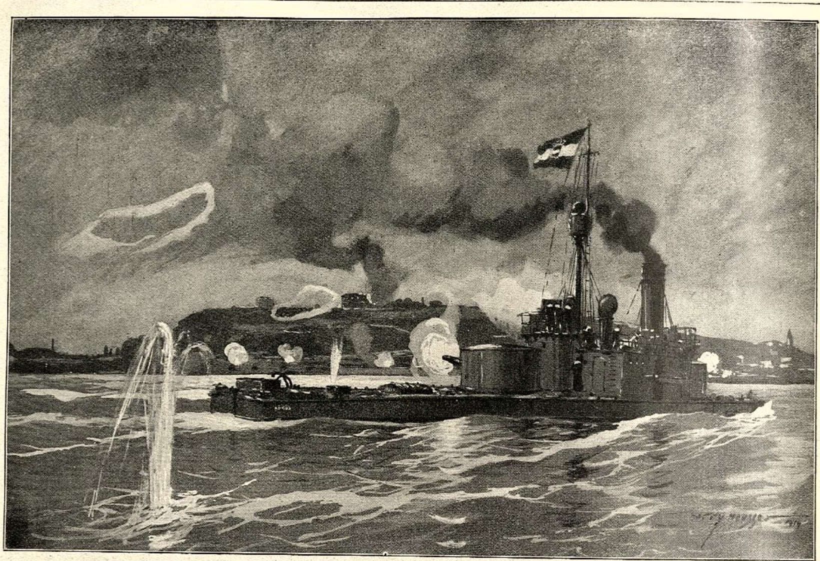
Auf dem südlichen Kriegschauplatz zeigten die Montenegriner am 8. und 9. August große Angriffslust gegen die österreich-ungarische Grenze. Am 8. August brachen sie in Stärke von 4000 Mann gegen den Grenzposten östlich der Festung Trebinje vor. Die Österreicher verloren 1 Offizier und 21 Mann, die Montenegriner hatten 200 Tote, ferner sah man zahlreiche Schwerverwundete sich zurückschleppen. Am 9. August in der Frühe versuchte eine andere montenegrinische Kolonne den Posten Gad bei Autovac zu überfallen. Die Besatzung entdeckte den Anschlag und wies ihn tapfer zurück.

In der Nacht vom 10. zum 11. August setzten zwei Abteilungen des österreich-ungarischen 61. Infanterieregiments unter Führung von drei Leutnants mit zwei Kähnen über die untere Donau und warfen sich auf die dort befindlichen serbischen Wachtposten. Es entspann sich ein blutiges Handgemenge, wobei die Serben 30 Tote und viele Verwundete zurückließen. Die Verluste auf



Reserveinfanterieregiment vor dem Gefecht bei Mittersheim in Lothringen (Kreis Saarburg).

Phot. Dr. Pöhlmann.



Der Donaumonitor „Körös“ im Kampf gegen die Belgrader Festungswerke.

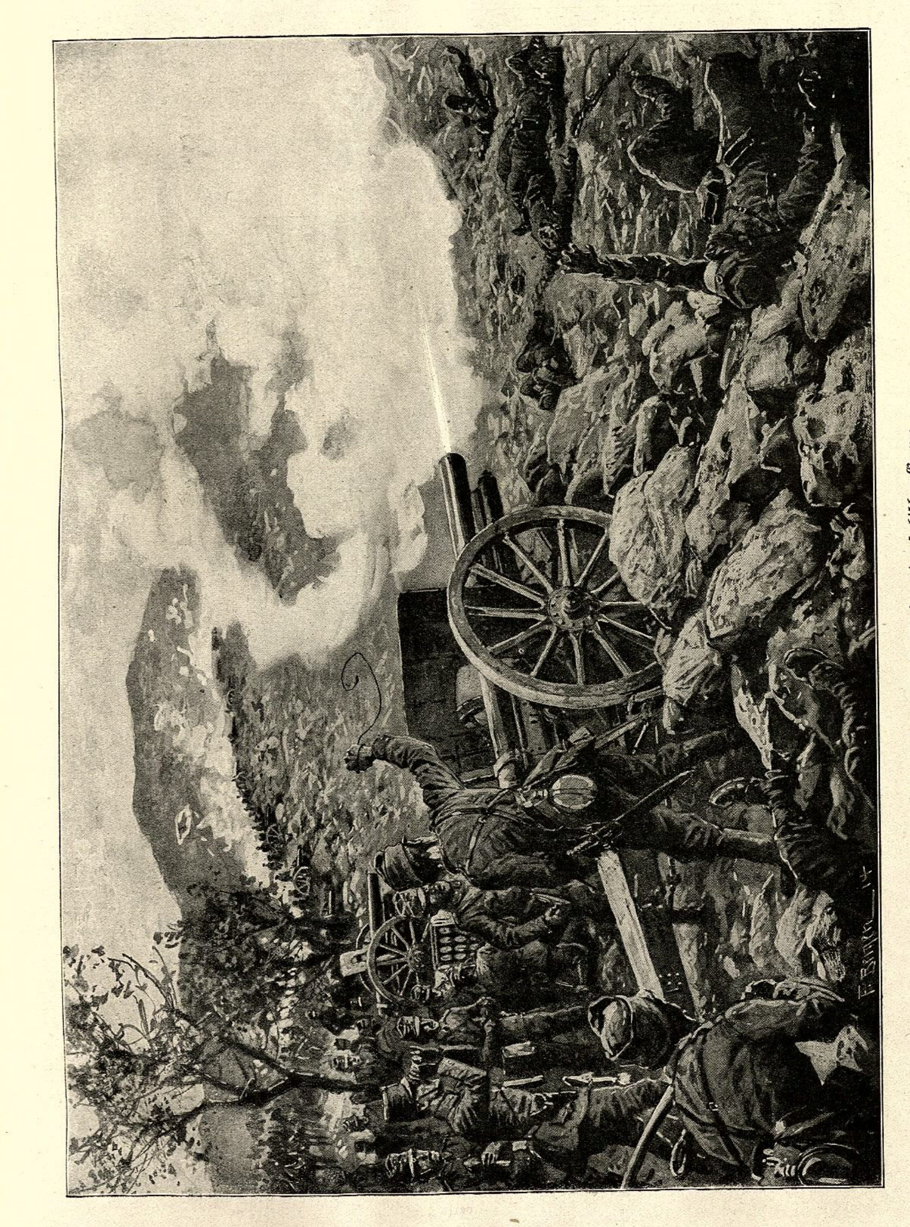
österreichischer Seite betrugen nur einen Toten und drei Verwundete. Nachdem die Abteilungen, die sich durchweg aus Freiwilligen zusammensetzten, mehrere Telephonleitungen des Feindes zerschnitten und mit ziemlichem Erfolg Sprengungen von Brücken und Stegen vorgenommen hatten, kehrten sie ins Lager zurück, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Es sei noch erwähnt, daß sich in den Reihen dieser heldenmütigen Leute viele befanden, deren Muttersprache das Serbische war.

Österreich-Ungarn verlegte bald den Hauptteil der gegen Serbien geführten Truppenmacht an die Drina, wo sich in der Zeit vom 13. bis 18. August verschiedene Kämpfe abspielten, die in ihrer Gesamtheit einen starken Vorstoß der Donaumonarchie gegen Serbien bildeten. Die Kämpfe an der Drina führten zu einem entscheidenden Siege der österreich-ungarischen Truppen über starke serbische Kräfte, die in der Richtung auf Valjewo zurückgeworfen wurden. Zahlreiche Gefangene wurden gemacht und viel Kriegsmaterial erbeutet. Die Verfolgung des Feindes wurde sofort aufgenommen. Die Truppen kämpften mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gegen den in starken Stellungen befindlichen, an Stärke ebenbürtigen Feind. Besondere Erwähnung verdient das Varasdiner Infanterieregiment Nr. 16, dessen Offiziere und Mannschaften unter den schwierigsten Verhältnissen mit der altbewährten zähen Tapferkeit der stets kaisertreuen Kroaten zum Siege stürmten. Österreich-ungarische Truppen hatten auch Gefechte gegen die Montenegriner in der Umgebung des Berges Lisanitz in der Gegend von Grahovo. Das 16. k. u. k. Armeekorps griff die Westgrenze Montenegros auf der Linie Krvace—Grahovo an. Das 15. k. u. k. Armeekorps marschierte auf der Linie Tschainitey—Gateko.

Die Vorstöße unserer Verbündeten wurden eingeleitet mit der ersten größeren Waffentat in diesem Kriege, der Einnahme von Schabatz. Schabatz, eine Stadt im Königreich Serbien, im Kreis Podrinje an der Save westlich von Belgrad gelegen, hat etwa 12 000 Einwohner. Es ist ein in der Geschichte Serbiens denkwürdiger Ort. 1806 siegten hier die Serben über die Türken, und am 5. März 1902 versuchte ein Verwandter der Karageorgievic, Rade Alavantic, in Schabatz einen Putsch, der ihm aber das Leben kostete. Ungarische Truppen erstürmten diese historische Stätte am Morgen des 12. August. Serbien hatte den Schutz dieser Stadt und, wie es scheint, einen großen Teil auch der übrigen Kriegführung den Freischärlern überlassen. Diese kämpften vielfach in der Weise, daß sie sich tot stellten und auf ihre Gegner von hinten schossen. Diese List gelang jedoch nur in einzelnen Fällen, da die Soldaten sofort Anweisung erhielten, wie sie sich dagegen wehren sollten. Selbst Kinder und Greise waren bewaffnet. Einer von ihnen, der meuchlings aus einem Fenster schoß und einen österreichischen Offizier verwundete, wurde sofort erschossen. Auch Frauen waren bewaffnet und mußten verhaftet werden. Die Einnahme von Schabatz erfolgte am Mittwoch früh nach zweistündigem Kampf. Das Militär und der größte Teil der Bewohner flüchteten in der Richtung nach Belgrad. Die Stadt war mit einem Drahtzaun umgeben, der jedoch an einer Seite noch nicht fertiggestellt war. An dieser Stelle unternahmen dann die serbischen Truppen einen Angriff auf die gegnerischen Stellungen. Sie wurden mit großen Verlusten zurückgeworfen. Der größte Teil von Schabatz wurde in den Kämpfen, über die wir den Bericht eines Augenzeugen bereits auf Seite 42 brachten, zerstört.

Der mit Schabatz eingeleitete Vorstoß der österreich-ungarischen Armee ist, so kurz er war und mit so schwachen Kräften er auch ausgeführt wurde, vollständig gelungen und hat fast die ganze serbische Armee auf sich gezogen, deren mit großer Überzahl geführten Angriffe unter schwersten Opfern an dem Heldenmut der österreich-ungarischen Truppen scheiterten. Daß auch diese zum Teil bedeutende Verluste erlitten, ist bei den an Zahl weit überlegenen, um ihre Existenz kämpfenden Gegnern nicht zu verwundern.

Erzherzog Joseph, der am 30. August nach Budapest gekommen war und sich abends mit seiner Gemahlin auf dem Ostbahnhofe zum Empfang der Verwundeten eingefunden hatte, äußerte sich über den Verlauf der Kämpfe folgendermaßen: „Unsere Geschütze sind brillant, unsere Artillerie die ausgezeichnetste, und was unsere Monitore leisteten, verdient die vollste Anerkennung. Es ist ein Glück, mit solchen Leuten, wie es unsere Soldaten sind, zusammen zu kämpfen; sie gehen in jedes Feuer, und wenn das Terrain nicht so schrecklich und schwierig wäre, würden unsere



Österreich-ungarische Artillerie an der serbischen Grenze.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

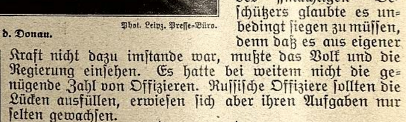
Triumphe noch größer gewesen sein. In mannshohen Maisfeldern mußten wir uns mit einem Feinde schlagen, der sich über jedes Kriegsrecht hinwegsetzt. Das sind grausame Barbaren, die mit Mitteln kämpfen, wie sie kein einziges Militärvolk benutzt. Ich spreche nicht von den Komitatschihorden: von denen erwartet die Welt ohnehin nichts anderes; aber was dort Weiber und kleine Kinder getrieben haben, muß jeden bis aufs Blut empören."

Von sich selbst sprach der Erzherzog wenig, aber sein von Schrapnellkugeln durchlöcherter Mantel beweist, in wie großer Gefahr er geschwebt hatte. Der Erzherzog saß in Schabatz gerade beim Mittagessen, als ein Schrapnell in seiner nächsten Nähe einschlug. Glücklicherweise trafen aber die Kugeln bloß seinen Mantel.

Am 18. August überschritten österreich-ungarische Truppen bei Progar, 23 Kilometer westlich von Semlin, die Save und drangen in serbisches Gebiet ein. Um fünf Uhr nachmittags wurde in Semlin bekannt, daß diese Truppen die Stadt Obrenovatsch eingenommen hatten. Am nächsten Tage wollten Freischärler bei der Insel Siganloja unterhalb Semlin auf das ungarische Ufer gelangen, wurden jedoch von den dortigen Truppen zurückgewiesen und erlitten schwere Verluste. Am 20. und 21. August wurden östlich von Visegrad-Rudo etwa 30 serbische Bataillone nach hartnäckigem Kampfe geworfen. Es handelte sich hierbei um die Schumadiadivision ersten Aufgebots, vier Regimenter Infanterie, ein Kavallerieregiment, ein Artillerieregiment und je ein Regiment ersten, zweiten und dritten Aufgebots der Drinadivision. Visegrad und Rudo liegen beide bereits auf österreichischem Gebiet, und zwar in dem sehr gebirgigen Zipfel des südöstlichen Bosnien, der nördlich von Montenegro in den ehemaligen türkischen, nach dem Balkankrieg an Serbien gekommenen Sandschak Novibasar vorspringt. Die Serben haben also nach ihren schweren Mißerfolgen an der Donaugrenze offenbar hier den Versuch machen wollen, in diesem unwegsamen Berglande vorzustoßen, wurden aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Bemerkenswert ist, daß auch hier wie in anderen Gefechten die serbischen Abteilungen von russischen Offizieren befehligt wurden, die freiwillig in die serbische Armee eingetreten waren. An den Kämpfen bei Visegrad nahm auch, wie eine beim Admiralstab der deutschen Marine in Berlin eingegangene Meldung besagt, das deutsche Skutaridetachement teil, das sich nach dem Abzug von Skutari dem österreich-ungarischen Vorgehen angeschlossen hatte. Unsere braven Marineleute besiegelten hier zum erstenmal ihre Kameradschaft mit Österreich-Ungarn mit ihrem Blute. Die Meldung lautete:

Am 20. August Serbenstellung Höhe 954 bei Visegrad genommen. Seesoldaten in erster Linie. Drei tot, zwei Offiziere, 21 Mann verletzt. Verhalten Mannschaft mustergültig. (gez.): Major Schneider.

Die Serben hatten versucht, über das Ergebnis der österreich-ungarischen Operationen die unglaublichsten Lügennachrichten zu verbreiten, wobei sie noch durch den Umstand unterstützt wurden, daß das österreich-ungarische Hauptquartier in seinen amtlichen Bekanntmachungen fast noch schweigsamer ist als das deutsche. Während des Krieges erfordert eben die militärische Rücksicht, über vieles zu schweigen, was man nachträglich ohne Gefahr sagen kann. So zum Beispiel kommt es vor, daß aus strategischen Gründen ein Platz aufgegeben wird und der Gegner dies als großen Sieg in die Welt hinausposaunt. Derartige „Siege" haben auch die Serben besonders bei den Kämpfen um Schabatz zu verzeichnen, aber die Lügenberichte des serbischen Pressebüros wurden später in einer Gesamtdarstellung ganz energisch widerlegt.

Semlin a. d. Donau. Phot. Leipz. Presse-Büro.

Nach der Art ihrer Kriegführung sind die Serben keineswegs als Kulturvolk anzusehen. Die Bestialitäten und Greuel, deren sie sich schuldig machten, spotten jeder Beschreibung. Schon die bisherigen Berichte von den serbischen Kampfschauplätzen haben verschiedene Grausamkeiten der serbischen Kriegführung und völkerrechtswidriges Vorgehen der von den Behörden aufgehetzten Bevölkerung festgestellt. Überdies sind diese Vorgänge durch Erhebungen des Armeekommandos von Amts wegen unwiderleglich nachgewiesen worden. Die geschilderte Kampfweise ist dieselbe, die auch in den vorhergegangenen Balkankämpfen angewandt, damals aber vielfach angezweifelt wurde.

Serbien wäre es gewiß nicht eingefallen, diesen Krieg zu führen, und es hätte sich allen Bedingungen des österreich-ungarischen Ultimatums wohl oder übel fügen müssen, wenn es nicht von Rußland aufgestachelt worden wäre. Mit Hilfe des „mächtigen" Beschützers glaubte es unbedingt siegen zu müssen, denn daß es aus eigener Kraft nicht dazu imstande war, mußte das Volk und die Regierung einsehen. Es hatte bei weitem nicht die genügende Zahl von Offizieren. Russische Offiziere sollten die Lücken ausfüllen, erwiesen sich aber ihren Aufgaben nur selten gewachsen.

* * *

An der österreichisch-russischen Grenze hatte sich der Krieg in den ersten Wochen auch nur in unbedeutenden Gefechten und Plänkeleien geäußert, wie dies bei jedem Kriegsanfange der Fall zu sein pflegt. Der russische Gegner hatte im Vergleich mit dem serbischen manchen Vorteil. Jedes kleine für Österreich-Ungarn erfolgreiche Gefecht bedeutete für die geringe Stärke des serbischen Heeres einen Verlust, bei den ungeheuren Massen des russischen Heeres aber wurden selbst starke Verluste zunächst kaum empfunden. An der russischen Grenze dienten die kleinen Gefechte nur der gegenseitigen Aufklärung, um Stärke und Stellung des Feindes zu erkunden und den Aufmarsch und die Bewegung der Truppen zu verdecken. Besonders am 6. und 7. August war die Grenze Mittelgaliziens der Schauplatz zahlreicher kleinerer Kämpfe. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Rußland (6. August) versuchten russische Kavalleriepatrouillen und Abteilungen




**Kronprinz Rupprecht von Bayern auf dem Schlachtfeld bei Saarburg.**

Nach einem Gemälde von Professor Anton Hoffmann.

über die Grenze vorzubrechen, wurden jedoch zum Rückzug genötigt. Auch an der Grenze Ostgaliziens kam es zu kleinen Kämpfen, insbesondere bei Podwoloczyska, wo sich ein österreichischer Posten gegen eine bedeutende Überlegenheit behauptete. Auf österreichischer Seite blieben zwei Tote und drei Verwundete, die Russen verloren zwanzig Tote. Bei Nowosielitza erstürmten österreichisch-ungarische Truppen die Höhe von Mohile, wo sich ein russischer Kordonposten in gutverschanzter Stellung befand. Obwohl der Feind Verstärkungen erhielt, behaupteten die k. u. k. Truppen den eroberten Posten gegen die wiederholten russischen Angriffe.

Von einem kühnen Reiterstücklein ungarischer Husaren berichtet das Kriegshauptquartier:

Eine hervorragende Waffentat der aus Honvedkavallerie bestehenden 5. Kavalleriedivision wird nachträglich bekannt. Die Division hatte am 16. August die schwierige Aufgabe, die russische Grenzsicherung am Zbruz zu durchbrechen und festzustellen, ob dahinter stärkere Kräfte sich befänden. Bei Satanow gelang die Erzwingung der Übergänge und der Einbruch in russisches Gebiet. Die Kavallerie stieß südwestlich Kuzmin auf überlegene feindliche Kavallerie, die von Infanterie unterstützt wurde. Der Feind wurde trotzdem von den Ungarn in die Flucht getrieben. Die Verfolgung stand erst am nächsten Abschnitt des Smotrizbaches still, wo sich bei Gorodok russische Verstärkung festgesetzt hatte. Obwohl der Angriff nicht Sache der Reiterei war, griffen die Honveds den Feind in der befestigten Stellung an, wobei sie größere Verluste erlitten. Der Kampf bewies, daß in dieser Gegend stärkere russische Kräfte vorhanden waren. Nach Lösung ihrer Aufgabe quartierte sich die Division bei Satanow ein. In der Nacht überfielen die Ortsbewohner, vermutlich verstärkt durch versteckte Soldaten, die schlafenden Honveds, von denen eine Anzahl getötet wurde. Daraufhin wurde der Ort strafweise niedergebrannt. Nach dem Vorfall sammelte sich die Honveddivision wieder vollkommen schlagfertig.

Fast täglich spielten sich an der Grenze kleinere oder größere Zwischenfälle ab, die die Begeisterung und Schneidigkeit der österreich-ungarischen Truppen bewiesen. Das Abfangen russischer Kavalleristen wurde von der österreichischen Grenzwacht beinahe als Sport betrieben. So hatte eine aus zwölf Reitern bestehende österreichische Ulanenpatrouille einen Zusammenstoß mit plötzlich auftauchenden russischen Dragonern. Der Ulanenoffizier kommandierte zur Attacke, worauf die Russen ihre Lanzen und Kappen im Stiche ließen und Reißaus nahmen. Bei der Verfolgung begegnete den Österreichern eine ganze Eskadron russischer Dragoner, doch ergriff auch diese die Flucht, so daß die ganze russische Eskadron von den österreichischen zwölf Ulanen zurückgeschlagen wurde.

Zur selben Zeit hatten die Russen mehrere Versuche gemacht, über die Grenze der Bukowina vorzudringen. Alle diese Versuche wurden von den österreich-ungarischen Truppen energisch zurückgewiesen. Besonders zwischen Novosielitza und Okna erlitten die Russen schwere Verluste. Die österreichischen Truppen besetzten das Gebiet zwischen Novosielitza, Balamutovka und Rahavenzy und zerstörten bei Okna die Telegraphenleitungen, sowie das russische Postgebäude. Die Russen versuchten an mehreren Punkten das Vordringen der gegnerischen Truppen zu verhindern, wurden aber stets zurückgedrängt. — Aus solchen Grenzzwischenfällen entwickeln sich häufig größere Waffentaten, und am 22. August berichtete denn auch das Wiener k. k. Korrespondenzbüro mit großer Genugtuung von schneidigen Kavallerieangriffen der Österreicher.

In Tomaszow wurde eine feindliche Truppendivision überfallen. Zwei Kosakenregimenter und ein Ulanenregiment mußten die Flucht ergreifen. Ein Angriff einer russischen Kavalleriedivision brach zusammen. Eine ihrer Brigaden wurde bei Turynka vernichtet, die andere bei Karnionka-Strumilowa sehr stark mitgenommen. Die österreichischen Flieger erzielten in außerordentlich kühnen Leistungen, die sie tief ins russische Gebiet hineinführten, vorzügliche Aufklärungsergebnisse. Sie riefen durch Abwerfen von Bomben große Verwirrung in den feindlichen Lagern und Trains hervor.

Schon am Tage vorher hatte bei Sokal ein Gefecht stattgefunden. Eine in der Richtung auf Sokal vorgedrungene Kosakendivision der Vortruppe, verstärkt durch Infanterie, wurde von den österreich-ungarischen Truppen angegriffen und nach kurzem Kampf geschlagen, wobei eine Brigade vollkommen versprengt wurde. Zahlreiche Gefangene sind gemacht worden.

Sokal ist eine galizische Grenzstadt nördlich von Lemberg und liegt in dem nach Wolhynien sich hineinstreckenden Grenzzipfel Galiziens. Auch bei Radziechow, einem galizischen Orte, der etwas südöstlich von Sokal unweit der Grenze liegt, ist es schon am 20. August zu Kämpfen gekommen. In der Nähe von Radziechow an der österreichisch-russischen Grenze kam es zu großen Zusammenstößen zwischen einer starken Abteilung russischer Infanterie und Kavallerie mit österreich-ungarischen Truppen, nämlich einigen Kompanien Infanterie, die von Husaren unterstützt wurden. Der tapfere Bajonettangriff der Österreicher lichtete in kurzer Zeit die Reihen der Feinde. Die Russen ergriffen in wilder Panik die Flucht und ließen zahlreiche Tote und Verwundete zurück. Die Truppen unseres Verbündeten zeigten eine großartige Tapferkeit und einen unerhörten Mut. Sie verloren keinen einzigen Mann; auch die Zahl der Verwundeten war sehr gering.

Am 21. August hatte sich auch im Norden von Lemberg russische Kavallerie gezeigt; sie wurde aber mit großen Verlusten und unter Zurücklassung von Gefangenen zu fluchtartigem Rückzug genötigt.

Diese Grenzkämpfe zwischen Österreich-Ungarn und Rußland währten über drei Wochen, bevor es zu einer großen Schlacht kam. Eine große Schlacht ist nur dann zu schlagen,



Photothek, Berlin.

Verbrüderung der deutschen Skutaritruppen mit den österreich-ungarischen Soldaten in Wien.

wenn sich der Gegner mit einer genügend starken Armee stellt. Dies geschah aber von seiten der Russen an der deutschen Grenze ebensowenig, wie an der österreichischen. Die Deutschen räumten sogar am 24. August Ostpreußen aus strategischen Gründen, wie die bald darauf folgende große Schlacht bewies. Fast gleichzeitig haben Österreich und Deutschland ihre ersten großen Schlachten gegen Rußland geschlagen, und die Verbündeten sind Sieger geblieben, so daß man wohl kaum fehlgeht in der Vermutung, daß die österreichischen und deutschen Maßnahmen in einem gewissen Zusammenhang standen.

In der Zeit vom 23. zum 25. August wurde die große Schlacht bei Krasnik geschlagen, die ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte der österreich-ungarischen Waffentaten dieses Krieges bleiben wird. Krasnik, eine Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, hat etwa 8100 Einwohner. Hier kam es etwa 30 Kilometer von der galizischen Grenze zur Schlacht, die mit einer völligen Niederlage des russischen Heeres endete. In panikartiger Flucht flutete das russische Heer zurück auf Lublin, scharf verfolgt vom Gegner. Auf jeder Seite waren es etwa 4—5 Armeekorps, das heißt 12—15 Infanteriedivisionen, außerdem noch je etwa 4—6 Kavalleriedivisionen in einer Gefechtsfront von mehr als 60 Kilometern. Die österreichungarischen Truppen machten über 3000 Gefangene und erbeuteten 3 Fahnen, 20 Geschütze und 7 bespannte Maschinengewehre. Gefangene russische Offiziere, die den Feldzug gegen Japan mitgemacht haben, sagten übereinstimmend aus, daß die Angriffe der österreich-ungarischen Streitkräfte viel stürmischer als die der Japaner sind.

Die bei Krasnik zurückgeschlagene russische Armeegruppe bildete den rechten Flügel jener russischen Streitkraft, deren Massen noch im Aufmarsch aus Wolhynien gegen Galizien waren, deren rechter Flügel jedoch schon bis an die Weichsel vorgeschoben war, mit dem Ziel, von Norden her die Front der österreich-ungarischen Armeegruppen einzudrücken und den strategisch wichtigen Raum zwischen Tarnow und Rzeszow (siehe Karte Seite 63) zu gewinnen. Wer diesen Raum besetzte, beherrschte dann die Verbindung zwischen West- und Ostgalizien und war in der Lage, Vorstöße über den bequemsten und gangbarsten Teil der Karpathen — die Duhladepression — gegen wichtige Teile Ungarns zu unternehmen. Ein ganz natürlich angelegter Plan, gegeben durch die strategische Lage und die Bodenbeschaffenheit auf diesem Kriegschauplatz.

Das taktische „Eindrücken" der österreich-ungarischen Armeefront gelang dem Feinde aber nicht, vielmehr wurden die russischen Streitkräfte nach dreitägigem scharfen Ringen und nach Einsetzung aller Reserven, die der Leitung der russischen Streitkräfte zur Verfügung standen, zu vollem Rückzug genötigt.

Dem Siege folgte eine kräftige Verfolgung des Feindes auf dem Fuße, bei der zahlreiche Gefangene sowie eine Menge Kriegsmaterial, Kanonen, Maschinengewehre und dergleichen erbeutet wurden.

Ganz besonders hat sich auch die Kavallerie durch Ausdauer und Wagemut ausgezeichnet. Einzelne Eskadronen griffen russische Schützengräben an und nahmen sie so, daß man den Schneid der Truppe zügeln mußte. Das Luftschiff „Schütte-Lanz" kam dreimal in das feindliche Feuer, ohne Schaden zu nehmen, und verbrachte dreizehn Stunden in der Luft. In der Nähe von Iwangorod geriet es in wahre Garben von Gewehrgeschossen. Südöstlich Lublin erhielt es Infanterie- und Artilleriefeuer gleichzeitig auf beiden Flanken. Fünfundzwanzig Gewehrgeschosse durchbohrten die hinteren Gaszellen. Die russischen Schrapnells verfehlten ihr Ziel. Sie platzten sämtlich weit weg von dem Ballon. Ein Sprengstück flog in eine Gondel, ohne Schaden anzurichten. Die Verletzungen an der Ballonhülle wurden während der Fahrt ausgebessert. Der Führer des Ballons konnte zahlreiche Beobachtungen melden. Die Besatzung, die unverletzt war, fand im Hauptquartier eine begeisterte Aufnahme.

Die Nachricht von dem siegreichen Ausgang der dreitägigen Schlacht bei Krasnik rief in der ganzen Monarchie freudige Genugtuung hervor. In Wien hatten zahlreiche Häuser geflaggt.

Der Kommandierende General der österreichischen Westarmee, General Dankl, hat den folgenden Armeebefehl an seine Truppen erlassen:

„Die Armee hat am 23. und 24. August in der Schlacht von Krasnik, Polichna und Goraj ihre Feuertaufe glänzend bestanden. Alle Korps haben dank dem todesmutigen Verhalten der Truppen den Feind zum Rückzug gezwungen. Soweit bisher bekannt, sind 3 Fahnen, 28 Geschütze und viele Maschinengewehre erbeutet und über 6000 Gefangene gemacht worden. Aus ganzem Herzen danke ich allen Angehörigen der Armee für die unserem Allerhöchsten heißgeliebten Obersten Kriegsherrn und dem Vaterlande geleisteten Dienste. Aber auch Wehmut erfüllt unser Herz: viele Kameraden haben den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden. Ihrer gedenken wir in dieser erhabenen Stunde. Noch stehen uns schwere Kämpfe, viel Mühsal bevor. Die brave Armee — ich bin dessen sicher — wird sie alle überwinden."

Nach der Schlacht bei Krasnik wurde auch bekannt, daß ein französischer Kurier mit einem Handschreiben des Präsidenten Poincaré an den Zaren geschickt worden war. In diesem Handschreiben richtete Poincaré den dringenden Ruf an den Zaren, möglichst rasch und energisch die Offensive zu ergreifen, wie es in dem russisch-französischen Militärabkommen vorgesehen war, da der ganze Kriegsplan darauf beruhe und nur so der französische Angriff erfolgreich sein könne. Die Antwort des Zaren auf den Hilferuf Poincarés überbrachte einige Tage später ein Kurier über Stockholm.

Die Schlacht bei Krasnik bildete nur die Einleitung zu einem gewaltigen Ringen der Armeen Rußlands und Österreich-Ungarns, das sich auf eine Schlachtfront von 460 Kilometern verteilt. Wenn einerseits die Österreicher in Russisch-Polen vorwärtsschritten, so vermochten die Russen dagegen auch bis Lemberg vorzudringen. Die Räumung Lembergs erfolgte aus ähnlichen strategischen Gründen wie die Räumung Ostpreußens durch die Deutschen. Die österreich-ungarischen Truppen rücken in Russisch-Polen immer weiter vor, und große Scharen russischer Fahnenflüchtiger kamen ihnen entgegen, die nach Linz, Salzburg und Innsbruck gebracht wurden. Bezeichnend für den Geist der österreich-ungarischen Truppen ist die Tatsache, daß ein in Gefangenschaft geratener Husar am nächsten Tage auf einem Kosakenpferde zu seiner Abteilung einrückte. — Besonders groß war die Zahl ukrainischer Überläufer. In Czernowitz war schon am 3. August eine ganze Kompanie ukrainischer Kosaken eingetroffen. Sie waren in voller Rüstung mit ihren Pferden angekommen und brachten die Kunde mit, daß in allen Grenzstädten der russischen Ukraine Aufrufe an das ukrainische Volk erlassen worden seien. Die ukrainisch-revolutionäre Partei forderte in diesen Proklamationen das gesamte ukrainische Volk zu einem Aufstande gegen Rußland auf, um so die Ukraine vom russischen Joche zu befreien. (Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Von der Schlacht bei Saarburg.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Es war gleich zu Anfang des blutigen Ringens im Westen, kurz nach der siegreichen Schlacht bei Mülhausen, da man sich fragte — ernst, doch ohne Bangen — wie mag es im unteren Elsaß und wie in Lothringen stehen? Hatte man doch allenthalben davon gehört, daß die Franzosen die Grenze überschritten hätten und dort, soweit sie Fuß faßten, gar übel hausten.

Da spielte der Telegraph am 27. August geräuschlos durch die deutschen Lande und verkündete amtlich: „Unter Führung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme den Sieg erkämpft."

Wie schlicht diese militärische Meldung, wie einfach und doch von welcher Größe! Kurz und gut Deutsch gegenüber den schwülstigen französischen Kundgebungen, zu schweigen von dem häßlichen Lügengewebe, das die ganze feindliche Presse in alle Welt zu streuen wußte.

Und wie verblüffend wirkte es eingestandenermaßen auf



die Franzosen, daß eine Armee, die kaum erst den Aufmarsch vollzogen hatte, ihnen anscheinend aus dem Wege ging, plötzlich aber, im Zurückweichen, die Taktik änderte und einen mächtigen Gegenstoß vollführte, der alles, was sich ihr entgegenstemmte, vor sich herfegte.

Nach dem siegreichen Gefecht bei Lagarde, dem der erste Einbruch in französisches Gebiet folgte, erhielten die Truppen, die trotz mehrfacher Zusammenstöße schon bis Blâmont-Badonviller vorgedrungen waren, den Befehl, hinter die Saar zurückzugehen, und seine Ausführung mag ihnen nicht leicht geworden sein. Die französische Vorhut drängte sofort nach, und die hinter sich herziehend, mußten unsere Braven schweren Herzens auch Saarburg räumen, wo sie erst vor wenigen Tagen den Anmarsch gegen die Grenze angetreten hatten. Zwei französische Kavalleriedivisionen tauchten auf, feindliche Infanteriemassen schoben sich nach; sie besetzten Saarburg und füllten westlich von Saaraltdorf das ganze Waldgebiet. Unsere Truppen standen nur zwischen Rommelfingen und Rieding, den Befehl auszuführen und die Stellung zum Schein zu verteidigen.

Da wurde in der Nacht vom 19. zum 20. August der freudig begrüßte Befehl ausgegeben, daß der allgemeine Angriff am kommenden Vormittag 11 Uhr zu beginnen habe. Nun war der Gang der Dinge so weit gediehen, daß man den Spieß umkehren konnte. Unter dem Donner der Geschütze — die französischen Batterien hatten schon am frühen Morgen zu feuern begonnen — erfolgte die Umgruppierung zum Angriff, ohne daß der Feind etwas davon merkte. Die Infanteriedivisionen standen zur vorgeschriebenen Zeit bei Oberstürzel und Saaraltdorf, Hilbersheim und Rieding auf den zugewiesenen Punkten angriffsbereit. Die Artillerie blieb vorläufig in ihren Stellungen. Bei Kirberg war ein Ballon hochgegangen, den Artilleristen dienliche Beobachtungen mitzuteilen.

Schlag 11 Uhr begannen die vordersten Linien vorzubrechen. Die Masse der feindlichen Infanterie, die gerade abkochte, war völlig überrascht. Fast gleichzeitig erschien der ganze Himmel wie besät mit hellen Sprengwölkchen, aus denen sich ein vernichtender Geschoßhagel entlud. Unsere Artillerie hatte eingegriffen. Und nun brandete und tobte die Schlacht mit größter Heftigkeit den ganzen Tag, bis mit Einbruch der Dunkelheit der Feind auf allen Punkten geworfen war. Die Verfolgung wurde sofort mit allem Eifer aufgenommen, und jetzt zeigte sich erst die Größe des Erfolges. Das entflammte unsere braven Truppen noch mehr, den Feind vor sich herzufegen, und so standen sie in der Linie Nancy vorwärts Lunéville, bei Blainville, St. Dié und südlich davon, noch immer den Feind nicht zu Atem kommen lassend.

Diese glänzende Waffentat, zusammen mit dem Schlage, den nördlich Metz die Armee des deutschen Kronprinzen führte, das waren zwei gewaltige Hiebe; durch sie wurde die französische Offensive, die den prahlerischen Marsch nach Berlin einleiten sollte, kläglich gebrochen.

Der Künstler hat auf unserem prächtigen Farbbilde die Wiedergabe einer Begebenheit aus dieser großen Schlacht gewählt, des Augenblicks, als am 20. August morgens die Umordnung aus der scheinbaren Verteidigung zum entscheidenden Angriff erfolgte, und er hat dabei der machtvollen Größe des Vorgangs in glücklichster Weise Rechnung getragen.

Vorübermarschierende Truppenmassen im Sonnenbrand des Tages. In der Mitte des Bildes der Heerführer, Kronprinz Rupprecht von Bayern, gefolgt von seinen Generalstäblern; alle in ruhigem Schritt, mit ernsten, siegessicheren Blicken den Gang der Dinge beobachtend. Jagende und meldende Adjutanten! Vorn die daherrasselnde Artillerie, die den Vormarsch der Fußtruppen zu decken hatte, und im Hintergrunde die Infanterie, deren Sehnen sich in dem begeisterten Drängen: „Vorwärts, vorwärts!" immer straffer spannen. Als das Werk zum großen Teil gelungen war, da hat der Heerführer die wackeren Seinen, die ihm den großen Sieg erkämpfen halfen, nicht vergessen. Schlicht und kurz hieß es: „Meine braven Truppen! Ich spreche euch mit dankerfülltem Herzen meine höchste Anerkennung und Bewunderung aus. Ihr habt wie die Löwen gekämpft und in stürmischem Anlauf einen an Zahl und Zusammensetzung überlegenen Feind geschlagen. Ich habe im felsenfesten Vertrauen auf eure Kraft und Tapferkeit nicht gezögert, euch zum Angriff gegen diesen Feind vorzusenden. Aber noch ist nicht alles getan. Es gilt noch, mit Aufbietung der letzten Kräfte den Feind gänzlich niederzuringen und ihn so zu verfolgen, daß er nicht mehr zur Besinnung kommt. Dies ist die Aufgabe der nächsten Tage. Die Vollendung des Siegs zum Heile des Vaterlandes, zum Verderben der Feinde. Das Vaterland wird euch jeglichen Dank wissen.

Rupprecht, Kronprinz von Bayern."

## Übergang über die Maas.

(Hierzu die Bilder Seite 136/137 und 139.)

Welch ein Aufatmen nach jahrelanger Beklemmung war es doch, als am Neujahrstage 1814 der alte „Feldmarschall Vorwärts" bei Caub den Rhein überschritt! Damals hatte Deutschland seit 1806 dem ersten Napoleon geknechtet zu Füßen gelegen, und zwar bis zur Weichsel! Erst mit dem Rheinübergang Blüchers fühlte man sich endgültig von der Kriegsnot befreit, denn ein Strom bildet von jeher einen sicheren Schutz gegen den jenseits befindlichen Feind, und wenn die Streitkräfte eines Landes den Strom vollends überschritten haben, nimmt man an, daß nunmehr die Kriegsgefahr über diese Linie hinübergerückt ist.

Noch im Jahre 1870 hatte Moltke damit gerechnet, daß wenigstens für den Anfang, für die sichere Versammlung und Bereitstellung der Heere, was man den „strategischen Aufmarsch" nennt, die „Strombarriere" des Rheins ausgenutzt werden müßte. Erst nachträglich, nachdem sich die Unfertigkeit der Franzosen herausgestellt hatte, wurde befohlen, daß die Truppen weiter vorwärts, in der Pfalz, ausgeladen werden sollten. Auch darin zeigte sich die Zuverlässigkeit und Vorsicht seiner Arbeit, denn ein Verschieben nach rückwärts wäre sehr mißlich gewesen.

Wie ganz anders heute! Durch die Rückgewinnung des Elsaß und die Einverleibung Lothringens konnten im Süden die Vogesen, und weiter nördlich die Mosel zur Deckung des Aufmarsches dienen, während auf dem rechten Flügel ein blitzartiges Vorbrechen über Aachen auf Lüttich und über Trier und Luxemburg auf Longwy uns überraschend an die Maaslinie geführt hat, nach dem alten Fechtergrundsatz: „Die beste Parade ist der Hieb."

Während nun das Großherzogtum Luxemburg vernünftigerweise sich mit einem formellen Einspruch gegen die Verletzung seiner Neutralität begnügt und im übrigen nicht versucht hat, sich dem Strom der deutschen Heere unnütz entgegenzustemmen, löste der Durchmarsch durch Belgien ein Wutgeheul in diesem Lande, in Frankreich und in England aus. England gab sich auch den Anschein, dieserhalb, angeblich als Schützer des vergewaltigten Belgien, an Deutschland den Krieg erklären zu müssen. In Wirklichkeit war aber die Wut dadurch verursacht, daß die drei edlen Brüder ihre Felle fortschwimmen sahen: der Knoten war so schön geknüpft, und nun hieb ihn der Michel einfach durch! Dem deutschen Generalstab war, wie an anderer Stelle schon erzählt, bekannt geworden, daß Frankreich und England beabsichtigten, durch Belgien zu marschieren — ja noch mehr, es fanden sich die Beweise, daß das arme verletzte Belgien mit der Unschuldsmiene völlig mit im Einverständnis gewesen war.

Wie gut also, daß man den Ränkeschmieden das Spiel verdarb! Daß Deutschland nur notgedrungen neutrales Gebiet verletzt, zeigt uns ein Blick auf die Karte. Die holländische Provinz Limburg mit Maastricht versperrt uns sehr unbequem den Weg auf Brüssel, das wir ja auch in Besitz nehmen wollten. Wären wir wirklich die Verächter der Rechte neutraler Staaten, als die unsere Feinde uns so gern darstellen, so hätten wir uns die Operationen auf Brüssel durch eine Verletzung holländischen Gebiets sehr erleichtern können, indem wir durch Limburg gezogen wären. Aber Brüssel ist nur Nebensache. Hauptziel zur Beendigung des Krieges ist Paris. Indem die Franzosen nicht nur diese ihre Hauptstadt zur stärksten Festung der Welt gemacht, sondern auch die Annäherung von Osten her durch mehrere außerordentlich starke Befestigungslinien erschwert haben, blieb uns nur der Weg durch das Maastal, um schnell vorwärts zu kommen.

Zwischen den beiden etwa 150 Kilometer voneinander entfernten Hauptanmarschstraßen Aachen—Namur—St. Quentin und Trier—Longwy—Châlons an der Marne genau in der Mitte führt eine Linie von dem Eisenbahnknotenpunkt



**Deutsche Truppen überschreiten die Maas bei Mézières.**

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

Libramont in der belgischen Provinz Luxemburg — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen anstoßenden Großherzogtum — über Mézières—Rethel auf Reims. Unser Bild auf Seite 136/137 zeigt die vom Feinde gesprengte Maasbrücke, die wohl bald von unseren braven Pionieren wiederhergestellt sein wird. Die auf dem linken Ufer liegende Ortschaft ist bei den Kämpfen der letzten Tage in Brand geschossen worden, und unterhalb der zerstörten Eisenbahnbrücke überschreiten deutsche Ulanen auf einer von unseren Brückentrains geschlagenen Pontonbrücke den Strom. Es sind Massen von Ulanen, die hier auf die Fertigstellung der Brücke gewartet haben, um dem zurückweichenden Feinde möglichst bald wieder auf den Fersen zu sein, ihn auszukundschaften, aufzuscheuchen, zu umfassen und in die schöne Champagne, die Heimat des Champagners, einzudringen. Nicht nur auf der Höhe ziehen sie heran, sondern auch am Ufer suchen sie im Trabe schnell an dem Fußvolk vorbeizukommen, das von den Pionieren teils auf Kähnen übergesetzt wird, teils auf das Übersetzen wartet, mit zusammengesetzten Gewehren ruht und wohlgemut sich die Zeit mit Schreiben an die Lieben in der Heimat oder heiterem Gespräch mit den Ulanen vertreibt.

## Die Kirche in St. B . . . . e.

Von einem württembergischen Sanitätsoffizier.

Um sechs Uhr brachen wir aus dem Vogesenstädtchen R. auf; es war ein herrlicher Augustmorgen, gegen Ende des Monats, der Weg führte uns durch ein enges Waldtal, und die Sonne sandte bald ihre wärmenden Strahlen und vertrieb die feuchten Nebel der Wiesen. Nach einer halben Wegstunde etwa erfolgte kurzes Halt und Absitzen, da der weitere Vormarsch durch Kolonnen gesperrt war; uns entgegen kamen Artilleriemunitionskolonnen, die rückwärtig frischen Vorrat erheben wollten. Dann folgten Kavalleriepatrouillen, die vergangene Nacht an dieser Stelle noch von feindlichen Patrouillen überfallen wurden. An den lachenden Mienen der Dragoner und ihren Reden erkannten wir zum Glück, daß der Anschlag nicht geglückt war; uns aber war dies des Rätsels Lösung für den nächtlichen Alarm und die Knallerei, die uns samt Generalkommando für einige Stunden aus der Ruhe aufgeschreckt hatten.

Weiter ging's, das Tal aufwärts; so ganz sicher war die Gegend noch nicht, denn bald platzten seitlich von uns einige Schrapnells mitten in unsere in Deckung stehende Artillerie hinein. Wir gingen unserseits ebenfalls in Deckung und warteten weitere Befehle von der Division ab. Sie ließen nicht allzulange auf sich warten, und wir atmeten auf, denn auch wir Ärzte sind stets froh, wenn es vorwärts geht, weil wir es als Zeichen einer allgemeinen Vorwärtsbewegung begrüßen können, wenn man die Sanitätskompanie vorzieht. Hieraus ist nicht etwa zu schließen, daß letztere dauernd den Schwanz bildet; man erlebt Fälle, wo man in eine Aufklärungstruppe verwandelt zu sein glaubt — indessen bringt das der Krieg so mit sich.

Beim Weitermarsch sahen wir die Verwüstungen am Bahnhofsgebäude F.; an der Wegbiegung dahinter war die Eisenbahnbrücke über den Bach gesprengt, und an ihrer Stelle hatte man daneben eine Holzbrücke errichtet, die bequemen Übergang selbst für schwerste Gefährte gestattete. Beim Hinüberreiten erfolgte plötzlich ein Knall, eine ungeheure Erschütterung der Luft, daß man glauben mochte, der Kopf würde einem vom Rumpfe gerissen: es waren unsere schweren Feldhaubitzen, die fast unsichtbar auf 5—6 Kilometer Entfernung über die Berge hinweg ihre Schuldigkeit taten!

Um elf Uhr etwa langten wir an unserem Bestimmungsort an. Wir befanden uns vor einer Dorfkirche, woselbst Truppenärzte in fieberhafter Tätigkeit ihre Arbeit verrichteten. Auf den Anhöhen draußen, 2 Kilometer weit, stand der Feind; dort tobte der Kampf. Gewehr- und Maschinengewehrgeknatter drang an unser Ohr. Gegenüber der Straße platzte im nächsten Augenblick eine Granate, kaum 30 Schritt von uns. Die Lage war für uns recht unerfreulich. Doch hier half kein Besinnen; da warteten unzählige leidende Brüder, die von ihren Kameraden auf Tragen und Zeltbahnen vom Kampfplatz hereingetragen wurden, auf ärztliche Hilfe. Drum frisch ans Werk. Seitlich vom Kirchenportal erblickten wir verschiedene Körbe mit französischem Verbandmaterial, die offenbar ganz kurz zuvor in aller Hast verlassen worden waren und uns nun gut zustatten kamen. Es muß an dieser Stelle gesagt werden, daß das französische Rote Kreuz anscheinend aufs beste zu arbeiten versteht, denn das von uns erbeutete Material erwies sich als äußerst gediegen und sehr zweckentsprechend.

Bald war die ganze Kirche in eine Art Lazarett verwandelt; die Verletzten, die draußen von uns auf dem „Hauptverbandplatz" Schutz- und Stützverbände erhalten hatten, wurden, je nach Art der Verletzung, sitzend zu den Leichtverwundeten gebracht oder als Schwerverwundete im Altarraum auf Stroh und Heu gebettet. Soweit möglich wird aufs schnellste für die Überführung in Feld- beziehungsweise Kriegslazarette Sorge getragen. Die nicht transportfähigen Schwerverwundeten, wie zum Beispiel solche mit Kopf- und Bauchschüssen und andere, bettet man tunlichst getrennt; sie werden zur weiteren Versorgung dem uns später ablösenden Feldlazarett übergeben. Manch einer von ihnen, leider ein hoher Prozentsatz, haucht fast unter unseren Händen seinen Geist aus. So erinnere ich mich eines alten Landwehrmanns, der mit einem schweren Bauchschuß halb besinnungslos darniederlag. Ich machte mir um ihn zu schaffen, als er ins Weite stierend die Augen aufschlug. „Seid Ihr Offizier?" so fragte er mich. Sein Geist war vielleicht noch auf dem Schlachtfeld in Visionen befangen. „Ja, ich bin Arzt und will Euch Hilfe bringen," so sagte ich über ihm knieend, seine kalte Stirne streichelnd, ihm zur Tröstung, denn Hilfe war hier nicht mehr möglich, wie ich mich alsbald überzeugte. „Ach Gott, ich habe fünf kleine Kinder daheim." — Gesagt, verschied er! —

Zu stillen Betrachtungen hat man während seiner ärztlichen Arbeit indessen nicht viel Zeit; am wenigsten an jenem denkwürdigen Tage, der uns allen als kritischer Tag erster Ordnung im Gedächtnis haften bleiben wird. Der Kanonendonner hüllte unser Dorf bald derartig ein, daß kaum eine Minute verstrich ohne ohrenbetäubenden Lärm. Der Geistliche schritt zwischen den armen Verwundeten einher mit Teilnahme und Zuspruch, Krankenträger und Frauen labten die nach Flüssigkeit Lechzenden mit Getränken, wir Ärzte suchten weiter zu arbeiten, doch alles drängte von vorn in das Kirchenportal herein, um Schutz zu suchen gegen die herüber und hinüber fliegenden Granaten und Schrapnellgeschosse. So war man jeden Augenblick gewärtig, von Artillerie zugedeckt und unter den Trümmern der Kirche in wildem Durcheinander begraben zu werden oder in die Hände des Feindes zu fallen, der wieder, anscheinend infolge Verstärkungen, wild vorstürmte. Das Dorf ward in Verteidigungszustand gesetzt, Häuser wurden verbarrikadiert, und unsere brave Landwehr tat tapfer wie immer ihre Pflicht. Auch nahte uns später Hilfe. Doch hätte der Feind unsere anfangs im Verhältnis zu ihm schwächere Stellung geahnt — ich glaube kaum, daß ich in der Lage wäre, heute diese Zeilen zu schreiben.

So ging das Unheil an uns vorüber. Mit wenigen Pausen erheischten die schweren Verluste unsere ganze Arbeitskraft, und erst die Mitternacht machte dem Kampf gegen den Feind einerseits und gegen Schmerzen und Wunden anderseits für dieses eine Mal ein Ende.

## Kriegsneurosen.

Von Privatdozent Dr. med. Jul. Weiß.

Der Krieg, wie er mit allen seinen Schrecknissen ganz Europa durchtobt, der Krieg mit den furchtbaren Wirkungen moderner Geschosse, Schrapnellexplosionen, Bombenwürfen aus den Lüften, Minenexplosionen, mit der modernen Gefechtsart, die ganze Truppenmassen mit Stachelzäunen umgarnt, mit dem Geknatter der Maschinengewehre, mit der kolossalen Sprengwirkung der 42-cm-Geschütze, mit der erdbebenartigen Wirkung Kruppscher Mörser — diese furchtbare Weltkatastrophe stellt ungeheure Ansprüche an das Nervensystem aller daran Beteiligten. Ein kleiner Eisenbahnzusammenstoß mitten im Frieden, eine Explosion in einer Fabrik, ein Blitzschlag bei starkem Gewitter erzeugen jene schweren Erkrankungen des Nervensystems, die man als traumatische Neurosen bezeichnet. Der erste Arzt, der sich mit den nach Verletzungen auftretenden nervösen Krankheitszuständen beschäftigte, war Erichsen, dessen diesbezügliche Schrift im Jahre 1866 in London erschien. Die Erscheinung der traumatischen Nervenerkrankungen wurde



später von einer Reihe hervorragender Gelehrter beschrieben und beobachtet.

Treten aber derartige Nervenkrankheiten im Frieden verhältnismäßig nur vereinzelt auf, so kommen sie im Kriege in großer Zahl vor, fast epidemieartig. Der bekannte Wiener Nervenarzt Professor Marburg hat in einem kürzlich gehaltenen Vortrag über die verschiedenen Formen der Kriegsneurose gesprochen. Er unterscheidet zwei Hauptarten der Kriegsneurose: Fälle, die überwiegend körperliche Krankheitserscheinungen zeigen und den im Frieden vorkommenden traumatischen Neurosen am nächsten stehen, und Fälle, die mit schweren psychischen Defekten einhergehen und sich daher unmittelbar an die Geisteskrankheiten anschließen.

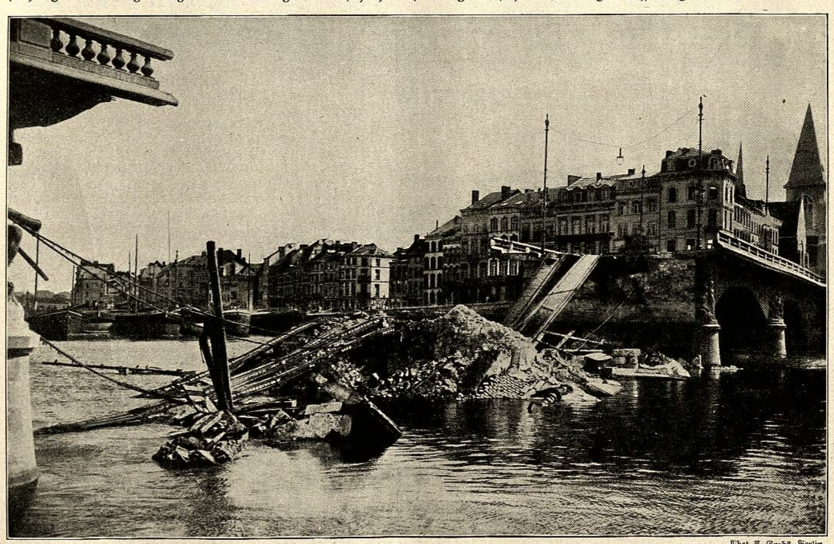
In der Klinik des Hofrats Professor v. Eiselsberg wurde einem großen Ärzteauditorium eine Reihe von Fällen vorgeführt. Da sah man zunächst einen jungen Kadetten, dem in der Schlacht bei Komarow der Mantel durch eine Granate zerrissen worden war. Er war kurze Zeit bewußtlos. Als er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, konnte er nicht mehr gehen. Er muß bis heute ständig im Bette liegen und zeigt auf der einen Körperhälfte eine hochgradige Schmerzempfindlichkeit. Ein zweiter Fall betrifft einen Infanteristen, dem während der Schlacht bei Rawaruska ein Stück Erde, durch einen Schrapnellschuß aufgesprengt, auf den Magen fiel, bekanntlich eine sehr empfindliche Stelle, weil hier in der Tiefe komplizierte Nervengeflechte liegen. Seit dieser Zeit zeigt der Genannte im Bereiche der einen Körperhälfte die Erscheinungen der Schmerzüberempfindlichkeit, auf der anderen Seite die der Schmerzunterempfindlichkeit. Viel unangenehmer für ihn ist aber das gleichzeitige Unvermögen zu schlingen und zu essen. Nur mit Mühe gelingt es, den Kranken zu ernähren. Ein dritter Fall betrifft einen Arzt, der eben im Begriffe war, einem frisch Verwundeten den ersten Verband anzulegen. Da kam eine Schrapnellkugel und tötete den Mann. Der Arzt fiel in Ohnmacht, blieb aber körperlich unverletzt. Als er erwachte, zeigte er eine halbseitige Körperlähmung, die noch bis heute besteht. Noch schwerere Folgen hatte eine Schrapnellschußexplosion in einem weiteren Falle. Der Betreffende blieb körperlich vollkommen unverletzt, er fiel nur zu Boden, war eine Zeitlang bewußtlos und gibt an, seit dieser Zeit vollkommen blind zu sein. Die objektive Untersuchung beider Augen ergab deren völlige Unversehrtheit.

In allen diesen Fällen bestand schon seit der Kindheit eine ererbte schwere nervöse Belastung. Die Verletzung hat die in der Tiefe ruhende Krankheitsanlage ausgelöst. Dieselben Krankheitserscheinungen finden sich bei der sogenannten Hysterie, einer Krankheit, die vorwiegend Frauen, seltener Männer betrifft. Es zeigen sich dieselben Krankheitszeichen: halbseitige Bewegungsstörungen, halbseitige Störungen in der Empfindung, Schlingbeschwerden, Unmöglichkeit zu gehen und zu stehen, seelische Blindheit, Neigung zum Weinen, fortwährende Äußerungen über allerlei Krankheitsgefühle ohne nachweisbare Grundlage.

Professor Strümpell in Leipzig, eine der ersten Fachautoritäten auf dem Gebiete der Nervenheilkunde, vertritt die Ansicht, daß die Mehrzahl der nach Verletzungen auftretenden Neurosen auf den stürmisch ausgelösten Begehrungstrieb zurückzuführen sind. Diese Begehrung betrifft die Erlangung einer festen Rente, wie sie durch die Unfallversicherungsgesetzgebung vorgesehen ist. Diese Begehrungstheorie Strümpells trifft auf die Kriegsneurosen nicht zu.

Wie schon oben erwähnt, besteht eine zweite Gruppe der durch den Krieg hervorgerufenen Nervenleiden aus schweren Geistesstörungen. Ein Hauptmann wird nach der Schlacht plötzlich tobsüchtig und erschießt den Arzt, der von den Sanitätssoldaten herbeigerufen wird, ihn zu beruhigen, ein tatsächlich auf dem russischen Kriegschauplatz jüngst vorgekommener Fall. Im Krankenhaus liegt ein junger Infanterist in seinem Bette, wohl sind seine Augen geöffnet, doch sonst macht er den Eindruck eines Bewußtlosen. Sein trüber, starrer Blick schweift in die Weite, keine Faser zuckt am ganzen Körper. Die Lippen sind unbeweglich, kein Laut kommt aus dem Munde. Er ist jedem Anruf unzugänglich, nur widerwillig öffnet er den Mund, um sich flüssige Nahrung zuführen zu lassen. Es ist ein Fall schwerer Geistesstörung, kurzweg Kriegspsychose genannt, an zahlreichen Fällen von dem russischen Forscher Schimekoff aus dem russisch-japanischen Kriege beschrieben.

Bei den ersterwähnten Fällen ist die Aussicht auf eine Heilung eine ziemlich günstige, während die letztgenannten Kriegspsychosen sehr schwer beeinflußbar sind und nur wenig Aussicht auf baldige Besserung bieten.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Von den Belgiern zerstörte Maasbrücke bei Lüttich.




Vorpostengefecht bei Helgoland. Nach einer Originalzeichnung von Claus Bergen.

## Die Seekämpfe bei Helgoland und Hoek van Holland.

(Hierzu die Bilder Seite 140 und 141.)

Bei unsichtigem Wetter sah sich das auf einer Spähfahrt begriffene Torpedoboot V 187 plötzlich von mehr als 40 englischen Torpedobootzerstörern und Unterseebooten umringt und angegriffen. Es wehrte sich mit allen Kräften, aber schließlich mußte die Übermacht siegen. Von zahllosen Geschossen getroffen, verlor es seine Bewegungsfreiheit. Da wurde schnell im Innern eine Sprengung vorgenommen, um das Fahrzeug nicht in feindliche Hände fallen zu lassen.

Vom Kanonendonner gerufen, eilte S. M. S. „Ariadne" (2660 Tonnen) herbei, ohne in dem dichten Nebel etwas unterscheiden zu können, bis plötzlich ein anderer kleiner deutscher Kreuzer vor ihr auftauchte, der mit zwei der größten und neuesten englischen Panzerkreuzer der Lionklasse (je 27000 Tonnen mit acht 34,3=cm=Geschützen) im Kampfe lag. Sofort griff die „Ariadne" ein, wurde aber selbst beschossen. Ein Treffer setzte die Hälfte der Kessel außer Betrieb und verringerte die Geschwindigkeit um ein volles Drittel. Trotzdem dauerte der Kampf noch eine halbe Stunde. Auch hier blieb die Mannschaft unermüdlich bei den Geschützen, obgleich das Achterschiff brannte und die Flammen auf das Vorderschiff übergriffen. Schließlich nahte unabwendbar das Ende. Mit dreifachem Hurra auf den allerhöchsten Kriegsherrn, dem „Flaggenlied" und „Deutschland, Deutschland über alles" verließen die Überlebenden das zum Wrack gewordene Fahrzeug. In der „Kreuzzeitung" urteilt ein Fachmann über das ganze Gefecht: „Augenscheinlich haben sich die Kreuzer unserer Vorpostenkette mit größter Bravour dem aus der dicken, wasserdampfgeschwängerten Luft der Nordsee auftauchenden Feinde sofort entgegengeworfen und bei der geringen Sichtigkeit es nicht wahrnehmen können, daß hinter den leichten, aber sehr modernen kleinen englischen Kreuzern und Flottillen die großen Schlachtschiffkreuzer der Lionklasse standen. Unter diesen Umständen ist es höchst erstaunlich, daß wir nicht noch viel mehr Schiffsverluste zu verzeichnen haben. Das Ganze stellt sich somit als ein für uns unvorteilhaftes Vorpostengefecht dar."

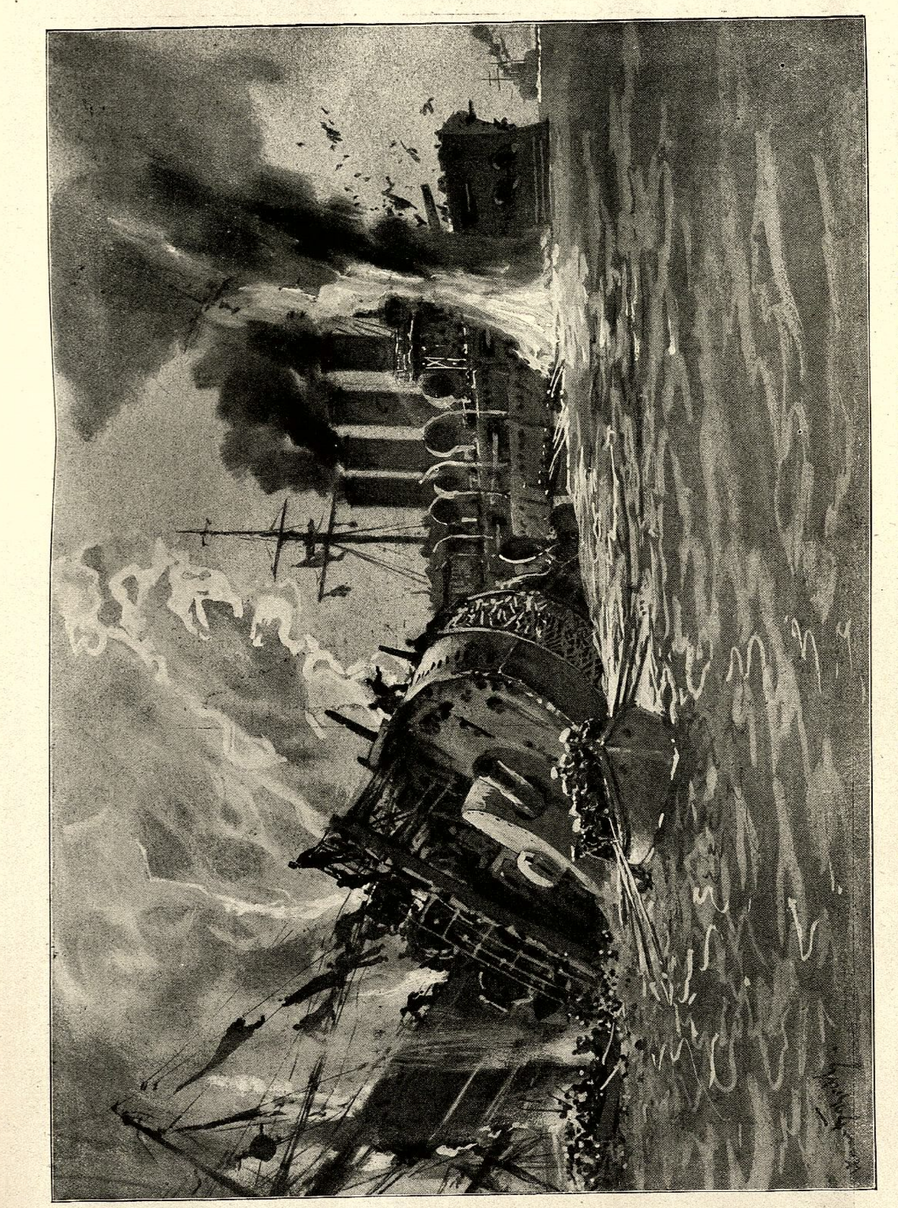
Die Scharte wurde in geradezu großartiger Weise ausgewetzt am 22. September. Auf Wache vor dem Kanal lagen frühmorgens drei englische Panzerkreuzer der Cressyklasse, je 12200 Tonnen groß. Plötzlich bekam eines davon, die „Aboukir", einen fürchterlichen Stoß und begann zu sinken. Man dachte, sie sei auf eine abgetriebene Mine geraten. Aber während man die Überlebenden noch auffischte, traf auch die „Hogue" der verhängnisvolle Schlag, der sie binnen wenigen Minuten in die Tiefe riß. Nun stieg allerdings die Vermutung auf, daß deutsche Unterseeboote in der Nähe seien. Es gelang aber nicht, sie ausfindig zu machen, bis ein dritter Kreuzer, die „Cressy", erfolgreich torpediert war. Nun begann eine wilde Jagd, die jedoch erfolglos blieb. Der Kommandant der Flottille mußte den Untergang von drei stolzen Schiffen und über 1500 Mann nach London melden. Und wer waren die Braven, die das Heldenstück vollbracht hatten? Ein einziges deutsches Unterseeboot, U 9, mit 20 Mann Besatzung unter Befehl des Kapitänleutnants Weddigen! Groß war der Jubel, als sie nach bangen Stunden der Erwartung wohlbehalten von der weiten, ungemein gefährlichen Fahrt wieder heimkehrten, geradezu überwältigend aber der Eindruck, den das Ereignis im gesamten Ausland hervorrief.

## Die Feldpost.

Von Alfred Semerau.

(Hierzu die Bilder Seite 142 und 143.)

„Behandeln Sie jeden Feldpostbrief wie ein Kind, das Ihrer Sorgfalt anvertraut ist," hat einmal der Generalpostmeister Stephan gesagt, der das Postwesen in allen Zweigen gründlich reformiert und gefördert hat, und dem wir es heute vorzugsweise verdanken, wenn der Verkehr zwischen dem Heer und seinen Angehörigen in der Heimat aufrecht erhalten werden kann. Wir wissen auch alle selbst, daß neben Pulver und Brot dem Soldaten nichts so sehr Bedürfnis ist wie Nachrichten aus der Heimat; darum ist man in den vier Jahrzehnten, die seit 1870 verflossen, un-



Vernichtung der englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" durch das deutsche Unterseeboot „U 9" am Morgen des 22. September etwa 20 Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans Bohrdt.



Ein Aushilfs-Feldpostwagen.

ermüdlich tätig gewesen, die Feldposteinrichtung zu entwickeln und zu verbessern.

Ihre glänzende Ausgestaltung aber knüpft sich, wie gesagt, an den Namen des Generalpostmeisters Stephan. Er hat die Feldpost auf die Höhe gebracht, auf der sie heute steht. Als der Krieg 1870 begann, wurden auch Stephan und die Seinen mobil gemacht. In vierzehn Tagen sollte er mit seinen Vorbereitungen fertig sein, aber dank der ausgezeichneten Organisation brauchte er nur neun und konnte schon am 24. Juli seine Vorarbeiten für beendet erklären. Es mußte mit einem gewaltigen Verkehr gerechnet werden, und so wurden Sammelstellen eingerichtet in Berlin, Hamburg, Leipzig, Kassel, Köln, Frankfurt a. M. und Saarbrücken mit einem großen Stabe von Beamten, die bis zum Äußersten in Anspruch genommen waren.

Heute, wo zum Beispiel ein Münchner Postamt allein mit einer Schar von 100 Beamten den Feldpostverkehr versieht, will die Angabe, daß die Sammelstelle Berlin damals 150 Beamte beschäftigte, nicht sonderlich hoch erscheinen, aber vor 44 Jahren war es schon eine stattliche Zahl. Und diese eine Sammelstelle hatte täglich gegen 130 000 Briefe und 3000 Geldbriefe zu bewältigen.

In den Dienst der Beförderung wurde alles gestellt, was möglich und entbehrlich war; einzelne Lokomotiven, Draisinen, Kohlenzüge nahmen die Sendungen mit.

Als seit dem September 1870 die Operationen der deutschen Heere sich über eine Fläche von 170 000 Quadratkilometern erstreckten, mußte die Feldpost ihre ganze Kraft aufbieten, um allen Anforderungen seitens des Heeres und der Daheimgebliebenen zu genügen. Auf den Schlachtfeldern sammelten ihre fliegenden Bureaus die Briefe ein. Nach Gravelotte sah man sie schon im Morgengrauen ihre Feldtische inmitten von Toten und Verwundeten aufschlagen, um die Grüße unserer Soldaten zur Beförderung in die Heimat zu sammeln, und auch bei Sedan walteten sie mitten im Kugelregen ihres Amtes. Wind und Wetter, später auch Schneegestöber, hinderten sie nie, ihrem Dienst nachzugehen, überall fand man ihre fliegenden Amtsstuben.

Für die Verwundeten, die es selbst nicht vermochten, wurden die Karten geschrieben. An bedrohte Punkte sandte man starke Trupps von Pferden, Postillionen und zahlreichen Fahrzeugen. Natürlich konnte die Feldpost nicht ungestört arbeiten. Oftmals wurden einzelne Beamte oder ganze Postbeförderungen von Freischärlern überfallen, geplündert und niedergemacht. Für den dadurch erlittenen Verlust wurden die Dörfer, in denen oder in deren Nähe es geschah, haftbar gemacht.

Auf allen Etappenstraßen der deutschen Heere in einer Ausdehnung von 5100 Kilometern wurden regelmäßige, meist tägliche Posttransporte in Gang gebracht. Eine Postenkette ward bis in Feindesland gelegt. Als das Große Hauptquartier Ferrières erreicht hatte, ging Stephan selbst bis in die unmittelbare Nähe von Paris und schuf eine erstaunlich rasche Postverbindung. Zum Auffinden des jeweiligen Aufenthalts der einzelnen Kompanien hatte er eine Art Postadreßbuch herausgegeben, ein Heft von 64 Druckseiten, das den einzelnen Postämtern während des ganzen Feldzugs in 39 Auflagen übergeben wurde. Es arbeiteten damals 411 Feldpostämter mit 2140 Beamten und Unterbeamten. Sie beförderten 90 Millionen Karten und Briefe, gegen 2½ Millionen Zeitungen und fast 200 Millionen Mark in Geld. Die Feldpost von 1870 leistete im Vergleich mit der von 1866 bei Briefsendungen das Siebenfache, bei Paketsendungen das Sechzehnfache.



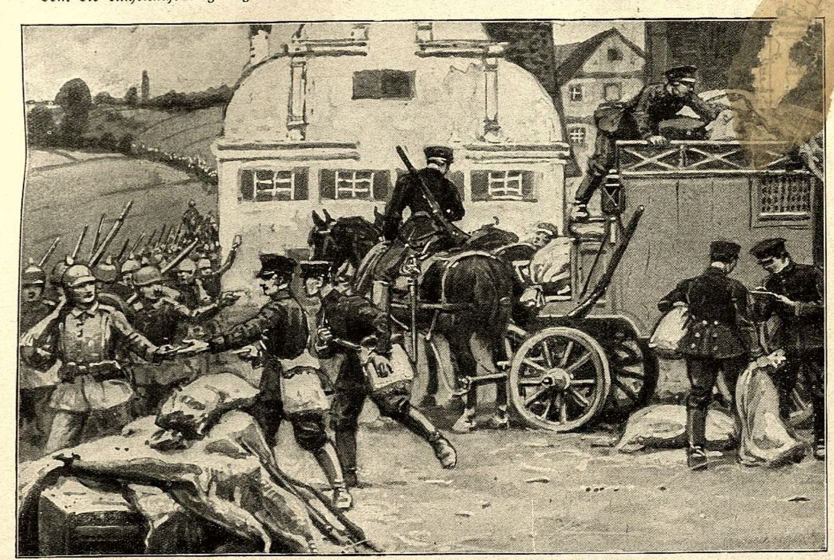
Ein Etappenwagen der Feldpost. Phototek, Berlin.



Auch jetzt ist sie mit einem gewaltigen Stabe von Beamten hinausgezogen. An der Spitze des Feldpostwesens steht der Feldoberpostmeister — zurzeit Oberpostdirektor Domizlaff, vorher Vorstand der Oberpostdirektion Leipzig — dem die einheitliche Regelung und Überwachung des feldpostalischen Dienstbetriebs übertragen ist. Er gehört zum Großen Hauptquartier und ist neben den Feldoberpostinspektoren dem Generalinspektor des Etappen- und Eisenbahnwesens zugeteilt. Jede Armee hat einen Armeepostdirektor, dem alle zum Armeeverband gehörenden Feldpostanstalten unterstehen. Welch ein Apparat im ganzen aufgeboten ist, mag man daraus ersehen, daß zum Beispiel die bayrische Feldpost unter einem Armeepostdirektor steht, dem zwei Armeepostinspektoren und vier Feldpostmeister bei den Generalkommandos der drei Armeekorps und bei dem Generalkommando des Reservekorps unterstellt sind. Unter dem Etappentelegraphendirektor stehen drei Etappentelegrapheninspektoren. Die ganze Feldpost leitet der Feldoberpostmeister mit einem kleinen Heer von Beamten. Das gewaltige, alles bisher Dagewesene übersteigende Truppenaufgebot stellt die Feldpost vor eine schwere Aufgabe. Schon die Zahl der Kämpfer bedingt eine gewaltige Menge von Briefen und Postkarten, die von der Heimat zu den Truppen und von den Kämpfern an die in der Heimat Gebliebenen befördert werden müssen.

Wie bekannt, dürfen auch geschlossene Briefe von der Feldpost befördert werden; wie auch bekannt ist, aber immer noch nicht ganz befolgt wird, muß die Adresse genau der Vorschrift entsprechen. Die Angaben müssen sich nicht nur auf die Nummer des Armeekorps, der Division und des Regiments, sondern auch des Bataillons oder der Abteilung und vor allem der Kompanie, Eskadron oder Batterie erstrecken.

Der Weg, den die Feldpostsendungen nehmen, ist zunächst der, daß sie der mobilen Feldpostanstalt des Korps oder der Division, für die sie bestimmt sind, zugeleitet, dann, da sie mit dem Stabe mitmarschierend häufig den Standort wechselt, oft umgeleitet werden. Kommandierte der einzelnen Truppenabteilungen oder Detachements holen, aber auch nicht täglich, die Sendungen von der Feldpost für die Truppen ab und bringen sie an das Regiment, von wo sie an die Bataillone und Kompanien verteilt werden. Die letzteren liegen aber auch oft weit auseinander, und so vergeht über der Zustellung an sie, vor allem, wenn eine Kompan[illegible] vorher ihren Aufenthalt gewechselt hat, geraume [illegible]

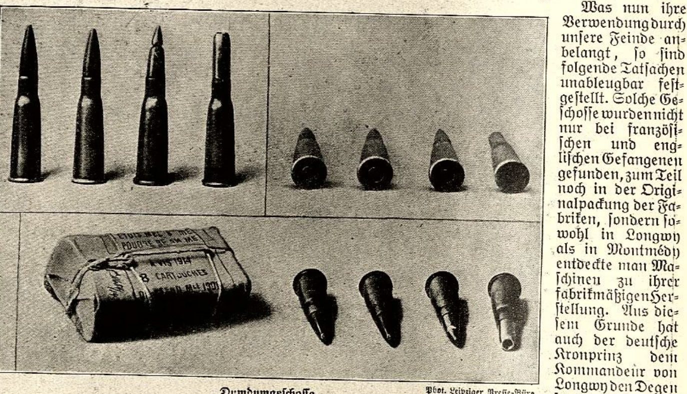


Deutsche Feldpost nimmt vor der Abfahrt von vorbeimarschierenden Truppen Briefe in die Heimat mit.
Nach einer Originalzeichnung von P. F. Messerschmitt.

Es geschieht noch manchmal, daß man sich über die Säumigkeit der Feldpost beschwert. Man bedenkt aber nicht, daß die Beförderungsgelegenheiten gegenüber denen der Friedenszeit sehr beschränkt sind. Schon die wenigen langsam fahrenden Züge des Militärfahrplans hindern eine rasche Abführung der bei den Postsammelstellen zusammenfließenden Postsendungen für das Feldheer. Der Aufmarsch der Truppen mußte aus militärischen Gründen geheim bleiben.

Die Armeeleitung mußte deshalb mit den zur rechtzeitigen Herstellung der Postverbindungen erforderlichen Mitteilungen vielfach zurückhalten. Auch die stets wechselnde Kriegsgliederung und die so häufigen Änderungen in der Zuteilung einzelner Truppenkörper können nicht bekanntgegeben werden, ohne dem Feind Anhaltspunkte zu geben, die für seine Pläne dienlich sein könnten. So kommt es, daß die für die einzelnen Heereskörper aufgestellten Feldpostanstalten die Leitpunkte, die ihnen die von den Postsammelstellen erhaltenen Sendungen zuzuführen haben, oft nicht rechtzeitig über ihren Standort unterrichten können. Wer den raschen Vormarsch unseres Heeres verfolgt hat, wer sich einen Begriff von Kriegsmärschen machen kann, dem ist

ohne weiteres klar, daß beim gegenwärtigen Stande des Feldzugs ein regelrechter Feldpostbetrieb mit durchaus gesicherter Zuführung der Posten unmöglich ist. Waren doch einzelne Feldpostanstalten acht Tage hintereinander auf dem Marsch und konnten ihren Dienst nur auf der Landstraße ausüben. Bei den großen Entfernungen zwischen den Leitpunkten und, den im Vormarsch befindlichen Feldpostanstalten stößt ferner die Zuführung der Posten auf große Schwierigkeiten. Dazu treten Bahnunterbrechungen, der Verlust von Posten bei feindlichen Vorstößen, Zerstörung von Telegraphenlinien und die sonstigen im Krieg unabwendbaren Zufälligkeiten. Zu all dem kommt noch, daß in manchen Fällen eine starke Ausnutzung der Feldpost bemerkbar wird und der Absender durch falsche oder unvollkommene Adresse die Bestellung verzögert oder un[illegible]h macht. Deshalb verdienen einige Ratschläge noch [illegible]gt zu werden. Zunächst hinsichtlich der Telegramme. [illegible]daten, die mit unbestimmtem Standort sich draußen au[illegible]n, ist die Absendung von Telegrammen unmöglich. Dageg[illegible]nen Telegramme befördert werden an solche Militärperso[illegible] die in Garnisonen, Festungen, Lazaretten oder sonst[illegible] dauernden [illegible]ndorten stehen. [illegible]nso ist es mit den Paketen. Wo der Adressat einen festen bleibenden Standort hat, ist die Absendung möglich. Wer Ausrüstungsgegenstände verschicken möchte, etwa Stiefel, Kleidungsstücke, Waffen und anderes, dem bleibt der Weg des Dienstpakets offen. Man muß zu diesem Zweck eine Militärbehörde, etwa die Geschäftsstelle eines Ersatzbataillons aufsuchen und bitten, den Gegenstand als Dienstpaket an das betreffende Bataillon weiterzubefördern.



Dumdumgeschosse. Phot. Leipziger Presse-Büro.

## Die Dumdumgeschosse unserer Feinde.

(Hierzu das Bild Seite 144.)

Als im gefährlichen Aufstand der Afridi in Ostindien (1897) die englischen Truppen merkten, daß ihre Hartbleigeschosse mit Stahlmantel die wilden Gegner nicht sogleich kampfunfähig machten, suchten sie die Wirkung dadurch zu verstärken, daß sie die Spitze abfeilten, bis der Bleikern sichtbar wurde. Nach der Stadt Dumdum bei Kalkutta, wo solche Geschosse zuerst fabrikmäßig hergestellt wurden, heißen sie bis heute Dumdumgeschosse. Bei ihnen zerreißt das Blei wegen seines großen Beharrungsvermögens — eine Folge seines hohen spezifischen Gewichts — den Mantel an der Spitze völlig, tritt wie ein platzender Wassertropfen aus und übt im Körper des Getroffenen eine Art Sprengwirkung von grauenhaften Folgen. Während nämlich normal auftreffende Langgeschosse den Leib glatt durchschlagen und die Knochen nur splittern, reißen die Dumdumgeschosse einen nach hinten stark sich vergrößernden Trichter, zermalmen dabei die Knochen und werfen die inneren Gewebe nach außen, erzeugen also höchst grausame Wunden, die nur sehr schwer und meist mit dauernder Entstellung heilen. Auch im Kriege gegen den Mahdi wurden diese Geschosse von den Engländern gebraucht. Alsbald erhoben sich aber gewichtige Stimmen gegen ihre Verwendung, im Hinblick auf die Petersburger Konvention vom 4. November 1868, die verbietet, im Land- und Seekrieg Geschosse unter 400 Gramm zu verwenden, die mit Explosivstoffen gefüllt sind. Daraufhin gestaltete England für sein Lee-Metford-Gewehr das Bleispitzgeschoß zu einem Hohlspitzgeschoß, sogenanntes Muster 4, um und verwendete es stark im Burenkriege, wo es nicht minder schreckliche Wunden verursachte. In London selbst tönte damals dem Unterstaatssekretär des Krieges, Wyndham, ein hundertfaches „Pfui!" und der Ruf „Schande für England!" entgegen, als er diese Tatsache eingestand. Trotzdem vertrat England noch auf der Haager Konferenz von 1899 den Standpunkt, daß die Dumdumgeschosse keineswegs besonders grausam seien, auf jeden Fall noch humaner als die alten Bleigeschosse. Erst im Jahre 1907 unterzeichneten auch England, Frankreich und Belgien das Haager Abkommen, das in Artikel 23, Absatz 1 e den „Gebrauch von Waffen, Geschossen oder Stoffen verbietet, die geeignet sind, unnötig Leiden zu verursachen". Daß es aber bei den Dumdum- und verwandten Geschossen nur auf die grausame Wirkung ankommt, das beweist der Umstand, daß ihre veränderte Spitze die Treffsicherheit stark herabsetzt; bereits bei einigen hundert Metern Entfernung ist von Zielen keine Rede mehr. Ein anständiger Schütze wird sie also schon aus diesem Grunde niemals verwenden; dafür sind sie die würdigen Geschosse für den Kampf aus dem Hinterhalt.

Was nun ihre Verwendung durch unsere Feinde anbelangt, so sind folgende Tatsachen unableugbar festgestellt. Solche Geschosse wurden nicht nur bei französischen und englischen Gefangenen gefunden, zum Teil noch in der Originalpackung der Fabriken, sondern sowohl in Longwy als in Montmédy entdeckte man Maschinen zu ihrer fabrikmäßigen Herstellung. Aus diesem Grunde hat auch der deutsche Kronprinz dem Kommandeur von Longwy den Degen später wieder abgefordert, den er ihm nach der Übergabe aus Achtung für die tapfere Verteidigung belassen hatte. Ferner wurde in der Kaserne des französischen Infanterieregiments Nr. 120 eine Kiste mit Dumdumgeschossen in fabrikmäßiger Verpackung, Pakete mit je acht Patronen und dem Aufdruck:

| Etuis Mel Bes Mel<br>Poudre Bf Am Mel | Avis 1914<br>8 Cartouches<br>De Stand Mle 1906<br>Lot 121 |
|---|---|

vorgefunden; auf der Kiste stand die Weisung: „Bei der Mobilmachung sind diese Geschosse an die Schützengesellschaft in Mouzay auszuliefern." Es bleibt demnach nur der Schluß übrig, daß die französische Militärbehörde die Beschaffung solcher Geschosse veranlaßt hat, in der Absicht, den mit Handhabung der Waffen vertrauten Teil der Zivilbevölkerung von Mouzay, einem Dorf bei Stenay, bei Kriegsausbruch damit auszurüsten. Endlich hat der gefangene englische Major Yate — derselbe, der aus Torgau entfloh und bei der drohenden Wiederverhaftung sich die Kehle durchschnitt — offen zugegeben, daß seine Leute mit Dumdumpatronen versehen waren, und behauptet, das sei auch erlaubt, denn es handle sich nicht um Explosivgeschosse; übrigens müsse man mit der Munition schießen, die der Staat geliefert habe.

Unsere Abbildung ist nach einer Photographie angefertigt, die der Presse vom Generalstab zur Verfügung gestellt wurde. Man sieht deutlich die Einfeilungen und Bohrungen an den Spitzen der Geschosse, ferner eine unverletzte amtliche Verpackung.

# Karte vom serbisch-montenegrinischen Kriegschauplatz.

Beilage zu Heft 8 der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. Einzelverkauf verboten.




Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Von seiten Frankreichs und Englands wurde von Anfang an alles mögliche versucht, um die neutralen, an dem Kriege nicht beteiligten Staaten auf ihre Seite zu locken. Deutschland und Österreich-Ungarn dagegen haben sich jeder Beeinflussung fremder Staaten enthalten, sie verlangten nichts weiter als strikte, ehrliche Neutralität.

Eine unzweifelhaft vertragsmäßig richtige Stellung hat in diesem Werben von hüben und drüben **Italien** eingenommen.

Italien galt immer als Mitglied des Dreibundes, und sowohl in Deutschland wie auch in Österreich-Ungarn war in weiten Volkskreisen die Meinung vorherrschend, es müsse unbedingt auf die Seite des Dreibundes treten. Offenbar lagen aber zurzeit noch nicht bekannte Bündnisrücksichten oder Nebenverträge vor, die die italienische Regierung bestimmten, neutral zu bleiben.

Ende Juli nahm die „Tribuna" in einem Leitartikel offen Partei für die Dreibundpolitik. Das Interesse Italiens liege darin, daß es loyal und voll zum Dreibund halte und so viel wie möglich die benachbarten Verbündeten gegen Angriffe und Machenschaften unterstütze und verteidige. Denn die Stärke und das Ansehen der Verbündeten sei ein Teil der eigenen Stärke und des Ansehens Italiens in Europa, zumal seit langen Jahren der Dreibund bis heute den Frieden erhalten habe. Italien müsse eine ehrliche, klare und entschiedene Politik treiben.

Von einer solchen Politik Italiens, von der die „Tribuna" spricht, war aber am Anfang des Krieges wenig zu bemerken. Am 31. Juli hatten noch die großen römischen Blätter die Meinung vertreten, Italien gehöre zum Dreibunde und demgemäß werde es auch mit seiner Macht an die Seite der Verbündeten treten. An diesem Tage, und zwar nachmittags sechs Uhr, erschienen die Vertreter Englands und Frankreichs, die Herren Rodd und Barrère, im Palazzo Braschi und hatten eine Unterredung mit dem italienischen Ministerpräsidenten Salandra und dem Minister des Auswärtigen San Giuliano. Zwei Stunden später erschien der deutsche Gesandte v. Flotow und erhielt die Mitteilung: Italien wird neutral bleiben.

Zu gleicher Zeit wurden die der Regierung nahestehenden Blätter von dem überraschenden Schritt verständigt. Einzelne Blätter, wie die Giolittische „Stampa" in Turin, waren derart unvorbereitet, daß sie auf der ersten und letzten Seite der Morgenausgaben vom 1. August zwar die Mitteilung über die Neutralitätserklärung brachten, aber auf den anderen Seiten die Leitartikel nicht mehr zurückziehen konnten, die abermals die Dreibundsverpflichtungen Italiens scharf hervorhoben und betonten, daß Italiens Weg nur Seite an Seite mit Deutschland und Österreich sein könne. Wegen des klaffenden Widerspruches zwischen den Regierungserklärungen vom Abend des 31. Juli, die ihre Kommentare in den Leitartikeln fanden, und den Regierungserklärungen vom Morgen des 1. August, die die Zurückziehung der bereits aufgebotenen Truppen an der französischen Grenze bei Ventimiglia und bei Turin—Modane zur Folge hatten, sahen sich verschiedene Blätter veranlaßt, ihre erste Auflage einzustampfen.

Diese Haltung der Regierung war für viele Anhänger des Dreibundes überraschend. Man vergaß dabei, daß der Wortlaut des Dreibundvertrages, soweit Italien in Frage kommt, gar nicht bekannt geworden ist. In Österreich und Deutschland wurden weite Kreise der Bevölkerung von einem bangen Gefühle befallen, denn man glaubte nunmehr auch nicht mehr an die Neutralität Italiens, sondern rechnete schon damit, daß es zu unseren Feinden übergehen werde. In den Regierungskreisen aber schien man von der Haltung Italiens nicht nur nicht überrascht, sondern sogar befriedigt zu sein, und es fehlte



**Mittagsmahl einer deutschen Truppe bei Mercy-le-Haut im Departement Meurthe-et-Moselle im nordöstlichen Frankreich.**

nicht an Stimmen, die Italiens Haltung für richtig erklärten.

In dem bekannten Blatte „Popolo Romano“ wurde die Meinung vertreten, Englands Kriegserklärung rechtfertige die Neutralität Italiens. Anderenfalls hätten zwar Deutschland und Österreich-Ungarn ihre Flotten in italienischen Schutzhäfen bergen können, für Italien wäre aber ein Krieg mit England vernichtend gewesen, da an seinen langgestreckten Küsten die blühendsten Städte liegen. Ein anderes Blatt, „Vita“, betonte, daß die Minister Italiens von der unerbittlichen Notwendigkeit zur Neutralität gezwungen würden und tiefen Schmerz darüber empfänden, nach dreißigjährigem Bündnis nun sich abseits halten zu müssen.

Die vorstehenden Ausführungen wurden auch in allen maßgebenden Blättern Deutschlands und Österreich-Ungarns wiedergegeben. Sie vermochten aber die öffentliche Meinung nicht so bald zu beruhigen.

In Italien selbst erhoben sich manche gewichtige Stimmen für den Dreibund, die franzosenfreundliche italienische Presse aber sorgte dafür, die Haltung der italienischen Regierung zweifelhaft erscheinen zu lassen, und wurde in diesem Bestreben von Paris und London aus auf das eifrigste unterstützt.

Die Unsicherheit, die in Italien selbst über die Stellungnahme der Regierung herrschte, führte dazu, daß dort das Verlangen gestellt wurde, das Parlament zu einer außerordentlichen Tagung einzuberufen, damit es über die politische Lage Aufklärung erhalte. Am 23. August empfing der italienische Ministerpräsident Salandra eine Vertretung der sozialistischen Gruppe des Parlaments, die um eine Entscheidung der Regierung bezüglich der Zusammenberufung des Parlaments ersuchte. Ministerpräsident Salandra antwortete, nach Ansicht der Regierung sei bisher keine Tatsache eingetreten, die die Zusammenberufung des Parlaments notwendig mache. Die Regierung sei fest entschlossen, die Politik der Neutralität weiter zu verfolgen, die aus allgemein bekannten Gründen ergriffen worden sei, und alle Gerüchte von einer Mobilmachung seien unbegründet.

Seitdem hat die italienische Regierung bei verschiedenen Anlässen ihre strikte Neutralitätserklärung wiederholt und auch nichts getan, was zu einem Mißtrauen Anlaß geben könnte. Der Dreibund hatte also Italien nicht auf seiner Seite und ist nunmehr im Kriege zu einem um so fester gefügten Zweibund geworden. Nirgends zeigte sich in Deutschland oder Österreich eine Mißstimmung oder eine heftige Gegenäußerung über diese Neutralität.

Von Frankreich, das sich so lebhaft um die Zuneigung Italiens bewarb, wurden die auf französischem Boden befindlichen italienischen Staatsangehörigen auf das schmählichste behandelt. Sofort nach Ausbruch des Krieges wurden sämtliche italienischen Arbeiter rücksichtslos abgeschoben, wobei sie nicht einmal ihre schon verdienten Löhne erhielten. Sie wurden sogar ihres gesamten Eigentums beraubt, und wer noch einige Ersparnisse in der Tasche hatte, war genötigt, sie den begleitenden französischen Wachmannschaften auszufolgen, um vor Mißhandlungen geschützt zu sein und Speise und Trank zu erhalten. Dieses barbarische Verhalten gegenüber den Staatsangehörigen einer neutralen Macht kann nicht genug gebrandmarkt werden. Etwa 60 000 Italiener wurden wie Viehherden vollständig mittellos über die französische Grenze getrieben.

Die Schweiz ist, ihrem Charakter entsprechend, vollständig neutral geblieben. Amtlich wurde folgender Aufruf veröffentlicht:

Getreue, liebe Eidgenossen!

An unseren Grenzen tobt der Krieg. Wir haben unsere Armee zu den Waffen gerufen; am 1. August, dem Jahrestag der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft, trug der Telegraph das Aufgebot in die entlegensten Dörfer und Weiler des Landes.

Wir werden die kraft des freien Bestimmungsrechtes des Volkes gewählte Richtlinie unserer Politik getreu unseren Traditionen und dem Sinne der internationalen Verträge einhalten und daher vollständige Neutralität bewahren. Bundesversammlung und Bundesrat sind entschlossen, für die Aufrechterhaltung unserer Unabhängigkeit und die Wahrung unserer Neutralität alle Kräfte einzusetzen und alle Opfer zu bringen.

Hinter den Behörden steht das Schweizervolk in bewunderungswürdiger Einigkeit und Geschlossenheit. Unserem Heere aber ist die erhabene Aufgabe geworden, das Land bei einem ihm drohenden Angriff zu schützen und den Angreifer, sei er, wer er wolle, zurückzuweisen. Wir erwarten von euch, Wehrmänner, daß jeder freudig seine Pflicht tue, bereit, dem Vaterlande Blut und Leben zum Opfer darzubringen. Ihr Offiziere werdet, wir sind dessen gewiß, überall euren Untergebenen mit leuchtendem Beispiel der Pflichterfüllung und der Aufopferung vorangehen. Ihr Unteroffiziere und Soldaten werdet, wir wissen es, durch die Tat beweisen, daß auch im Freistaat der Wehrmann den Befehlen seiner Vorgesetzten willig und unbedingt Gehorsam leistet.

Du Schweizervolk, das du am häuslichen Herd zurückgeblieben bist, bewahre deine Ruhe und Besonnenheit. Vertraue auf deine Behörden, die in diesen schweren Tagen nach besten Kräften ihres Amtes walten und auch für die Notleidenden nach Möglichkeit sorgen werden. Vertraue auf dein Heer, für das du nicht umsonst in Friedenszeiten so große Opfer brachtest und auf das du mit Recht stolz bist.

Gott schütze und erhalte unser teures Vaterland! Wir empfehlen es in den Machtschutz des Allerhöchsten.

Bern, 5. August 1914.

Im Namen des schweizerischen Bundesrates:

Der Bundespräsident: Hoffmann. Der Kanzler der Eidgenossenschaft: Schatzmann.

Die Schweiz hat übrigens wiederholt Veranlassung gehabt, sich in wohlwollendem Sinne über Deutschland zu äußern, insbesondere weil Deutschland trotz des Ausfuhrverbotes seine Verpflichtungen für Getreidelieferung an die Schweiz aufrechterhielt.

Die dänische Regierung teilte gleich beim Ausbruch der Feindseligkeiten mit, daß sie beschlossen habe, vollständige Neutralität zu beobachten. Ebenso haben sich Schweden und Norwegen völlig neutral erklärt. Wenn es nach Ausbruch des Krieges vorkam, daß in Norwegen Ausländer (sowohl Schweizer wie Deutsche) ersucht wurden, das Land zu verlassen, so war dies keineswegs als irgendwelche feindliche Haltung aufzufassen, sondern nur Mangel an Nahrungsmitteln und die Verminderung der Zufuhr infolge des Krieges zwang Norwegen, sich nach Möglichkeit der Ausländer zu entledigen, um für die eigenen Landeskinder sorgen zu können. Von gegenseitiger Feindseligkeit der beiden Länder konnte um so weniger die Rede sein, als Deutschland das Ausfuhrverbot für zahlreiche wichtige Waren gemildert hat. Heute neigt die öffentliche Meinung in den skandinavischen Ländern eher uns zu, besonders in Schweden.

Die Niederlande hatten schon Ende Juli amtlich erklärt, daß sie während der Dauer des österreichisch-serbischen Krieges neutral bleiben würden. Es sind dann auch die Grenz- und Küstenschutzreservisten im ganzen Land zu den Fahnen einberufen worden. Man fürchtete aber allgemein, daß England die Neutralität Hollands nicht achten werde. Indessen schon bald nach der Kriegserklärung Englands an Deutschland gelangte eine Meldung in die Öffentlichkeit, die von großem Einfluß auf den Gang der Ereignisse war. Eine offiziöse Mitteilung von holländischer Seite lautete nämlich:

„Aus zuverlässiger Quelle vernehmen wir, daß von englischer Seite unserer Regierung mitgeteilt wurde, daß die Neutralität der Westschelde von England respektiert werden wird, so daß keine Kriegschiffe den Fluß hinauffahren werden.“

Mit anderen Worten heißt das, daß die auch von Deutschland respektierte Neutralität Hollands im gegenwärtigen Kriege nicht angetastet werden wird.

Spanien und bisher auch Portugal hielten sich durchaus neutral, und besonders in Spanien herrschte eine vorwiegend deutschfreundliche Stimmung. Zwar hatte Exkönig Manuel von Portugal seine Dienste den Engländern zur Verfügung gestellt und in Portugal einen Aufruf erlassen, der um Soldaten für englischen Kriegsdienst warb, aber diese privaten Bestrebungen eines Königs ohne Land haben weder die Regierung noch die Bevölkerung Portugals bisher irgendwie beeinflußt.

Von den Balkanstaaten Serbien, Montenegro, Bulgarien, Rumänien, Türkei und Griechenland sind die beiden erstgenannten im Kriege gegen Österreich. Alle übrigen erklärten sich als neutral und haben, angeblich zum Schutze ihrer Neutralität, Ganz- und Teilmobilisierungen vorgenommen. Bei den unsicheren Verhältnissen des Balkans und dem so häufigen Wechsel der Regierungsparteien ist auf die Zukunft wenig Verlaß. Es kommt stets darauf an, ob eine russen- oder österreichfreundliche Partei die Oberhand gewinnt. Manche dieser Staaten glauben, die Gelegenheit des europäischen Krieges und die infolgedessen bestehende Uneinigkeit der Großmächte benützen zu können, um wieder einmal für sich, unbeeinflußt von den Großmächten, Krieg zu führen. Insbesondere standen sich Mitte September die Türkei und Griechenland kampfbereit gegenüber. Für die Stellungnahme Bulgariens waren die Vorgänge im letzten Balkankrieg bestimmend. Dieses Land ist damals bekanntlich von den Serben schmählich verraten und um die Früchte der vorhergegangenen Siege beraubt worden. Es läßt sich deshalb denken, daß in Bulgarien die Stimmung mehr für Österreich war, als für die slawischen Brüder in Serbien. Schon Ende Juli erklärte die halbamtliche „Volia“ in einem von der Regierung ausgehenden Artikel, der sich mit dem Kriege befaßt: „In diesen für Serbien entscheidenden ernsten Augenblicken hegen wir, die durch serbische Treulosigkeit am tiefsten getroffen worden sind, keine Schadenfreude. Die bulgarische Regierung hat bereits erklärt, daß sie Neutralität bewahren werde. Dies übersteigt alles, was Serbien berechtigterweise erwarten konnte. Indessen muß die bulgarische Regierung sehr aufmerksam die Entwicklung der Ereignisse verfolgen. Was sich heute ereignet, bildet die dritte Phase des Balkankrieges. Die moralische Verantwortung dafür fällt ganz auf Serbien, denn diese dritte Phase wäre nicht in so schrecklicher Weise zum Ausbruch gekommen, wenn Serbien sich nicht geweigert hätte, den serbisch-bulgarischen Bündnisvertrag durchzuführen.“

Die Russen freilich ließen es an Hetzarbeit nicht fehlen, um Bulgarien auf ihre Seite zu ziehen, bis heute jedoch erfolglos.

Aus Rumänien wurde schon am 26. Juli gemeldet, daß sich dort eine österreichfreundliche Stimmung bemerkbar mache, und einige Tage darauf, daß Rumänien getreu seinem Programm, der Krieg möge auf seinen Herd beschränkt bleiben, strengste Neutralität erklären werde. Diese Neutralitätserklärung erfolgte denn auch in einem Ministerrat, der am 1. August zusammengetreten war.

Ende August zogen die Russen an der rumänischen Grenze große Truppenmassen zusammen. Die wenigen Städte Bessarabiens starrten von russischen Munitionslagern und russischen Truppen. Der Grenzverkehr zwischen Rumänien und Rußland lag darnieder, da auf beiden Seiten die Grenztruppen sich bereits in Sehweite gegenüberstanden. Die Lage war ernst und besorgniserregend. Jedoch war man in rumänischen Militärkreisen auf jede Möglichkeit vorbereitet.

Da Griechenland mit Serbien in einem Bundesverhältnis steht, der Bündnisvertrag aber seinem Inhalte nach nicht vollständig bekannt ist, so war bei Ausbruch des Krieges der Erfindungsgabe Tür und Tor geöffnet. Der Pariser „Matin“ verbreitete alsbald die Nachricht, Griechenland sei verpflichtet, Serbien mit 100 000 Mann zu unterstützen, was aber amtlich in Abrede gestellt wurde. In Athen wurde erklärt, daß Griechenland zwar in einem Bundesverhältnis zu Serbien stehe, daß dieses Verhältnis aber für den bisherigen Kriegsfall keine Geltung habe. Nur wenn der Konflikt weitere Kreise ziehe und unmittelbar griechische Interessen berühre, werde Griechenland aus seiner Rolle als Beobachter heraustreten. Bald nach Mitte August wurde die allgemeine Mobilmachung in Griechenland angeordnet. Gegen wen sich diese militärische Maßnahme richtete, war alsbald ersichtlich.

Schon Ende Juli hatte der russische Botschafter in Konstantinopel, v. Giers, die Türkei wegen ihrer Haltung in dem gegenwärtigen Konflikt sondiert. Der Großwesir erklärte bereits damals in bestimmtester Weise, die Türkei habe mit dem drohenden europäischen Kriege nichts zu tun. In einem am 30. Juli abgehaltenen Ministerrat wurde nochmals die vollständige Neutralität der Türkei festgestellt. Trotz der amtlichen Versicherung machte sich aber doch eine fieberhafte Spannung bemerkbar, denn die Überzeugung war allgemein, daß Verwicklungen möglich seien, denen die Türkei nicht fernbleiben könne und die eine Mobilmachung der türkischen Streitkräfte als Gebot der Notwendigkeit erscheinen ließen.

Daß diese Mobilisierung sich keineswegs gegen Österreich richtete, beweist eine am 19. August von der „Politischen Korrespondenz“ aus Konstantinopel gebrachte Meldung, wonach in allen dortigen Moscheen Gebete für den Sieg der österreichischen und der deutschen Armee veranstaltet wurden. Das sei, bemerkte die „Politische Korrespondenz“, ein höchst bedeutsamer Vorgang, denn es ereigne sich zum ersten Male in der Geschichte des ottomanischen Reiches, daß Muselmanen in ihren Gotteshäusern für den Sieg christlicher Völker beten.

Am 3. September wurde dann auf Befehl des Sultans die allgemeine Mobilisierung von Heer und Flotte in der Türkei befohlen, und es hatte schon den Anschein, als ob ein Krieg zwischen Griechenland und der Türkei immer näher rücke.

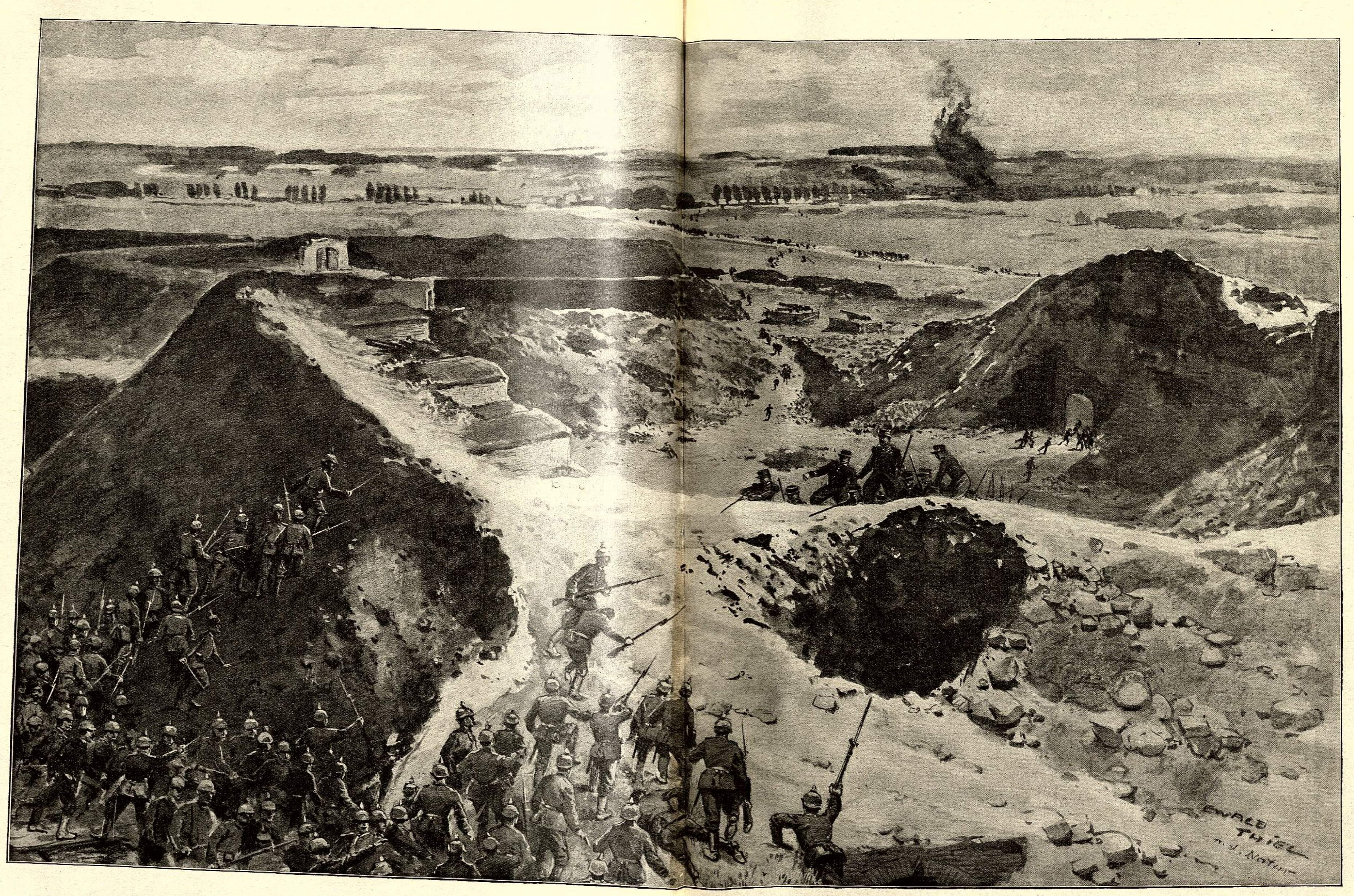
Gegen den Kaukasus waren über 120 000 Türken vereinigt. Es sollten in Konstantinopel auch Nachrichten eingetroffen sein, daß ein allgemeiner Aufstand der Muselmanen gegen die Engländer in Indien vorbereitet werde, dessen Ausbruch der Erhebung der Türkei und der Entblößung Indiens von Truppen unmittelbar folgen solle. Aus Alexandrien wurde gemeldet, die Mohammedaner seien vom Siege Deutschlands überzeugt und jubelten in der Hoffnung, die Türkei werde Ägypten die Freiheit wieder verschaffen. In Ägypten seien 20 000 englische Soldaten angekommen. Man erwarte noch weitere 70 000. England bereite sich auf einen drohenden ägyptischen Aufstand vor.

Aus der ganzen Darstellung der europäischen Lage geht hervor, daß wir weitere Feinde, als diejenigen, gegen die wir bereits kämpfen, im gegenwärtigen Kriege kaum zu erwarten haben. Das Interesse der nordischen Länder verlangt die Neutralität, ebenso wie das Interesse Spaniens und auch Portugals. Dagegen sind kriegerische Verwicklungen im Südosten Europas nicht ausgeschlossen. Doch können diese Verwicklungen niemals zu Österreich-Ungarns Ungunsten ausschlagen. Die Haltung Rußlands gegenüber Bulgarien, Rumänien und der Türkei findet man begreiflich, wenn man einen Blick auf die Karte wirft. Rußland kann seinen geliebten und von Österreich so hart bedrängten Serben nicht zu Hilfe kommen, ohne bulgarisches oder rumänisches Gebiet zu überschreiten. Es möchte auch gern durch Rumänien ziehen, um eine bessere Angriffsstellung gegen Österreich zu erringen, ähnlich wie wir durch Belgien vordrangen, um Frankreich anzugreifen. Gegen die Türkei loht der Haß Rußlands, weil es seine Schwarze-Meer-Flotte nicht durch die Dardanellen bringen kann. Würde Rußland aber gegen die Türkei oder etwa Rumänien zu Felde ziehen, so würde Österreich-Ungarn nur Nutzen davon haben, weil Rußland dann einen Teil seiner Militärmacht von der österreichischen Grenze zurückziehen müßte, um sie gegen den neuen Feind zu kehren.

Für Deutschland erhält die Neutralität der nordischen Staaten noch eine andere Bedeutung als nur die, weniger Gegner im Kampfe zu haben. England hat ja den Versuch gemacht, uns auszuhungern, indem es an die nordischen Staaten mit dem Ansinnen herantrat, die Lebensmittelzufuhr nach Deutschland einzustellen. So bestimmt diese Forderungen gestellt wurden, in ebenso bestimmter Form sind sie von den nordischen Ländern abgelehnt worden. Wir hoffen und erwarten, daß die nordischen Länder, wie die neutralen Staaten überhaupt, auch fernerhin solchen englischen Forderungen entschiedenen Widerstand entgegensetzen werden, wenn auch die Ernährung des deutschen Volkes nötigenfalls ohne Zufuhr von außen gesichert bleibt. Für uns sind die Kornkammern Österreich-Ungarns noch offen, und welchen Überfluß wir haben, beweist der Umstand, daß wir, wie bereits erwähnt, Getreide an die Schweiz abgeben.

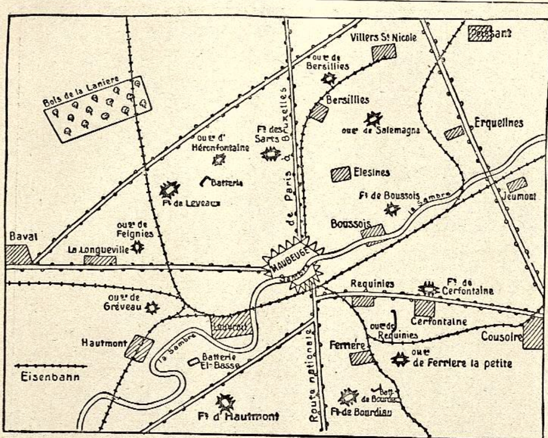
* * *

In den weitesten Kreisen des deutschen Volkes dachte man, als die Mobilmachung erfolgte, wohl kaum an einen




**Erstürmung des Forts Boussois vor Maubeuge.**

Nach der Natur gezeichnet von Ewald Thiel.




Maubeuge und Umgebung nach einer französischen Skizze.

Krieg zur See, denn die Gegner waren ja nur Serbien, Rußland und Frankreich, und weder von Rußland noch von Frankreich glaubte man Angriffe zur See befürchten zu müssen. Das Blatt wendete sich aber, als man am 4. August abends erfuhr, daß auch England den Krieg erklärt hatte. Dadurch wurde ein harter Seekrieg — ein Seekrieg auf Leben und Tod — sehr wahrscheinlich. Hellauf flammte die Begeisterung unserer Marine, für die endlich der Tag gekommen war, an dem sie zeigen konnte, was sie zu leisten vermochte. Der Tatendrang unserer braven Seewehr war kaum zu zügeln. So schrieb ein Matrose an seine Eltern:

„Liebe Eltern!

Endlich eine ruhige Nacht, in der man seine Pflichten gegen die Eltern erfüllen kann. Wir haben uns schon lange genug danach gesehnt, denn seit acht Tagen gab's keinen Schlaf. Wir auf unserem Pulverfaß, denn anders kann man es nicht nennen, haben mehr Arbeit, als irgendeiner glaubt. Gestorben ist aber trotzdem daran keiner. Mit Stolz kann ich Euch die Mitteilung machen, daß wir bereits zweimal die höchsten Belobigungen für unsere Arbeit erhielten, und zwar vom Prinzen Heinrich, dem wir unterstellt sind. Über unsere Tätigkeit kann ich nichts mitteilen. Ungefähr wißt Ihr ja auch, was ein Minenstreuer für Dienst hat. Hoffentlich hat unsere Arbeit auch ihren guten Zweck erfüllt.

Liebe Eltern! Ihr könnt Euch wohl denken, wie ein Soldatenherz von Freude erfüllt ist, zu zeigen, was man in langen Jahren erlernt hat, und für sein Vaterland nun kämpfen, vielleicht auch sterben zu dürfen. Freue Dich, Vater, auch Du, Mutter, daß Du einen Sohn in diesen Zeiten einer heiligen Sache widmen kannst. Es wird ein schwerer Kampf, ein um so schönerer Sieg oder ehrenvoller Tod. Wir alle wissen nicht, ob wir in einer Stunde noch leben, aber ans Sterben glauben wir nicht, im Gegenteil, wohl nie ging es fröhlicher an Bord zu, wohl nie eine Arbeit schneller vonstatten."

Welche Schrecken eine Kriegserklärung über alle Meere bringt, kann sich die Bevölkerung des Binnenlandes kaum vorstellen. Eine Kriegserklärung betrifft ja nicht bloß die feindlichen Armeen und Kriegsmarinen, sondern auch alle Handelschiffe der kriegführenden Staaten werden davon betroffen. Luigi Barzini, der Kriegsberichterstatter des „Corriere della Sera", der sich zur Zeit, als Deutschland an Rußland den Krieg erklärte, gerade auf der Rückreise von Mexiko nach Europa befand, schildert in außerordentlich fesselnder Weise, wie die deutsche Kriegserklärung auf die Meere gelangte:

„Die Nachricht vom Ausbruch des gigantischen Kampfes gelangte zu gleicher Stunde auf alle Meere der Welt. Die verschiedensten Stationen der drahtlosen Telegraphie warfen einander die Schreckenskunde über die Ozeane hin. Poldhu begann, Glace Bay antwortete, New York trug die Botschaft weiter zu den fernsten Stationen, Buenos Aires und Kapstadt auf der anderen Erdhälfte horchten, Aden, Hongkong, Yokohama übermittelten die verhängnisvollen fünf Worte weiter. Fünf Worte nur: Deutschland hat Rußland Krieg erklärt. In 20 Minuten hat der wie von märchenhaften Geistern von Kontinent zu Kontinent geworfene Alarmruf die Reise um die Welt gemacht. Auf der endlosen Einöde der Meere haben ihn Hunderte und aber Hunderte von Schiffen gehört — und sie erbebten. Keine Orkanmeldung hat je so viel Schiffe in die Flucht gejagt. Nacht auf dem Atlantischen Ozean. Der ‚Alfonso XIII.', der mich aufgenommen hatte, fuhr von Mexiko kommend nach Santander. Als wir auf Deck hin und her gingen, sahen wir durch ein kleines erleuchtetes Fenster den Radiotelegraphisten, den ‚Marconi', wie man ihn an Bord nannte, mit der Telephonkappe auf dem Kopf, wie er auf das so beredte Surren des Apparates lauschte. Was gibt es Neues? Nichts von Bedeutung. Englisch-amerikanische Feste in London zur Feier irgendeines Ereignisses, Fußballspiel in New York, eine Auszeichnung für den Vizekönig von Kanada . . .

Plötzlich ist der ‚Marconi' aufgesprungen und stiert auf die letzten Worte, die er mechanisch niedergeschrieben hat. Was gibt's denn? Was ist geschehen? fragen wir, erschreckt durch seine Verblüffung. Krieg in Europa! und dann las er die fünf Worte, die den Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Rußland verkündeten und den großen Weltkrieg ahnen ließen. Er hieß uns schweigen, um weiter zu lauschen und zu schreiben. Aber es kam nichts mehr. Die Kontinente hatten sich nichts mehr zu sagen. Dieses plötzliche tiefe Schweigen, dieses plötzliche Verschwinden jedes anderen Interesses nach der Ankündigung des großen Krieges machte auf uns den Eindruck, als wenn etwas Ungeheuerliches über die Erde gegangen und alles Leben der Völker zum Stillstand gekommen wäre. Die Welt sprach nicht mehr. Sie lauschte . . .

Und nun begann auf dem Meere der Schrecken. Der drahtlose Telegraph übermittelte nur noch an die Schiffe gerichtete Fluchtbefehle, Befehle in deutscher, französischer und englischer Sprache: ‚Mit Volldampf nach dem nächsten neutralen Hafen fahren.' Dutzende solcher Weisungen zogen vorüber. Sie suchten die auf dem Meere befindlichen Schiffe, wie der Hirt eine zerstreute Herde ruft. Schiffe, die abfahren sollten, erhielten Befehl, sich nicht aus dem Hafen zu rühren. Die dringend nötigsten Schiffahrtslinien waren unterbrochen. Der Seehandel war mit einem Schlag aufgehoben. Der überseeische Verkehr hatte aufgehört. In diesem Entsetzen und Schrecken hatte man eine Vorahnung des Weltkrieges. Jeden Augenblick konnten jetzt Kriegschiffe aller Nationen auf Beute losgelassen werden. Gegen Mittag zeigten sich in der Ferne, 10—12 Meilen von uns, zwei Kreuzer. Der ‚Alfonso XIII.' beeilte sich, eine große spanische Galaflagge zu hissen und seinen Namen zu nennen. Er antwortet, bevor er gefragt ist. Auch er hat Furcht.

Die Ozeane liegen verödet da. Platz ist nur noch für die mit Kanonen gespickten Schiffe, die fest gepanzert sind, und — für die neutralen Schiffe. Aber ihrer sind es gar so wenig!"

Die russische Marine hatte wohl in erster Linie Ursache, einen ernsten Gegner zur See zu fürchten. Nicht ohne Grund hatte die russische Regierung noch kurz vor Beginn des Krieges das Verbot erlassen, Mitteilungen über Heer und Flotte zu machen. Denn die Flotte befand sich zur Zeit der Kriegserklärung in einem Zustand der Unfertigkeit, dem man mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu steuern suchte.



Unsere Tätigkeit gegen die russische Flotte setzte schon am 2. August ein. Am Abend dieses Tages, also an unserem ersten Mobilmachungstage, verbreitete sich die Nachricht, unser kleiner Kreuzer „Augsburg" habe Libau in Brand geschossen. (Siehe auch Seite 36 und 38.)

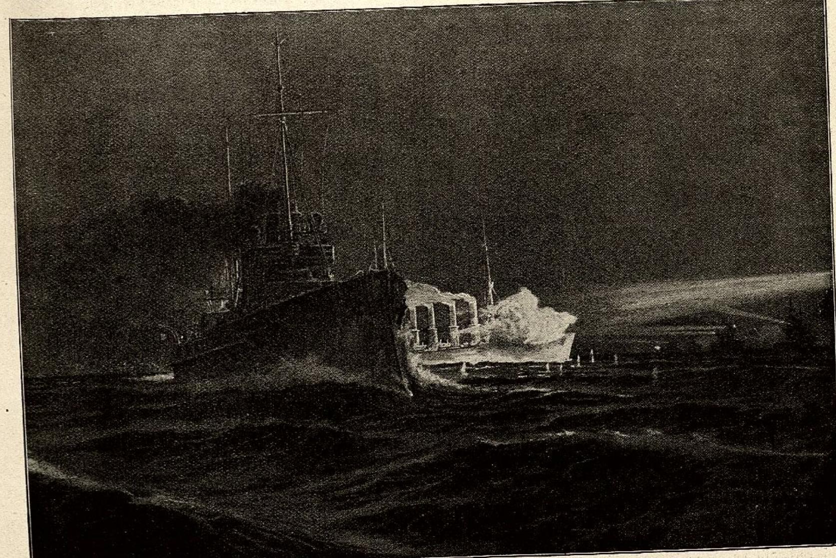
Man kann sich denken, welche Überraschung diese erste Meldung hervorrief. Wo war denn die russische Ostseeflotte geblieben? War unser kleiner Kreuzer wieder heil zurückgekehrt? Wie konnte sich das überhaupt zutragen? Libau ist eine Stadt mit etwa 90 000 Einwohnern, und da sich hier noch der Kriegshafen befindet, so konnten ja die russischen Kriegschiffe nicht weit sein. Der Schluß lag deshalb wohl nahe, daß unser kleiner Kreuzer diesen kühnen Handstreich mit seinem Leben bezahlt habe. Die amtlichen Stellen hüllten sich zunächst in Schweigen. Erst durch den nachstehenden Brief eines Matrosen erfuhr man Näheres. Der Brief lautet:

„Liebe Eltern! In aller Eile den angekündigten Brief! Heute mittag liefen wir unter brausendem Hurrarufen der Bevölkerung in . . . ein, um unseren Kohlenbedarf zu decken. In der Nacht geht es wieder los. 'ran an den Feind! Am meisten wird Euch ja wohl unsere Beschießung von Libau interessieren. Also in kurzen Worten den Verlauf: Am Sonnabend gegen acht Uhr abends kamen wir vor Libau an, nachdem wir glücklich die von den Russen gelegten Minen passiert hatten. — Malt Euch aus, jede Sekunde klar zum In-die-Luft-Fliegen! Sauber, was? Ich saß als Ausguck im ‚Krähennest', das heißt in dem 40 Meter hoch gelegenen Mastkorb, wie Ihr wohl sagen würdet. Wäre wahrscheinlich am höchsten geflogen. Der Kriegsgott hat es sichtlich gut mit uns gemeint: erstens haben wir uns auf keine Mine gesetzt, zweitens klarte im Augenblick der Beschießung der Nebel auf, und drittens erfolgte — es ist anzunehmen, daß Revolutionäre ihre Hand im Spiele hatten, da in Libau Revolution herrscht — eine gewaltige Explosion der Pulvermagazine, deren Flammen uns Richtung gaben und die Kanonade wesentlich erleichterten. Da im südlichen Teile der Stadt viele Deutsche wohnen, wurde nur der nördliche, in dem Befestigungen usw. lagen, beschossen. Überall flammte es auf! Der Brand begann. Gegen acht Uhr zwanzig Minuten steigt plötzlich eine weiße hohe Rauchsäule zum Himmel. Eine Feuergarbe schießt empor, ein Krach, donnerähnlich, erfolgt: die Ballons der Gasanstalt sind geplatzt. Dann stürzt das Offizierkasino ein, die Kasernen und Baracken fangen Feuer. Bald ist der ganze nördliche Teil ein Flammenmeer. Um achteinhalb Uhr wird die Beschießung abgebrochen. Wir traten die Rückkehr unbeschossen und von feindlichen Schiffen unbehelligt an, nachdem wir unsere Aufgabe in jeder Hinsicht erfüllt hatten. Lange noch leuchtete am Horizont der Schein der Flammen von Libau —."

Die Bewegungen unserer Marine blieben stets in tiefstes Dunkel gehüllt, und man erfuhr immer nur die vollendeten Tatsachen. Nach der Beschießung des russischen Kriegshafens Libau hörte man einige Tage nichts weiter, bis plötzlich am 5. August die Nachricht kam, die im Mittelmeer befindlichen deutschen Kriegschiffe seien am 4. August plötzlich in der Nähe von Algier erschienen, wo sie einzelne befestigte Plätze, die als Einschiffungsorte für die französischen Truppentransporte dienten, zerstört hätten.

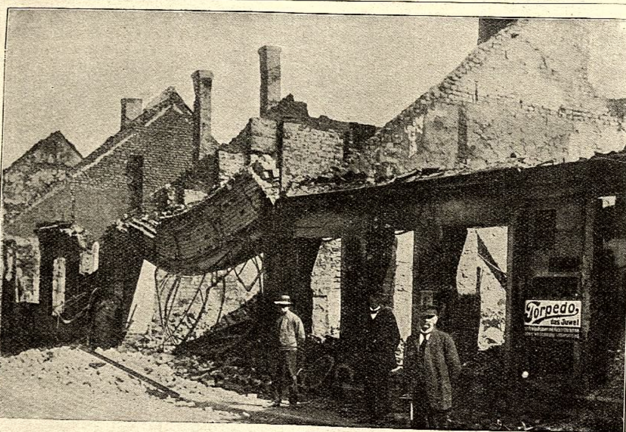
Dies war die erste kurze amtliche Meldung, deren Wichtigkeit aber jedem einleuchten mußte, denn durch die Beschießung jener Hafenplätze wurden den Franzosen in der Beförderung ihrer afrikanischen Truppen nach dem Mutterlande große Schwierigkeiten bereitet. Hatte doch Frankreich sich nicht wenig darauf zugute getan, daß es farbige Truppen ins Feld senden könnte für den Fall, daß seine europäischen Truppen nicht ausreichten. Bei diesem Zerstörungswerk an der algerischen Küste haben sich unser Panzerkreuzer „Goeben" und der kleine Kreuzer „Breslau" betätigt, welche beide vorher vor Durazzo gelegen hatten.

Der Panzerkreuzer „Goeben" ist nach dem „Seydlitz" der neueste und beste Großkreuzer unserer Marine. Er gehört zu den schnellsten Großschiffen der Welt und kann nur von Torpedobooten eingeholt werden. Die „Goeben" hat seit ihrer Fertigstellung die deutschen Interessen im Mittelmeer vertreten und überall Bewunderung hervorgerufen. In aller Erinnerung wird noch ihr begeisterter Empfang



Die Panzerkreuzer „Goeben" und „Breslau" vor Messina. Nach einer Originalzeichnung von P. Teschinsky.

In der Nacht zum 6. August gelang es den Panzerkreuzern „Goeben" und „Breslau", mit abgeblendeten Lichtern aus dem Hafen von Messina auszulaufen und die englische und französische Flotte zu durchbrechen.




Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.
Eine von den Russen niedergebrannte Straße in Hohenstein.

in der Türkei sein. — Der kleine geschützte Kreuzer „Breslau“ gehört gleichfalls zu den neuesten Schiffen unserer Flotte und ist annähernd so schnell wie die „Goeben“.

Der Mailänder Corriere della Sera brachte bereits am 5. August Einzelheiten über die Kreuzfahrten der „Goeben“ und „Breslau“. Dieser Schilderung entnehmen wir folgendes:

Heute früh um sieben Uhr fuhr am Kap Peloro der deutsche Kreuzer „Breslau“, der nach hierher gelangten Berichten gestern früh die algerischen Küsten bei Bone bombardiert haben soll, in die Straße (von Messina) ein. An Bord des Schiffes, wohin ich mich mit einigen Kollegen begab, herrscht eine fieberhafte Tätigkeit; Offiziere und Matrosen arbeiten gemeinsam, um Taue und Metallnetze in Ordnung zu bringen. Der Kreuzer ist heute nacht mit Volldampf gefahren, und seine Schornsteine tragen die Zeichen der hohen Temperatur, zu der die Kessel gelangt sind. Kurz darauf kam der Kreuzer „Goeben“; neben ihn legte sich der deutsche Dampfer „General“, der vorgestern herangezogen worden war, um die Kreuzer mit Kohlen zu versorgen. An Bord des Kreuzers „Goeben“ bat ein Journalist einen Offizier um Nachrichten über die Beschießung von Bone. Ich gebe die kurze Unterhaltung wieder. Der Offizier erklärte vor allem, daß auch Philippeville beschossen worden sei. „Gestern bei Tagesanbruch,“ erzählte er, „war von unserem Konteradmiral verfügt worden, daß der Kreuzer ‚Breslau‘ Bone und der Kreuzer ‚Goeben‘ Philippeville zerstören solle. Um vier Uhr begann die Beschießung der beiden Hafenplätze. Philippeville wurde nach einstündiger Beschießung fast vollständig zerstört; unser Feuer wurde nicht erwidert, und wir entfernten uns, während die Stadt an mehreren Stellen brannte. Der Kreuzer ‚Breslau‘ beschoß zur selben Zeit ein paar Schiffe, die sich im Hafen von Bone befanden; er bohrte sie in den Grund und entfernte sich, nachdem er noch einige Schüsse auf die Stadt abgegeben und das Kastell und ein paar Häuser zerstört hatte. Das Feuer wurde auch in Bone nicht erwidert.

Die beiden Schiffe nahmen unmittelbar darauf die Richtung nach Nordwesten. Auf hoher See wurden wir von einigen englischen Kriegschiffen gesichtet: sie gehörten unzweifelhaft zu der englischen Mittelmeerflotte, die gegenwärtig vor Malta vereinigt ist. Es wurde sofort Befehl gegeben, daß die Maschinen mit Volldampf fahren sollten, und wir nahmen die Richtung nach Ihrer Stadt. Die englischen Schiffe suchten uns zu verfolgen, aber unsere Geschwindigkeit war größer, und wir entfernten uns immer mehr von ihnen. Als dann die Nacht kam, sahen wir die Schiffe nicht mehr, und wir konnten unsere Fahrt nach Messina ruhig fortsetzen.“ Der Journalist fragte: „Haben die englischen Schiffe keinen Schuß abgefeuert?“ — „Nein, keinen, denn wir waren außer Schußweite und fuhren mit außerordentlicher Schnelligkeit.“ Am Nachmittag manövrierten die deutschen Schiffe innerhalb der Straße von Messina. Inzwischen haben die Semaphore in der Nähe von Kap Spartivento (Südspitze der Halbinsel Kalabrien) eine Division englischer Schiffe gesichtet; diese Schiffe wollen den Feind offenbar außerhalb der italienischen Gewässer erwarten. Es heißt, daß auch auf der anderen Seite der Meerenge englische Schiffe den deutschen Schiffen den Weg versperren. Vom 7. August an wird die Straße von Messina für sämtliche Krieg- und Handelschiffe, für italienische so gut wie für ausländische, gesperrt. Gestattet ist dann nur die Durchfahrt für solche Schiffe, deren Bestimmungsort die Häfen von Messina, Reggio und Villa San Giovanni sind; die Durchfahrt kann aber auch dann nur am hellen Tage erfolgen ...

Unsere beiden tapferen Schiffe „Goeben“ und „Breslau“ waren nach ihrem Husarenstücklein an den algerischen Häfen eine Zeitlang verschollen. Erst am 12. August verkündete eine amtliche Nachricht, daß sie bereits am 5. in den neutralen italienischen Hafen Messina eingelaufen seien und dort aus deutschen Dampfern ihren Kohlenvorrat ergänzt hätten. Der Hafen ist von englischen Schiffen, die mit unseren Schiffen Fühlung bekommen hatten, bewacht worden. Trotzdem gelang es unseren Schiffen, am Abend des 6. August auszubrechen und die hohe See zu gewinnen. „Weiteres läßt sich aus naheliegenden Gründen noch nicht mitteilen,“ hieß es damals in der amtlichen Meldung, aber einige Wochen später erfuhr man, daß unsere Schiffe den Engländern keinen schlechten Streich gespielt hatten. Im „Stockholm Dagblad“ erzählte ein aus Messina heimgekehrter Schwede, wie sich unsere Schiffe mit Hilfe der „Wacht am Rhein“ vor den Engländern retteten:



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.
Ruinen eines an der deutsch-russischen Grenze gelegenen Städtchens.





Phot. R. Guschmann, Berlin.
Russische Infanterie lagert auf dem Marktplatz in Johannisburg.

„Goeben“ und „Breslau“ hatten, wie bekannt, am 4. August die Stadt Bone in Algier bombardiert, worauf sie die Richtung nach Osten einschlugen. Da sie von einem englischen Geschwader verfolgt wurden, liefen sie durch die Straße von Messina und später in den Hafen von Messina ein, wo sie von mehreren dort befindlichen deutschen Dampfern Kohlen nahmen. Das war am Morgen des 6. August. Beide Ausgangsstraßen von Messina wurden von englischen Kriegschiffen scharf bewacht — im Norden auf der Höhe von Kap Faro lagen vier feindliche Kreuzer, und im Süden, dicht vor der Stadt Reggio, sperrten drei Schlachtschiffe die Straße. „Goeben“ und „Breslau“ lagen bis zum Abend still im Hafen. Aber als die Dunkelheit hereinbrach, beschlossen sie, einen Versuch zu unternehmen, aus der Falle zu gelangen, oder zum mindesten sich so teuer als möglich zu verkaufen. Es galt, sich die Nacht zunutze zu machen, denn am Tage darauf hätten die beiden deutschen Schiffe abrüsten müssen. Die Deutschen hatten tatsächlich eine List ausfindig gemacht.

In der Dunkelheit glitten die beiden Fahrzeuge aus dem



Hofphot. A. Kühlewindt, Königsberg i. P.
Das Innere eines von den Russen zerstörten Geschäftshauses in Gerdauen, Ostpr.

Hafen, während die Musikkapellen auf den Schiffen die „Wacht am Rhein" spielten. Der Kurs wurde nordwärts durch die sehr schmale Fahrrinne genommen, die wegen ihrer Schwierigkeiten für die Schiffahrt von allen Seeleuten gefürchtet ist. Die Klänge des deutschen Liedes tönten weit in die Nacht hinein und wurden auf den englischen Kreuzern gehört. Zur großen Verwunderung der Engländer kamen die Klänge immer näher. Auch die Schlachtschiffe im Süden vernahmen die Töne und spähten vorsichtig nach Norden, um den Deutschen den Rückzug abzuschneiden und möglicherweise den Kameraden zu Hilfe zu eilen. Auf einmal entfernte sich die Musik nach der westlichen Küste zu. Die Engländer begannen sofort, ihre Scheinwerfer spielen zu lassen, um nach den beiden deutschen Kreuzern zu suchen — diese aber waren und blieben verschwunden. Die List der deutschen Seeleute war gelungen. Als dies entdeckt wurde, befanden sie sich bereits ein gutes Stück außerhalb des Schußbereichs der englischen Geschütze. Lautlos wie die Schatten waren sie mit abgeblendeten Lichtern durch die südliche Fahrstraße gegangen, und zwar so dicht an den englischen Schlachtschiffen vorüber, daß sie in der stillen Nacht das Geräusch der Maschinen von den englischen Schlachtschiffen vernehmen konnten. Wie war das möglich gewesen?

Bald nach dem Verlassen des Hafens von Messina in nördlicher Richtung waren die Musikkorps der Kreuzer in eine Barkasse gestiegen und hatten, andauernd die „Wacht am Rhein" blasend, die Fahrt noch ein Stück nordwärts fortgesetzt. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß die Engländer auf die List hereingefallen waren und die beiden Kreuzer sich in Sicherheit befanden, gingen sie an einer anderen Stelle Siziliens wieder an Land. „Goeben" und „Breslau" aber hatten die Richtung geändert und den Weg nach Süden genommen durch eine vielen noch unbekannte gefahrvolle Rinne, die sich bei dem letzten großen Erdbeben in der Straße von Messina gebildet hatte. Unbemerkt hatten sie die drei englischen Schiffe passiert und darauf die Fahrt in die Nacht hinein angetreten. —

Es dauerte nicht lange, bis ein anderes herrliches Wagestück unserer blauen Jungen gemeldet wurde:

Der von der Kaiserlichen Marine übernommene Bäderdampfer „Königin Luise" wurde beim Legen von Minen vor dem Kriegshafen an der Themsemündung von einer englischen Torpedobootsflottille unter Führung des kleinen Kreuzers „Amphion" angegriffen und zum Sinken gebracht. „Amphion" selbst ist auf eine von der „Königin Luise" geworfene Mine gelaufen und gesunken. Von der englischen Besatzung sind dem Vernehmen nach 130 Mann ertrunken, 150 gerettet. Von der 6 Offiziere und 114 Mann zählenden Besatzung der „Königin Luise" ist ebenfalls ein Teil gerettet.

„Daily Mail" vom 8. August gibt die folgende Schilderung des kühnen Handstreichs, über den wir auf Seite 38 bereits kurz berichteten und der in England die alte Invasionsfurcht wieder erweckte:

Der kleine Kreuzer „Amphion" war der Führer der 3. oder L-Flottille von Torpedobootszerstörern. Das Sinken des deutschen Schiffes wurde durch drei der Zerstörer zuwege gebracht. Kaum hatten sie das deutsche Schiff gesichtet, als es auch schon ihren Verdacht rege machte. Ein Schuß wurde nun über das deutsche Schiff hinweggefeuert. Sofort ersah man, daß es kein friedliches Schiff war. Zwei Zerstörer eröffneten nun das Feuer auf die „Königin Luise" und fügten ihr beträchtlichen Schaden zu, obwohl nur wenige Schüsse fielen. Dann gelang es dem einen, mit einem letzten Schuß das Heck des deutschen Schiffes aufzureißen. Es legte sich auf die Seite und sank wie ein Stein. Einige von seiner Mannschaft, Verwundete und Unverwundete, wurden aufgegriffen, nach Harwich gebracht und in die Shotley-Marinekaserne übergeführt. Dann setzte der „Amphion" seine Beobachtungsfahrt fort. Er hatte das Unglück, das Kabel zu berühren, das zwei Minen verband, die zweifellos von dem deutschen Schiff gelegt worden waren. Augenblicklich wendeten die Minen sich auf das englische Schiff zu und explodierten. Das Vorderteil des „Amphion" wurde zerschmettert, wobei das Getöse gar nicht groß war. Die Zerstörer ließen ihre Boote herab und fischten die Überlebenden auf. Ausgenommen diejenigen, die bei der Explosion ihren Tod gefunden hatten, wurden so gut wie alle gerettet. Der „Amphion" hielt sich noch ungefähr 20 Minuten über Wasser, nachdem er getroffen worden war. Dann sank er, mit dem Bug zuerst, elegant in die Tiefe. Die Überlebenden wurden nach Harwich gebracht. Die deutschen Gefangenen wurden heute nachmittag um zwei Uhr dreißig Minuten an Parkeston Quai gelandet, bewacht von einer Abteilung Landsoldaten mit geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten. Die Gefangenen, insgesamt 30 Matrosen, waren prächtige, hochgewachsene Leute, einige mit Bart, einige glatt rasiert nach der Sitte der englischen Marine. Ihre Mützenbänder trugen keinen Schiffsnamen. Die Gefangenen schienen sich nicht sehr betroffen zu fühlen; sobald sie in den Wagen des Zuges stiegen, der sie nach Horsham bringen sollte, begannen sie vergnügt Pfeifen und Zigaretten zu rauchen . . .

Dieser Bericht aus feindlicher Feder bezeugt zwischen den Zeilen, wie wacker unsere Matrosen sich gehalten und welch vortrefflichen Eindruck sie gemacht haben.

Der Untergang des englischen Kreuzers „Amphion" hatte in London geradezu Entsetzen hervorgerufen, und man hat diesen Verlust nicht einmal sogleich eingestanden. Die Engländer, die, wie man sich erinnern wird, in letzter Zeit an einer geradezu lächerlichen Zeppelinfurcht gelitten haben, wurden nun von einer neuen Furcht gequält, denn daß ein deutscher Dampfer bis an die Themsemündung kommen könne, das überstieg doch alles bisher für möglich Gehaltene. Die Londoner fühlten sich nicht mehr sicher und fürchteten, jeden Augenblick von deutschen Schiffen bombardiert zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Die Eroberung von Maubeuge.

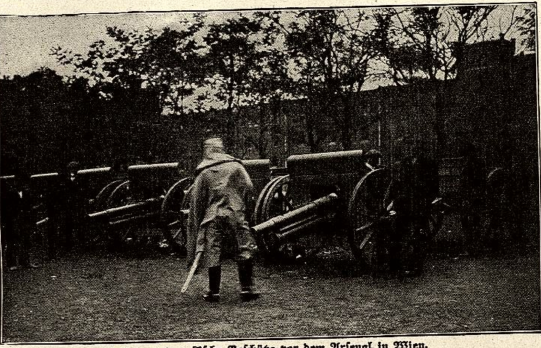
(Hierzu das Bild Seite 148/149 und die Kartenskizze Seite 150.)

Maubeuge, das nach achttägiger Beschießung von uns erobert wurde, hat als Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Brüssel—Paris und Lüttich—Paris ganz besondere Bedeutung. Dementsprechend ist es von den Franzosen außergewöhnlich stark befestigt worden. Die Stadt selbst ist ummauert, hat Festungstore, Zugbrücken, Wallgräben und starke Umwallungen. Ferner liegen ringsum in einer Entfernung von fünf bis sechs Kilometern eine Reihe starker Forts, die noch durch Zwischenwerke, sogenannte Ouvrages, Batteriestellungen, Schützengräben, Verhaue zu einem fast uneinnehmbaren gepanzerten Ring zusammengeschlossen sind. Unsere Belagerungsartillerie hatte man durch aufgeworfene große Hügel, Scheinforts, durch auf Eisenbahnen fahrbare schwere Geschütze, die ständig ihren Platz wechselten, zu täuschen versucht, bis ein Flieger die Täuschung aufdeckte. Da ging unsere Infanterie vor, und kühne Pioniere wagten sich bis auf zweihundert Meter an die Forts, um Minen zu legen. Deutsche und österreichische Batterien verwandelten die Forts, namentlich das starke Fort Boussois, in ein Chaos, rissen Löcher von acht Meter Durchmesser, zerbliesen ganze Mauern und Wälle zu Staub und sprengten gewaltige Lücken, durch die später die niedergekämpften Besatzungen entflohen. Auch in die Stadt selbst flogen die Geschosse und zerstörten die Häuser, besonders die in der Nähe der Kasernen und des Arsenals gelegenen.

Die Bewohner werden aufgeatmet haben, als Maubeuge sich ergab. Drei Generale und 41 000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht; sie hatten die schöne Stadt während der achttägigen Belagerung vollkommen leergegessen. Als unmittelbar nach der Übergabe unser Zeichner nach Maubeuge kam, gab es weder Fleisch noch Salz, weder Zucker noch Milch. Etwa hundert Kühe lagen, von den Geschossen selbst oder von den sich bei deren Explosion entwickelnden Gasen getötet, auf dem Glacis; sie waren aufgedunsen wie große Hopfensäcke, lagen meist auf dem Rücken, streckten die Beine gen Himmel und verursachten einen abscheulichen Geruch. Unter den Gefangenen befanden sich auch etwa zweihundert versprengte Engländer, die den Krieg als Sport anzusehen schienen, denn nach dem Gefecht wollten sie unseren Soldaten, wie nach einem Sportkampf, die Hände reichen; die aber wiesen die ihnen entgegengestreckten Hände mit Entrüstung zurück, während die Franzosen als tapfere Gegner geachtet wurden. Kaum waren die letzten Franzosen nach Deutschland abgeführt worden, so zogen schon gewaltige Truppenkolonnen durch die eroberte Festung, südlich, immer weiter nach Frankreich hinein, alle ein Ziel vor Augen — Paris.



Unter den Kämpfern, die vor Maubeuge die österreichischen Mörser richteten, befand sich auch der österreichische Festungsartillerieleutnant Dr. Hans Stieglandt, der in einem im „Neuen Wiener Tagblatt" veröffentlichten Brief an seine Wiener Angehörigen unter anderem noch folgendes berichtet: „Ergreifend war der Augenblick, als sich die ersten deutschen Truppen nach Abzug der französischen Garnison gegen Maubeuge in Bewegung setzten und die deutsche Militärmusik den Radetzkymarsch uns zu Ehren hinausschmetterte. Mir schossen für einen Augenblick die Tränen in die Augen, aber nicht mir allein! Zum erstenmal nach langer Zeit wieder österreichische Musik, und noch dazu diese Musik und in diesem herrlichen Augenblick!" Stieglandt erzählt dann weiter: „Am 5. September gegen vier Uhr nachmittags kam ein französisches Automobil mit weißer Fahne in das deutsche Hauptquartier und fragte den Oberstkommandierenden, einen prachtvollen alten Haudegen, ob er unter gewissen Bedingungen die Übergabe der Festung annehmen würde. Da schlug aber der deutsche Befehlshaber mit der Faust auf den Tisch und rief: ‚Was, Bedingungen? Bedingungslos bis sechs Uhr abends, oder ich schieße die ganze Bude in Grund und Boden!' In begreiflicher Erschütterung ist daraufhin der Franzose abgezogen. Nun hat man nicht gewußt, ob der Oberstkommandierende sechs Uhr nach französischer oder nach deutscher Zeit gemeint hatte. Als es nach deutscher Zeit sechs Uhr war, wurde es jedoch klar, welche Zeit der Kommandeur gemeint hatte, denn er befahl die Fortsetzung der Beschießung. Kaum hatte diese aber eingesetzt, als auch schon in rasender Fahrt das Auto mit der weißen Fahne aus Maubeuge herauskam. Der Kommandant nahm den Brief, den der Parlamentär überbrachte, entgegen und sagte nichts weiter als: ‚Schießen einstellen!', und damit war die bedingungslose Übergabe von Maubeuge angenommen. Als die Engländer vorüberzogen, schrien wir alle auf vor Wut, denn wie soll nicht alles wahren Haß gegen die Engländer, diese schändlichen Verräter am Germanentum und an der weißen Rasse überhaupt, empfinden."



Erbeutete russische Geschütze vor dem Arsenal in Wien.

## Das moderne Unterseeboot.

(Hierzu die Bilder Seite 158 und 159.)

Die Vernichtung von drei englischen Panzerkreuzern durch ein einziges deutsches Unterseeboot, über die wir auf Seite 140 berichteten, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese noch junge und noch wenig kriegserprobte Waffe des modernen Seekriegs.

Ein Unterseeboot ist äußerlich sehr unscheinbar; man sieht nicht drohende Geschütze, schwere Panzertürme, Gefechtsmasten, oder was sonst an unseren großen Schiffen so mächtigen Eindruck auf uns macht. Zunächst fällt bei den kleinen Booten nur ein turmartiger Aufbau auf, der sich etwa 2 Meter über das übrige Schiff erhebt. Der ganze Schiffskörper ist etwa 60 Meter lang. Sehen wir uns nun einmal so ein Unterseeboot genauer an! Da liegen sie im sicheren Hafen, immer drei oder vier nebeneinander, auf dem schmalen Deck gehen die Mannschaften auf und ab. Die Boote liegen schon länger still, und doch hört man dröhnendes Geknatter der Maschinen, dicker, gelber und bläulicher Qualm entsteigt den Schloten. Was ist das für ein Lärm und warum arbeiten die Maschinen? Das sind die Dieselmotoren, die eben die Akkumulatoren laden! Diese Motoren werden mit Petroleum geheizt und treiben eine Dynamomaschine, die den erzeugten elektrischen Strom in den elektrischen Sammlern aufspeichert.

Fährt so ein Unterseeboot in sicherem Gewässer, so treiben diese Dieselmotoren die Schiffschrauben und geben dem Boot eine Geschwindigkeit von etwa 15 Seemeilen (1 Seemeile = 1852 Meter). Hierbei sieht aber ein beträchtlicher Teil des Unterseebootes aus dem Wasser heraus und große Rauchfahnen entsteigen dem Schlot, die dem Feinde alsbald die Anwesenheit dieser gefährlichen Schiffe verraten würden. Ist daher Gefahr vorhanden, so werden die Dieselmotoren abgestellt, die Schornsteine umgelegt, alle Luken wasserdicht verschlossen, und das Boot taucht unter, und zwar so tief, daß nur noch ein kleiner Teil des Periskops, das 2 Meter über den Turm herausragt, oberhalb des Wasserspiegels ist. Das Periskop ist ein blaugrau gestrichenes Rohr von etwa 20 Zentimeter Durchmesser, an dessen oberem Ende ein Winkelspiegel angebracht ist; durch diesen wird das Bild der Außenwelt in das Innere des Bootes geworfen.

Nun befindet sich also das Deck etwa 4 Meter unter Wasser; die elektrischen Akkumulatoren werden eingeschaltet, und die Dynamomaschine treibt die Schrauben an. Das Boot bewegt sich nun mit etwa 12 Seemeilen Geschwindigkeit fort und kann so fast unsichtbar sich den feindlichen Schiffen nähern, um seine Torpedo auf sie abzufeuern. Auch dies geschieht alles unter Wasser, aus den sogenannten Unterwasserausstoßrohren, die unbeweglich im Schiff eingebaut sind, so daß dieses selbst die Richtung einnehmen muß, in der der Torpedo abgefeuert werden soll. So liegt auch die Aufgabe des Zielens in der Hand des Schiffsführers und hängt ganz von dem richtigen Funktionieren des Periskops ab. Sobald der Torpedo das Rohr verlassen hat, bewegt er sich durch seine eigene Preßluftmaschine auf das Ziel zu.

Die ganze Führung liegt in der Hand des Offiziers im Turm. Hier ist der Tisch, auf den das Spiegelteleskop ein Bild der Oberwelt wirft, hier sind Sprachrohre und Telegraphen nach allen Maschinen und Mannschaften, hier ist auch die Steuerung für Tief- und Seitensteuer; kurz, der Turm ist der Kopf des Bootes, daher ist es auch verloren, wenn er zerschossen wird, wie es unserem braven U 15 ging. Was sonst noch alles in den unteren Räumen vorhanden ist, das kann und darf niemand beschreiben, denn wenige Dinge werden so geheim gehalten wie unsere Unterseeboote.

Nun noch einiges über deren Entwicklung und Einteilung. Es gibt zwei verschiedene Arten von Unterseebooten.

1. Die sogenannten Unterwasserboote, die aus einem einzigen starken „Druckkörper" bestehen („Ein-Hüllen"-System); in ihn wird zum Untertauchen Wasser eingelassen, das man zum Auftauchen wieder auspumpt.

2. Die Tauchboote, die aus zwei umeinander angeordneten Körpern bestehen („Zwei-Hüllen"-System), einem inneren, zylindrischen Druckkörper und einem Außenkörper,



**Auf dem Schlachtfeld bei Czernowitz.**

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Kienmayer.

der leichter gebaut ist und die Behälter für die Wasseraufnahme beim Tauchen sowie die Petroleumvorräte und anderes enthält; er gibt dem Boot eine Form ähnlich einem Torpedoboot.

Die erste Art ist früher allgemein gebaut worden, und die englische und französische Marine besitzen große Mengen dieser Boote. Sie sind jedoch von geringem Wert gegenüber dem zweiten Typ, den Deutschland von Anfang an gebaut hat und zu dem auch England und Frankreich später übergingen (ersteres mit Modell E 1912, letzteres mit „Pluviose“ 1907).

Jedenfalls sind unsere Unterseeboote den englischen überlegen, da unsere Ingenieure von Anfang an das richtige Ziel verfolgten und 1906 das erste Boot dieser Art vom Stapel lief, das noch heute ganz hervorragend arbeitet.

**Das Periskop dient in einem Unterseeboot zur Beobachtung der Vorgänge auf der Wasseroberfläche.**

Seit U 1 sind die Unterseeboote ständig vergrößert und verbessert worden. England ging zu diesem Typ erst über, als wir bereits sechzehn Boote besaßen und es die Unmöglichkeit einsah, mit seinem „Ein-Hüllen“-System wirklich seetüchtige Unterseeboote zu schaffen.

Ein Heil unseren Helden, die mit solchen Waffen in harter Arbeit todesmutig ihr Leben einsetzen und den Feind besiegen! U 9 hat einen mehr als hundertfach überlegenen Gegner bezwungen und damit den Beweis geliefert, daß es auch im Seekriege auf Zahl und Größe nicht in erster Linie ankommt.

## Wie die Russen an der deutschen Grenze gehaust haben.

(Hierzu die Bilder Seite 152 und 153.)

Für den Fall eines gleichzeitig im Westen und im Osten zu führenden Kampfes hatte der Kriegsplan des deutschen Generalstabs gegen den gefährlicheren Gegner Frankreich die Taktik des nachdrücklichen Angriffs, gegen Rußland zunächst die energische Abwehr vorgesehen. Außer anderen schwerwiegenden Gründen sprach für die Zweckmäßigkeit dieses Planes vor allem der Umstand, daß es strategisch unmöglich schien, die langgedehnte und fast gänzlich offene Grenze gegen einen starken russischen Ansturm zu halten. Daß es unseren Truppen bis gegen die Mitte des Monats August gelang, alle Angriffe zurückzuschlagen und die eingedrungenen Russen immer wieder über die Grenze zu jagen, ist nur ihrer heldenmütigen Tapferkeit zu danken. Der vorausgesehene Vormarsch der feindlichen Armee auf der ganzen Linie begann erst um diese Zeit, und unaufgehalten, wie es der strategischen Notwendigkeit entsprach, drangen ihre Nordtruppen südlich der Memel bis zur Angerapp vor, während eine zweite Armee im Süden den Versuch machte, die masurische Seenplatte zu besetzen. In der ruhmvollen mehrtägigen Schlacht von Ortelsburg-Tannenberg erlitten die hier vorgedrungenen fünf russischen Korps und drei Kavalleriedivisionen eine so vollständige Vernichtung, wie die Kriegsgeschichte sie kaum je vorher zu verzeichnen hatte, und die zweite russische Armee hatte aufgehört zu existieren. Jetzt erst konnte sich der ruhmgekrönte Sieger, General v. Hindenburg, gegen die noch im Norden der Provinz auf deutschem Boden stehende erste russische Armee wenden, um, wie er es in seinem prächtigen Armeebefehl aussprach, zu kämpfen, bis der letzte Russe die teure, schwergeprüfte Heimatprovinz verlassen habe.

Wie schwer diese Heimsuchung Ostpreußens gewesen ist, konnte im ganzen Umfange erst nach dem Abzug des barbarischen Feindes ermessen werden. Namentlich die Kosaken haben sich auch diesmal ihres alten Rufes würdig gezeigt und in der unmenschlichsten Weise gehaust. Die Verwüstungen von Dörfern und Ortschaften sprechen allen völkerrechtlichen Vorschriften und allen Geboten einer ehrlichen Kriegführung Hohn und müssen es der deutschen Heeresleitung schwer machen, einen solchen Feind noch wie einen soldatischen Gegner und nicht wie einen gemeinen Mörder und Mordbrenner zu behandeln. Daß es sich dabei nicht etwa nur um die willkürlichen Ausschreitungen einer auf niedriger Kulturstufe stehenden ungezügelten Soldateska gehandelt hat, sondern um ein von den höchsten Stellen angeordnetes planmäßiges Vorgehen, ist durch aufgefundene Briefschaften klar erwiesen.

Was durch die hunnische Art der russischen „Kriegführung“ an Werten vernichtet worden ist, läßt sich heute noch nicht übersehen. Denn außer der vandalischen Zerstörung von Ortschaften, Gutshäusern, Eisenbahnmaterial fallen sehr schwer auch die Verwüstungen ins Gewicht, die unter dem Viehstand und den Getreidevorräten der vorwiegend Landwirtschaft treibenden blühenden Provinz angerichtet worden sind. Jedenfalls ist es eine heilige Pflicht des gesamten deutschen Volkes, den unglücklichen Bewohnern Ostpreußens, die während dieser Schreckenszeit um Haus und Hof, um die Früchte jahrzehntelangen redlichen Mühens und vielfach auch auf lange Zeit hinaus um alle Zukunftshoffnungen gekommen sind, den erlittenen Schaden wenigstens teilweise zu ersetzen und ihnen neue Existenzmöglichkeiten zu verschaffen. Immer wieder soll man sich der zu Herzen gehenden Worte erinnern, mit denen die vom 24. August datierte amtliche Meldung von dem Einmarsch der Russen schloß:

„Die beklagenswerten Teile der Provinz, die dem feindlichen Einbruch ausgesetzt sind, bringen diese Opfer im Interesse des ganzen Vaterlandes. Daran soll sich dasselbe nach erfolgter Entscheidung dankbar erinnern.“



## Aus der Vier-Tage-Schlacht bei Vaubecourt.

Brief eines verwundeten Mitkämpfers.



Phot. Urbahns, Kiel.

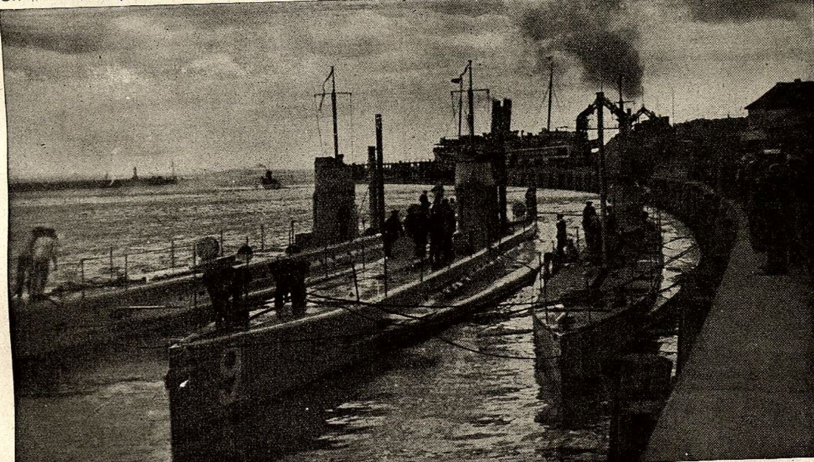
**Der Held von „U 9“, Kapitänleutnant Weddigen, erhielt das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse.**

Landstuhl, den 19. September 1914.

Meine Lieben!

Ich will versuchen, Euch in nachstehendem eine ungefähre, möglichst getreue Schilderung der von mir noch miterlebten Vier-Tage-Schlacht in der Gegend von Vaubecourt zu geben. Nachdem wir Freitag abend nach anstrengendem Marsch in glühender Sonnenhitze eine Stelle etwa 5 Kilometer von Clermont entfernt erreicht hatten und uns schon nach der so nötigen Ruhe auf dem nackten Boden sehnten, kam der Befehl, daß in der Nacht das schön gelegene Clermont mit dem Bajonett gestürmt werden solle. Das Seitengewehr wurde aufgesteckt, und um ein Uhr früh setzten wir uns in tiefem Schweigen in Bewegung. Bald tauchen in der Dunkelheit die ersten Häuser der kleinen Stadt auf. Jeder hält krampfhaft sein Gewehr umspannt, aber sie ist verlassen. Jenseits wird also haltgemacht, und wachend erwartet unsere Kompanie den Morgen, da die Meldung kommt, daß zwei Divisionen feindliche Kavallerie sowie starke Infanterie uns angreifen werden. Sofort werden Schützen- und Deckungsgräben ausgehoben. Doch sie sind zunächst überflüssig, denn der Feind zieht wieder ab. Am Sonntag aber ging's dann los! Schon glauben wir, es gebe wieder einen neuen Marschtag ohne Kampf, als plötzlich, etwa um neun Uhr, die erste französische Granate mit dem bekannten schnellzugartigen Sausen und furchtbaren Krach uns den ersten Morgengruß bringt. Und nun folgt Krach auf Krach, vor uns, hinter uns, neben uns. Wir fühlen sofort, hier können wir nicht bleiben, also vorwärts im fürchterlichen feindlichen Artilleriefeuer. Durch die von den geplatzten Granaten gerissenen Löcher springen wir vorwärts, in lichten Schützenlinien. Einen kahlen Hang hinunter geht's, durch ein Dorf, in dem die feindlichen Granaten dutzendweise auf den Straßen krepieren, durch einen Bach, eine Anhöhe hinauf, und hier, in einem kleinen Obstgarten, nehmen wir Stellung. Wir sind etwa ein Zug, mit einem Vizefeldwebel und einigen Unteroffizieren, jedoch ohne Offizier. Etwa 800 Meter vor uns liegt ein Wald, und am Rande des Waldes unterscheiden wir nun die feindlichen Schützengräben. Jetzt können wir uns wenigstens wehren. Ich lege eben an zum ersten Schuß, als mein Nebenmann einen dumpfen Laut von sich gibt. Ich setze ab, sehe hin und blicke in das verzerrte Antlitz eines Toten. Der Arme! Doch nun schieße ich auch. Bereits verlassen die Franzosen ihre Stellungen, doch wie sie aufstehen, werden sie von unseren Kugeln hingemäht. Schon hört man den Ruf: „Der Gegner geht zurück!“ — da will sich mein Vizefeldwebel mit dem Glas überzeugen, richtet sich ein wenig auf, nimmt das Glas an die Augen und fährt im nächsten Augenblick mit einem Aufschrei zurück. Ich rufe: „Wo fehlt's?“ Da lacht er und zeigt mir sein vollständig zertrümmertes Glas. Er selbst hatte keinerlei Verletzung. Es geschehen Wunder! Und nun geht's wieder vorwärts, an Verwundeten, Sterbenden, Toten vorbei im furchtbaren feindlichen Feuer, immer vorwärts. Der Wald ist erreicht, hindurch mit Seitengewehr und Hurra! Einem Kameraden verbinde ich rasch das abgeschossene Bein, aber dann muß ich den anderen nach. Wir steigen über viele tote Franzosen hinweg. Hinaus geht's wieder auf die Ebene, und neues rasendes Feuer empfängt uns. Doch nur ein Vorwärts gibt's für uns. Abends sieben Uhr verstummt das Schießen allmählich. Noch einmal schlägt eine feindliche Granate 10 Meter neben mir ein, noch einmal schreien Verwundete auf, dann wird's still und stiller. Todmüde sind wir, aber auch stolz, denn wir haben den Feind wieder zurückgeworfen, wir haben gesiegt und ihm große Verluste beigebracht.

Jetzt ist's Nacht, doch statt der ersehnten Ruhe wird vormarschiert. Zuerst die Landstraße, dann durch ein verlassenes, brennendes Dorf, immer weiter bis zu einer



Phot. v. der Hellen, Stuttgart.

**Das kühne deutsche Unterseeboot U 9, in der Mitte zwischen zwei anderen Unterseebooten, das am 22. September drei englische Panzerkreuzer vernichtete.**

Anhöhe, wo gehalten wird. Schon ist die treue Feldküche da. Das Essen wird gierig verschlungen, dann werden die Gewehre zusammengesetzt, und bei den Gewehren, trotz Kälte und Wind, finden wir bald einen kurzen todähnlichen Schlummer. Montag früh fünf Uhr wird geweckt, und um sechs Uhr beginnt schon wieder die feindliche Artillerie Hunderte von Granaten und Schrapnells in unsere Reihen zu werfen. Unsere Kompanie, mit dem Hauptmann als einzigem Offizier etwa 80 Mann stark, liegt in Kompaniekolonne als Artilleriedeckung hinter einer Batterie auf freiem Feld. Doch da kommen sie schon, die Granaten und Schrapnells, immer näher. 10 Meter von unserem Zug schlagen sie ein, uns mit Erde und Eisen überschüttend. Unser Hauptmann sieht ein, daß wir hier nicht bleiben dürfen, da wir sonst verloren sind. Im letzten Augenblick ziehen wir uns daher nach rechts hinter die Anhöhe. Wir hatten unseren seitherigen Platz noch keine zwei Minuten verlassen, als auch schon fünf feindliche Granaten nacheinander genau dahin fielen, wo unsere zusammengeschmolzene Kompanie gelegen hatte. Doch gleichgültig sahen wir zurück, das war nicht das erste Mal, daß wir so dem Tode entronnen sind. Noch einige Stunden lagen wir so im feindlichen Granatfeuer, dann ging's von neuem vor, durch ein Dorf, an einen Bach, wo wir uns wieder sammelten. Da sahen wir auch wieder unseren Major, und zugleich erhielt das Bataillon den Befehl, die vorliegenden beiden Höhen zu nehmen, die vom Feinde besetzt waren. Also wieder auf, dem Hauptmann nach! Noch waren wir nicht ganz oben, da gesellt sich zu dem rasenden Artilleriefeuer ein wahrer Hagel von Infanteriegeschossen. Rechts und links von mir fielen die Kameraden. Auch der Hauptmann wirft beide Arme in die Luft: ein Schuß in den Arm und einer in die Brust hatten ihn hingestreckt. Also unserem Major nach! Ich sah ihn immer vor mir, das Gewehr in der Hand, als allerersten des Regiments. Schließlich wird das feindliche Feuer so furchtbar, daß auch die Tapfersten stutzen und Miene machen zu weichen. Doch mit übergeschnappter Stimme ruft vorne unser Major, ein Held. Ich bin der erste neben ihm und rufe: „Vorwärts!" Gehorsam kommen sie, Mann für Mann, legen sich schweigend hin und schießen. Mein Major fragt mich nach Namen und Kompanie, ich soll eine Auszeichnung erhalten. Und nun schieße ich neben meinem Major auf die in hellen Haufen zurückflutenden Franzosen; als Auflage für mein Gewehr dient ein toter Franzos. Drei Stunden lang schieß' ich so, dann wird es Nacht, und wir werden von dem mit so viel Tapferkeit und Blut genommenen Hügel zurückgezogen, gesammelt und neu eingeteilt.

Nun wollten wir nur noch schlafen. Da hatten wir uns aber verrechnet, denn sofort wurde mit Schanzen begonnen. Tiefe Deckungsgräben gegen feindliches Artilleriefeuer sollten wir ausheben; es gehe um unser Leben. Da nahmen wir todmüde die kurzen Spaten zur Hand und gruben in steinhartem, steinigem Boden, in der Stunde 10 Zentimeter tief. Am Morgen erhielten wir, es herrschte noch tiefes Dunkel, einen Kaffee, und dann hinein in die Gräben, die manchem Braven zum Grab werden sollten. Wir hatten sie nach Kräften groß gemacht; dennoch war der Raum für den einzelnen mehr als beschränkt. Zusammengerollt zu einer Kugel lagen wir da. Mit dem ersten hellen Schein im Osten ging's los; furchtbar, alles bisher Erlebte überbietend, so flogen die feindlichen Granaten um unsere Gräben. Sie mußten wissen, wo wir lagen, so gezielt waren die Hunderte von Schüssen. Dort legten sie einen Toten hinaus, hier schrie ein Verwundeter laut auf. Und so lagen wir, bis es wieder Nacht wurde; keiner durfte sich regen, obwohl wir den ganzen Tag mit Erde und Granatfetzen überschüttet wurden. Bei Nacht erst durften wir heraus; die steifen Glieder wurden gestreckt, und die Feldküche tauchte auf. Sofort nach dem Essen mußten wir weiterschanzen bis zum Morgen. Es kam der Mittwoch. Wir turnten in die jetzt etwas tieferen Gräben hinein, denn schon beim Morgengrauen ging's wieder los, Schuß auf Schuß. So liegen, ohne sich zu wehren! Es gibt keinen Ausdruck, um diese Gefühle zu beschreiben! Mittwoch nacht dasselbe. Feldküche, Essen und Weiterschanzen. Ihr fragt Euch wohl, wann wir schliefen. Nun, bei Tag, im gräßlichsten feindlichen Artilleriefeuer, so abgestumpft waren wir und so todmüde. Da, Mittwoch nacht zwölf Uhr, kam der Befehl, nicht weiterzuschanzen, es wird ein Sturmangriff mit Bajonett gemacht. Eine Stunde Ruhe gönnt man uns, dann wird entladen, Bajonett hinauf und marsch! dem Feind entgegen. In geschlossenen Kolonnen geht's vor, elfte Kompanie ganz vorne. Etwa eine Stunde sind wir marschiert, da fährt der erste Bleihagel in unsere Glieder. Rechts und links fallen die Braven, doch vor, nur vor! Fürchterlich dröhnt unser Hurra durch die Nacht, der Feind weicht. Da setzt ein furchtbarer Wolkenbruch ein, in zehn Minuten sind wir bis auf die Haut durchnäßt; die armen Verwundeten! Nur noch einen Hauptmann und einige Leutnants haben wir. Von überall her erhalten wir jetzt Feuer, und selbst dürfen wir doch nicht schießen, um keine Kameraden zu treffen. Da heißt es wieder eingraben. In zweieinhalb Stunden hab' ich im Wolkenbruch meinen Hauptmann und mich vollständig eingegraben. Ich erhalte ein Lob. Endlich wird's Tag. Es ist Zeit, denn mein Hauptmann und ich stehen schon bis zum Knöchel im Wasser. Eine Brigade Franzosen liegt uns tief eingegraben an einem Bahndamm. Jetzt können wir auch schießen. Kaum haben wir begonnen, da laufen sie auch schon. Nun geschah wohl das Gräßlichste, was meine Augen je sahen. Eine Brigade Franzosen lief Mann an Mann in dichtem Schwarm zurück. Sie mußten eine 800 Meter lange, deckungslose Anhöhe hinauf, aber nur wenige erreichten die Höhe, so wurden sie zusammengeschossen. Wir folgten natürlich, so lange unsere Kräfte reichten. Im Weiterstürmen sehe ich hinter einem Garbenbündel im letzten Augenblick einen gesunden Franzosen. Er legt auf mich an, ich werfe mich zurück; doch in der Hand saß schon der Schuß. Meine Kameraden haben ihn dann stumm gemacht. 12 Kilometer schleppte ich mich zurück, wurde verbunden, dann 6 Kilometer auf einem Wagen, 6 Kilometer zu Fuß, 60 Kilometer auf dem Lastauto, 35 Kilometer auf dem Trittbrett eines „Tietz"-Lieferungsautos in strömendem Regen, einen Tag und eine Nacht im Viehwagen, dann Genesungsheim Landstuhl. — Ja, furchtbar ist der Krieg, doch der Sieg ist unser!

Euer Gustel.

## An der Grenze der Bukowina.

(Hierzu das Bild Seite 156/157.)

Auch an der Grenze der Bukowina, unweit Czernowitz, dort, wo Österreich-Ungarn, Rußland und Rumänien eine Dreilandecke bilden, ist es zu heftigen Kämpfen gekommen. Die Bukowina, die für uns noch ein besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß in Czernowitz eine deutsche Universität besteht und neben ruthenischen, madjarischen und polnischen Elementen viele Deutsche wohnen, wird im Südwesten vom Hauptzug der Karpathen durchstrichen, die von da in mehreren Parallelzügen und zahlreichen Ausläufern nach der russischen Grenze abfallen.

Hier stehen österreichisch-ungarische Linientruppen und Landsturm; auch sie haben sich mit starken russischen Kräften, die in die Bukowina einzudringen versuchten, tapfer geschlagen.

Es war hier, in dieser Dreilandecke, wiederholt schon zu kleinen Kämpfen gekommen. Ein verwundeter österreichischer Offizier berichtet über ein derartiges Gelegenheitsgefecht: Etwa 10 Kilometer von Russisch-Nowosielica unternahm ein Husarenoffizier mit 52 Mann einen Aufklärungsritt. Der Weg führte durch dichten Wald, der wenig Aussicht gewährte. Auf einmal gewahrten sie beim Austritt ins Freie, daß sie den Feind vor sich hatten. Sie befanden sich unmittelbar vor drei Maschinengewehren. Dahinter standen zwei Batterien, die rechts und links von je einer Sotnie Kosaken gedeckt waren. Die Handvoll Husaren zögerte nicht lange, sondern warf sich mit Ungestüm auf die Russen. Diese konnten, also überrumpelt, weder von den Maschinengewehren noch von den Geschützen Gebrauch machen, und die Kosaken ergriffen die Flucht. — Der tapfere Husarenoffizier versicherte nachher, er habe beim Anblick der feindlichen Stellung sofort das Bewußtsein gehabt, daß sie alle verloren seien, sobald sie wendeten, daß aber ein tollkühner Angriff vielleicht glücken könne. Und er glückte!

Am 23. August kam es bei Czernowitz zu einem größeren Gefechte. Aus Podolien drang eine russische Division vor, die von den österreichisch-ungarischen Truppen



zurückgeworfen und vollständig zersprengt wurde. „Die Division, der unser Regiment angehörte," so erzählte ein österreichischer Hauptmann, der diesen Kampf mitgemacht hat, „erhielt am vorigen Mittwoch den Befehl, den Einfall der russischen Truppen abzuwehren. Wir stießen am selben Tage schon nachmittags bei Uszratin auf den Feind. Es war eine Division, die sich kampflos zurückzog. Wir verfolgten sie über die Grenze, weil wir das Dorf Uszratin niederbrennen sollten, da dort Verrat geübt wurde. Am anderen Tage zogen wir uns über die Grenze zurück. Sonntag früh erhielten wir die Nachricht, daß die Russen von Bojan her auf Czernowitz losmarschierten. Mittags bekamen wir den Befehl, den Feind zurückzuwerfen. Drei Infanterieregimenter mit Artillerie und Landsturm griffen die Russen an. Mein Regiment führte einen Seitenangriff aus, der die Russen dermaßen überraschte, daß sich 900 Mann mit 2 Geschützen ergaben. Meine Kompanie erbeutete 6 Maschinengewehre. Damit war auch der Kampf zu unseren Gunsten entschieden. Die Russen hatten riesige Verluste, da unsere Artillerie großartig arbeitete." Die Folge dieses Kampfes war, daß Russisch-Nowosielica von den siegreichen Truppen besetzt wurde. Darüber erzählte ein anderer Augenzeuge des Kampfes: „Das Städtchen hat ungefähr 1000 Einwohner, ist aber seiner Lage wegen von großer strategischer Bedeutung. Die Einwohner sind jetzt sehr zufrieden, nicht mehr Rußland anzugehören; sie sind unseren Soldaten bei der Beschaffung von Lebensmitteln sogar behilflich. Die Einwohner von Österreichisch-Nowosielica, nur durch einen Fluß von dem russischen Grenzort getrennt, zumeist rumänische Bauern, ergriffen zuerst die Flucht, kehrten jedoch bald wieder zurück. Die russischen Bauern besuchen nun unseren Markt, unterhalten sich mit den Unseren und äußern ihre Freude darüber, daß nun ihre Leiden unter der russischen Knute ein Ende haben. Die meisten sind glücklich über die Aussicht, ihre Kinder könnten in Zukunft in ihrer Muttersprache unterrichtet werden. Sie sind alle Ukrainer und haben beim Graben von Schanzen für unsere Soldaten vortreffliche Dienste geleistet. Nicht minder bezeichnend ist, daß 250 Kosaken in voller Ausrüstung als Überläufer über die Grenze gingen."

## Das bedrohte Tsingtau.

(Hierzu die Bilder Seite 162 und 163.)

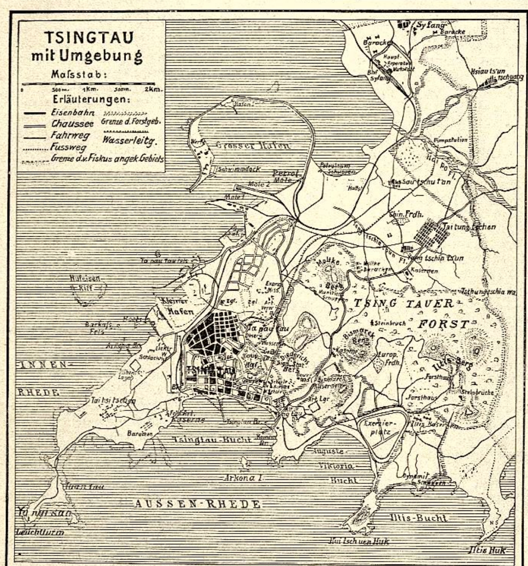
Auf dem Umweg über Rotterdam erhielten wir am 6. Oktober die hocherfreuliche Nachricht, daß die vereinigten Japaner und Engländer bei ihrem ersten Ansturm auf Tsingtau mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen wurden. Berechtigter Stolz erfüllt uns bei dem Gedanken an die dortige Besatzung, die so tapfer aushält und dem deutschen Namen im fernen Osten solche Ehre macht.

Unser ostasiatisches Schutzgebiet gelangte im Jahre 1898 durch einen Pachtvertrag auf 99 Jahre aus chinesischem in deutschen Besitz. Die Gründe für die Erwerbung sind klar und einleuchtend genug. Seit am 2. September 1861 der Handel zwischen China und Preußen beziehungsweise den Ländern des Zollvereins durch einen Vertrag in gleicher Weise erschlossen wurde wie mit England und einigen anderen Staaten, nahm er einen mächtigen Aufschwung; vor Beginn des jetzigen Weltkrieges stand er in Ostasien an zweiter Stelle überhaupt. Wenn man nun bedenkt, wie England seit jeher seine überseeischen Handelswege durch „Stützpunkte" — es sei nur die Reihe Gibraltar, Malta, Aden und Hongkong hier genannt — zu sichern wußte, wird man es verstehen, daß auch der blühende deutsche Handel dort draußen einen kräftigen Rückhalt brauchte, denn sonst blieb er immer auf die Gastfreundschaft anderer, meist englischer Niederlassungen angewiesen. Nach dem Krieg zwischen China und Japan erhielten Rußland, Frankreich und England von ersterem neuerdings sehr wertvolle Vorrechte, Deutschland bloß eigene Niederlassungen in den Vertragshäfen Tientsin und Hankou. Das konnte nicht genügen, vor allem nicht für die Flotte, die unseren Handel dort zu schützen hatte und darum einen eigenen, unter deutscher Verwaltung stehenden Hafen als Stützpunkt unbedingt nötig hatte. Als daher in Schantung zwei deutsche Missionare ermordet wurden, ergriff man diesen äußeren Anlaß, die nach gründlichen Untersuchungen für geeignet befundene Bucht von Kiautschou samt dem Hinterland in deutschen Besitz zu bringen. Am 14. November



Phot. Boedecker, Berlin.

Beim Aufwerfen von Schützengräben.




1897 besetzte das Kreuzergeschwader unter Admiral v. Diederichs als Sühne für den Mord den Ort Tsingtau und nahm von den beiden die Bucht begrenzenden Halbinseln und von der Bucht nebst den darin und davor lagernden Inseln Besitz. Durch den Vertrag vom 6. März 1898 zwischen dem Deutschen Reich und China wurde das besetzte Gebiet im Wege gütlicher Vereinbarung an Deutschland abgetreten und am 27. April als deutsches Schutzgebiet erklärt. Gleichzeitig wurde ein Gebiet von 50 Kilometern rings um die Bucht als neutrale Einflußzone anerkannt, in der die chinesische Regierung keine Maßregeln ohne Zustimmung der deutschen Behörden treffen darf. Dazu gesellten sich noch wertvolle Eisenbahn-, Bergwerks- und Handelsvorrechte. Seither hat sich das Schutzgebiet außerordentlich entwickelt und ist dank der vorsorglichen deutschen Verwaltung kräftig emporgeblüht.

Es umfaßt die beiden die Bucht bildenden Halbinseln, von denen die nördliche mit der Stadt Tsingtau 462 Quadratkilometer, die südliche, Haihsi genannt, 47 Quadratkilometer Flächeninhalt hat, die Hochwassergrenze um die Bucht, die Inseln Yintau, Huangtau in der Bucht und die ihr vorgelagerten Inseln Tschutschatau, Taikungtau, Hsiaukungtau, Futau, Tschalientau, Schuilingschan und einige kleine Felseneilande.

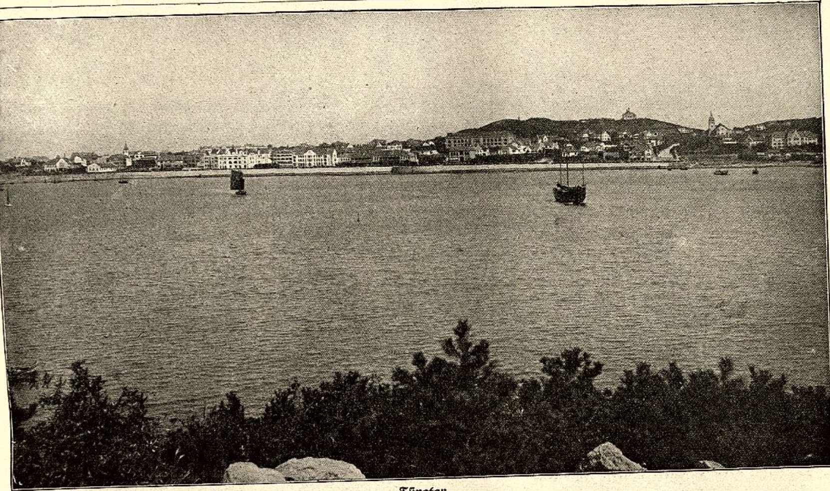
Die nördliche Halbinsel ist ziemlich gebirgig, besonders gegen Osten hin, wo die Gipfel des zerklüfteten Lauschan bis über 1000 Meter emporragen. Trotzdem gibt es hier ausgedehnte Brennholzschonungen, saftige Matten, und in den Tälern bietet sich reiche Gelegenheit zum Betrieb der Landwirtschaft. Auch das Klima ist infolge des Gebirgscharakters besser und gesünder als in Schanghai, Tientsin oder Peking; es kann als das angenehmste an der ganzen chinesischen Küste bezeichnet werden. So ist Tsingtau im Laufe der Zeit eine gut besuchte Sommerfrische geworden. Die südliche Halbinsel ist weniger fruchtbar.

Der nördlich und östlich der Bucht gelegene Teil des Schutzgebietes ist der wichtigste. Hier ist der Hafen angelegt, die neue Stadt erbaut, und hier endigt die Eisenbahn, die den Hafen mit dem Innern der Provinz verbindet. Dicht hinter dem Kleinen Hafen erhebt sich auf der Stelle des früheren Chinesendorfes Tapautau der gleichnamige Stadtteil, der, ursprünglich für die chinesische Handelsbevölkerung vorgesehen, seiner günstigen Lage halber auch von europäischen Firmen als Wohnplatz bevorzugt wird. Hier pulsiert das geschäftliche Leben am regsten. Die neue Stadt Tsingtau, von der Tapautau nur einen Teil bildet, ist derart angelegt, daß das Zentrum, die Europäerstadt, sich unmittelbar an der Tsingtaubucht befindet, gegen die Nordstürme im Winter durch Bergabhänge geschützt und mit dem ungehinderten Zutritt der frischen Seebrise im Sommer. Jenseits der Höhen, welche die Tsingtaubucht von der Augusta-Viktoria-Bucht trennen, ragen die schmucken Häuser des Villenviertels und ein Strandhotel hervor.

Die Bevölkerung des eigentlichen Pachtgebiets beträgt rund 200 000 Köpfe, darunter 1700 Europäer und die einige tausend Mann zählende Besatzung. Die Herstellung industrieller Erzeugnisse, einst recht bescheiden, hat sich in den letzten Jahren merklich gehoben. Auch der Verbesserung des Viehstandes wurde in neuerer Zeit hohe Beachtung geschenkt; das Tsangkouschwein zum Beispiel — der Postort Tsangkou liegt an der Bahn etwa 15 Kilometer nördlich von Tsingtau — gilt in ganz China als besonders wohlschmeckend. Durch gartenartige Behandlung des Bodens und zweckmäßige Auswahl der Saat gelingt es den Chinesen, meist zweimal im Jahre zu ernten. Der Hauptwert des Gebietes aber lag bei der Besitzergreifung in der Möglichkeit, einen sicheren Hafen anzulegen und von hier aus das


Prinz Heinrich von Preußen mit dem Gouverneur von Tsingtau, Kapitän z. S. Meyer-Waldeck.




Tsingtau.

an Kohlen und Erzen so reiche Hinterland zu erschließen. Diese Hoffnungen hat es vollständig erfüllt.

An der Spitze der Verwaltung des Schutzgebietes steht der Gouverneur, der gleichzeitig oberster Befehlshaber der Besatzung ist und dem Reichsmarineamt untersteht; zurzeit ist es der wackere Kapitän zur See Meyer-Waldeck, der auf die Nachricht vom japanischen Ultimatum die stolze deutsche Antwort telegraphierte: „Stehe ein für Pflichterfüllung bis zum Äußersten!" Zur Zivilverwaltung gehört das Gouvernement im engeren Sinne, die Justiz-, die Bau- und die Hafenverwaltung. Der Militärverwaltung unterstehen die Besatzungstruppen und alle für die Verteidigung vorgesehenen Einrichtungen. Die Besatzung besteht aus einer Matrosenartillerieabteilung (4 Kompanien), dem 5 Kompanien starken III. Seebataillon mit Feldbatterie und Pionierkompanie, dem ostasiatischen Marinedetachement, einem Artillerie- und einem Minendepot. Der Schutz zur See ist dem Kreuzergeschwader anvertraut, bestehend aus den beiden großen Kreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau", den kleinen Kreuzern „Nürnberg", „Leipzig", „Emden", den Kanonenbooten „Iltis", „Jaguar", „Tiger", „Luchs", den Flußkanonenbooten „Tsingtau", „Vaterland", „Otter" und einem Torpedoboot. Ihnen hat sich auf Befehl des Kaisers Franz Joseph der österreich-ungarische geschützte Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" angeschlossen.

Das erste feindliche Zusammentreffen fand am 13. September hinter Tsimo statt, etwa 15 Kilometer von unserem Pachtgebiet entfernt, das von japanischer Kavallerie besetzt wurde. Nun hat der Feind sich kräftige deutsche Hiebe geholt und muß jener Rotterdamer Meldung zufolge erst Verstärkungen abwarten, ehe er einen neuen Vorstoß wagen darf.


Eine Abteilung der Matrosenartillerie in Tsingtau.



Gesamtansicht von Nancy.

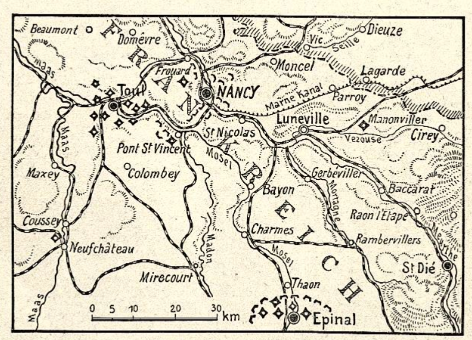
## Die Kämpfe um Nancy.

(Hierzu Bild und Kartenskizze auf dieser Seite.)

Nachdem die in Lothringen eingefallenen Franzosen zuerst in dem Treffen bei Lagarde und dann in der gewaltigen Feldschlacht zwischen Metz und den Vogesen unter schweren Verlusten über die Grenze zurückgeworfen worden waren, bog die Armee des deutschen Kronprinzen in nordwestlicher Richtung von Metz ab und eroberte nach tapferer Gegenwehr die Festung Longwy, während die Truppen des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, des Siegers von Metz, über Blâmont—Cirey in der Richtung auf Lunéville vordrangen, das am 23. August vom XXI. Armeekorps besetzt wurde. Lunéville selbst ist unbefestigt, es wird aber durch das gegen die deutsche Grenze vorgeschobene Sperrfort Manonviller gedeckt, das wiederum durch vorgeschobene Batterien und Feldbefestigungen in Verbindung mit den Festungsanlagen von Nancy selbst steht. Manonviller galt als das stärkste der französischen Sperrforts an der deutschen Grenze; es war erst in jüngster Zeit erweitert worden und galt als uneinnehmbar. Aber seit dem Tage von Lüttich ist dies Wort für unsere Artillerie hinfällig geworden, denn unsere neuen 42-cm-Geschosse dringen auch durch die dicksten Mauern.

Durch die Einnahme von Manonviller ist die schwere Belagerungsartillerie frei geworden, um nun gegen die Forts von Nancy Verwendung zu finden. Seit Wochen schon tobt dort ein hitziger Kampf. Die starke französische Besatzung, die durch die Reste der geschlagenen lothringischen Armee verstärkt wurde, versuchte verschiedentlich die eiserne Kette der Belagerer zu durchbrechen, aber sie mußte jedesmal mit blutigen Köpfen umkehren.

Die Stadt Nancy selbst ist nicht befestigt, hat aber in ihrer Umgebung auf den Höhen längs des Marnekanals und der Meurthe eine Reihe starker Befestigungen, die mit den Werken von Toul, das westlich von Nancy liegt, in Verbindung stehen, so daß man diese Gegend ein zu hartnäckiger Verteidigung vorbereitetes Schlachtfeld nennen kann. Vor Nancy erstreckt sich eine Hochebene, die von dem Wald von La Haye bedeckt ist, sich nach Toul und von Frouard nach Pont-à-Mousson zieht und einen natürlichen Verteidigungsabschnitt bildet. Es ist viel die Rede davon gewesen, dieses ganze Plateau und die Stadt Nancy zu befestigen. Dann wäre ein großes verschanztes Lager entstanden, das dem von Paris an Größe und Ausdehnung gleichgekommen wäre, und zu seiner Verteidigung hätte es mindestens einer Armee von 150 000 Mann bedurft. Allein die französische Heeresverwaltung wollte diese Kräfte der Feldarmee nicht entziehen und beschränkte sich deshalb auf die Befestigung von Toul. Um aber die Stellung vor Nancy nicht ganz ungedeckt zu lassen, wurden zunächst, gewissermaßen als vorgeschobene Werke von Toul, die Sperrforts Frouard im Norden und Pont St. Vincent im Süden errichtet. Frouard, so genannt nach dem drei Kilometer von der Mündung der Meurthe in die Mosel gelegenen Dorf, beherrscht das Mosel-Meurthe-Tal und die große Heerstraße Nancy—Toul, die durch den Wald von La Haye führt. Diese Befestigungen decken Nancy gegen einen aus nördlicher Richtung kommenden umfassenden Angriff. Die gleiche Aufgabe fällt im Süden dem Fort St. Vincent zu, das zwei Kilometer südwestlich von Nancy liegt, auf einem 421 Meter hohen Abhang in der Nähe der Vereinigung der Madon mit der Mosel. Zwischen diesen beiden Forts springt das Plateau von La Haye keilartig nach Osten vor und beherrscht die umliegende Ebene. Hier sind zahlreiche Batterien und bombensichere Kasematten errichtet, die durch die Feldarmee verteidigt werden. Dort haben sich auch die Trümmer der in Lothringen geschlagenen französischen Armee verschanzt, denen es geglückt war, sich in westlicher Richtung zurückzuziehen, während der größte Teil nach Süden, also in der Richtung Epinal—Belfort abgedrängt wurde. Diese Stellung ist sehr stark und muß langsam und planmäßig angegriffen werden, nachdem die feindliche Artillerie, sowie alle Magazine und Unterstände zusammengeschossen sind.




Skizze von Nancy und Umgebung.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Die Tätigkeit unserer Flotte, die sich auf den drei Kriegschauplätzen in der Nordsee, der Ostsee und im Mittelländischen Meer bis dicht an die feindlichen Küsten erstreckte, zeugte von dem offensiven militärischen Geiste, der sie beseelte. Unterm 12. August wurde amtlich gemeldet: „Deutsche Unterseeboote sind im Laufe der letzten Tage an der Ostküste Englands und Schottlands entlang gefahren bis zu den Shetlandinseln.“ Über die Ergebnisse dieser Fahrt wurde nichts weiter mitgeteilt, doch ging aus den späteren Ereignissen hervor, daß unsere Unterseeboote in unmittelbarer Nähe der englischen Küste zahlreiche Minen gelegt hatten, die aber die neutrale Schiffahrt in der Nordsee nicht gefährdeten.

Wenige Tage darauf, am 18. August, erfolgte die weitere amtliche Meldung: „Von einer Fahrt mehrerer Unterseeboote nach der englischen Küste ist das Boot ‚U 15‘ bisher nicht zurückgekehrt. Englischen Zeitungsnachrichten zufolge soll ‚U 15‘ im Kampf mit englischen Streitkräften vernichtet worden sein. Ob und welche Verluste diese hierbei erlitten haben, ist nicht zu ersehen.“

Nach englischen Berichten kreuzte an diesem Tage ein englisches Geschwader an dem ihm zugewiesenen Orte, als sich eine kleine deutsche Unterseebootsflotte näherte. „Die Boote fuhren unter Wasser. Auf der Oberfläche des Meeres zeigte sich nur das Periskop. Als die Boote nahe genug waren, feuerte ein englischer Kreuzer den ersten Schuß ab, indem er nach dem Periskop zielte. Dieses ging in Stücke, und das Unterseeboot tauchte unter Wasser. Die anderen Boote erkannten die Gefahr und entfernten sich. Das getroffene Boot aber mußte, da es unter Wasser der Möglichkeit zu sehen beraubt war, bald auf die Oberfläche, worauf der englische Kreuzer gegen das Boot feuerte, das an der Basis des kleinen Turmes getroffen und in Stücke gerissen wurde, so daß es bald sank.“

Ein ehrendes Andenken den wackeren Seeleuten, die im Dienste des Vaterlandes hier untergegangen sind! Wir sind überzeugt, daß sie ihr Leben teuer verkauft haben, und die Geschichte wird gewiß auch einmal das Dunkel aufhellen, das jetzt noch über diesem Vorgang liegt.

Eine amtliche Meldung vom 20. August besagte: „Die beiden kleinen Kreuzer ‚Straßburg‘ und ‚Stralsund‘ haben in den letzten Tagen einen Vorstoß nach der südlichen Nordsee ausgeführt. Hierbei sichtete die ‚Straßburg‘ unterhalb der englischen Küste zwei feindliche Unterseeboote, von denen sie eins auf größere Entfernung mit wenigen Schüssen zum Sinken brachte. ‚Stralsund‘ kam in ein Feuergefecht mit mehreren Torpedobootszerstörern auf große Entfernung. Zwei Zerstörer erlitten Beschädigungen. Bei dieser Gelegenheit konnte ebenso wie bei der Erkundungsfahrt eines Luftschiffes bis zum Skagerrak erneut festgestellt werden, daß die deutsche Küste und ihre Gewässer frei von Feinden sind und die neutrale Schiffahrt ungehindert passieren kann.“

Unsere beiden kleinen Kreuzer „Straßburg“ und „Stralsund“ sind unbeschädigt aus dem Gefecht hervorgegangen. Ein Mitkämpfer berichtet darüber folgendes:

Nordsee, 18. August 1914.

S. M. S. „Stralsund“. In der Höhe der Insel . . .

Meine lieben Eltern! Hurra, wir kommen soeben aus dem ersten siegreichen Gefecht zurück. Die „Stralsund“ und die „Straßburg“ können die Ehre für sich in Anspruch nehmen, das erste Gefecht in der Nordsee geliefert zu haben. Ehe ich Euch etwas Näheres darüber schreibe, will ich gleich den Erfolg Euch im voraus mitteilen. Wir haben einen englischen Torpedobootzerstörer in Grund geschossen, so daß er in kurzer Zeit in die Tiefe gesunken war, und einen zweiten haben wir so zugerichtet, daß er nicht mehr sehr



Phot. A. Kühlewindt, Hofphot., Königsberg.

Die ehemalige deutsch-russische Grenze Eydtkuhnen—Kibarty: Zollhaus Kibarty.

weit gekommen sein wird. Außerdem haben eine Anzahl andere noch ihre Denkzettel bekommen.

Von der „Straßburg" weiß ich nur, daß sie ein Unterseeboot in Grund geschossen hat, und von einem zweiten wissen wir es nicht ganz genau. Die „Straßburg" hat an einer anderen Stelle gefochten als wir und stieß dann leider zu spät zu uns, denn sonst hätten die Herren Engländer die Jacke vielleicht noch etwas mehr voll bekommen. Nun, der Erfolg ist schon so sehr schön, vollends da weder wir noch die „Straßburg" den geringsten Schaden erlitten haben. Von den vier Torpedoschüssen, die auf uns abgegeben worden sind, hat keiner sein Ziel erreicht. Der Feind war uns mächtig überlegen, denn es waren zwei Kreuzer und etwa vierzehn Torpedobootzerstörer. Die beiden Kreuzer wagten sich überhaupt nicht heran, sondern machten kehrt und ließen ihre Boote im Stich. Die Boote flohen dann auch, als sie sahen, daß unsere ersten Schüsse so verheerend gewirkt hatten . . .

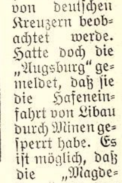
In der Nacht zum Dienstag passierten wir die englische Sicherungslinie, ohne bemerkt zu werden. Bis nahe zur Themsemündung fuhren wir, dann drehten wir wieder nach Norden, um beim Morgengrauen die Linie wieder zu passieren und mit dem Feinde zusammenzutreffen. Der war nicht wenig überrascht, als wir da so von Süden heraufgefahren kamen. Ungefähr um sechs Uhr fünfundfünfzig Minuten morgens fiel der erste Schuß, und anderthalb Stunden hat das Gefecht gedauert. —

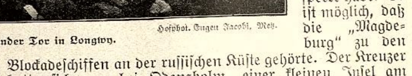
Ein besonders ungünstiger Stern schien über der russischen Flotte zu walten. Wie schwedische Zeitungen aus Finnland erfuhren, sind vom 18. auf 19. August zwei russische Torpedojäger zusammengestoßen und mit schweren Beschädigungen von einem Dampfer in flaches Wasser gezogen worden. Ein anderer Torpedojäger ist schon früher gestrandet. Ein vierter geriet auf eine russische Mine und wurde in die Luft gesprengt. Der Befehlshaber des Sveaborger Kriegshafens beging Selbstmord, vermutlich wegen dieser Unfälle.

Amtlich wurde am 27. August gemeldet: „S. M. kleiner Kreuzer ‚Magdeburg' ist bei einem Vorstoß im Finnischen Meerbusen in der Nähe der Insel Odensholm im Nebel auf Grund geraten. Hilfeleistung durch andere Schiffe war bei dem dicken Wetter unmöglich. Da es nicht gelang, das Schiff abzubringen, wurde es beim Eingreifen weit überlegener russischer Streitkräfte in die Luft gesprengt und hat so einen ehrenvollen Untergang gefunden. Unter dem feindlichen Feuer wurde vom Torpedoboot ‚V 26' der größte Teil der Besatzung des Kreuzers gerettet."

Es war — abgesehen von dem Minendampfer „Königin Luise" — nach dem Untergang des „U 15" der zweite Schiffsverlust unserer Marine, von dem amtlich berichtet wurde. Er fügte der Geschichte ein neues Ruhmesblatt ein. Wie einst die „Iltis" an der Ostküste Schantungs mit wehender Flagge untergegangen ist und wie seine Besatzung unserer Marine ein weithin leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung gegeben hat, so ist unser Kreuzer „Magdeburg" im feindlichen Feuer mit wehender Flagge, durch seine eigene Besatzung gesprengt, untergegangen. — Als der Kommandant der „Goeben" den Hafen von Messina verließ und mit seinem Schiffe den draußen lauernden Feinden entgegendampfte, ließ er die schwarz-weiß-rote Flagge oben an den Mast nageln, damit niemand sie herunterholen könne. Diese Handlung ist geradezu symbolisch für den Geist, von dem unsere Marine beseelt ist, und die Vernichtung des Kreuzers „Magdeburg" zeigt, daß eiserne Männer auf unseren Schiffen kämpfen.







Hofphot. Eugen Jacobi, Metz.

Wirkung einer deutschen Granate am Burgunder Tor in Longwy.

Nachdem der Kreuzer „Augsburg" gemeldet hatte, daß er Libau beschossen und sich im Kampfe mit einem russischen Kreuzer befunden habe, hatte man nichts mehr von der russischen Flotte gehört. Man durfte also annehmen, daß sie sich in ihre Kriegshäfen zurückgezogen habe und dort von deutschen Kreuzern beobachtet werde. Hatte doch die „Augsburg" gemeldet, daß sie die Hafeneinfahrt von Libau durch Minen gesperrt habe. Es ist möglich, daß die „Magdeburg" zu den Blockadeschiffen an der russischen Küste gehörte. Der Kreuzer hatte sich nun bei Odensholm, einer kleinen Insel am Eingang des Finnischen Meerbusens, in einem außerordentlich gefährlichen Fahrwasser befunden. Besonders die Nordküste des Finnischen Meerbusens, an dessen östlichem Ende Kronstadt, der Hafen von Petersburg, liegt, ist in Tausende kleiner Felsinseln, die sogenannten Schären, zerrissen. In ihnen liegt der einzige eisfreie Hafen Finnlands, Hangö, dessen Anlagen von den Russen in der ersten Panik durch Sprengungen zerstört worden sind, und ihm schräg gegenüber der Hafen von Reval, an der Südküste des Finnischen Meerbusens. Dieses Fahrwasser mit seinen tausend Inseln und seinen abertausend Klippen und Untiefen ist — besonders jetzt nach Löschung aller Leuchttürme und Entfernung aller Seezeichen — außerordentlich gefährlich. Ist es doch eine längstgewohnte Erscheinung, daß, wenn der Zar im Sommer seine wochenlange Fahrt durch die Schären antritt, die Kaiserjacht mindestens einmal auf Klippen aufläuft. Und bei Beginn des Krieges ist denn auch einer der größten russischen Panzer in der Nähe von Hangö, obwohl er von einem sachkundigen Lotsen geführt wurde, bis mittschiffs auf einen Felsen aufgefahren.

Am 28. August fand das erste Seegefecht bei Helgoland statt, worüber wir auf Seite 140 bereits kurz berichteten.





Nach einer Aufnahme von Generaloberarzt Dr. Widenmann.

Der Kaiser in Beuveille am 31. August 1914.

Die amtliche Meldung darüber lautet: „Im Laufe des Vormittags sind bei teilweise unsichtigem Wetter mehrere moderne englische kleine Kreuzer und zwei englische Zerstörerflottillen, etwa vierzig Zerstörer, in der deutschen Bucht der Nordsee aufgetreten. Es kam zu hartnäckigen Einzelgefechten zwischen ihnen und unseren leichten Streitkräften. Die deutschen kleinen Kreuzer drängten heftig nach Westen nach und gerieten dabei infolge der beschränkten Sichtweite ins Gefecht mit mehreren starken Panzerkreuzern. S. M. S. ‚Ariadne' sank, von zwei Schlachtschiffkreuzern der ‚Lion'-Klasse auf kurze Entfernung mit schwerer Artillerie beschossen, nach ehrenvollem Kampfe. Der weitaus größte Teil der Besatzung, voraussichtlich 250 Köpfe, konnte gerettet werden. Auch das Torpedoboot ‚V 187' ging, von einem kleinen Kreuzer und zehn Zerstörern aufs heftigste beschossen, bis zuletzt feuernd, in die Tiefe. Flottillenchef und Kommandant (bestätigte sich nicht!) sind gefallen. Ein beträchtlicher Teil der Besatzung wurde gerettet. Die kleinen Kreuzer ‚Köln' und ‚Mainz' werden vermißt. Sie sind nach einer heutigen Reutermeldung aus London gleichfalls im Kampfe mit überlegenem Gegner gesunken. Ein Teil ihrer Besatzungen (9 Offiziere und 81 Mann?) scheint durch englische Schiffe gerettet zu sein. Nach der gleichen englischen Quelle haben die englischen Schiffe schwere Beschädigungen erlitten."

Das Gefecht spielte sich in folgender Weise ab:

Am 28. August morgens erhielt der Kreuzer „Ariadne" in einer rückwärts der Vorpostenlinie befindlichen Stellung die Nachricht, daß feindliche Torpedobootzerstörer nördlich von Helgoland gesichtet worden seien.

Dazu kam die Bitte von einem unserer Torpedoboote um Hilfe. Die „Ariadne" ging sofort in der Richtung auf den Geschützdonner vor, suchte aber in dem immer unsichtiger werdenden Wetter zunächst vergebens in verschiedenen Richtungen nach dem Feinde.

Das Geschützfeuer verstummte. „Ariadne" ging in eine abwartende Stellung zurück und begegnete dabei dem Kreuzer „Köln", der mit hoher Fahrt nach Westen lief. Darauf kamen Signale von anderen Kreuzern, daß sie sich mit feindlichen Zerstörern im Feuergefecht befänden.



Nach einer Aufnahme von Generaloberarzt Dr. Widenmann.

Von Pionieren wiederhergestellte Brücke über die Maas bei Stenay.



**Übergabe der Festung Longwy.**
Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

Während die „Ariadne“ nun wieder vorging, vernahm sie erneut Geschützfeuer und erblickte später im Nebel einen großen englischen Schlachtkreuzer der „Lion“-Klasse. Dieser warf sich nun auf die „Ariadne“. Kurz darauf gesellte sich ein zweiter Kreuzer derselben Klasse zu ihm, und diese beiden Riesen beschossen die kleine „Ariadne“ über eine halbe Stunde lang auf geringe Entfernungen. Die „Ariadne“ erhielt eine große Anzahl Treffer aus den schweren 34,3-cm-Geschützen. Bald brannte das Achterschiff in hellen Flammen. Dann wurde das Vorderschiff durchlöchert und halb zerstört. Der Verbandplatz mit dem dort befindlichen Personal wurde vernichtet. Wieviel Treffer im ganzen eingeschlagen haben, entzieht sich nach dem Bericht des Kommandanten jeder Berechnung. Die „Ariadne“ wurde auf diese Weise bald in ihrer Bewegungsfähigkeit stark beeinträchtigt, und die verfolgenden Gegner konnten sie als bequeme und naheliegende Scheibe unausgesetzt aufs Korn nehmen. Trotz dieses fürchterlichen und überwältigenden Feuers wurden auf der „Ariadne“ die noch gefechtsbrauchbaren Geschütze weiter bedient. Die Verwundeten wurden von den Krankenträgern ordnungsgemäß vom Oberdeck fortgeschafft. Jeder versuchte, an seinem Platz vorläufig Reparaturen nach Möglichkeit und selbständig auszuführen. Dabei wurde der Erste Offizier im Zwischendeck von einem schweren Treffer weggefegt. Plötzlich drehten die feindlichen Kreuzer nach Westen ab und stellten das Feuer ein.

Der Kommandant der „Ariadne“ gab den Befehl, den Brand zu löschen. Das Feuer hatte aber schon so weit um sich gegriffen, daß an ein Löschen nicht mehr zu denken war. Der Aufenthalt auf dem Schiffe wurde durch Hitze und Rauch immer unerträglicher. Die Verwundeten wurden auf die Back gebracht, wo auch der übrige Teil der Besatzung sich versammelte. Der Kommandant brachte drei Hurras auf den Deutschen Kaiser aus. Das „Flaggenlied“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ wurden gesungen. Auch die Verwundeten stimmten mit ein.

Da näherte sich ein anderer kleiner deutscher Kreuzer und schickte Boote herüber. Auch einige Boote der „Ariadne“ konnten noch benutzt werden, und in diese wurden die Verwundeten gebracht. Dann sprang der Rest der Besatzung auf Befehl des Kommandanten über Bord. Die Nichtschwimmer unter ihnen hielten sich an Schwimmwesten und Hängematten; alle wurden von den Booten aufgenommen. Der Kommandant der „Ariadne“ versuchte noch, sein Schiff ins Schlepptau nehmen zu lassen, aber die „Ariadne“ legte sich, nachdem sie beinahe ganz ausgebrannt war, auf die Seite und kenterte dann. Der Kommandant hebt mit hoher Anerkennung die Haltung der Besatzung und der Offiziere hervor.

Über den gleichzeitigen Untergang des Torpedobootes „V 187“ können wir heute den Bericht eines Wachtoffiziers dieses Bootes bringen. Danach spielte sich der Hergang folgendermaßen ab:

Am Morgen des 28. August stand „V 187“ in einiger Entfernung von Helgoland auf Vorposten. Das Schiff erhielt von einem anderen Torpedoboot das Signal: „Werde von feindlichen Torpedobootzerstörern gejagt.“ „V 187“ versuchte, dem Kameraden zu Hilfe zu kommen, fand ihn aber infolge des plötzlich eintretenden dichten Nebels nicht, sondern sah sich nach kurzer Zeit selbst zwei Torpedobootzerstörern gegenüber. Bald darauf kamen noch vier, nicht genau bestimmbare feindliche Schiffe in Sicht. „V 187“ versuchte sich nun auf Helgoland zurückzuziehen, sah aber den Weg durch vier ihm entgegenkommende feindliche Torpedobootzerstörer verlegt. Diese Zerstörer eröffneten auf nahe Entfernung Feuer auf „V 187“. Das Boot versuchte nunmehr, seitlich durch Kurswendung an den Feinden vorbeizukommen, fand aber auch diesen Kurs verlegt durch einen feindlichen Kreuzer.

Von allen Seiten von feindlicher Macht gestellt, entschloß sich der Kommandant, auf den Feind zuzudrehen. Die feindlichen Schiffe stutzten zunächst auf dieses unerwartete Manöver hin, doch eröffneten sie bald ein lebhaftes Geschützfeuer auf das Boot. Dieses erlitt schwere Beschädigungen. Seine Geschütze wurden außer Gefecht gesetzt. Der Kommandant wurde durch ein Sprengstück schwer verletzt. Das Boot war vollständig in Rauch und Qualm gehüllt, ein großer Teil der Besatzung tot. „V 187“ konnte nur noch in geringer Fahrt laufen. Der Kommandant befahl unter diesen Umständen, das Boot zu versenken. Eine mit dreipfündiger Ladung versehene Sprengpatrone wurde in einem der unteren Räume, weitere Patronen vorn am Schiff angebracht.

Danach wurde der Befehl erteilt, das Boot zu verlassen. Der größte Teil der Besatzung sprang außenbords. Noch im Untergehen feuerte das hintere Geschütz unter Leitung des zweiten Leutnants auf die feindlichen Zerstörer. Diese erwiderten nur noch spärlich, doch setzten sie auch dieses Geschütz außer Gefecht. Der Rest der Bedienung sprang nun auch über Bord, und beinahe zu gleicher Zeit ging „V 187“ mit dem Bug zuerst unter. Es war niemand mehr an Bord zu sehen.

Von Interesse sind hier noch die folgenden Bemerkungen des Offiziers: „V 187“ ist weit über eine Stunde von vier, später von zehn Zerstörern und dann einige Zeit von einem kleinen Kreuzer verfolgt worden. In der ersten halben Stunde der Verfolgungsjagd hat das Boot nur ganz wenige unbedeutende Treffer erhalten, aber in der zweiten halben Stunde des Passagiergefechts sind schwere Beschädigungen eingetreten, so daß das Boot manövrierunfähig wurde.

Bei dem Einkreisen durch alle die hinzukommenden Zerstörer ist das Boot dann schließlich vernichtet worden. Besonders lobenswert wird das Verhalten zweier Matrosen erwähnt. Diese wurden von einem englischen Zerstörer aufgefischt. Als dann ein deutscher Kreuzer vorbeikam, sprangen sie unter lebhaftem Pistolenfeuer der Engländer über Bord und befreiten sich so aus der englischen Gefangenschaft.

War der Ausgang dieses Seegefechts bei Helgoland auch ein für uns ungünstiger, so bewies es doch wiederum, daß unsere Vaterlandsverteidiger überall ihre Pflicht tun und daß da, wo sie unterliegen, es sich nur um unabwendbare kleinere Unfälle handelt, wie sie in jedem Kriege vorkommen, ohne daß davon die Hauptentscheidung berührt wird.

Von der Tätigkeit unserer Kriegschiffe im Auslande konnten wir wenig erfahren, da die deutschen Kabel abgeschnitten, die meisten Funkenstationen zerstört oder nicht zu erreichen waren und über die englischen Kabel Nachrichten von unseren Schiffen oder für sie nicht befördert werden. Trotzdem gelangten durch Vermittlung von Zeitungen aus neutralen Ländern zuweilen einige Angaben zu uns, die bewiesen, daß unsere Kriegschiffe im Auslande nicht untätig waren, sondern daß sie eifrig und mit Erfolg auf feindliche Handelschiffe Jagd machten und auch den Kampf mit gegnerischen Kriegschiffen erfolgreich aufnahmen. So berichteten zum Beispiel amerikanische Blätter, daß in der Nähe von San Franzisko ein Kampf zwischen einem deutschen Kreuzer und einem englischen Kriegschiff stattgefunden habe, wobei das letztere vernichtet wurde. Jedenfalls sind zahlreiche Wrackstücke, die unzweifelhaft von einem englischen Kriegschiffe herrührten und Spuren von Granatfeuer aufwiesen, treibend gefunden worden.

Auch eine Anzahl von englischen Handelschiffen fiel unseren Kreuzern zum Opfer. Unter anderem wurde berichtet, daß die Dampfer „Hyades“ und „City of Winchester“ von einem deutschen Kreuzer genommen wurden. Der Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ nahm den Dampfer „Galician“ der Union-Castle-Line, entließ ihn aber später wieder mit Rücksicht auf die zahlreichen an Bord befindlichen Frauen und Kinder.

Inzwischen wurde aus englischen Quellen weiter bekannt, daß der deutsche Dampfer „Arucas“ in Las Palmas eingetroffen sei und dort die Besatzungen der englischen Dampfer „Kuipara“ (7400 Registertonnen) und „Nyanza“ (6700 Registertonnen) gelandet habe. Diese Schiffe sind von „Kaiser Wilhelm dem Großen“ versenkt worden.

Jedenfalls ist die deutsche Flotte in der Verfolgung unserer Gegner außerordentlich rührig. Wir bekamen aber nur langsam amtliche Nachrichten über unsere Erfolge, weil eben wegen des Fehlens eigener überseeischer Kabel Bestätigungen nicht immer sogleich zu erlangen sind. So brachten gleich nach der Kriegserklärung zwischen England und Deutschland amerikanische Blätter eine anscheinend amtliche Meldung aus England, in der gesagt wurde, daß man sich durch anfängliche unglückliche Ereignisse zur See nicht in der festen Zuversicht wankend machen lassen dürfe, daß England schließlich doch den Sieg davontragen müsse. Der Ausdruck „unglückliche Ereignisse“ war so gebraucht, daß man daraus entnehmen konnte, es seien bereits tat-



Foto: Vereinigte Fotobureaux, Amsterdam.

**Deutsche Truppen in Brüssel.**
Im Hintergrund der Lunapark.




Foto: Vereinigte Fotobureaux, Amsterdam.

**Auf dem Platz Sainctelette in Brüssel.**
Deutsche Soldaten sorgen für die Feldküche.

sächliche Ereignisse eingetreten, die für die Engländer unglücklich waren. In England wurde denn auch von der Presse gemeldet, daß in Humber an der Ostküste Englands, in der Nähe des berühmten Kohlenverschiffungshafens Hull, in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung zwei bis drei größere englische Kriegsschiffe, vermutlich Linienschiffe, durch unsere an der englischen Küste vorgedrungenen leichten Streitkräfte vernichtet worden seien.

Natürlich setzen sich die Engländer zur Wehr, wo und wie sie können. Doch hat es den Anschein, daß sie gegen unseren kühnen Angriff wenig ausrichten, und es entspringt wohl zum Teil der Verlegenheit der Engländer, daß sie vor dem Bruch der Neutralität nicht zurückschrecken, wenn es gilt, ein deutsches Schiff wegzunehmen. Sie betreiben einfach Seeräuberei.

Ihr ist auch unser eben schon erwähnter Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ zum Opfer gefallen, über dessen Untergang wir aus dem Brief eines seiner Offiziere folgendes mitteilen: „Nach der Wegnahme der englischen Schiffe haben wir in Rio de Oro (Westafrika) tagelang Kohlen genommen. Gestern hat uns der englische Kreuzer ‚Highflyer‘ aufgespürt und auf neutralem Gebiet angegriffen. Wir haben unsere Munition verschossen, unseren lieben ‚Kaiser Wilhelm den Großen‘ dann gesprengt und hierauf in den Booten das Land erreicht. Heute werden wir nach Las Palmas gebracht. Die Spanier haben uns riesig nett aufgenommen. Die Engländer haben sehr schlecht geschossen. Wir haben nur wenige Verwundete.“

Wie man sieht, betreibt England, seiner Überlieferung getreu, den Seekrieg als gewissenlose Piraterei. So war es im Kriege gegen Holland und gegen das vor hundert Jahren mitten im Frieden überfallene Dänemark, und so soll es jetzt im Kriege gegen uns geschehen. Mit einem leichten Fußtritt befördert England all die verstaubten Akten der Friedenskongresse und der Seerechtsdeklarationen, mit denen es den anderen Völkern, insbesondere uns, Sand in die Augen streute, in den Winkel, um seiner Willkür die Zügel schießen lassen zu können.

Um das Unerhörte des Vorgehens gegen den Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ recht zu verstehen, sei an die bisher in allen Kriegen beachteten Bestimmungen der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 erinnert. Hiernach dürfen Kriegsschiffe in neutralen Häfen nicht angegriffen werden, und treffen zwei feindliche Schiffe in einem neutralen Hafen zusammen, so darf, wenn der eine Gegner den Hafen verläßt, der andere erst nach 24 Stunden folgen. So war es in Havanna im November 1870, als der deutsche Kreuzer „Meteor“ mit dem französischen „Bouvet“ zusammentraf, so in Vigo, wo die deutsche „Augusta“ 1870 Schutz suchte, so in Tschemulpo, wo die russischen Schiffe „Warjag“ und „Korejetz“ hinausdampften, um sich draußen dem Gegner zu stellen. Immer und von allen sind diese Gesetze als bindend anerkannt worden; einzig und allein die Japaner haben im Dezember 1904 im Hafen von Tschifu mitten unter neutralen Handelsdampfern ein beschädigtes russisches Torpedoboot vernichtet.

Erwähnt sei noch, daß der Erste Lord der britischen Admiralität, Winston Churchill, im Unterhause die Vernichtung des deutschen Hilfskreuzers mitgeteilt und dabei seiner Genugtuung darüber Ausdruck gegeben hat, daß dieses Schiff vernichtet sei, dem es mit nur sehr wenigen anderen gelungen sei, nach Beginn des Krieges die hohe See zu gewinnen. Bei der Veröffentlichung der Rede Churchills ist aber in sehr bezeichnender Weise der Ort der Vernichtung des Hilfskreuzers weggelassen worden und ebenso der Name des englischen Kreuzers, der ihn in den Grund bohrte. Man hat also, wie auch nicht weiter zu verwundern, in London trotz allem offenbar ein böses Gewissen. Um so wichtiger ist es, daß die ganze Kulturwelt in Kenntnis gesetzt wird von dem Vorgehen der englischen Flotte, die sich nicht scheut, Granaten in neutrale Gewässer zu schleudern. Jeder Tag zeigt von neuem, daß es für Großbritannien kein anderes Gesetz für die Seekriegführung gibt, als das der eigenen Willkür. Nach den vorliegenden Depeschen ist der größte Teil der Besatzung des „Kaiser Wilhelm der Große“ gerettet. Der „Highflyer“ hatte einen Toten und acht Verwundete. Man sieht daraus, daß der nur schwach bewaffnete Hilfskreuzer des Norddeutschen Lloyd, ein Schiff, das sonst nur Passagierfahrten zwischen Bremen und New York ausführte, sich gegen den ihm weit überlegenen englischen Gegner tapfer zur Wehr gesetzt hat. —

Die österreichisch-ungarische Flotte hatte am Morgen des 16. August Gelegenheit, zu zeigen, welcher Geist sie beseelt. Freilich währte es auch hier wieder einige Zeit, ehe man erfuhr, was sich an jenem Sonntagmorgen auf der Adria zugetragen hatte. Die Sieger hatten ihr Zusammentreffen mit den Schiffen unserer Verbündeten im Adriatischen Meere als eine Seeschlacht bezeichnet und den Ruhm der französischen Flotte in alle Winde posaunt. Wie armselig dieser Ruhm war und einen wie unvergleichlichen Heldenmut die Besiegten an den Tag legten, konnte man bald darauf aus den Darstellungen von Augenzeugen der „Seeschlacht“ auf dem Mittelländischen Meere ersehen, wo der österreichisch-ungarische kleine Kreuzer „Zenta“ gegen etwa fünfzigfache Übermacht kämpfte und nach todesmutiger Verteidigung einen ruhmvollen Untergang fand (hierzu die Kunstbeilage).

An jenem Morgen lag zur Aufrechterhaltung der Blockade bei Kap Menders an der montenegrinischen Küste der genannte kleine Kreuzer „Zenta“, 2350 Tonnen groß, Kommandant Fregattenkapitän Pachner, und der 400 Tonnen große Torpedobootzerstörer „Ulan“ unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Pamfili. Um sieben Uhr fünfundvierzig Minuten wurde letzterem gemeldet, daß im Südwesten vier Rauchsäulen sichtbar seien. Sofort fuhr er zu der sechs Seemeilen nördlich liegenden „Zenta“, von deren Krähennest sich bereits sechs große, offenbar feindliche Schiffe ausmachen ließen. Gegenüber solcher Übermacht war das klügste die schnellste Rückkehr in den nächsten Hafen. „Also mit Volldampf nach Cattaro“, befahl denn auch Kommandant Pachner. Das geschah. Aber bald zeigte sich, daß demselben Ziel auch eine ganze feindliche Flotte zustrebte, denn die beiden Kurse näherten sich einander. In rascher Aufeinanderfolge wurden immer mehr feindliche Schlachtriesen sichtbar, an der Spitze mit übergroßen Flaggen einer vom Typ des „Courbet“ (23 500 Tonnen), dem mehrere von der „Danton“-Klasse (18 400 Tonnen) folgten. Das Spitzenschiff befand sich sogar schon weiter gegen Norden als die „Zenta“. Deren Schicksal war damit besiegelt. An Geschwindigkeit (20 Seemeilen in der Stunde) waren ihr die Gegner gleich, wenn nicht überlegen, und nun gar die Bestückung! Acht 12-cm-Kanonen gegen mindestens ein halbes Hundert 30,5-cm-Geschütze und vielleicht die dreifache Anzahl vom 24—14-cm-Kaliber! Kein Mensch hätte es unter diesen Umständen dem Kommandaten verübelt, wenn er sein Schiff auf den Strand laufen ließ, die Mannschaft landete und das Fahrzeug durch Sprengung vernichtete. Aber Kapitän Pachner war aus festerem Holz geschnitzt. „Ich nehme den Kampf mit der feindlichen Flotte auf“, lautete der letzte Funkenspruch, den die Küstenstation von ihm auffing. Mit einem Heldenmut ohnegleichen kehrte er den Bug der „Zenta“ gegen den mehr als fünfzigfach überlegenen Feind, der bereits aus 7—8 Kilometer Entfernung das Feuer aus seinen mittleren Kalibern eröffnet hatte. Nicht lange, da brauste eine wahre Hölle von berstenden Granaten auf das kleine Fahrzeug. Aus sämtlichen Rohren erwiderte dieses das Feuer, bis es um neun Uhr von dichten Rauchwolken eingehüllt war. Was weiter mit ihm geschah, erfuhr man nur auf Umwegen über das Ausland. So soll sich ein französischer Offizier, angeblich vom „Edgar Quinet“ (14 100 Tonnen) zu einem italienischen Berichterstatter geäußert haben: „Wir trauten unseren Augen nicht, als der Zwerg mit Volldampf auf uns lossteuerte, und vergaßen darüber fast zu feuern. Dann konnte er uns freilich nicht lange widerstehen; aber in unsere Zufriedenheit über jeden Treffer mischte sich doch schrankenlose Bewunderung für diese Helden, die auf ihrer Todesfahrt noch möglichst viele von uns mitzunehmen strebten. Als schon alle Deckbauten weggefegt waren und dichter Qualm das Achterteil einhüllte, feuerten sie mit einem halb demontierten Buggeschütz unentwegt weiter, bis schließlich die Fluten über den Untergehenden zusammenschlugen.“

Dem Torpedobootzerstörer erging es besser, dank seiner weit größeren Geschwindigkeit von 30 Seemeilen in der Stunde und dem Umstand, daß die französische Flotte durch häufige Formationsänderung Weg und Zeit verlor. Auch der „Ulan“ wurde bereits aus 7—8 Kilometer Entfernung mit mittlerem Kaliber beschossen und war schließlich fortdauernd durch Lagen der feindlichen Schiffe vollkommen überdeckt. Durch die vielen Wassergarben der in nächster



Der kleine österreichisch-ungarische Kreuzer „Zenta“ und der Torpedobootzerstörer „Ulan“, die am Morgen des 16. August in heldenmütiger Weise den Kampf mit der übermächtigen französischen Flotte im Adriatischen Meer aufnahmen, wobei die „Zenta“ sank.

Nach einer Originalzeichnung von Harry Heußer.




**Verfolgung der russischen Armee nach der Schlacht bei Tannenberg.**
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

26



Russische Gebirgsartillerie.

Nähe aufschlagenden Granaten verlor er völlig die Aussicht auf die „Zenta“; eine solche Garbe dicht vor dem Bug überschwemmte die Kommandobrücke derart, daß schriftliche Aufzeichnungen über den Verlauf des Gefechtes unmöglich wurden. Doch hatte auch der „Ulan“ inzwischen das Feuer aufgenommen; er sandte im ganzen 348 Schüsse gegen den Feind, bis dieser von ihm abließ, und das Schiff in den Hafen von Cattaro einfahren konnte. Es war nicht von einem einzigen Geschoß richtig getroffen, sondern nur von unzähligen Sprengstücken von der Größe eines Fünfkronenstückes, die aber die Bleche nicht durchschlugen und auch niemand verwundeten.

Von der „Zenta“ retteten sich rund 150 Mann, darunter ein Drittel Verwundete, der Kommandant und 13 Offiziere an die montenegrinische Küste, wo sie Kriegsgefangene wurden. Von den französischen Riesen wurden vier beschädigt, davon einer so schwer, daß er nach italienischen Angaben später mit starker Schlagseite fuhr. Also ist das Blut der Edlen nicht umsonst geflossen, die „Zenta“ nicht vergebens auf den Grund gegangen. Mit Recht ließ sich in bezug auf das geschilderte Gefecht die „Korrespondenz Wilhelm“ vernehmen: „Vom Geiste Tegetthoffs beseelt, wagte es diese Nußschale, sich im offenen Meere mit fünfzigfacher Übermacht in einen Kampf einzulassen, bestrebt, dem Feinde, auch den sicheren Untergang vor Augen, möglichst viel Schaden zuzufügen. Dies scheint dem kleinen Kreuzer und seiner heldenhaften Besatzung gelungen zu sein. Die französischen Schiffe erlitten durch die wackere ‚Zenta‘ Beschädigungen, wenn sich auch deren Größe nicht einmal annähernd bestimmen läßt. Diese in der Geschichte unserer Flotte unvergängliche Tat zeigt, von welchem Geiste die k. und k. Marine beseelt ist.“

(Fortsetzung folgt.)

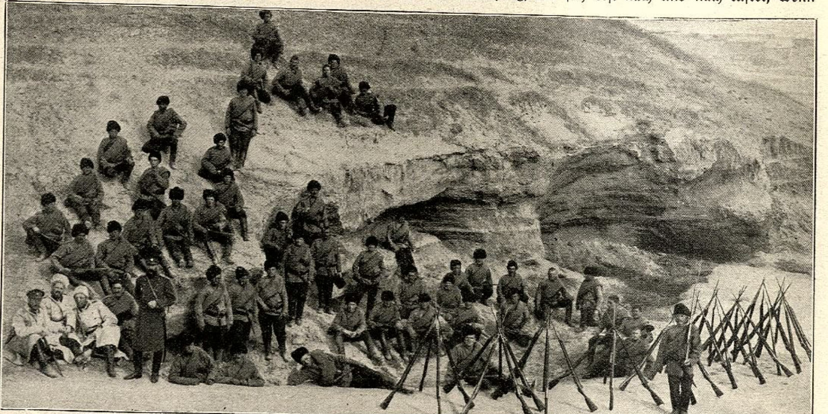
# Illustrierte Kriegsberichte.

## Etwas von der russischen Armee.

Von Univ.-Prof. Dr. J. Haller, Tübingen.

(Hierzu die Bilder Seite 173/175.)

Wenn ein Krieg beginnt, so ist zunächst jede Armee bis zu einem gewissen Grade eine unbekannte Größe. Meist hat sie schon seit längerer Zeit nicht mehr Gelegenheit gehabt, zu zeigen, was sie im Ernstfall leistet. Ihr Friedenszustand, ihre Manöver können davon immer nur ein sehr unvollkommenes Bild geben. Daher denn die großen Überraschungen, die fast jeder Krieg bisher gebracht hat. Kommt dazu noch, daß das Land selbst fremdartig und wenig bekannt ist, so steht die Laienwelt wohl zunächst wie vor einem Vorhang, der sich erst nach und nach lüftet, wenn



Truppen vom 8. Ostsibirischen Schützenregiment.





Phot. Leipziger Presse-Büro.

Russische Artillerieoffiziere im Feldlager an der ostpreußischen Grenze.

die Tatsachen zu sprechen anfangen. So standen auch wir vor zwei Monaten, als der Krieg mit Rußland begann, der russischen Armee gegenüber. Man wußte, daß sie ungeheuer sei an Zahl; aber wie groß sie eigentlich sei — nicht einmal das ließ sich genau feststellen. Die Angaben darüber gehen sehr weit auseinander. Nach deutschen Quellen hätte das Zarenreich eine aktive Feldarmee (mit Einschluß der Reserve) von 3 655 000 Mann, nebst einer Landwehr zweiten Aufgebots von 2 580 000. Nach der „France militaire“, die man in diesem Falle für gut unterrichtet halten sollte, betrüge die gesamte Kriegsstärke schätzungsweise nur 2 400 000 Mann. Die Widersprüche erklären sich zum Teil aus dem tiefen Geheimnis, mit dem alle militärischen Dinge in Rußland umgeben werden, zum Teil aber auch wohl daraus, daß zwischen dem, was sein soll, und dem, was ist, der Unterschied dort recht groß zu sein pflegt. Lassen wir die Zahlen auf sich beruhen; jedermann weiß, daß die Masse im modernen Krieg noch weniger entscheidet als früher. Eine Million, die schlecht geführt wird, kann bei den heutigen Waffen und der natürlichen Schwierigkeit der Verpflegung unter Umständen leichter vernichtet werden als eine zehnmal kleinere Truppe. Entscheidend ist mehr denn je die Tüchtigkeit, dieses Wort im weitesten Sinne genommen: Soldatenmaterial, Ausbildung, Bewaffnung, Führung und — zuletzt, aber vor allem — der Geist. Und da gibt uns gerade die russische Armee ein Rätsel auf, dessen Lösung auch nach den großen Schlachten der letzten Wochen noch nicht gefunden ist.

Eigentlich hätte man gerade diese Truppe besser kennen sollen als jede andere, denn sie hat ja erst vor zehn Jahren gefochten. Aber die Erfahrungen des japanischen Krieges dürfen nicht mehr zur Grundlage des Urteils genommen werden, denn seitdem hat sich in Rußland wie in anderen Dingen so auch in der Armee vieles geändert. Ihre schlechten Leistungen auf den mandschurischen Schlachtfeldern, die allerdings von der Kritik wesentlich der verkehrten Führung zur Last gelegt wurden, hatten in Rußland selbst tiefen Eindruck gemacht, und sofort nach dem Friedenschluß begann die Reformarbeit. Sie wurde zunächst einem Obersten Kriegsrat übertragen, an dessen Spitze der jetzige Oberkommandierende, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, stand. Diese hohe Kommission leistete nichts. Erst als die Duma sich 1908 der Sache annahm und mit dem Kriegsminister Ssuchomlinow Hand in Hand den Großfürsten „absägte“, kam Zug in die Sache. Seitdem ist eine gründliche Neuordnung des ganzen Heerwesens — man scheut sich zu sagen: durchgeführt worden; denn wirklich durchgeführt wird in Rußland nicht so leicht etwas — aber doch ins Leben gerufen. Die Einrichtungen sind zum Teil noch ganz neu; eine der wichtigsten zum Beispiel, das Wehrpflichtgesetz, ist erst seit kaum zwei Jahren in Kraft; anderes, wie der Bau der strategischen Bahnen nach der Westgrenze, zu denen Frankreich bekanntermaßen das Geld hergab, ist erst begonnen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein russisches Kosakenregiment beim Abzug durch eine ostpreußische Grenzstadt.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Gefangene von der Njemenarmee werden nach den deutschen Festungen abgeführt.




**Die Niederlage der Serben im Kampf an der Save.**
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

Man kann sich also nicht wundern, wenn die Leistungen im Kriege recht ungleich ausfallen. Die Armee ist eben in der Mauserung begriffen; neben Veraltetem, Unbrauchbarem, das noch nicht ganz überwunden ist, steht Neues, Ungewohntes, das sich noch nicht hat einleben können.

Nehmen wir zunächst den Soldaten. Er ist zu allen Zeiten und von allen fremden Beurteilern sehr gerühmt worden, und er besitzt in der Tat ausgezeichnete Eigenschaften. Bedürfnislos, ausdauernd, willig, gehorsam, nicht leicht zu entmutigen — ein bequemes, zuverlässiges Instrument in der Hand des Führers. Aber es fragt sich doch, ob damit schon alle, ob auch nur alle wichtigsten Eigenschaften erschöpft sind, die heute den wirklich guten Soldaten ausmachen. Jedenfalls stehen den angeführten Vorzügen gewisse Mängel gegenüber, die man nicht gering schätzen darf: Unwissenheit — 75 Prozent des russischen Volkes sind Analphabeten! — Langsamkeit, Unselbständigkeit sind die auffälligsten. Sodann ist es oft erprobt worden, daß der Russe in der Verteidigung mehr leistet als im Angriff. Er ist eben alles eher als schneidig. Auch Ordnungsliebe, Sauberkeit und Pünktlichkeit kann man ihm nicht nachrühmen. Als es sich um die Einführung des Magazingewehrs handelte, wurde das Bedenken ernsthaft geltend gemacht, ob dieses Instrument nicht zu hohe Anforderungen in bezug auf Pflege und Handhabung an die Truppen stelle. Nach manchem, was man seitdem hörte, scheint das Bedenken nicht ganz unbegründet gewesen zu sein. Daß die Schießleistungen befriedigen, ist bisher noch nicht behauptet worden. Ein wirklich guter Schütze war der Russe in früheren Zeiten jedenfalls nicht. Alles in allem dürfte die Passivität des Volkscharakters auch im Heere als ein starkes Hemmnis sich geltend machen. Im zähen Behaupten der eingenommenen Stellung sucht der russische Soldat gewiß seinesgleichen, aber im Angriffsgefecht, zumal in unebenem Gelände, ist der russische Infanterist dem deutschen oder französischen nicht entfernt zu vergleichen.

Von der Kavallerie ist wenig zu sagen. Sie ist weder gut ausgebildet noch gut bewaffnet. Nur die Garde macht eine Ausnahme. In ihr gibt es Regimenter, die glänzend beritten sind und tadellos reiten; oder vielleicht müssen wir sagen: es gab sie, denn zurzeit sind von ihnen kaum mehr als dürftige Überreste noch vorhanden, bei Tannenberg haben sie ihr Massengrab gefunden. Die Kavallerie der Linie hat weder gute Pferde noch gute Reiter. Es rächt sich da, daß der Russe von Natur gar kein Verhältnis zum Pferde hat: er pflegt es schlecht und versteht nicht mit ihm umzugehen. Vollends die Kosaken kommen als Gefechtstruppe kaum in Betracht. Diese Halbsoldaten, die im Frieden über weite Strecken Südrußlands und Sibiriens als Ackerbürger auf Staatsländereien in einer Art kommunistischer Wirtschaftsgemeinschaft leben und sich bei der Kriegserklärung plötzlich in leichte Kavallerie verwandeln, wurden schon im japanischen Kriege von sachkundigen Beurteilern nicht ganz ernst genommen. Wehrlose Volksmassen niederzureiten, Dörfer anzuzünden und dergleichen Heldentaten zu verrichten, sind sie sehr geeignet, aber fechten können sie nicht, nicht einmal aufklären, weil sie dafür zu dumm und unwissend sind. Die übrige Linienkavallerie leidet an mangelhafter Bewaffnung und Ausbildung. Nur das erste Glied hat Lanzen (wie in Frankreich); das Dragonergewehr, das der Mann über dem Rücken trägt, ist minderwertig und die Ausbildung im Schießen mangelhaft. Es ist eben nicht möglich, aus dem rohen Klotz, den der russische Rekrut darstellt, in der vorgeschriebenen Zeit einen Reiter zu machen, der auch infanteristisch in einer den modernen Ansprüchen genügenden Weise ausgebildet wäre.

Den größten Wert hat man in neuerer Zeit auf die Artillerie gelegt. Sie war früher die schwächste Seite der ganzen Armee — es gab vor 20 Jahren Batterien, die im



Probeschießen keinen Treffer erzielten — und sie ist heute, wie die Augenzeugen übereinstimmend berichten, die beste Truppe des russischen Feldheeres. Aber der deutschen Rivalin scheint sie doch nicht entfernt gewachsen zu sein. Ihr Kaliber ist kleiner — die Haubitze hat 12 Zentimeter Durchmesser gegen 15 — ihr Geschoß schwächer und unsicherer und die Feuertechnik nicht auf der Höhe. In den ostpreußischen Schlachten hat sie gegen unsere Artillerie nirgends aufzukommen vermocht.

Wer den russischen Soldaten lobte, hat stets den Ton darauf gelegt, daß er in der Hand von tüchtigen Führern Ausgezeichnetes leiste. An diesen tüchtigen Führern hat es aber im russischen Heere von jeher gefehlt und fehlt es noch heute. Der russische Linienoffizier ist entschieden minderwertig. Schlecht bezahlt, infolgedessen schon sozial untergeordnet, meist ganz ungebildet, führt er in der Mehrzahl ein ödes Kommißleben, abseits der guten Gesellschaft, nicht selten in Liederlichkeit und Laster.

Ausnahmen gibt es gewiß auch hier, einzelne Männer, die bescheiden und aufopfernd ihre Pflicht tun; aber sie bestätigen die Regel. Die Duma hat eine Wurzel des Übels richtig erkannt und auszureißen versucht, indem sie die Bezüge erhöhte. Aber die Maßregel ist erst in neuester Zeit erfolgt und kann noch keine Wirkung getan haben.

So darf man getrost sagen, daß in der russischen Armee nur die Offiziere der Garde, zu der sich die besseren Stände drängen, ungefähr dem Begriffe entsprechen, den man sich in westlichen Ländern von diesem Stande macht.

## Die Übergabe der Festung Longwy.

(Hierzu die Bilder auf Seite 166 und 168/169.)

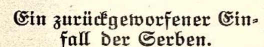
Von einem Kriegsteilnehmer, der der Übergabe der französischen Festung Longwy beiwohnte, erhalten wir die folgende Schilderung des historischen Vorgangs:

Gestern, am 26. August, erlebte ich wohl meinen größten historischen Tag, und zwar die Übergabe der Festung Longwy, die mit großer Tapferkeit seitens der Franzosen verteidigt worden war. Gegen zwölfeinhalb Uhr kam unser Hauptmann Richter zu uns, um im Auto mit einem Befehl nach Halangy zu fahren. Wir nahmen an, daß der Befehl den Sturm auf Longwy betraf. In Halangy angekommen, fuhren wir sofort beim Kommandanten vor. Während der Verhandlungen unseres Hauptmanns mit dem dortigen General kam ein Artilleriehauptmann auf einem Auto angesaust und rief schon von weitem: „Exzellenz, Longwy will sich ergeben und bittet um Verhandlungen am Wasserwerk vor der Festung!" Sofort wurden sämtliche verfügbaren Autos von Offizieren bestiegen. In unserem Auto nahm unser Hauptmann Richter und einer der drei in Halangy anwesenden Generale mit zwei Stabsoffizieren Platz. Nach einer sehr anstrengenden Fahrt kamen wir gegen zwei Uhr am Wasserwerk vor Longwy an. Gleichzeitig mit dem Aufbruch des Kommandos war der Befehl erteilt worden, die Pferde zu satteln und zwei vollständige Sanitätskolonnen in der Richtung auf Longwy vorzuschicken. Am Wasserwerk angekommen, erwarteten uns von französischer Seite ein Major und ein Sergeant, der als Dolmetscher diente. Die Verhandlungen zogen sich fast zwei Stunden hin und wurden wegen des einsetzenden Regens im Auto geführt. Die Ausfertigung des Übergabeprotokolls erfolgte in deutscher und französischer Sprache. Die Franzosen schienen von uns eine sehr schlechte Meinung zu haben, denn sie bestanden darauf, daß in das Protokoll eine Bestimmung aufgenommen werde, wonach allen gefangenen Franzosen ihr persönliches Eigentum sowie das Bargeld außer den Waffen zugesichert werden sollte. Unsere Generale versicherten dem gegenüber, daß wir doch keine Räuber seien und das persönliche Eigentum auch so achteten, eine solche

Bestimmung also überflüssig erscheine. Trotzdem wurde sie zum Überfluß mit in das Protokoll aufgenommen. Ebenso machte die Freigabe eines deutschen Ulanenoffiziers, der bei einem Patrouillenritt von den Franzosen gefangen genommen worden war, einige Scherereien. Die Übergabebedingungen waren wohl die üblichen. Die in der Festung befindlichen Soldaten, deren Zahl man auf 3300 angab, wurden Gefangene. Die Papiere der Festung bleiben bis auf weiteres in unserem Besitz. Um fünfeinhalb Uhr sollte die Übergabe der Festung erfolgen. Schon während der Verhandlungen rückten unsere Sanitätskolonnen mit ihren Tragbahren in die Festung ein, nachdem zuvor unsere Pioniere einen einigermaßen gangbaren Weg gebahnt hatten. Gegen 600 Verwundete wurden zunächst herausgeschafft, darunter auch sechs deutsche verwundete Ulanen und Dragoner, die von den Franzosen gefangen genommen worden waren. Die Freude der Leute, wieder deutsche Kameraden begrüßen zu können, war natürlich groß. Inzwischen waren unsere in der Nähe liegenden Regimenter heranmarschiert und hatten Aufstellung genommen, die Musik an der Spitze. Unser ganzer Stab begab sich an den Eingang zur Festung, wo die Gefangenen ihre Waffen niederlegen mußten. Den Schluß bildete der Kommandant der Festung mit seinem Sekretär und einem Diener. In Gegenwart des Kommandierenden Generals Exzellenz v. K. übergab der französische Festungskommandant unserem Hauptmann Richter seinen Degen. Nach Auswechslung einiger anerkennender Worte über die mutvolle Verteidigung wurde dem Kommandanten eröffnet, daß er uns als Gefangener zu folgen habe. Im Auto ging es nun nach ...., wo der gefangene Kommandant dem Kronprinzen übergeben werden sollte. Gegen achteinhalb Uhr trafen wir beim Oberkommando in .... ein. Hier hatten sich bereits viele Offiziere versammelt, und auch die Bevölkerung war zusammengeeilt, da die Übergabe der Festung inzwischen bekannt geworden. Bald darauf erschien auch unser Kronprinz. Nach kurzer Rede erfolgte nunmehr die Übergabe des Degens des Kommandanten und der Festungspapiere an den Kronprinzen, der mit einigen höflichen Worten dem Kommandanten den Degen zurückgab, was den französischen Kommandanten sichtlich ergriff. Unsere Regimenter und vor allem unsere Artillerie haben vor Longwy heldenmütig gekämpft.



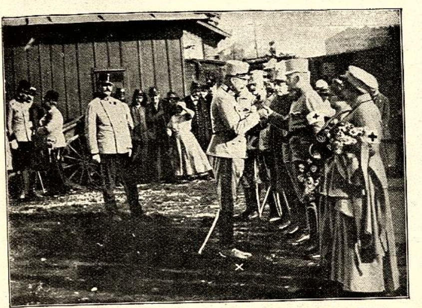
Übersichtskarte des österreichisch-serbischen Kriegschauplatzes.

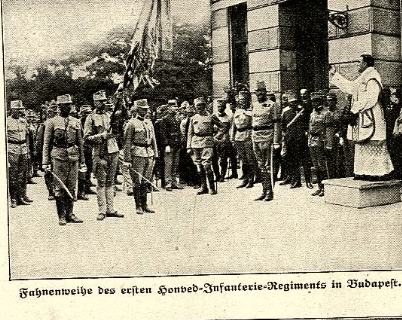

## Ein zurückgeworfener Einfall der Serben.

(Hierzu das Bild Seite 176/177 und die Karte Seite 178.)

Österreich-Ungarn hat mit Rücksicht auf die Lage in Galizien schon Mitte August seinen Kriegsplan ändern müssen. Zahlreiche Truppen, die ursprünglich die Aufgabe hatten, gegen Serbien vorzugehen, wurden von den südlichen Grenzen zurückgezogen und nach Galizien geführt. Dort waren Deutschland und die Monarchie durch die überraschend großen und — was noch mehr überraschte — vortrefflich ausgerüsteten Heerscharen der Russen arg gefährdet. Mit Recht hat man im Deutschen Reich diesen Entschluß des österreichisch-ungarischen Oberkommandos freudig begrüßt und ihn als ein Zeichen besonderer Treue aufgefaßt. Wußte man doch, daß die Monarchie durch die Zurückziehung der Truppen vom serbischen Kriegschauplatz auf Lorbeeren und Triumphe, die sie sonst jetzt schon längst geerntet haben würde, verzichtete, ja mehr als das, um der Bundespflicht voll zu genügen, sogar ihre südlichen Gebiete selbst einer gewissen Gefahr aussetzte.

Die Serben erfuhren bald die neue Lage der Dinge. Ihr Feind stellte, wie sie sahen, sein Vorgehen ein, ja gab sogar vielfach das schon Gewonnene wieder her, räumte freiwillig Stellungen, die er vorher mit großer Tapferkeit und manchem Blutstropfen erobert hatte. Bedenkt man, daß gleichzeitig der russisch-französische Lügenapparat vom siegreichen Vordringen der Soldaten des Zaren zu melden sich erdreistete, so wird man es begreiflich finden, daß die Serben selbst zum Angriff überzugehen sich entschlossen. Das alte Wort, daß der Hieb die beste Abwehr ist, galt für sie doppelt, denn in ihrem Lande herrschten schon damals Elend, Hunger und Krankheit, und nichts lag daher den Serben näher, als mit aller Macht herauszudrängen, den Kampf in die Gebiete der Monarchie zu verlegen, wo die Verkehrsmittel, die Straßen und Wege weit besser, die Bevölkerung reicher, die Scheunen und Vorratskammern

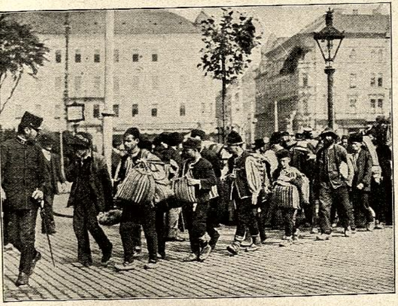

Erzherzog Franz Salvator verabschiedet sich von den Ärzten und Offizieren des Roten Kreuzes vor ihrer Abfahrt aus Wien nach dem Kriegschauplatz.


Fahnenweihe des ersten Honved-Infanterie-Regiments in Budapest.



Abschied der nach Galizien fahrenden ungarischen Soldaten.


Rückkehr leichtverwundeter ungarischer Soldaten nach der Schlacht bei Lemberg.

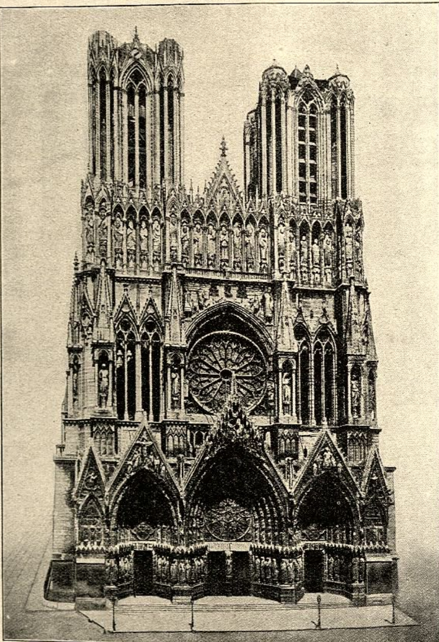

Ankunft serbischer Kriegsgefangener in Budapest.


Gefangene verwundete algerische und französische Soldaten.

(Photographien von der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.)

unvergleichlich voller sind als in Serbien, dem öden Heimatland.

Die serbischen Ausfälle umfassen die ganze Linie von der Mündung der Drina in die Save bis gegen Semendria an der Donau. Nach kurzen Gefechten wurden aber die Serben stets von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückgeschlagen, wobei jene zum Teil schwere Verluste erlitten. Eine außergewöhnlich große Niederlage hatten die Serben im Raume Jarak—Mitrowitza zu verzeichnen, wo die zu den besten serbischen Truppen zählende Timokdivision, die sich auch in den Balkankriegen ausgezeichnet hatte, beinahe ganz vernichtet worden ist. Die Timokdivision hatte schon in den Kämpfen bei Waljevo große Verluste erlitten. Am 5. September wagte sie trotzdem in der Stärke von über 12 000 Mann unter dem Kommando des Generals Stefanowitsch einen Vorstoß über die Save, der scheinbar gegen das von Schwaben bevölkerte südungarische Städtchen Ruma gerichtet war. Die Serben setzten bei Klenak, Jarak, Progor und Kuwinowa in kleinen Gruppen auf Kähnen über die Save, während bei Mitrowitza und Djakowo kleinere Übergänge auf Schiffbrücken erfolgten. Die österreichisch-ungarischen Truppen erhielten rechtzeitig von den Absichten der Feinde Kenntnis und verstanden es, sich im Halbkreis eine starke Stellung zu verschaffen, die bis zuletzt dem anrückenden Feind geschickt verborgen werden konnte. Da die serbischen Aufklärungstruppen bis über einen Kilometer weit auf keine Gegner stießen, wurde der Übergang der ganzen Timokdivision vollzogen. Da erfolgte aber mitten in der Nacht ein starker Zusammenstoß. Die Serben, die Feldgeschütze und Maschinengewehrabteilungen mit sich geführt hatten, wurden von der österreichisch-ungarischen Artillerie unter ein furchtbares Feuer genommen. Die Entscheidung fiel erst im Laufe des 6. September. Gegen zehn Uhr vormittags, als die Serben die Save schon überschritten hatten, wurde der Kampf von seiten der k. u. k. Truppen ernstlich aufgenommen. Zum Hauptkampf kam es gegen vier Uhr nachmittags. Ein heldenhaftes Ringen begann, und nach dreistündiger Dauer war der Kampf zugunsten der Österreicher und Ungarn entschieden. Die Niederlage der Serben war eine ungeheure; 5000 Mann wurden gefangen genommen, der Rest getötet oder verwundet. Nur wenigen war es beschieden, sich schwimmend über die Save zu retten.



Die Kathedrale von Reims.



## Das Heldengrab bei Pewlingen.

Still liegt das Lothringer Land. Drei Tage sind vergangen, seit die Schlacht über diese schmalen Höhenzüge und durch die weite Ebene wogte. Drei Tage, drei Nächte — und man merkte kaum, daß Tag und Nacht wechselten. Es ist, wie wenn das Lothringer Land sich besänne, wie wenn es jetzt dazu erwachte, die großen, starken, gewaltigen Eindrücke dieser Tage vom 19. bis zum 21. August in sich zu sammeln; dieser Tage, die es nie vergessen wird. Die Wunden, die ihm dieser Krieg schlug, werden heilen. Wo Deutschlands Söhne fielen, spielen heute Lothringer Kinder, die vergaßen, daß die Mütter weinten und daß die Greise mit erschreckten Augen in das Dunkel der Keller starrten, über die die Schlacht hinwegraste. Aber diese Kinder werden Männer sein, und die Söhne derer, die auf der Walstatt blieben, werden groß werden. Wie ein ewig kraftgebender Quell ist Deutschlands Jugend, die einmal wieder bauen wird, was dieser Sommer niedertrat. — Aber vergessen kann das Land nicht. Von Höhe zu Höhe trug der Sieger die wehenden Fahnen. Hier warf Deutschland seine starke, lachende Jugend dem Feind entgegen, und obgleich Ströme von Blut flossen: Lothringen, das vor vierundvierzig Jahren deutsche Tapferkeit zurückeroberte, Lothringen wird deutsches Land bleiben.

Als die Reiterscharen über die Felder stürmten, brausend, wie ein schwellender Waldbach, westwärts zur Grenze hin, und hintendrein die Infanterie, und unsere Batterien die donnernden Grüße über die verfolgenden Bataillone dem fliehenden Feinde nachsandten, rief's von Höhe zu Höhe: Viktoria! Und ganz Deutschland stand auf und grüßte die Tapferen, die in dreitägigem Ringen Lothringen reingefegt hatten und dann jenseits der Grenze standen, eiserner Wall, lebendige Mauer, Grenzwacht an den Hängen der Vogesenberge.

Die stille lagen in den Feldern, die Opfer dieser blutigen Tage, trug man dorthin zusammen, wo an einem der Geländerücken hin die Straße von Mörchingen aus südwestwärts zieht, Dieuze zu. Hart am Straßenrand, bei dem Dorf Pewlingen, liegt das Grab, in dem die Helden des Tages von Mörchingen, von Conthil, von Vergaville Ruhe fanden; und eingestreut in die Lothringer Lande, bei Dieuze, bei Delme, auf den Höhen, von denen man weit nach dem Westen hin und weit nach Osten sieht, sind die vielen Gräber; deutsche Jugend von der Elbe, aus Sachsen, von den bayrischen Wäldern, aus der lustigen Pfalz, aus den Tälern bei Kolmar und vom Schwarzwald, schläft hier. Im Sturm fand sie die Kugel, während sie jeden Fußbreit des Lothringer Landes wie die Löwen zurückeroberten. Siegend gaben sie ihr Blut. Deutsche Erde hat's getrunken. In deutscher Erde ruhen sie: siegende Helden, die wir segnen, und deren Deutschland nie vergessen wird.

Einmal wird dort auf der Höhe ein Denkstein stehen und auf dem Stein die Namen derer, die hier schlafen. Und aus allen deutschen Gauen werden die Pilger kommen, ein langer Zug derer, die das Beste dem Vaterland gaben: ihre Söhne! Auf dem Hügel, den ein Kreuz schmückt, liegen Blumen und schnell gewundene Kränze; Blumen, die in den bescheidenen Gärten stiller Dörfer blühten. Lothringer Kinder kommen und bringen den Toten den Gruß derer, die leben, Kinder, die wissen, daß ein jeder von denen, die schlafen, eine Mutter hatte, und die wissen, daß man Helden ehren muß und nie ihrer vergessen darf.

Während ich dort oben stand, am Grab, das im hellen



Einzug deutscher Husaren in Reims.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Licht eines sonnigen Septembertags lag, stand eine Frau am Grab; Blumen hielt sie in Händen, und Tränen, stille Tränen tropften langsam auf die Blumen herab, die sie tranken wie Morgentau. Einer, dessen Name in den Listen der Toten steht, war vor sechs Wochen fortgezogen, dem Ruf des Vaterlands folgend, das seine Männer rief. Jetzt lag er hier und schlief mit hundert Kameraden, schlief als einer der Treuen, die ihr junges Leben gegeben haben, damit Deutschlands Fahnen über die Grenze getragen werden konnten. Neben der Mutter stand ich, und als sie die Blumen niederlegte, die sie daheim gepflückt, Gruß der Heimat an ihr Kind, fanden sich unsere Hände, und dies sagte ich der Frau in Trauerkleidern: Unser sind sie, alle, die hier schlafen. Nicht Söhne vieler Mütter. Deutschlands Söhne, Deutschlands Helden. Nimmer wird ihrer vergessen werden. Blumen welken! Ihre Namen aber leuchten heller als dieses Tages strahlende Sonne! Und wenn wir einmal die Glocken hören, die den Frieden einläuten, dann werden Glockenklänge auch über dies Heldengrab gehen: Dank und Gruß an unsere Toten, an unsere tapfere Jugend, an Deutschlands Getreueste, die hier an der Westgrenze die Wacht halten für alle Zeiten.

Während wir Abschied nahmen am Grab, donnerten vom Westen her die Geschütze, deutsche Kanonen, die das eherne Lied singen von deutschen Siegen und deutschen Helden.

## Reims.

(Hierzu die Bilder Seite 180 und 181.)

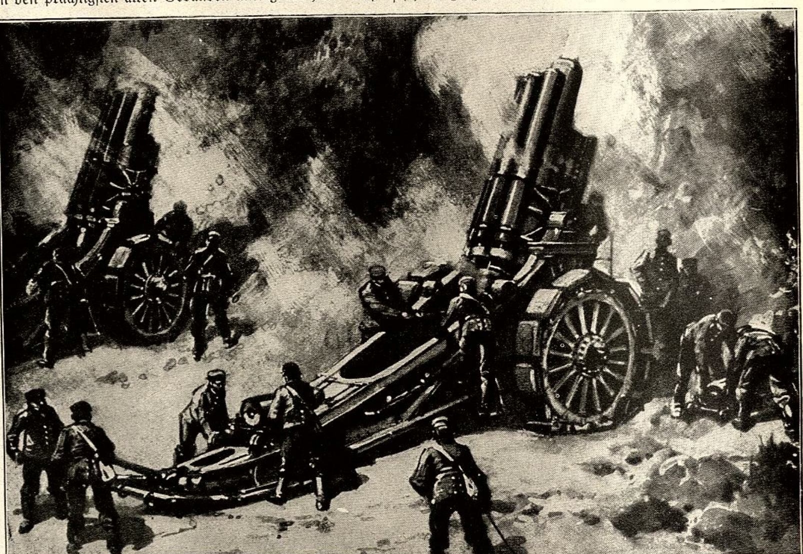
Reims, das die Franzosen durch einen weiten Fortgürtel zu einer mächtigen Festung gemacht haben, ist eine der wenigen Städte, die neben Paris in Frankreich zur Geltung kommen, denn im allgemeinen gilt: Paris ist Frankreich, die Provinz nichts. Reims war durch tausend Jahre Krönungsstadt der französischen Könige. Es hat zwar nicht viel über hunderttausend Einwohner, aber zahlreiche große Straßen und schöne Plätze, eine sehr starke Garnison, wichtige hohe Behörden, eine blühende Tuch- und weltberühmte Schaumweinerzeugung von jährlich etwa zwanzig Millionen Flaschen. Das Wertvollste sind seine zahlreichen von der Römerzeit bis heute bewahrten, zum Teil in den prächtigsten alten Gebäuden untergebrachten Kunstaltertümer, Büchereien, Handschriften usw., vor allem aber die gotische Kathedrale „Notre Dame von Reims", die, vom 13. bis 15. Jahrhundert erbaut, eine der schönsten Kirchen der Welt ist und herrliche Schätze in sich birgt. Es ist unverantwortlich, eine solche Stadt zur Festung zu machen und all diese unersetzlichen Kulturwerte darin zu belassen, denn trotz der dem Deutschen innewohnenden beinahe religiösen Verehrung der Kunst, die ihm deren Schonung zur selbstverständlichen Pflicht macht, treten im Festungskrieg doch leicht Lagen ein, in denen dies zur Unmöglichkeit wird. Und leider ist es auch so gekommen.

Nun muß es ein merkwürdiges Zusammentreffen genannt werden, daß diese bedeutende Stadt am gleichen Tage wie 1870 von unseren Truppen betreten wurde. Es war der sächsische Husarenrittmeister v. Humbracht, der mit mehreren Offizieren und einem halben Dutzend Husaren die kecke Tat vollbrachte, nicht nur festzustellen, ob die von Landeseinwohnern behauptete Räumung der Stadt seitens der Franzosen wahr sei, sondern sogar, nachdem dies geschehen war, die Festung einfach in Besitz zu nehmen.

Gegen neun Uhr abends ritt die Patrouille durch die belebten Straßen in Reims ein, begab sich schnurstracks nach dem Rathause, erklärte dem Bürgermeister in Gegenwart der Stadtvertreter, daß die Stadt hiermit von den Deutschen genommen sei und er sich als Geisel für die Sicherheit der „Besatzung" über Nacht im Sitzungssaale aufzuhalten habe. Während nun die Mannschaften mit den Pferden sich einquartierten, blieb der Patrouillenführer mit einem Offizier und einem Unteroffizier bei dem Bürgermeister und entsandte die zwei übrigen Offiziere zu schleunigster Meldung an Division und Generalkommando.

Unser Bild zeigt die wackeren Sachsen, wie sie im Vollmondlicht an der Kathedrale vorbeiziehen und von den Einwohnern angestaunt werden. Eine Kundmachung des Bürgermeisters hatte diese freilich schon in meisterhaft gewählten Worten darauf vorbereitet, daß deutsche Truppen im Anmarsch seien, gegen die eine würdige Haltung zu bewahren Pflicht eines jeden sei, um Unglück zu verhüten. Und man muß den Bewohnern von Reims die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich in jeder Richtung musterhaft benahmen.

Da es sich indes ergab, daß es nicht möglich war, so schnell größere Truppenmengen heranzuziehen, hielt es die Patrouille für geraten, am Vormittag die Stadt wieder zu verlassen. Als dann die ganze sächsische Brigade v. Suchow anrückte und die Stadt zur Übergabe aufforderte, machte diese Schwierigkeiten. Es kam zum ersten Bombardement, das am 4. September um 8½ Uhr morgens begann, aber nur eine Stunde dauerte, da nunmehr auf dem nördlichen Münsterturm die weiße Fahne erschien. Der angerichtete Schaden war nicht groß, und wiederum kam man mit der Bürgerschaft gut aus.



Steilfeuergeschütze der Fußartillerie, aus gedeckter Stellung feuernd.





Phot. W. Braemer, Berlin.

In die Luft geworfene Panzerdecken eines Forts, die umgekehrt zurückfielen.

Mit den Gefechten auf der Linie Meaux—Montmirail begann dann jener großartig gelungene taktische Rückzug des deutschen rechten Flügels auf die inzwischen meisterhaft verschanzte Linie Aisne—Oise, der sogar das Lob der englischen Presse fand. Dabei mußte auch Reims aufgegeben werden, und die Franzosen rückten wieder ein. Bei einem neuerlichen Vorstoß der Deutschen, die dabei Chateau Brimont nördlich Reims erstürmten, kam es dann zu dem großen Bombardement, das dank den Lügenmeldungen der feindlichen Presse und dem nicht minder verlogenen Protest der französischen Regierung solchen Staub aufwirbelte. Bloß aus Ingrimm darüber, daß sie die Stadt nicht mehr halten konnten, sollen die Deutschen ihre schweren Geschütze auf Stadt und Kathedrale gerichtet und beide in Grund und Boden geschossen haben. Auch hier ist die Wahrheit durchgedrungen. Die Franzosen hatten dicht neben der Kathedrale ihre Artillerie aufgestellt und einen Beobachtungsposten auf dem Münsterturm, obwohl dieser die schützende weiße Fahne trug. Da dieser Posten mit gewöhnlichem Artilleriefeuer nicht zu entfernen war, wurde er durch einen Mörserschuß verscheucht — aber nur durch einen einzigen. Der Schaden, der an dem ehrwürdigen Münster angerichtet wurde, ist trotz des Brandes, der ein größeres Baugerüst verzehrte, doch nicht so schwer, daß die Wiederherstellung ausgeschlossen wäre. Die alte Königshalle der französischen Könige ist freilich zerstört und auch die übrige Stadt nach Berichten von Augenzeugen aus neutralen Staaten arg mitgenommen. Aber befestigte Stadt bleibt eben befestigte Stadt, und wenn die Franzosen ihre Artillerie im Schutz des Münsters auffahren ließen, mußte das zu entsprechenden Gegenmaßregeln führen, was selbst ausländische Blätter anerkannten.

## „Die fleißige Berta".

(Hierzu die Bilder Seite 182 bis 184.)

Wie einem Feldpostbrief zu entnehmen ist, nennen die Stückleute (Bedienungsmannschaften der Geschütze) eine unserer „42er": „die fleißige Berta". Schon im 15. Jahrhundert war es Sitte, den Stücken Namen zu geben. Eines der bekanntesten deutschen Geschütze war „die faule Grete".

Mit den „42ern" meint nun die ganze Welt die 42-cm-Haubitzen, von denen man zuerst nach dem Fall von Lüttich hörte. Sie haben dort und später vor anderen Befestigungen so rasche und gründliche Arbeit geleistet, daß sie wohl das Lob „fleißig" verdienen. Und „Berta" heißt bekanntlich die Erbin des Hauses Krupp, die einen Herrn v. Bohlen und Halbach geheiratet hat. Herr v. Bohlen erhielt aus diesem Anlaß den Namen Krupp-v. Bohlen und Halbach, so daß die Möglichkeit gewahrt bleibt, den Namen Krupp der Nachwelt in lebendigen Vertretern, nicht nur in Gestalt von Geschützen zu erhalten. So wird also Frau Berta Krupp-v. Bohlen wohl oder übel Patin der großen „Hauptbüchse" geworden sein, wie man die schwersten Geschütze unter Herzog Ulrich I. von Württemberg nannte. Daraus wurde „Haubitze", wie wir sie heute wieder nennen.

Über die Feldhaubitzen, von denen es leichte (bei der Feldartillerie) und schwere (bei der Fußartillerie) gibt, werden wir in einem späteren Artikel berichten. Angesichts der Verwendung der schweren Feldhaubitze in diesem Kriege werden voraussichtlich die Benennungen nach dem Friedensschluß geändert werden. „Feld" und „Fuß" waren überhaupt niemals glückliche Gegenüberstellungen. Die Fußartillerie hatte an Steilfeuergeschützen, das heißt solchen, die in hohem Bogen schießen, so daß die Geschosse von hoch oben herunterfallen, außer der 15-cm-Haubitze noch als schwerste Kaliber den 21-cm-Mörser und in einigen Festungen die 21-cm-Haubitze. Diese Geschütze, bei denen also das Geschoß einen Durchmesser von 21 Zentimeter an seinem zylindrischen Teil hat, waren und sind für den Festungskrieg bestimmt, und schwerere führte nur die Flotte einschließlich der von ihr bedienten Küstenwerke.

Nicht viel anders mag es auch in anderen Heeren gewesen sein, so daß die stärksten Festungswerke für genügend gehalten wurden, wenn sie der 21-cm-Mörsergranate widerstanden. Das heißt, einer andauernden Beschießung durch 21-cm-Granaten hätte, wenn diese aus nicht zu großer Entfernung stattfand, schließlich keine Festung standhalten können. Immerhin rechnete man bisher mit Wochen oder Monaten für die Bezwingung energisch verteidigter neuer Festungen.

Da schlug es denn wie eine Bombe ein, als man hörte, Lüttich sei im Sturm von unseren Truppen genommen und die starken Forts durch verhältnismäßig wenige Schüsse unserer 42-cm-Haubitzen in Trümmer gelegt worden. Nicht viel anders ging es bald darauf mit Namur. Die

beiden genannten Maasfestungen wurden vor 20 Jahren nach den Plänen des berühmten Festungsbauers General Brialmont erbaut zu dem ausgesprochenen Zweck, die belgische Neutralität zu schützen, die man damals schon durch Deutschland oder Frankreich für bedroht hielt, weil die deutsch-französische Grenze nach 1871 beiderseits so stark geschützt worden war, daß man von der einen oder anderen Seite ihre Umgehung auf dem Wege über Belgien gewärtigen zu sollen glaubte. Zusammen mit Antwerpen bildeten sie die ganze Hoffnung des belgischen Volkes, das dem persönlichen Kriegsdienst abhold war und lieber viel Geld für teuere Festungen ausgab, als eine kriegsfertige Feldarmee aufstellte. Es war daher schwer zu sagen, ob Wut oder Verzweiflung vorherrschten, als nach dem Kartenhaus der belgisch-englisch-französischen Verschwörung zum Einbruch in Deutschland nun auch noch eine Maasfestung nach der anderen wie ein Kartenhaus zusammengeblasen wurde.

Und wie ging das zu? In aller Stille hatte das Haus Krupp die 42-cm-Haubitzen hergestellt, deren Geschosse also den doppelten Durchmesser der 21-cm-Granate haben. Während jene schon zentnerschwer waren, wiegt in diesen



Die mehrere Meter starke Betondeckung eines belgischen Forts, die ebenso wie die beweglichen Panzertürme durch einen Schuß der deutschen 42-cm-Haubitzen zerstört wurde. Der Schuß drang bis zur Munitionskammer durch, so daß das ganze Fort in die Luft flog.

allein die Sprengfüllung ohne das Stahlgehäuse soviel, und die Geschosse haben annähernd die Höhe eines kleinen Mannes. Auch die Treffsicherheit und die Schußweite eines Geschützes wächst außerordentlich durch Verdopplung des Kalibers. Man kann sie also weit über eine deutsche Meile vom Ziel aufstellen und doch vorzügliche Wirkung haben.

Man ermittelt zunächst mit einem leichteren Geschütz die Entfernung, wobei ein Fesselballon den Beobachter trägt, prüft sie mit einigen Schüssen, und das Zerstörungswerk beginnt. Solch schwere Geschütze haben die Schattenseite, daß sie nicht viele Schüsse aushalten; dann sind sie verbraucht und müssen zum alten Eisen wandern, obwohl ihre Herstellung sehr viel Geld gekostet hatte. Auch mit den Geschossen und dem Pulver muß man sparen, da jeder Schuß aus ihnen ein kleines Vermögen bedeutet. An Zeit rechnet man 10 Minuten für den Schuß beim Geschütz. Daher das „Einschießen“, wie man bei der Artillerie das Ermitteln der Entfernung nennt, mit kleineren Stücken. Ein alter Vers sagt zwar: „Eine jede Kugel trifft ja nicht.“ Aber in der Herstellung genau schießender Stücke ist das Kruppwerk Meister.

Es handelt sich darum, in den Forts die Panzertürme selbst oder ihre unmittelbare Umgebung zu treffen. Die Panzertürme drehen sich, elektrisch und mit hydraulischer Kraft bewegt, rechts und links mitsamt dem in ihnen stehenden Geschütz, wenn dieses mehr Richtung nach der Seite nehmen soll. Die Höhenrichtung nimmt das Geschütz ohne Inanspruchnahme des Turmes. In jedem der größeren Werke von Lüttich und Namur waren, außer anderen, zwei so gepanzerte 21-cm-Geschütze. Wir sehen im Bild (Seite 184) die flache Kuppel aus Gußstahl auf der walzenförmigen Turmwand und das Stahlgehäuse, in dem der Turm sich dreht. Das Stahlgehäuse ist in einen mächtigen Betonklotz eingelassen. Schon früher rechnete man damit, daß der Turm unbrauchbar würde, wenn die 21-cm-Granate unglücklicherweise gerade den empfindlichen Rand träfe. Bei der 42-cm-Granate ist dies nicht mehr nötig. Wir sehen, daß eine solche in den Betonklotz eingedrungen ist, die Hohlräume, in denen die Besatzung lebt, freigelegt, die Stahlschale zerbrochen und den Turm schief gestellt hat. Die Bemannung darf man als durch den Gasdruck getötet annehmen.

Noch schrecklicher hat die Granate auf Bild Seite 183 gehaust. Wir sehen da den Kraftfahrer und den Artillerieoffizier auf dem ebenfalls mehrfach gebrochenen Stahlgehäuse des Turmes stehen, den Turm selbst aber derart herausgeworfen, daß er, das Unterste zu oberst gekehrt, uns die Maschinerie zeigt, auf der der Turm sich drehte. Das mittlere große Loch scheint die Kappe zu sein, mit der das ganze drehbare System auf dem Bolzen aufsaß. Von den beiden Zahnrädern gab das eine dem Turm die wagrechte Drehung, das andere dem Geschützrohr, das zu unterst auf dem Rücken liegend gedacht werden muß, die Höhenrichtung.

An den Panzertürmen, die wir die „edlen Teile“ eines Werkes nennen können, vorbeigehende Granaten sind darum nicht verloren, soweit sie nur nicht das Werk überhaupt fehlen, und das dürfte kaum vorkommen. Sie haben dann statt der „Demontier-“ eine „Demolier-“ oder eine „Breschewirkung“. Eine Bresche entsteht, wenn die Mauer eines Festungswerks so einstürzt und der Wall derart nachrutscht, daß die Sturmkolonnen auch ohne Leitern oder sonstiges Sturmgerät hinaufrennen können. In ähnlicher Weise wurde in anderthalb Tagen Manonviller, das mächtigste französische Sperrfort, vom Bahnhof Deutsch-Avricourt aus bezwungen.

## Ein Vater seinen ausmarschierenden beiden Söhnen.

Von Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Ritter in Kleve.

Ihr ziehet aus — ein Heer von Millionen —
Das alles läßt, was es ans Leben band.
Lebt wohl! Ihr alle steht in Gottes Hand,
Es gilt den heil'gen Kampf fürs Vaterland,
Sein Dank wird Eure Todestreue lohnen.

Wohl Euch, daß Euch das Schicksal hat erlesen,
Mit Euren Brüdern in den Kampf zu ziehn.
Um Weib und Kind laßt alle Sorge fliehn,
Mit Gott voran! Er hilft, vertraut auf ihn.
Zieht hin! — Ihr seid das Liebste uns gewesen.

Zieht hin und nehmet Eurer Mutter Segen
Und Eures Vaters mit ins Feld hinaus.
Wo Ihr auch seid, Ihr wißt ein Elternhaus,
In dem sich im Gebet tagein, tagaus,
Allnachts die Hände ineinander legen.

(Schwäb. Merkur.)




**Einzug der deutschen Truppen in Brüssel.**

**Aufmarsch auf dem Marktplatz vor der Parade. — Links Rathaus, rechts Gildenhäuser.**

Nach einem Originalgemälde von Professor Hans W. Schmidt.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Eine Folge der montenegrinischen Kriegserklärung an Österreich-Ungarn war die Beschießung von Antivari durch unsere Verbündeten. Am 10. August brachte der aus Antivari kommende Dampfer „Brindisi“ die Nachricht, daß am Tage vorher um 8 Uhr 30 früh die Beschießung begonnen hatte. Um acht Uhr waren zwei österreichisch-ungarische Kreuzer erschienen und teilten der Funkentelegraphenstation mit, daß sie nach zwanzig Minuten die Beschießung eröffnen würden. Bald nach Ablauf der gestellten Frist begann das Bombardement, das auf die Gebäude einer Handelsgesellschaft und die funkentelegraphische Station gerichtet wurde. Am 11. August nachmittags wurde über die montenegrinische Küste die Blockade verhängt. Den Schiffen der befreundeten und neutralen Mächte wurde eine vierundzwanzigstündige Frist zum Auslaufen gewährt. Wenige Tage darauf ist nach den Meldungen italienischer Blätter ein britisch-französisches Geschwader in den Gewässern der Adria bei der Insel Zante gesichtet worden.

Wie wenig sich die Engländer aus geschlossenen Verträgen und Vorschriften des Völkerrechts machen, beweist die Erzählung des Schiffskommandanten Kapitän Grimme, der am 27. August mit dem Dampfer des Österreichischen Lloyd „Trieste“, aus Kalkutta kommend, in Fiume eingetroffen war. Der Schiffskommandant erzählte, das Schiff sei am 1. August in Port Said eingetroffen, wo die englische Hafenbehörde trotz des internationalen Charakters des Suezkanals die Weiterfahrt verboten habe. Die Engländer wollten am 5. August den Marconiapparat des Dampfers entfernen und beließen ihn erst dort, nachdem sich der Schiffskommandant ehrenwörtlich verpflichtet hatte, daß er den Apparat nicht weiter benutzen werde. Den in Port Said befindlichen deutschen Schiffen wurden Schwierigkeiten bereitet und ihre Marconiapparate von den Engländern an Land geschafft. Der Dampfer „Derfflinger“ des Norddeutschen Lloyd wurde an der Weiterfahrt dadurch verhindert, daß ihm ein wichtiger Maschinenbestandteil weggenommen wurde.



Phot. A. Kühlewindt, Hofphotograph, Königsberg.

Generaloberst v. Kluck.

Am 13. August mittags sank der österreichisch-ungarische Dampfer „Baron Gautsch“ auf der Fahrt von Lussin Grande nach Triest. Es wurden im ganzen 130 Personen von den Passagieren und der Mannschaft gerettet, 20 Leichen geborgen.

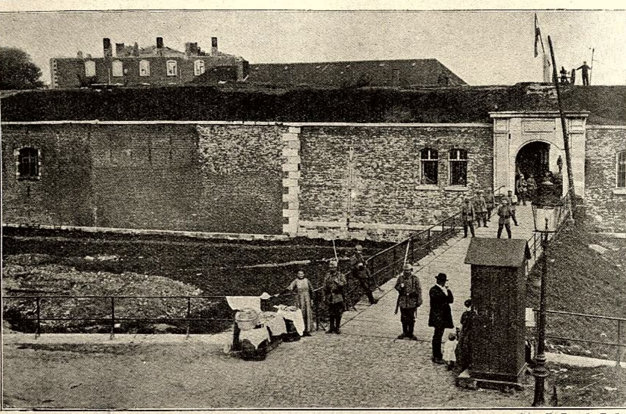
Man glaubte allgemein, der Dampfer sei auf eine Mine gestoßen, aber der Seeoffizier Joseph Luppi, der zweite Kapitän des gesunkenen Schiffes, erklärte mit Entschiedenheit, daß es nicht auf eine Mine aufgelaufen, sondern das Opfer eines Bombenattentats geworden sei. Er schilderte den Augenblick des Untergangs folgendermaßen: „Bis halb zwei Uhr nachmittags versah ich meinen Dienst auf der Kommandobrücke, dann wurde ich abgelöst. Ich schlief in meiner Kajüte, als gegen drei Uhr plötzlich ein dumpfer Krach ertönte und mich aufschreckte. Heißer Dampf und Rauch drangen zu mir herein. Ich eilte an Deck, erreichte aber die Kommandobrücke nicht, da aus dem Maschinenhause starker Qualm hervorbrach. Auf Oberdeck waren etwa vierhundert Passagiere, die sich alle mit Rettungsgürteln versahen. Das Schiff sank, das Wasser drang durch die offenen Kajütenfenster und füllte das Schiff in kaum vier Minuten.“ — Luppi rettete vierzig Personen in einem Boot. Kaum hatte er abgestoßen, so sank das Schiff und riß alle mit, die sich noch auf Deck befanden. Diejenigen, die mit Rettungsgürteln ins Wasser gesprungen und etwa zehn Meter fortgeschwommen waren, konnten gerettet werden, die anderen wurden vom Strudel hinabgerissen. Luppi gab Signale von seinem Boot aus, und bald dampften einige Torpedoboote heran, die die im Meer schwimmenden Personen aufnahmen. Bei fünfundzwanzig der Umgekommenen wurde festgestellt, daß sie durch flüssiges Naphtha getötet worden waren. Die Katastrophe ist zweifellos durch eine im Maschinenraum verborgene Höllenmaschine verursacht worden, die auch das Naphthareservoir zerriß. Zweihundert Personen wurden sogleich gerettet, mehrere wurden später noch eingebracht. Kapitän Winter und der Erste Offizier Tenze blieben bis zum letzten Augenblick auf der Kommandobrücke. Winter konnte sich retten, Tenze kam im Naphtha um.

* * *

Unsere erste große Waffentat in Belgien, die Einnahme von Lüttich, hätte uns gewiß das Recht gegeben, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten und nur unser Schwert über die Zukunft Belgiens entscheiden zu lassen. Da aber unser Krieg kein Eroberungskrieg ist, wie die deutsche Regierung bei jeder Gelegenheit betont, so hat sie, obwohl uns der Weg nach der belgischen Hauptstadt nunmehr offen stand, doch noch einmal die Hand zur Versöhnung gereicht und der belgischen Regierung das Angebot wiederholt, das sie ihr bereits vor Betreten des belgischen Bodens gemacht hatte.

Nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 17. August lautete die von der deutschen Regierung gleich nach der Eroberung Lüttichs durch Vermittlung einer neutralen Macht an die Regierung in Brüssel gerichtete Erklärung folgendermaßen:

„Die Festung Lüttich ist nach tapferer Gegenwehr im Sturm genommen worden. Die deutsche Regierung bedauert es aufs tiefste, daß es infolge der Stellungnahme der belgischen Regierung gegen Deutschland zu blutigen Zusammenstößen gekommen ist. Deutschland kommt nicht als Feind nach Belgien. Nur unter dem Zwang der Verhältnisse hat es angesichts der militärischen Maßnahmen Frankreichs den schweren Entschluß fassen müssen, in Belgien einzurücken, und Lüttich als Stützpunkt für seine weiteren militärischen Operationen besetzen müssen. Nachdem die belgische Armee in heldenmütigem Widerstand gegen die



Die Zitadelle in Lüttich von deutschen Truppen bewacht. Phot. R. Sennecke, Berlin.

große Überlegenheit ihre Waffenehre auf das glänzendste bewährt hat, bittet die deutsche Regierung S. M. den König und die belgische Regierung, Belgien den weiteren Schrecken des Krieges zu ersparen. Die deutsche Regierung ist zu jedem Abkommen mit Belgien bereit, das sich irgendwie mit der Rücksicht auf ihre Auseinandersetzung mit Frankreich vereinigen läßt. Deutschland versichert nochmals feierlichst, daß es nicht von der Absicht geleitet gewesen ist, sich belgisches Gebiet anzueignen, und daß ihm diese Absicht durchaus fernliegt. Deutschland ist noch immer bereit, das belgische Königreich unverzüglich zu räumen, sobald die Kriegslage es ihm gestattet."

Belgien antwortete darauf kühl ablehnend:

„Der uns von der deutschen Regierung unterbreitete Vorschlag wiederholt die in dem Ultimatum vom 2. August formulierte Forderung. Getreu seinen internationalen Verpflichtungen kann Belgien nur seine Antwort auf dieses Ultimatum wiederholen, umso mehr, als seit dem 3. August seine Neutralität verletzt und ein schmerzvoller Krieg in seine Gebiete getragen worden ist und die Garantiemächte loyal und unverzüglich seinem Hilferuf entsprochen haben."

In Brüssel hat man sich wohl der Täuschung hingegeben, die deutsche Regierung werde in Erwartung der Antwort auf ihre Note die kriegerischen Operationen einstellen. Diese Hoffnung Belgiens geht schon daraus hervor, daß es längere Zeit mit der Antwort zögerte. Unsere Truppen ließen sich aber nicht im geringsten aufhalten, ja, es ist sogar möglich, daß unsere Kriegsleitung in Belgien von diesem Schritte der deutschen Regierung nicht einmal etwas gewußt hat.

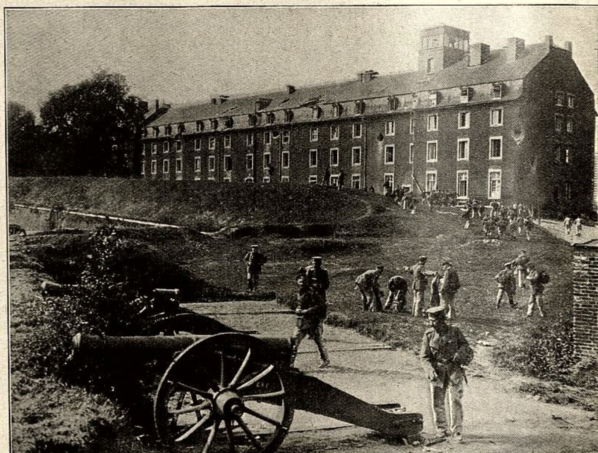
Der Fall von Lüttich wurde dem belgischen Volke noch mehrere Tage verschwiegen, und die Zeitungen wußten nur von großen Siegen der Belgier und deren Tapferkeit zu erzählen, die von der französischen Regierung durch Verleihung der Militärmedaille an den König der Belgier und der Ehrenlegion an die Festung Lüttich anerkannt worden sei.

Trotz dieser angeblichen belgischen „Siege" eilten unsere Truppen rasch vorwärts auf die Hauptstadt zu. Am 19. August erreichten sie Tirlemont (flämisch: Thienen), wo sie ein Gefecht zu bestehen hatten. Sie eroberten eine Feldbatterie, eine schwere Batterie, eine Fahne und fünfhundert Gefangene. Auch diese Niederlage der Belgier wurde dem so nahen Brüssel als Sieg gemeldet. Tirlemont, eine Stadt in der belgischen Provinz Brabant im Arrondissement Löwen, ungefähr vierzig Kilometer in der Luftlinie von Brüssel entfernt, hat etwa 20 000 Einwohner. Sie ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Brüssel—Lüttich, Ramillies—Tirlemont und Tirlemont—Moll, sowie verschiedener Nebenbahnen.

Der König der Belgier muß es wohl gewußt haben, was es mit diesen belgischen Siegen für eine Bewandtnis hatte, denn zu gleicher Zeit kam die Kunde, daß er sich samt seiner Regierung nach Antwerpen zurückgezogen habe, und zwar, wie offiziell erklärt wurde, nur zur größeren Bequemlichkeit für die Regierung und trotz der großen Reihe der belgischen „Siege".

Am 20. August um Mitternacht verbreitete das Wolffsche Telegraphenbüro die lakonische Meldung: „Deutsche Truppen sind heute in Brüssel eingerückt!" Weitere amtliche Nachrichten fehlten noch längere Zeit, und nähere Einzelheiten über die Besitzergreifung Brüssels mußte man vom Reuterschen Büro erfahren. Dieses meldete aus Gent:

Ein Husaren- und ein Ulanenregiment von der deutschen Armee kamen am 20. früh vor den Toren Brüssels an. Der Bürgermeister ging zu ihnen hinaus, um mit ihnen eine



Ein Blick in das Innere der Zitadelle von Lüttich. Phot. R. Sennecke, Berlin.



Besprechung zu führen. Nachmittags langten deutsche Offiziere im Automobil an und fuhren zum Rathaus. Die Telegraphenstationen sind geschlossen. Zahlreiche Flüchtlinge sind in Gent und Ostende eingetroffen.

Auch die „Times" sahen sich veranlaßt, die nicht anzuzweifelnde Besetzung Brüssels durch die Deutschen in folgenden Zeilen zu schildern: „Aufklärer ritten voran, dann folgten Kavallerie, Infanterie, Artillerie und Genietruppen mit Train. Auf hundert Automobilen waren Maschinengewehre aufgestellt. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten. Die Soldaten sangen fortwährend die ‚Wacht am Rhein' und ‚Deutschland, Deutschland über alles'. Die Infanterie marschierte in strammem Schritt. Die Regimenter machten, ungeachtet der Strapazen des nächtlichen Marsches, einen vorzüglichen Eindruck. Die Offiziere setzten sich später in die Kaffeehäuser, aßen, tranken und rauchten. Sie waren sehr zuversichtlich und sprachen von ihrem baldigen Einmarsch in Frankreich."

Das holländische Büro „Dias" meldete zu dem Einzug der Deutschen in Brüssel: „Am Donnerstag elf Uhr kamen die ersten Abteilungen deutscher Reiter durch die Löwener Straße, wo ehemals das Tor stand, in die Stadt geritten. Der Bürgermeister war ihnen entgegengegangen. Es war ein peinlicher Augenblick, als bei ihrem Eintreffen eine weiße Fahne hochgehalten wurde zum Zeichen, daß Schutz für die Stadt verlangt werde. Nachdem die Truppen angelangt waren, ritt der befehlshabende Offizier vor und sprach einige Zeit in freundlicher Weise mit dem Bürgermeister, dem er die volle Zusicherung gab, daß der Stadt kein Leid geschehen würde, wenn die Einwohner sich ruhig verhielten und nicht zu Feindseligkeiten übergingen. Einen dahingehenden Aufruf hat der Bürgermeister in den Morgenstunden anschlagen lassen. Das Volk konnte es nicht fassen, daß in so wenigen Stunden die Deutschen in der Stadt sein sollten, und war sehr niedergeschlagen. Die künstlich erhaltene Festigkeit war durch die Meldungen der letzten Tage erschöpft. Seit Mittwoch abend waren die Verbindungen der Hauptstadt mit der Provinz bis auf einige Stunden unterbrochen. Auf den großen Bahnhöfen drängten sich Tausende, die vor der Ankunft der Deutschen die Stadt verlassen wollten, während andere vom Lande eintrafen, um in Brüssel Zuflucht zu finden, denn in den Dörfern herrschte große Furcht. Nur die Bewegungen der Flüchtlinge und der militärischen Kraftwagen zeugten noch von Leben. Das Vieh war längst weggetrieben. Kurzum: nach der Einnahme von Löwen war alles auf den Einzug der Deutschen in Brüssel vorbereitet, wo am Mittwoch abend die Bewohner ihre Waffen auf den Rathäusern ablieferten. Von Löwen wurde das belgische Hauptquartier zunächst nach Mecheln, dann nach Antwerpen verlegt, wo sich die Offiziere in der langen engen Kipdorfstraße einfinden. Auf der Schelde liegen zwei Schnelldampfer der Fahrtlinie Ostende—Dover unter Dampf. Wenn die Deutschen in die Scheldestadt einziehen, soll die königliche Familie diese Schiffe zur Überfahrt nach England benutzen. Die Stadt ist von der ganzen Welt abgeschnitten."

Wie es nach der Besetzung der belgischen Hauptstadt durch die Deutschen dort aussah, schildert der Bericht eines Brüsseler Einwohners, Victor Boin, der, mit einem Paß der deutschen Militärkommandantur in Brüssel versehen, die Stadt mit dem Rade hat verlassen dürfen und sich bis Antwerpen durchgeschlagen hat. Der Bericht lautet in wörtlicher Übersetzung: „Die Stadt befindet sich im Belagerungszustand. An allen Ecken der Straßen sind Soldaten mit geladenem Gewehr als Schildwachen aufgestellt. Die Kasernen, Bahnhöfe, Post- und Telegraphenbüros, Theater, Schulen, das Palais am Großen Marktplatz und andere öffentliche Gebäude, wie auch die Hotels sind mit Soldaten überfüllt, Einquartierung ist dagegen zunächst nur in die Bürgerhäuser der Vororte gelegt worden. Die Zeitungen erscheinen nicht mehr, nur das frühere Regierungsorgan, ‚Le Journal de Bruxelles', bringt auf Befehl des deutschen Militärgouverneurs wenige offizielle Mitteilungen in deutscher und französischer Sprache. Andere Zeitungen in die Stadt zu bringen, ist streng verboten.

Die Lebensmittel in der Stadt beginnen merklich knapper zu werden. Butter, Milch, Eier und Mehl werden sehr teuer. Die Stadt könnte wesentlich besser versorgt sein, wenn nicht die Bauern Angst hätten, zur Stadt zu kommen, da ihre Transporte gewöhnlich schon unterwegs von den deutschen Soldaten requiriert würden. Die Bäckereien müssen Tag und Nacht Brot backen. An die bürgerliche Kundschaft können die Bäckereien nur in beschränktem Umfange liefern, nur alte Kunden bekommen ein Brot im Tag. Von der sozialistischen Bäckerei ‚La Maison du Peuple' wurden von der deutschen Kommandantur 80 000 Brote verlangt, die in zwei Tagen gebacken wurden.




Deutsche Soldaten vor dem Hauptbahnhof in Lüttich. Phot. R. Sennecke, Berlin.



Stimmungsbild aus den Straßen von Brüssel.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.



Rast deutscher Soldaten in Schaerbeek bei Brüssel.

Fot: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.



Deutsche Feldöfen auf der Grande Place in Brüssel.

Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.



Deutsche Maschinengewehre in Schaerbeek bei Brüssel.

Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Alle Lebensmittel- und sonstigen Geschäfte sind während des größten Teils des Tages geschlossen."

Die Besetzung der Landeshauptstadt Brüssel ist in erster Linie von großer moralischer Bedeutung, denn sie kommt fast der Eroberung des Landes gleich. Auch konnten gegenüber der Besetzung von Brüssel die erlogenen Siegesmeldungen unserer Feinde nicht mehr aufrecht erhalten werden. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß Brüssel eine der reichsten Städte ist, wie überhaupt ganz Belgien sich großer Wohlhabenheit und Fruchtbarkeit erfreut. Ein großer Teil unserer Truppen konnte nunmehr von dort aus versorgt und das eigene Land dadurch entlastet werden. Brüssel erhielt eine Kriegssteuer von 200 Millionen Frank auferlegt.

* * *

In den letzten Tagen des Juli und Anfang August glaubte man noch damit rechnen zu dürfen, daß Japan sich auf seiten des Dreibundes stellen und Rußland angreifen werde. Eine solche Entwicklung der Dinge schien deshalb glaubhaft, weil Japan in seinem ruhmreichen Kriege gegen Rußland so schlecht abgeschnitten hatte, daß es nicht einmal eine Kriegsentschädigung erhielt. Die europäische Diplomatie hatte zerstört, was das japanische Schwert errungen hatte. Da lag der Gedanke nicht so fern, daß die Japaner die Gelegenheit benutzen würden, um sich den entgangenen Siegespreis durch einen Angriff auf Rußlands asiatischen Besitz zu holen.

Aber schon in den ersten Tagen des August änderte sich das Bild. Alle europäischen Staaten und auch Nordamerika hatten ihre Neutralität den Kriegführenden gegenüber erklärt, nur die japanische Neutralitätserklärung war ausgeblieben. Unterm 8. August kam aus Tokio die Nachricht: „Mit Rücksicht auf das englisch-japanische Bündnis hat Japan keine Neutralitätserklärung erlassen. Seine Haltung wird von den Ereignissen auf den Meeren des fernen Ostens abhängen." Dies gab zu denken. Die Berufung auf das Bündnis mit England bedeutete ganz einfach Krieg gegen Deutschland, wenn auch nicht in Europa, so doch in den ostasiatischen Gewässern, in erster Linie gegen unsere Kolonie Kiautschou.

Bald darauf, das heißt um die Mitte des Monats August, verschwanden plötzlich die an deutschen Hochschulen studierenden Japaner. In München handelte es sich allein um 46 Mediziner. Auf Erkundigungen beim japanischen Konsulat in Berlin wurde diese Tatsache bestritten. Auch alle japanischen Armee- und Marineoffiziere reisten heimlich ab, und auf diesbezügliche Vorstellungen beim japanischen Botschafter in Berlin erwiderte dieser, daß die Abreise der japanischen Armee- und Marineoffiziere darauf zurückzuführen sei, daß die ganze deutsche Armee in kriegerischer Unternehmung stehe, an der fremdländische Offiziere, die zum aktiven Dienst kommandiert waren, nicht teilnehmen dürften. Dagegen blieben sowohl der Militär- als auch der Marineattaché, die zum diplomatischen Dienste gehörten, in Berlin, wie überhaupt mit Ausnahme des seit längerer Zeit beurlaubten Botschafters das ganze Botschaftspersonal sich in Berlin auf seinem Posten befand. — In Regierungskreisen wußte man bereits, was die Stunde geschlagen hatte, und bald sickerten Nachrichten durch von einem Ultimatum Japans an Deutschland. Dieses Ultimatum wurde in der Tat am 19. August überreicht und lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

„Die Kaiserlich Japanische Regierung erachtet es in der gegenwärtigen Lage für äußerst notwendig, Maßnahmen zu ergreifen, um alle Ursachen der Störung des Friedens im fernen Osten zu beseitigen und das allgemeine Interesse zu wahren, das durch den Bündnisvertrag zwischen Japan und Großbritannien ins Auge gefaßt ist, um einen festen dauernden Frieden in Ostasien zu sichern, dessen Herstellung das Ziel des besagten Abkommens bildet. Sie hält es deshalb aufrichtig für ihre Pflicht, der Kaiserlich Deutschen Regierung den Rat zu erteilen, die nachstehenden beiden Vorschläge auszuführen:

1. Unverzüglich aus den japanischen und chinesischen Gewässern die deutschen Kriegschiffe und bewaffneten Fahrzeuge jeder Art zurückzuziehen und diejenigen, die nicht zurückgezogen werden können, alsbald abzurüsten.

2. Bis spätestens 15. September 1914 das gesamte Pachtgebiet Kiautschou bedingungslos ohne Entschädigung den Kaiserlich Japanischen Behörden zu dem Zweck auszuantworten, es gegebenenfalls an China zurückzugeben.

Die Kaiserlich Japanische Regierung kündigt gleichzeitig an, daß, falls sie nicht bis zum 23. August 1914 mittags von der Kaiserlich Deutschen Regierung eine Antwort erhalten sollte, die die bedingungslose Annahme der vorstehenden von der Kaiserlich Japanischen Regierung erteilten Ratschläge enthält, sie sich genötigt sehen wird, so vorzugehen, wie sie es nach Lage der Sache für notwendig befinden wird."



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.
**Deutsche Soldatenpatrouille auf dem Boulevard Anspach in Brüssel.**

Die japanische Regierung hat sich über den Erfolg ihres Schrittes keiner falschen Vorstellung hingegeben; das geht schon aus dem heimlichen Verschwinden der Japaner hervor, und auch der japanische Botschafter hatte schon längst Berlin verlassen. Dem japanischen Geschäftsträger wurde von der deutschen Regierung am 23. August vormittags folgende mündliche Antwort erteilt:

„Auf die Forderungen Japans hat die deutsche Regierung keinerlei Antwort zu geben. Sie sieht sich daher veranlaßt, ihren Botschafter in Tokio abzuberufen und dem japanischen Geschäftsträger in Berlin seine Pässe zuzustellen."

In dem Verhalten der deutschen Regierung kommt die verdiente Verachtung des hinterlistigen Japanervolkes deutlich zum Ausdruck. Sie fehlt auch nicht in dem halbamtlichen Abschiedsgruß, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" den Japanern widmete.

„Wir lassen die Herren Japaner herzlich gern ziehen, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Sie sind eine fremde Rasse, die von uns gelernt hat und noch viel lernen müßte, ehe wir sie als ebenbürtig ansehen könnten. Darum wollen wir Deutschen als Überlegene, auch, wo uns etwa noch ein kleiner Japaner begegnen sollte, ihn gar nicht beachten und uns um die japanische Botschaft überhaupt nicht kümmern.



Uns ist endgültig das Amt der Schirmer hoher einziger Kultur überlassen worden. Wir werden es führen mit dem der Verteidigung höchster Güter geweihten schneidigen Schwerte. Ein kluger Schriftsteller hat einmal gesagt: ‚Der Brite ist nur Brite ... der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein', und dieses Menschentum wird siegen."

In Wien wurde das Verhalten Japans mit aller Ruhe aufgenommen. Die gesamte Presse drückte die Anschauung aus, daß Japans Auftreten im fernen Osten an der allgemeinen Kriegslage weiter nichts ändere. Was jetzt mit den deutschen Kolonien und Schutzgebieten geschehe, habe nur den Charakter von Episoden und sei für den Ausgang des großen Krieges ohne Bedeutung. Die Entscheidung über die gesamte Weltlage und die Zukunft falle auf den Schlachtfeldern des europäischen Festlandes.

Bald darauf verließ auch der japanische Botschafter in Wien seinen Posten, und die diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Österreich-Ungarn wurden amtlich abgebrochen.

Bezeichnend für das hinterhältige Vorgehen der Japaner ist ein Geschichtchen, das die „Vossische Zeitung" seinerzeit mitteilte.

Sie hatte auf die erste Meldung hin, daß die Japaner Anstalten zur Abreise machten, einen ihrer Mitarbeiter zum japanischen Geschäftsträger gesandt. Dieser stellte den Vorgang als sehr harmlos dar. Er behauptete, daß es seinen Landsleuten, da der Draht mit Japan gestört sei, nicht möglich wäre, sich mit Geldmitteln zu versehen, und daß er daher denjenigen, die mit der Heimat wegen Geldsendungen in Verbindung treten wollten, geraten habe, in neutralen Ländern zu versuchen, den Anschluß an den Draht zu erreichen. Dann heißt es wörtlich: „In der Unterredung mit unserem Mitarbeiter, deren Auszug mit Genehmigung des Geschäftsträgers in der ‚Vossischen Zeitung' veröffentlicht worden ist, hat der japanische Diplomat ausdrücklich erklärt, daß Japan wisse, welchen Dank es Deutschland schulde, und daß ein Hauptgrundzug des japanischen Charakters die Dankbarkeit sei. Das alles geschah wenige Tage bevor der Geschäftsträger im Auftrage seiner Regierung dem Auswärtigen Amt jene freche Zumutung zustellte."

Das heimtückische Verhalten Japans gegen Deutschland ist nur der erste Schritt zu einem Unternehmen, das sich in seinen letzten Zielen gegen die Niederlassungen aller Europäer richtet. Schließlich wird auch England diese Absicht zu spüren haben, da es ein viel größerer Konkurrent Japans ist als Deutschland. Die Waffen, deren es sich demnach gegenwärtig gegen uns bedient, werden sich einst gegen Großbritannien selbst kehren. Denn die Absichten der „Allasiatischen Gesellschaft", die sich vor einigen Jahren in Tokio gebildet hat, um durch rastlose Tätigkeit den Boden zu erschüttern, auf dem die Macht Europas im fernen Osten ruht, werden durch das Vorgehen Englands nur gefördert, und der „Aufruf an alle Asiaten", den die Gesellschaft durch ganz Asien versandte und der in Europa wenig beachtet wurde, enthält alle Forderungen, mit deren Erfüllung Japan jetzt beginnen will. Die wesentlichen Sätze des Aufrufs lauten:

„Asien liegt im Mittelpunkt der Welt, und alle guten Geister des Himmels und der Erde haben in ihm ihre Wohnstätte. Durch seine Größe, seine hochragenden Gebirge und seine Flüsse, durch die Zahl seiner Einwohner und seine natürlichen Bodenschätze übertrifft es alle übrigen Erdteile. Die Zivilisation aller Zeiten hat in Asien ihren Ursprung genommen, und die größten Weisen aller Jahrhunderte sind Asiaten gewesen. So war es einst, aber in neuerer Zeit sind die Asiaten erschlafft, und gegenseitige Eifersucht hat ihren Aufschwung gehemmt. Dadurch sind die Völker des Westens in unseren Erdteil eingedrungen und schicken sich an, Asien in kurzer Zeit zugrunde zu richten. Jeder wahre Asiate muß Schmerz und Kummer darüber empfinden. Aber dabei darf es nicht bleiben, sondern die Erhebung Asiens muß sofort beginnen. Alle Asiaten sollen an diesem großen Werke teilnehmen, denn sie besitzen alle den gleichen hohen, edlen (!) und reinen Sinn, wie ihn ihre Vorväter besessen haben. Zu diesem Zweck hat sich in Tokio die ‚Allasiatische Gesellschaft' gebildet, die den Beitritt aller Gleichgesinnten erwartet und erbittet, um mit ihnen das große Werk der Wiederaufrichtung des alten Asien in Angriff zu nehmen."

Wir werden es gewiß noch erleben, daß England sein Bündnis mit Japan bitter bereuen wird; zunächst freilich sind wir die Leidtragenden, wenigstens soweit das Schicksal unserer Kolonie Kiautschou in Frage steht, auf welche die Japaner es abgesehen haben. Tsingtau, die Hauptstadt der Kolonie, über die wir eingehend bereits auf Seite 161 ff. berichteten, hat eine Besatzung von 2500 Mann, die im Kriegsfall allerdings verdoppelt werden sollte. Diese Verstärkung hat aber wenig zu bedeuten gegenüber einer nach deutschem Muster ausgebildeten japanischen Armee von 740 000 Mann Kriegsstärke und einer Flotte von etwa 50 Schlachtschiffen, ohne die Torpedoboote und anderen kleinen Fahrzeugen. Aber trotzdem wird den Japanern der Sieg nicht leicht werden. Unser dortiger Gouverneur Alfred Meyer-Waldeck telegraphierte am 20. August in Bestätigung der Meldung des japanischen Ultimatums:

„Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Gouverneur."

Hier hat ein Heldenkampf begonnen, der mit seiner Selbstaufopferung den größten Taten der Geschichte an die Seite treten wird. Wir selbst sind von unserer Kolonie abgeschnitten, und die Nachrichten, die wir erhalten, stammen aus sehr unsicherer Quelle.

Glänzend betätigte sich jetzt auch die österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft. Am 26. August teilte das Wolffsche Büro mit:

„Die österreichisch-ungarische Botschaft hat heute dem Auswärtigen Amte folgende Mitteilung gemacht:


**Gefecht bei Tirlemont.** Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Hofphot. H. Bensemann, Metz.

Eine Straßensperre hinter Gravelotte.

Im Allerhöchsten Auftrage ergeht an das Kommando Seiner Majestät Schiff ‚Kaiserin Elisabeth‘ in Tsingtau, sowie an den österreichisch-ungarischen Botschafter in Tokio der telegraphische Befehl, daß Seiner Majestät Schiff ‚Kaiserin Elisabeth‘ in Tsingtau mitzukämpfen habe.“

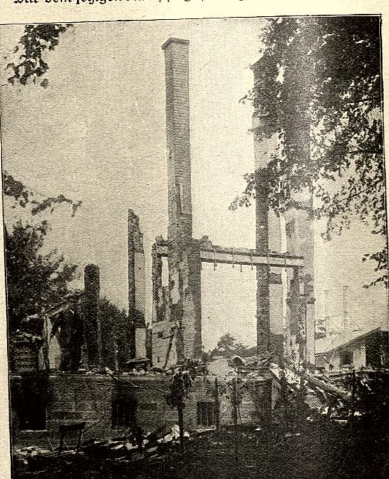
Dieser Befehl des Kaisers Franz Joseph erweckte im ganzen Reiche außerordentliche Befriedigung. Alle Blätter rühmten diese treue Waffenbrüderschaft, die wie ein Fels im Meere sich dem Anprall feindlicher Wogen fest entgegenstellte. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schrieb hierzu:

„Die Entschließung des Kaisers Franz Joseph, die Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Kaisermonarchien auch im fernen Osten durch die Tat zur Geltung kommen zu lassen, wird in Deutschland allenthalben mit großer Befriedigung begrüßt werden. Sie bekundet abermals, wie fest die Bundesgenossenschaft Deutschland mit Österreich zusammenkittet. Unserer Wehrmacht zur See in den ostasiatischen Gewässern wird es eine stolze Freude sein, Seite an Seite mit der Trägerin der österreichisch-ungarischen Kriegsflagge zu fechten, die von alters her mit Ruhm geführt wurde und dies während der kurzen Wochen dieses Kampfes von neuem bekräftigt hat.“

Tsingtau gleicht trotz seines fremden Namens in seinem Äußeren vollständig einer deutschen Fabrikstadt. Schon beim Anblick des prächtigen Hafenbaues erhält man einen bedeutenden Eindruck von dem, was deutsche Tatkraft im Osten geleistet hat. In der von einem Kuli gezogenen zweiräderigen Rickscha rollt man auf breiter, wohlgepflegter Chaussee der Stadt zu, zunächst durch ein Gelände, das die Gebäude des Hafenverkehrs und der Bauverwaltung trägt. Plötzlich sehen wir uns zwischen Chinesen. Wir sind in der Chinesenstadt Tapautau angelangt, wo sich gegen 30 000 Bewohner des Landes angesiedelt haben und völlig ungestört ihr gewohntes Leben führen. Die Schantungstraße von Tapautau geht ohne weiteres in die Friedrichstraße über; wir sind mitten in dem europäischen Mittelpunkt Kiautschous. Hier erblickt man nur feste, zum Teil sehr stattliche Bauten, von denen keine älter ist als 20 Jahre. Alle Straßen der Stadt sind gut gepflastert, elektrisch beleuchtet, haben Kanalisation und Wasserleitung. Tsingtau weist zwei deutlich getrennte Stadtteile auf, die eigentliche Geschäftsstadt und die Villenstadt. Auf einem Hügel, hinter dem sich der 100 Meter hohe Signalberg erhebt, liegt das Gouvernementsgebäude, das der Stadtwitz nach seiner viereckigen Gestalt „das große Tintenfaß“ getauft hat. Nicht weit davon erblickt man das von dichtem Grün umgebene Gouvernementslazarett und das große Schulhaus. Noch wichtiger für die Kultur Kiautschous ist die deutsch-chinesische Hochschule geworden, in der die deutsche zusammen mit der chinesischen Regierung eine Hochburg der Bildung errichtet hat. Ein Sitz ostasiatischer Kultur ist ferner das Gebäude der katholischen Mission, neben dem sich das Seemannshaus befindet. Unter diesem höher gelegenen Kranz der öffentlichen Bauten zieht sich den Strand entlang das Kaiser-Wilhelm-Ufer, auf dem die besten Hotels, die Deutsch-Asiatische Bank, die Geschäftshäuser der großen Handelsgesellschaften und Weltfirmen sich dehnen.

Die Einfuhr in Kiautschou betrug im Jahre 1911 36,8 Millionen Mark, die Ausfuhr 28,8 Millionen Mark. Haupterzeugnisse, die ausgeführt werden, sind Baumwolle, Straußfedern, Erdnußöl, Melonenkerne und Strohborde. 1912 wurden von den dortigen Postämtern im ganzen 2 140 000 Sendungen erledigt. Der Gouverneur Alfred Meyer-Waldeck, dessen Depesche allgemeine Begeisterung erregte, wurde am 27. November 1864 in St. Petersburg geboren. Sein Vater, Dr. F. Meyer-Waldeck, zuletzt Professor in Heidelberg, war ein bekannter Germanist und Schriftsteller. Bereits im zehnten Lebensjahre kam Alfred Meyer-Waldeck mit seinen Eltern nach Deutschland. Im Jahre 1883/84 besuchte er die Universität Heidelberg. 1887 wurde er Unterleutnant, 1890 Leutnant zur See, 1893 bekam er ein Oberkommando der Marine, 1895 wurde er der 1. Torpedoabteilung zugeteilt, 1897 bis 1899 besuchte er die Marineakademie, 1897 wurde er Kapitänleutnant, 1899 Erster Offizier des „Geyer“, 1901—05 war er dem Admiralstabe der Marine zugeteilt, 1903 wurde er Korvettenkapitän, 1905 Erster Admiralstabsoffizier beim 1. Geschwader, 1907 Fregattenkapitän, 1908 Chef des Stabes des Gouvernements Kiautschou, 1909 Kapitän zur See und 1911 Gouverneur von Kiautschou.

Mit dem jetzigen Kampfe Japans gegen Kiautschou jährt



Phot. Gombert.

Kaserne des 15. Ulanenregiments in Saarburg, in der sich die Franzosen verschanzt hatten, nach der Beschießung.



Phot. Gombert.

Ausgebrannte Häuser bei der Kirche in Bruderdorf bei Saarburg, aus denen Freischärler auf deutsche Truppen geschossen hatten.



Phot. Gombert.

Innere Ansicht der von den Franzosen verwüsteten und geplünderten alten Reichsbank in Saarburg.

sich zum zehntenmal ein Ereignis, das heute besonders erwähnenswert ist. Der japanische Admiral Kamimura hatte die russische Flotte von Wladiwostok am 9. August 1904 geschlagen und den „Rurik“ zum Sinken gebracht. Die Reste des Geschwaders stoben in alle Winde und suchten sibirische oder neutrale Häfen auf. Das Linienschiff „Zesarewitsch“ und drei Hochseetorpedoboote erreichten auf ihrer Flucht nach Süden Tsingtau und fanden dort einen sicheren Schutz. Dank dem Eingreifen auf deutscher Seite mußten die verfolgenden japanischen Seestreitkräfte vor Kiautschou von ihrem Opfer ablassen. Rußland erhielt nach dem Friedenschluß seine Schiffe wieder. Der „Zesarewitsch“ gehört noch heute zu der kleinen Zahl seebereiter russischer Linienschiffe. Der Dank Rußlands tritt in dieser Zeit im Tun seines Verbündeten vor Kiautschou in die Erscheinung. Es hetzt im Verein mit England seinen damaligen Verfolger auf seinen Retter von 1904. Daß der ganze Raubzug mit Einschluß Japans gegen uns schon frühzeitig geplant war, zeigt eine Zeitung aus Lima vom 5. August, deren Textteil mit einer zehnzeiligen Überschrift beginnt, in der noch in besonders großer Schrift die Worte hervorgehoben sind: „Europa und Japan gegen Deutschland.“ Das sogenannte Ultimatum Japans an Deutschland ist am 19. August in Berlin überreicht worden, aber schon am 5. August hat man in Südamerika genau Bescheid gewußt.

(Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Mit dem Rad auf den Schlachtfeldern von Saarburg.

Von Dr. Ernst Rosenfeld.

(Hierzu die Bilder Seite 192 und 193.)

Der Verkehr auf dem Straßburger Bahnhof war ungemein lebhaft. Auf allen Geleisen standen lange Züge mit vierzig und mehr Wagen, und die Bahnsteige vor ihnen waren überfüllt mit hin und her hastenden Menschen. Um die Erfrischungsbuden des Roten Kreuzes, die in großer Anzahl aufgeschlagen waren, drängten sich Soldaten. Mit lauter Stimme riefen die Verkäufer der Zeitungen und Extrablätter die neuesten Nummern aus. Junge Hilfsschwestern und Pfadfinder eilten mit großen Körben und mit Eimern voll Kaffee und Limonade die Züge entlang, um auch die Verwundeten, die ihre Plätze nicht verlassen konnten, zu bedenken.

Wie alle Züge in diesen Tagen war auch der, der mich nach Saarburg bringen sollte, überfüllt. Der Schaffner wies mir, der ich mit meiner Karte dritter Klasse vergebens einen Platz gesucht hatte, endlich eine Abteilung erster Klasse in einem sehr bequemen, bei Kriegsausbruch an der Grenze zurückgehaltenen französischen Durchgangswagen an.

Als der Zug hinter Zabern das schöne, waldreiche Zorntal hinankeuchte, konnte man von den Fenstern hier und da noch Reste der Sperr- und Verhauarbeiten entdecken, die die deutschen Pioniere in den ersten Augusttagen errichtet hatten. Außer diesen Spuren strategischer Vorsicht war nichts Kriegerisches zu sehen. Erst das Bahnhofgebäude von Rieding, der letzten Station vor Saarburg, wies unter der stolz wehenden Reichsflagge Zeichen des Riesenkampfes auf, der auf der ganzen Linie Metz—Saarburg am 19. und 20. August den französischen Vormarsch zum Stehen gebracht und bald in wilde Flucht verwandelt hatte. — Als ich Saarburg erreichte, war die Dunkelheit hereingebrochen.

Saarburg ist Sitz einer Etappenkommandantur und Stütz- und Sammelpunkt aller Transporte nach Blamont, der letzten Etappe vor dem Feind. Es herrscht ein nicht zu beschreibendes militärisches Leben auf der Hauptstraße, die sich vom Bahnhof durch Saarburg erstreckt und hinter der Stadt in die große Landstraße mündet, die nach Blamont führt und deren Kilometersteine die Aufschrift tragen: „Straße Nr. 1 Straßburg—Paris.“ Die Bürgersteige sind überfüllt von Soldaten aller Grade und Waffengattungen: Leichtverwundete, die sich hier erholen, frische Truppen, die hier im Quartier liegen und auf den Abmarsch warten, Offiziere, die mit Meldungen von der Front kommen, sich hier etwas verproviantieren, Zeitungen einkaufen und dann im Auto wieder zurück an die Front fahren. Über das holprige Pflaster rollen ewig lange Munitionskolonnen, Autos sausen laut huppend vorüber, in bäuerlichen Leiterwagen ziehen Nahrungsmitteltransporte vorbei. Durch all den Lärm hindurch hört man aber immer wieder aus weiter Ferne den Donner der Feldgeschütze rollen, die, wie es heißt, Toul beschießen.

Saarburg hat die Schrecken des Krieges viel besser überstanden, als die Nachrichten, die kurz nach der großen Schlacht durch die Presse gingen, vermuten ließen. Als die Franzosen am 18. August in Saarburg einzogen, haben sie sich, offenbar in der Hoffnung, daß Saarburg von nun an französisch bleiben werde, zurückhaltend benommen.

Geplündert und verwüstet haben die Franzosen nur die Ulanen- und Artilleriekaserne, die Post, den Bahnhof und die Reichsbank. In diesen Gebäuden haben sie allerdings in ganz unsagbarer Weise gehaust und auch Privateigentum nicht verschont. Besonders in der Reichsbank und den Mannschafts- und Offizierstuben der Kasernen ist alles in Stücke geschlagen und zertrümmert. Jeder Schrank, jeder Schreibtisch ist erbrochen und der Inhalt auf den Boden geworfen, Bilder und Bücher zerfetzt, Tapeten und Vorhänge heruntergerissen, alle Fenster, Spiegel und alles Porzellan zerschlagen.

Drei Tage und drei Nächte dauerte der Kampf um Saarburgs Besitz. Die Einwohner der Stadt haben diese Tage, während deren unaufhörlich die Kugeln und Granaten über die Stadt hinwegpfiffen, in den Kellern verbracht. Sie erzählen mit Schaudern und Entsetzen von diesen furchtbaren Stunden. Bei ihrer Flucht haben die Franzosen deutsche Beamte als Kriegsgefangene mitgeschleppt, über deren Ergehen bis heute noch keine Nachricht nach Saarburg gedrungen ist.

Der Besuch der Schlachtfelder in der Umgebung Saarburgs ist durch die Militärbehörden jeder Zivilperson aufs strengste verboten. Mir gelang es indessen auf Grund meines Ausweises als Berichterstatter, von der Etappenkommandantur einen Passierschein zu erhalten. Ich besuchte am nächsten Tag zuerst die neue Artilleriekaserne des Oberelsässischen Feldartillerieregimentes Nr. 15. In dieser Kaserne, die auf der Saarburg beherrschenden Anhöhe gelegen ist, hatten sich die Franzosen verschanzt. Sie mußte daher von den deutschen Truppen, die in weitem Halbkreis Saarburg umfaßt hielten, beschossen werden. Der Erfolg dieser Beschießung ist grauenhaft. Von der dreistöckigen Kaserne stehen nur noch Teile der Umfassungsmauern. 360 tote Franzosen wurden nach der Einnahme Saarburgs allein in dieser Artilleriekaserne gefunden.

Es war ein wunderschöner Herbsttag. Ich beschloß, nach Süden zu fahren, um Blamont zu erreichen.

Die Felder hinter Saarburg zeigen noch zahlreiche Spuren der Schlachttage. Metertiefe, trichterförmige Löcher, von den Granaten eingerissen, Schützengräben, leere Konservenbüchsen, Kochtöpfe, Kleidungsstücke, Gewehre, Feldflaschen, Patronenhülsen und hin und wieder langgestreckte Massengräber mit einfachen Holzkreuzen sprechen beredt von dem großen Ringen, das hier stattgefunden hat.

Auf dem Flugplatz in Bühl, wenige Kilometer hinter Saarburg, lagen nahe der Straße die Trümmer eines Flugzeuges. Auf meine Frage erzählte mir ein Soldat der Fliegerabteilung, daß die Maschine bei einem Erkundungsflug ins Feindesland so wirksam beschossen worden sei, daß es dem Flieger zwar gerade noch gelungen sei, den Flugplatz zu erreichen, daß aber die Maschine dann unbrauchbar gewesen sei. Nun habe man den Apparat vorsichtshalber, um ihn nicht in Feindeshand fallen zu lassen, zusammengeschlagen. „Wir haben ja genug Apparate,“ sagte er stolz.

Starke Spuren der Kriegsschrecken zeigte auch das Dorf Schneckenbusch, besonders in und bei der Kirche.

In Bruderdorf, wieder ein paar Kilometer weiter südlich, waren die Häuser um die Kirche herum ausgebrannt. Freischärler hatten aus ihnen auf deutsche durchziehende Truppen geschossen. Die gerechte Strafe war auf dem Fuße gefolgt. Unsere Soldaten haben aber



selbst noch geholfen, daß der Brand nicht auf die Häuser Unschuldiger übergriff.

Kurz vor Heming stieß ich auf eine Bahnwache, die eben aus der Feldküche gespeist wurde. Freundlich wurde ich eingeladen mitzuessen. So ließ ich mir denn die unter den Soldaten berühmt gewordene Reissuppe mit den großen Fleischstücken munden und verteilte als Gegengabe Zigarren und einige Zeitungen, die ich bei mir hatte.



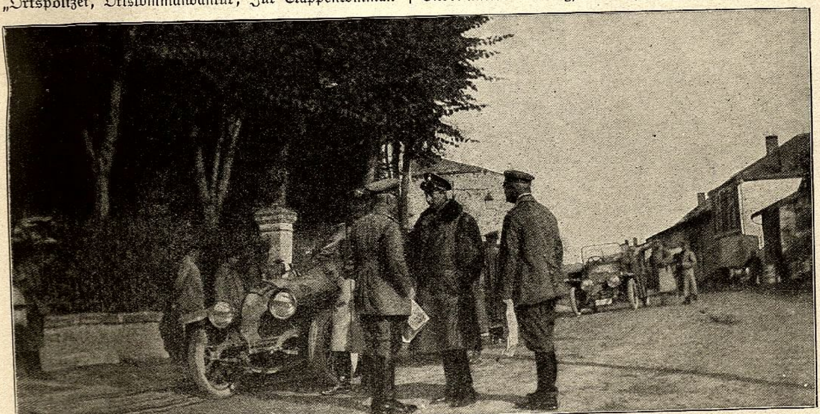
Nach einer Aufnahme von Generaloberarzt Dr. Widenmann.

Ein Wagen mit Leichtverwundeten in Stenay.

Über Heming und Sankt Georg strebte ich nun der deutsch-französischen Grenze zu. Rechts und links der schönen Landstraße mehrten sich die Kriegsanzeichen. Als ich zum französischen Zollhaus kam, von dessen Giebel die bayrische Flagge wehte, hielt dort ein bayrischer Landwehrmann Wacht. Er führte mich in das Innere. So überstürzt war die Flucht der Franzosen gewesen, daß sie nicht einmal die Papiere der Zollbehörde mit sich nehmen konnten, die nun in wüstem Durcheinander auf dem Boden lagen. Als ich den Bayern nach der Herkunft der weißblauen Flagge fragte, erklärte er mir, daß man von der Trikolore ja nur den roten Streifen abzutrennen brauche, um die bayrischen Landesfarben zu erhalten. Ich habe später noch oft das triumphierende Weißblau von französischen Häusern winken sehen.

Blamont, das ich bald danach erreichte, zeigte ein ähnliches Bild wie Saarburg, nur kriegsmäßiger. Auf dem Marktplatz fanden sich viele Schilde, die nach den Amtsstuben der einzelnen Behörden wiesen. Da las man: „Ortspolizei, Ortskommandantur, Zur Etappenkommandantur, Zur Feldpost, Zum Lazarett.“ An der Tür der Ortskommandantur hatte die Feldgeistlichkeit einen Anschlag angebracht, in dem für den kommenden Sonntag Zeit und Ort des Gottesdienstes angekündigt war. Es gab in Blamont eine deutsche Mühle, eine deutsche Bäckerei, ja eine deutsche — Brauerei. Von Blamont machte ich einen Abstecher nach dem Dorf Domèvre. Jetzt ist es nur noch eine Trümmerstätte, über der ein abscheulicher Geruch von Brand und Verwesung lagert; als einziges Zeichen des Lebens rauschen noch die Brunnen. Auf dem Rückweg nach Blamont kam ich an Hürden vorbei, in denen nach Angabe des Kommandanten 350 Stück Rindvieh und 400 Stück Schafe zusammengetrieben waren. Der Kommandant versicherte mir, daß die Verpflegung der Truppenteile, die von Blamont aus versorgt würden, ausgezeichnet sei. In Blamont gelang es mir nicht, ein Nachtquartier zu finden. Nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Scheuer war überfüllt von Soldaten. So fuhr ich in die Nacht hinein weiter nach Igney, wo ich wenigstens auf dem Heu ein Plätzchen zum Schlafen fand.

Am nächsten Morgen gab es warmen schwarzen Kaffee aus der Feldküche. In Igney, wie in all den französischen Dörfern, durch die ich an diesem Tag noch kommen sollte, bemerkte ich fast keine Männer mehr. Was nicht zum Militärdienst eingezogen war, hatte sich beim Anrücken der Deutschen geflüchtet. Ich sah nur Frauen und Kinder. Meist waren die deutschen Soldaten die Herren der Dörfer. Es waren friedliche Bilder mitten im Krieg, denen ich begegnete. Die Soldaten



Nach einer Aufnahme von Generaloberarzt Dr. Widenmann.

Der deutsche Kronprinz im Gespräch mit dem Kommandierenden General des XVI. Armeekorps in Romagne-sous-Montfaucon am 29. September 1914.

benutzten den Ruhetag, um sich und ihre Kleider, Gewehre und Pferde zu putzen und der Ruhe zu pflegen. Häufig wurde ich um Zigarren bestürmt, und bald war mein allzu kleiner Vorrat zu Ende gegangen.

Als die Sonne im Mittag stand, sah ich in der Ferne von der höchsten Kuppel des welligen Hügellandes drei deutsche Flaggen wehen. Das mußte Manonviller sein. Anderthalb Stunden später stand ich vor dem Drahtverhau dieses stärksten Sperrforts Frankreichs. Ich überließ mein Rad dem Schutz eines Wachtpostens und durchschritt auf schmalem Pfade die etwa 50 Meter breite, einen geschlossenen Ring um das ganze Fort bildende Drahtsperre, die jetzt, von unseren Pionieren zerschnitten und von unseren Kanonen zerschossen, wie ein wüstes Gestrüpp von eisernen Schlinggewächsen am Boden liegt. Aber noch kann man sich eine Vorstellung davon machen, was für ein fürchterliches Hindernis für stürmende Soldaten solch ein Drahtverhau sein muß, besonders wenn der Stacheldraht, wie hier in Manonviller, mit einer so starken elektrischen Batterie verbunden ist, daß jede Berührung sofort tötet.

Unmittelbar hinter dem Verhau befindet sich der Graben. Etwa 8 Meter fällt eine senkrechte Betonmauer in die Tiefe. Vor der inneren, senkrecht ansteigenden Mauer steht ein gewaltiger Zaun von etwa 4 Meter hohen, armdicken eisernen Palisaden, die durch weit vorstehende, schräg nach unten verlaufende Widerhaken unübersteigbar gemacht waren.

Der Wachtposten, der mich durch die unterirdischen Gänge führte, erzählte mir, daß man nach der Einnahme Proviant für mehrere Monate vorgefunden habe.

Ich war froh, als ich nach mehrstündigem Aufenthalt wieder aufbrach und durch das schöne, fruchtbare Land nach Avricourt fuhr. Dort auf dem Bahnhof sah ich dann noch den Güterzug, auf dem die einzelnen Teile der beiden Mörser, die hier ihre Arbeit getan, wohlverpackt der Abfahrt zu neuer Tätigkeit für das Wohl des Vaterlandes entgegenharrten.

## König Ludwig III. begrüßt seine Bayern.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Tage der schweren Arbeit, heißen Kampfes, Tage auch eines stolzen Sieges haben die Bayern auf Lothringer Boden erlebt. Deutschen Boden haben sie von feindlichen Truppen reingefegt. Daß dabei manch einer, des Heimat in den bayrischen Wäldern ist, mit seinem Blut den Boden tränkte: keiner weint darum! Mit diesem Blut ist der Sieg erkauft worden. Bei Château-Salins halten nun die Tapferen Wacht, Wacht an der Westgrenze des Reichs. Aber bald soll's wieder vorwärts gehen, den eisernen Gürtel zu sprengen, damit Frankreich an den Hängen der Vogesen sich gegen deutsche Kraft gegürtet hat. Die Bayern warten auf den Befehl: Vorwärts! Warten auf die Stunde, in der sie mit hunderttausendfältigem Hurra die Grenze überschreiten werden. Da fliegt die Nachricht her: Der König kommt! Über die Schlachtfelder bei Saarburg war er gefahren; still und ernst stand er mit seinem Stab an den Gräbern, in denen seine tapferen Bayern ruhen. Ehe er wieder heimwärts fährt, will er seine Truppen grüßen.

Am 13. September war's, in einer Morgenstunde. Die Sonne lachte, als der König in der Nähe von Château-Salins auf seine Bayern wartete. Die rüsteten sich wie zu festlicher Parade am Morgen des Königstages. Dann dröhnte durch den Morgen der Schritt der Bataillone. Droben auf der Höhe der König, weißhaarig; die gütigen Augen, die klugen, durch Brillengläser geschützt. Der Morgenwind spielt mit den Enden seines Mantels. Aus der weiten Ebene kommen die Tausende: Landwehrmänner, braun und bärtig, junge Freiwillige, deren Augen blitzen. Die Binde trägt einer am Kopf noch, die eine rasch vernarbende Wunde deckt; Lehm an der feldgrauen Hose, die Stiefel bespritzt. Regiment an Regiment. Voran flattern im Morgenwind die Fahnen, zerfetzt das Fahnentuch; aber in siegreicher Feldschlacht haben sie den Tapferen den Weg gewiesen, vorwärts durch Granatenhagel und Kugelregen, vorwärts dem Feind entgegen. Die Linke hält das Gewehr geschultert; die Rechte reißt den Helm vom Haupt. Wie ein Donner der Kanonen braust der Morgengruß der Sieger dem geliebten König entgegen, der, ein wenig gebückt, mitleuchtenden Augen seine stolzen Mannen grüßt. Die wissen, daß auch ihr König ein Opfer brachte: von einer Totenbahre kommt er, auf der sein Enkelsohn lag vor wenig Tagen. Doch sie alle hebt der große Augenblick über den Schmerz empor.




König Lud[...] III. begrüßt seine siegre[...] Truppen in der Nähe [...] Château-Salins am 13. [...]ptember 1914.

Nach der [...] gezeichnet von [...]mmer.

## Die Schlacht an den masurischen Seen.

(Hierzu Bilder und Karte Seite 198—201.)

Seinem glorreichen Sieg über die russische Narewarmee hat Generaloberst v. Hindenburg rasch einen zweiten, fast noch glänzenderen hinzugefügt, den über die Wilnaarmee, die rund 300 000 Mann zählte. Während die erstgenannte aus der Gegend von Warschau nordwärts rückte, drang die zweite aus der Linie Minsk—Wilna—Kowno nach Westen vor; offenbar wollten sich beide im westlichen Ostpreußen vereinigen und sich dann, weit über eine halbe Million stark, zwischen den Festungen Thorn, Graudenz und Danzig durchdrücken, um den berühmten „Marsch nach Berlin" anzutreten. Für den schlagfertigen General v. Hindenburg waren sie aber viel zu langsam. Er tat erst die eine in dem Seengebiet zwischen Gilgenburg und Ortelsburg ab und wandte sich dann rasch in nordöstlichem Vorstoß gegen die sogenannte Wilnaarmee, die sich im östlichen Ostpreußen eingenistet hatte.

Ihr Oberbefehlshaber, General Rennenkampf, und der russische Generalissimus, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, wohnten in Gumbinnen in einem Hotel und gedachten von dort die Eroberung Deutschlands zu leiten. Auf die Nachricht von der Niederlage der Schwesterarmee stellten sie jedoch zunächst den Vormarsch ihrer Leute ein und benutzten die ihnen bleibende Zeit, sich gut zu verschanzen und auf den drohenden Angriff vorzubereiten. Der rechte Flügel der Wilnaarmee lehnte sich an die Einmündung der Alle in den Pregel. Die Front folgte der Alle, dann der Omet bis Gerdauen und bog danach östlich über Nordenburg nach Angerburg ab, wo sie sich an den großen Mauersee lehnte. Diese Stellung war sehr gut vorbereitet und stark durch schwere Artillerie geschützt. Dazu genoß die Wilnaarmee den Ruf, die beste Rußlands zu sein, und ihr Führer Rennenkampf galt als der beste russische Feldherr. General v. Hindenburg sah sich also vor eine ungemein schwierige Aufgabe gestellt; seine Leute hatten zudem schon in schweren Schlachten gestanden, diese Russen aber waren noch frisch.

Da ihre vortrefflich befestigte Stellung nicht von der Front aus zu nehmen war und auch eine Umfassung über Wehlau hinaus wegen des dortigen vielfach moorigen Geländes nicht anging, entschloß sich General v. Hindenburg, den linken russischen Flügel allein zu umfassen und von da aus die ganze russische Aufstellung zusammenzudrücken. Entlang der Front täuschte man dem Feinde starke Truppenmassen vor; ihre wirkliche Minderzahl war allerdings durch Artilleriezuteilungen für alle Fälle genügend gestützt. Gegenüber dem linken russischen Flügel aber waren starke Bestände gemischter Truppen und auch zahlreiche Kavallerie bereitgestellt, den Gegner so nachdrücklich wie möglich zu packen und zu werfen. Das gelang auch. Die Russen wurden über Engelstein und Nordenburg zurückgedrängt;



Deutsche Truppengepäckwagen auf der Petersburger Straße in Suwalki. Photothek, Berlin.

auch ihre Stellungen bei Angerburg und die im Zentrum bei Gerdauen fielen verhältnismäßig rasch in deutsche Hände. Nun machte sich die zunehmende Umfassung des Flügels immer deutlicher dadurch bemerkbar, daß sich die weichenden russischen Regimenter mehr und mehr in nördlicher und nordwestlicher Richtung zusammenschoben, also in Gefahr gerieten, von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten zu werden. Die deutschen Truppen ließen denn auch nicht locker; mit aller Macht drückten sie nach, bis der Rückzug der Feinde in regellose Flucht ausartete. Am 14. September konnte General v. Hindenburg dem Kaiser melden: „Die Wilnaarmee, wenigstens das 2., 3., 4., 20. Armeekorps, die 3. und 4. Reservedivision und fünf Kavalleriedivisionen sind vollständig geschlagen. Die Kriegsbeute ist außerordentlich." Allerdings hatten die Russen noch den Versuch gemacht, dem General v. Hindenburg selber in die rechte Flanke zu fallen. Die sogenannte Grodnoer Reservearmee, bestehend aus dem 22. Armeekorps, dem Rest des 6. Armeekorps und Teilen des 3. sibirischen Armeekorps, rückte gegen Lyck vor. Sie wurde gleichfalls geschlagen und erlitt schwere Verluste an Toten und Verwundeten.

Die erste schöne und besonders erfreuliche Folge des Sieges war, daß auch der letzte Russe — ausgenommen die Gefangenen — von deutschem Boden verschwand; Nikolai Nikolajewitsch und Rennenkampf selber verließen Gumbinnen in Zivilkleidern Hals über Kopf. Mit Gewaltmärschen dem Feinde nacheilend, besetzten die Deutschen alsbald das russisch-polnische Gouvernement Suwalki, das unter deutsche Verwaltung gestellt wurde. Außer den Resten der geschlagenen Truppen dürften sich keine nennenswerten russischen Streitkräfte mehr im Nordosten von Suwalki befinden; vielmehr gestanden nach dänischen Zeitungsmeldungen die Russen selber zu, daß sie Truppen vom galizischen Kriegschauplatz nach Norden schaffen mußten, dort ihre Stellungen gegen General v. Hindenburg zu sichern. Die Deutschen begannen inzwischen die Belagerung der Festung Ossowiec, die so ziemlich in der Mitte des Festungsgürtels Kowno—Warschau liegt und die nach Bjelostok führende Bahnlinie deckt. Ein neuerlicher Vorstoß der erwähnten Grodnoarmee wurde Anfang Oktober bei Augustow ebenso gründlich wie bei Lyck zurückgeschlagen.

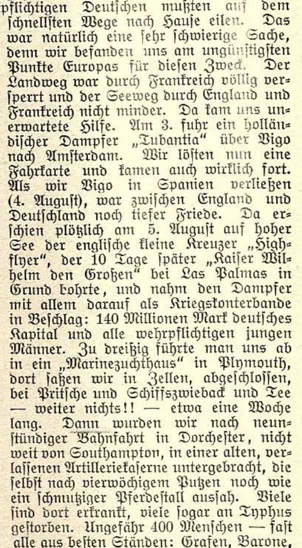


Photothek, Berlin.
Wasserträger in Suwalki.

## Bericht eines bei Ausbruch des Krieges in England zurückgehaltenen Deutschen.

........, den 19. September 1914.

Eben komme ich nach Haus und finde Deine lieben Zeilen vor. Ich bin also wieder in der Heimat und habe bereits eine sechswöchige Kriegsgefangenschaft in England hinter mir. Unser Schiff mußte in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August zwei Stunden vor Gibraltar umkehren wegen drohender Kriegsgefahr, und besonders weil England zu dieser Stunde die Meeresenge für einfahrende Schiffe gesperrt hatte. Wir erreichten Lissabon am Abend des 1. August. Am 2. kam dann die Mobilmachung, und die wehrpflichtigen Deutschen mußten auf dem schnellsten Wege nach Hause eilen. Das war natürlich eine sehr schwierige Sache, denn wir befanden uns am ungünstigsten Punkte Europas für diesen Zweck. Der Landweg war durch Frankreich völlig versperrt und der Seeweg durch England und Frankreich nicht minder. Da kam uns unerwartete Hilfe. Am 3. fuhr ein holländischer Dampfer „Tubantia" über Vigo nach Amsterdam. Wir lösten nun eine Fahrkarte und kamen auch wirklich fort. Als wir Vigo in Spanien verließen (4. August), war zwischen England und Deutschland noch tiefer Friede. Da erschien plötzlich am 5. August auf hoher See der englische kleine Kreuzer „Highflyer", der 10 Tage später „Kaiser Wilhelm den Großen" bei Las Palmas in Grund bohrte, und nahm den Dampfer mit allem darauf als Kriegskonterbande in Beschlag: 140 Millionen Mark deutsches Kapital und alle wehrpflichtigen jungen Männer. Zu dreißig führte man uns ab in ein „Marinezuchthaus" in Plymouth, dort saßen wir in Zellen, abgeschlossen, bei Pritsche und Schiffszwieback und Tee — weiter nichts!! — etwa eine Woche lang. Dann wurden wir nach neunstündiger Bahnfahrt in Dorchester, nicht weit von Southampton, in einer alten, verlassenen Artilleriekaserne untergebracht, die selbst nach vierwöchigem Putzen noch wie ein schmutziger Pferdestall aussah. Viele sind dort erkrankt, viele sogar an Typhus gestorben. Ungefähr 400 Menschen — fast alle aus besten Ständen: Grafen, Barone,





Die Grodnoer Reservearmee wird in der Schlacht bei Lyck geschlagen.
Nach einer Originalzeichnung von R. Drache.

Majore, Millionäre usw. — hatten in diesem „Stall“ Platz. Die anderen 1000 und mehr kamen zu je 12 in Zelte, die auf Rasen aufgeschlagen waren. Jeder erhielt nur zwei Decken, sonst war nichts in diesen Zelten vorhanden. Die Kost war ebenfalls grauenhaft. Kein Geschirr wurde geliefert, es gab kein Gemüse, kein Fleisch, kein Obst, nichts, oh, entsetzlich! Da haben wir uns hinter zwei uns persönlich bekannte einflußreiche englische Generale gemacht und uns so lange bei dem War-Office in London beschwert, bis wir schließlich freigelassen wurden; denn man hatte uns bereits 11 Stunden nach Kriegsausbruch gefangengenommen, während uns doch 24 Stunden völkerrechtlich zur Rückfahrt zustanden. Nach zwei weiteren Wartewochen in Plymouth gelangten wir durch die sehr minengefährdete Nordsee und den Kanal nach Amsterdam und von da nach Haus.

Schauplatz der Kämpfe im Osten an den masurischen Seen.

## Generaloberst v. Kluck.

Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D.

(Hierzu das Bild auf Seite 185.)

Wenn nach langen Friedenszeiten Kriegsgewölk am Staatenhimmel emporsteigt, so ist die Frage natürlich: „Haben wir auch Führer?“ In den Friedensjahren ist es fast unmöglich, diejenigen Persönlichkeiten herauszuerkennen, denen man im Kriege die Führung der Millionenheere anvertrauen könnte. Und doch sind sie da! Der Ernst des Krieges läßt sie emporwachsen aus dem Boden der Unbekanntheit. So sind dem deutschen Volk und Heer verdienstvolle Armeeführer im jetzigen Weltkrieg entstanden. Man denke an die aus dem Beurlaubtenstande zum aktiven Dienst wieder einberufenen Generale v. Zwehl, den Bezwinger von Maubeuge, v. Beseler, den Sieger von Antwerpen, und viele andere.

Von den aktiven Generalen haben besonders drei das öffentliche Interesse für sich in Anspruch genommen: nächst dem General v. Emmich, dem Eroberer von Lüttich (siehe Seite 21), der Generaloberst v. Kluck, dem diese Zeilen gelten, und der Generalleutnant v. Stein, über den wir später berichten werden. Von keinem vornehmen Namen und keinerlei Begünstigung getragen, ist Generaloberst v. Kluck nicht durch den Generalstab oder das Kriegsministerium die Stufenleiter zum Armeeführer emporgestiegen: langsam im Frontdienst und in den Lehranstalten hat er seinen Weg gemacht.

Am 20. Mai 1846 zu Münster in Westfalen geboren, trat er am 13. Oktober 1865 in das Infanterieregiment Nr. 55 ein. Nach dem Feldzuge 1866, den er bei der Mainarmee mitmachte, wurde er am 16. August desselben Jahres Leutnant. Als solcher kämpfte er 1870 in den Schlachten von Colombey-Nouilly, Vionville und Gravelotte. In der ersten wurde er durch zwei Streifschüsse verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. 1872 in das 73. Infanterieregiment versetzt, wurde er im Oktober 1873 Premierleutnant, am 27. Januar 1876 Adjutant der 28. Infanteriebrigade und 1879 Hauptmann und Kompaniechef im Infanterieregiment Nr. 53. Am 30. Juli 1883 wurde er Kompanieführer an der Unteroffizierschule zu Jülich und ein Jahr später Kommandeur der Unteroffizierschule des Militärknabenerziehungsinstituts zu Annaburg. 1887 zum Major befördert, wurde er am 1. Juli 1888 Kommandeur der Unteroffizierschule Neu-Breisach, 1889 Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 66, 1893 Oberstleutnant und 1896 Kommandeur des Landwehrbezirks Berlin I. In demselben Jahre zum Obersten befördert, wurde er 1898 Kommandeur des Füsilierregiments Nr. 34, 1899 Generalmajor und Kommandeur der 20. Infanteriebrigade, 1902 Generalleutnant und Kommandeur der 37. Division. 1906 wurde er General der Infanterie und zunächst Kommandierender General des 5. Armeekorps (Posen), das er 1907 mit dem 1. (Königsberg) vertauschte. 1913 wurde er zum Generalinspekteur der 8. Armeeinspektion ernannt.

Das volle Vertrauen seines kaiserlichen Herrn hat sich Kluck erworben im Kaisermanöver 1907. Mit vollkommenster Ruhe, ohne jede Nervosität führend, wußte er seinen Gegner durch „Masken“, Scheinmanöver usw. irrezuführen, während er sich selbst durch dergleichen Künste nicht irreführen ließ. Er siegte einwandfrei und verstand, wie dereinst der alte General Yorck sich ausdrückte, die vorüberschwebende Fortuna an der Stirnlocke zu fassen. Das Vertrauen des Kaisers berief ihn bei Beginn des jetzigen Weltkrieges an die Spitze der 1. Armee. Mit dieser und mit Hilfe des ihm zugeteilten, seine Bewegungen mit Aufopferung und geschickt verschleiernden Kavalleriekorps v. d. Marwitz gelang es ihm, nach schleunigstem Durchmarsch durch Belgien bei Maubeuge das englische Hilfskorps zu fassen, zu schlagen und auf St.-Quentin zurückzuwerfen, wo es, mit Teilen der französischen Armee vereint, eine erneute schwere Niederlage erlitt. Dieser Kampf gegen die verhaßten Engländer verschaffte Kluck eine Stelle im Herzen des deutschen Volkes. In seinem Siegesdrange nach vorwärts gelangte Kluck mit seiner Armee bis südlich der Marne — Montmirail und selbst Troyes erreichten seine äußersten Spitzen. Ein mächtiger Ausfall der Pariser Besatzung, den man auf 300 000 Mann schätzen darf, zwang ihn, nordwärts zurückzugehen. Dort bildete er den rechten Flügel der deutschen Armee, der von Engländern und Franzosen dauernd zu umwickeln versucht wurde. Unter steter Ausdehnung nach Norden haben diese Flankierungsversuche des Gegners sich nach und nach bis Arras und nördlich bis zum Meere erstreckt.



Photothek, Berlin.

Deutsche Soldaten in einer russischen Droschke in Suwalki.

Der Charakter des Generals Kluck ist bestimmt, kaltblütig, seine Auffassung nüchtern, klar, das Wesentliche erfassend, das Unwesentliche abstreifend, seine Entschlußkraft durch keinerlei Aufregung gehemmt oder in falsche Bahnen geleitet. Seine Zähigkeit, Energie, Selbstvertrauen gehen auf seine Truppen über. — Sein kameradschaftliches Wohlwollen erobert die Herzen seiner Untergebenen. Im Kreise seiner Standes- und Altersgenossen ist er mehr ein aufmerksamer und bescheidener Zuhörer, als ein Beherrscher der Unterhaltung. Er ist überall ein willkommener Gast — nur bei unseren Feinden nicht!

## Die österreichisch-ungarischen Kraftfahrhaubitzen.

(Hierzu die Bilder Seite 202 und 203.)

Die deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft, die sich in diesem Krieg so glänzend bewährt hat, fand einen sprechenden Ausdruck in der Teilnahme österreichisch-ungarischen groben Geschützes an dem Festungskrieg in Belgien, wie in dem Anschluß des aus Albanien zurückgezogenen deutschen Skutaridetachements an die gegen Serbien kämpfenden Österreicher und Ungarn. Während aber inzwischen das letztere wieder in der Heimat eingetroffen ist, werden wir wohl von noch mehr Ruhmestaten der schweren Schnellfeuerhaubitzen unserer Freunde auf dem westeuropäischen Kriegschauplatz hören. Sie haben uns bei der Eroberung von Namen (franz. Namur) und Maubeuge ganz vortreffliche Dienste geleistet und dürfen sich unseren 42ern des Hauses Krupp würdig an die Seite stellen. Hervorgegangen sind sie aus den rühmlich bekannten Skodawerken zu Pilsen, einer Stahlgießerei, in der schon 1889 Schnellfeuerkanonen, von Erzherzog Karl Salvator und Major v. Dormus entworfen, hergestellt wurden. Wir dürfen unseren Verbündeten neidlos und bewundernd zugestehen, daß sie durch Verbindung des schweren Kalibers nicht nur mit der Schnellfeuereinrichtung, sondern sogar mit dem Kraftwagen in Fortschrittlichkeit entschieden den Vogel abgeschossen haben.

Man rühmt diesen schweren Kolossen eine außerordentlich rasche Feuerbereitschaft nach, die wir wohl verstehen, wenn wir die praktischen, festen Fahrgestelle betrachten, die offenbar gleichzeitig als Schießgestelle — Lafetten — dienen und alles Nötige an sich tragen bis auf den Schießbedarf, der auf weiteren Kraftwagen folgend zu denken ist. Aber auch ihre Treffsicherheit ist ganz hervorragend: waren von 78 abgegebenen Schüssen doch 75 Volltreffer.

Nach dem Benehmen Belgiens in diesem Krieg, des Staates und der einzelnen, zu schließen, hat man aus der Geschichte dort nicht viel gelernt. Wäre es anders, so hätten die Belgier die österreichisch-ungarische Artillerie als alte Bekannte begrüßen können, die sich jetzt als Vorbotin einer neuen Zeit von neuem einfindet. Das Land hat nämlich von 1713 an ein Jahrhundert der habsburgischen Krone gehört und in langer Friedenszeit damals erfreulichen Aufschwung genommen, bis es erst französisch, dann holländisch wurde, um 1831 unter dem Sachsen-Koburger Leopold, also einem Deutschen, ein selbständiges Königreich zu werden. Welche Zukunft ihm wohl der eherne Mund der österreichisch-ungarischen Brummer eingeläutet haben mag?

## Krieg und Volkswirtschaft.

Von Major a. D. Schmahl.

Man pflegt den Nährstand dem Wehrstand, den Erwerbssinn dem kriegerischen Geist, den Bürgerfleiß dem Krieg gegenüberzustellen und glaubt damit unversöhnliche Gegensätze, feindliche Pole zu bezeichnen. Und doch ist es damit eine eigene Sache. Die beiden scheinen zusammenzugehören wie Mann und Weib, die ja auch Gegensätze sind. Die Geschichte warnt die Völker, über dem Erwerben von Wohlstand den kriegerischen Geist einschlafen zu lassen, denn stets kam ein anderes Volk und beraubte das reichgewordene seines Besitzes, meist auch gleichzeitig seiner Freiheit. Die Verlockung dazu war um so größer, je fühlbarer der Unterschied war, sowohl der Kriegstüchtigkeit als des Reichtums. Daß so etwas heutzutage und in Europa nicht mehr vorkommen könnte, hat sich wieder als Irrtum erwiesen. Wie wäre es, wenn wir den Lockungen des Friedenszaren und der Abrüstungsapostel geglaubt hätten?

Die treibende Kraft, die uns davor bewahrte, nennt man den Militarismus, dem man den Vorwurf machte, daß er am Mark des Volkes zehre, weil er so viel Geld koste; und es war leicht, Stimmung gegen ihn zu machen, denn zu denen, die ungern Steuern zahlen, gehören wir eigentlich alle. Wie mancher mag nun in den letzten acht Wochen im stillen denen Abbitte geleistet haben, die für größere Rüstungen eingetreten waren und vor Lässigkeit darin gewarnt hatten, besonders auch mit dem Hinweise, daß uns eine starke Flotte bitter not tue? Und wie merkwürdig! Das deutsche Volk, das dem geldfressenden Militarismus mit Haut und Haaren geopfert sein sollte, entwickelte seine Kultureinrichtungen zu einer Höhe, wie kein anderes, wurde reicher als je zuvor, so daß es den Neid aller



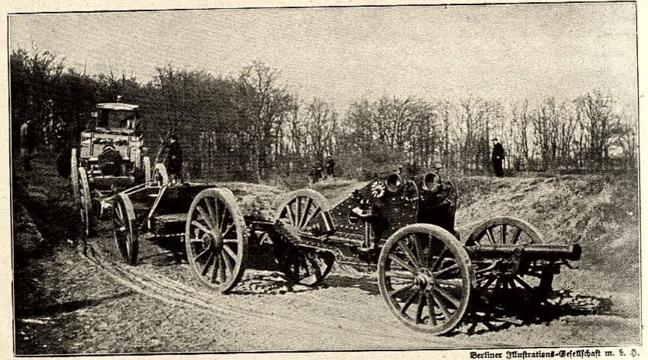
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Stehen gebliebene Wand eines von den Russen zerstörten Gehöftes bei Lyck.

anderen erregte. Die Ursache ist darin zu suchen, daß das viele Geld im Lande ausgegeben wurde, also die eigene Wirtschaft befruchtete, und daß die kriegerischen Tugenden der Ordnung, der Beharrlichkeit, der Hingebung, der Kühnheit, der Abhärtung, und wie sie alle heißen, der Volkskraft auch im wirtschaftlichen Kampfe zugute kamen. Schließlich wirkt eine gute Kriegsrüstung den politischen Bränden gegenüber, die von Zeit zu Zeit da und dort in der Welt auszubrechen pflegen, wie in der Stadt das Bewußtsein, eine vorzügliche Feuerwehr zu besitzen. Ein blühender Handel verlangt aber vor allem: Sicherheitsgefühl.

So kam es, daß die im Laufe der 43 Friedensjahre seit 1871 angeblich dem „Moloch des kulturfeindlichen Militarismus“ geopferten Milliarden eine Saat waren, aus der neben einem starken Heer die anerkannt höchste Kultur dieser Erde emporsproß und außerdem, wie sich zeigte, auch eine ungeahnte Kraft der Finanzen.

Die Erfolge der kriegerischen Rüstung stehen so vor aller Augen, daß sich ein Wort darüber erübrigt. Nur auf eines sei in dieser Richtung hingewiesen, das sich nach unserer Meinung von selbst versteht, aber bei unseren Gegnern durchaus nicht, daß nämlich die für das Heer bewilligten Gelder wirklich dorthin flossen, wohin sie gehörten, und daß mit scharfem Auge über einer sprichwörtlich gewordenen Sparsamkeit gewacht wurde. Vielleicht löst sich das Rätsel des für den Feind unerklärlichen deutschen Aufschwungs durch die einfache Formel: Pflege der Wahrheit und Unantastbarkeit. —



Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Ein schweres Geschütz wird durch Motorkraft befördert.

Das Wirtschaftsleben eines Volkes fließt nicht gleichmäßig dahin, sondern auf die sieben fetten pflegen, wie vor alters, die sieben mageren Jahre zu folgen. Wir hatten 1907 Ebbe, dazwischen Flut und jetzt wieder Ebbe. Dies kommt neben unserer besonders guten Ernte dieses Jahres als neues günstiges Moment hinzu, wenn wir aufzählen, aus welchen Gründen unsere Feinde nicht eben glücklich waren in der Wahl der Stunde, zu der sie die Brandfackel an unser Haus legten. Sie zündeten eben die Fabrik an zu einer Zeit, da das Geschäft ohnedies flau war. Hätten wir gerade mit Überschicht gearbeitet, wäre die Störung fühlbarer gewesen. Bei England kam zu seiner größeren Empfindlichkeit als Handelsstaat hinzu, daß seine Wirtschaft keine Ebbe hatte. So stieg der Zinsfuß dort sofort auf zehn Prozent, während man in Berlin mit sechs Prozent auskam. Eine Zeitlang waren sogar die Noten der Bank von England, die man früher bei unseren Geldleuten nur „mit frommem Schauder“ nannte, der sichersten Bank der Welt, ohne Zahlkraft! Wechsel der besten Häuser wurden wertlos. Drei Milliarden Forderungen schweben in London in der Luft. Man mußte, ebenso wie in Frankreich, Rußland usw., gesetzlich einen Zahlungsaufschub, Moratorium genannt, bewirken. All dies gab es bei uns nicht, sondern es geht einfach seinen regelmäßigen Gang weiter. Und warum? Weil bei allem großartigen, beneideten Aufschwung unser Außenhandel doch nur etwa ein Viertel der Gesamtwirtschaft bedeutet, bei England aber mehr als drei Viertel. Wir haben genügend Fleisch und, wenn wir etwas mehr Schwarzbrot statt Weißbrot essen, auch genug Brot. Jedenfalls können wir das Notwendige von den neutralen Nachbarn beziehen und mit unseren Erzeugnissen bezahlen. Was wir über See außer den Rohstoffen für unsere Industrie bezogen, waren mehr Luxusartikel als zur Ernährung unbedingt Notwendiges.

England dagegen kann nicht vom Lande leben, denn es hat, fußend auf seiner Meerbeherrschung, die Landwirtschaft völlig verkommen lassen. Es verhungert, wenn es monatelang nichts bezieht, und da es vom Handel lebt, kann es die Lebensmittel nicht bezahlen, wenn es durch Stockung des Welthandels nichts verdient. Nun hat sich etwas Merkwürdiges ergeben: Seeherrschaft ist nicht gleichbedeutend mit Handelsbeherrschung. Selbst wenn wir unsere Bedrohung des englischen Seehandels nicht in Anrechnung bringen, ist derselbe durch diesen Weltbrand schon ohnehin vernichtet bis auf einen kleinen Rest; denn auch diejenigen Staaten, die nicht selbst im Kampfe stehen, haben fast alle ihre Zahlungen eingestellt. Und wo nichts ist, hat auch England sein Geld verloren. So rächt sich alles auf Erden.

Nun noch einige Worte über die Banken. Die Russen haben so viel Geld von Frankreich entliehen, daß jetzt eine hochangesehene, der privaten „Deutschen Bank“ vergleichbare Pariser Bank, der Credit Lyonnais, seine Dividende nicht bezahlen kann, ebensowenig wie die Stadt Paris die fälligen Zinsen ihrer Anleihe. Die „Deutsche Bank“ dagegen steht glänzend da. Bei der „Deutschen Reichsbank“ vollends strömt das Gold, das sich sonst in Kriegszeiten verflüchtigt, derart zu, daß es, in Frank ausgedrückt, gegen Ende September über zwei Milliarden betrug, während außerdem die ihr zur Aufbewahrung anvertrauten Gelder gar 2,7 Milliarden Mark erreichen. Was haben wir nicht alles ein Menschenalter zu hören bekommen! Der Militarismus führe zum Bankrott: dabei bringen die Eisenbahnen und andere Staatsbetriebe mehr ein, als die Zinsen unserer sämtlichen Staatsschulden ausmachen; wir könnten unsere Übervölkerung nicht ernähren: dabei müssen wir sogar fremde Arbeiter ins Land ziehen. Wir haben der Welt gezeigt, was eine Alters- und Invalidenversicherung ist, und in unseren Sparkassen zwanzig Milliarden gesammelt.

Jetzt stehen wir vor einer Aufgabe, die zu lösen uns unser ureigenes Talent erleichtert: die Anpassungsfähigkeit. Sie hat großenteils den Markt des Auslands erobert zum Verdruß der älteren Welthandelsmächte. Sie muß uns jetzt über die Stockung hinwegbringen, indem die vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte, denen ihre bisherige Betätigung abgeschnitten ist, ohne viel Zeit zu verlieren in neue Bahnen geleitet werden.

Der große Krieg aber, der entflammt wurde durch den Neid auf unseren wirtschaftlichen Aufschwung, hat uns erst recht gezeigt, wie stark wir auch auf diesem Gebiete sind, und die rund 4,5 Milliarden Mark, die das deutsche Volk dem Reiche in der Kriegsanleihe auf den ersten Anhieb zur Verfügung gestellt hat, bedeuten eine gewonnene Schlacht. Der Krieg, so viel Leid er bringt, wirkt wie ein Dampfpflug, der den Acker der Volkskraft aufwühlt, alle Kräfte, die verborgen schlummerten, ans Tageslicht und zu freier Entfaltung bringt und eine mächtige Zukunftssaat emporsprießen läßt.



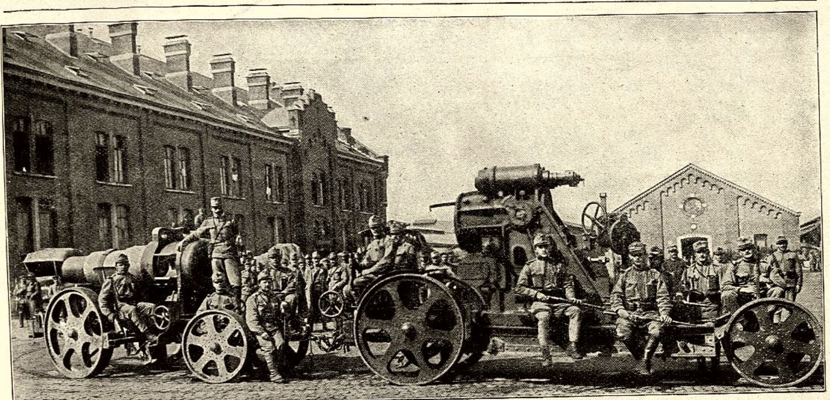


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Österreichisch-ungarische Truppen mit ihren 30,5-cm-Kanonen in Brüssel.

## Hindenburg und die Masurischen Seen.

Daß der gegenwärtig wohl volkstümlichste Heerführer, der „Russenschreck“ General v. Hindenburg, seine „Schlacht an den Masurischen Seen“ nur mit Hilfe einer ganz erstaunlichen Kenntnis des Geländes auszuführen imstande war, ist seinerzeit allgemein betont worden. Die „N. W. Ztg.“ weiß über diesen Gegenstand unter anderem folgendes scherzhafte Geschichtchen zu berichten:

Hinsichtlich jenes sumpfigen Gebietes standen seit Jahrzehnten zwei militärische Ansichten einander gegenüber. Die eine, die „fixe Idee“ des Generals Hindenburg, lautete kurz folgendermaßen: „Die Russen müssen in die Masurischen Seen gedrängt werden.“ Die andere Anschauung begann damit, daß man nicht einmal in die Nähe dieser Seen kommen dürfe, und Hindenburg mußte bittere Angriffe ertragen. Er gab aber nicht nach. Schließlich ließ man ihn reden und hielt ihn für einen alten Starrkopf. Als dann eines Tages im Deutschen Reichstag der Gedanke auftauchte, die Masurischen Seen müßten ausgepumpt und aus ihnen fruchtbarer Boden geschaffen werden, hatte Hindenburg, damals kommandierender General, keine Ruhe mehr. Seine Seen, seine Sümpfe wollte man anrühren! Er reiste sofort nach Berlin, lief zu Abgeordneten, Parteiführern, Kommissionen, und als nichts mehr nutzte, ging er zum Kaiser, der ihm schließlich lächelnd versprach, daß man die Seen in Ruhe lassen werde.

Alljährlich in den Manövern hatte Hindenburg mit seinen „Weißen“ jene Seen in Ostpreußen zu verteidigen. Die „roten“ Soldaten, also die „Russen“, die gegen ihn zu kämpfen hatten, pflegten dann immer zu sagen: „Heuer gehen wir baden!“ Denn sie wußten, daß da alles Bemühen vergeblich war: das Ende blieb immer, daß Hindenburg sie in die Masurischen Seen einklemmte. Wenn abgeblasen wurde, stand die Rote Armee regelmäßig bis zum Hals im Wasser. Die Offiziere gingen nur noch in wasserdichten Uniformen zu den Hindenburgmanövern.

Auch als der General zur Disposition gestellt wurde, verbrachte er seine Sommerferien alljährlich bei den Masurischen Seen. Sein Zeitvertreib bestand darin, daß er sich in Königsberg ein paar Kanonen auslieh und sie von früh bis abends aus einer Lache in die andere schleppen ließ. Dabei maß er ab, wie tief diese oder jene Kanone in den Schlamm einsank, wieviel Pferde an manchen Übergangs-

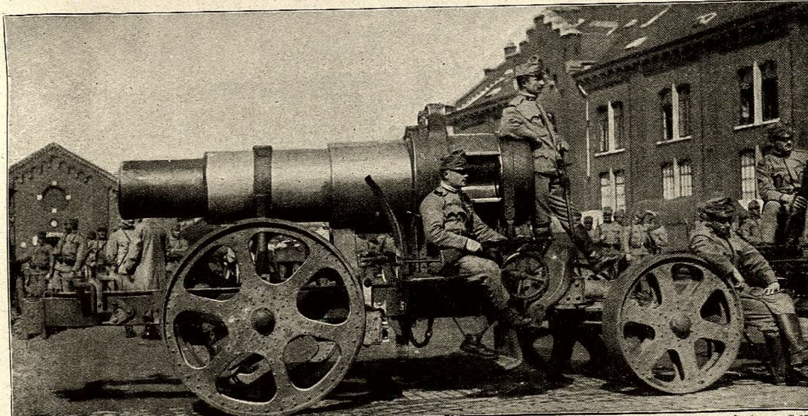


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Brüssel.

Eine der österreichisch-ungarischen Motorkanonen vor der Artilleriekaserne in Brüssel.

stellen vor die Kanone gehörten, und so weiter. Schließlich wußte er genau, welche Lache von der Artillerie durchquert werden konnte und in welcher der Feind stecken bleiben mußte. Zu Beginn des Krieges befand sich Hindenburg schon auf französischem Boden, als die Nachricht kam, daß russische Vortruppen in der Gegend der Sümpfe auftauchten. Da gab ihm der Kaiser den Befehl, daß er gehen und jetzt zeigen möge, was er könne.

## Englische Kriegsgefangene.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Bei den auf unseren verschiedenen Lagerplätzen untergebrachten englischen Kriegsgefangenen kann man große Unterschiede feststellen. Es gibt recht stattliche Gestalten darunter, echte Soldaten, die bereits diesen und jenen Kolonialfeldzug mitgemacht haben; anderen Gefangenen sieht man deutlich an, daß sie nur aus Not das Soldatenhandwerk ergriffen. Alle aber sind zufrieden, durch die Gefangennahme weiterer kriegerischer Leistungen enthoben zu sein. Aber auch Abschaum der menschlichen Gesellschaft ist darunter, nämlich 120 Zuchthäusler mit halbgeschorenem Schädel; gegen Zusicherung der Freiheit und 700 Mark Handgeld haben sie sich bereitfinden lassen, an den deutschen Küsten Minen zu legen. Also wozu die Helden der „Königin Luise" mit Begeisterung und aus der Treue gegen das liebe Vaterland sich erboten, dazu muß England ehrlose Sträflinge erkaufen. Welch beschämender Unterschied für die sogenannten Vettern jenseits des Kanals!



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Englische Kriegsgefangene im Munsterlager.

Gekleidet sind die englischen Gefangenen meist in die neue gelblichgrüne Felduniform. Es gibt aber auch viele Schotten darunter, kenntlich an den Mützen mit kariertem Rand und dem rockähnlichen Kilt. Wo sie mit „Verbündeten" zusammengesperrt waren, gab es häufig Streit, da sie sich gegenseitig mit Vorwürfen überhäuften; so mußte man sie getrennt unterbringen. Gleich anderen Gefangenen dürfen auch die gefangenen Engländer, schon aus gesundheitlichen Rücksichten, nicht müßig liegen. Sie werden zu allerlei öffentlichen Arbeiten, wie Straßenbau u. dergl. herangezogen, um die Kosten ihres Unterhalts aufzubringen.




Gefangene Engländer und Franzosen im Sennelager bei Paderborn. Nach einer Originalzeichnung von Ewald Thiel.

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

Während in Deutschland das wärmste Interesse an dem heldenmütigen Kampf bestand, den die tapfere Marinebesatzung von Tsingtau gegen die japanisch-englische Übermacht bis zum Äußersten durchzukämpfen versprach, machte sich zugleich eine tiefe menschliche Teilnahme an dem Schicksal der Frauen und Kinder bemerkbar, die sich in der Kolonie befanden. Es erweckte deshalb überall ein Gefühl der Beruhigung und Genugtuung, als es zuverlässigen Nachrichten zufolge gelungen war, diese Familienmitglieder aus Tsingtau zu entfernen und nach neutralem, chinesischem Gebiet zu bringen. Bald darauf trafen sie in Schanghai ein. Seitens der Marineverwaltung wurde rechtzeitig alles veranlaßt, um die Familien mit Geldmitteln und sonst in jeder Weise zu unterstützen.

Wenn man aus den Aussagen des japanischen Gesandtschaftsekretärs Yokota im Haag einen Schluß auf die Haltung Japans ziehen will, so könnte es scheinen, daß Japan sich als Englands redlicher Bundesgenosse zur Kriegserklärung an Deutschland gezwungen gesehen habe. Jedoch beschränke sich, wie Yokota ausführte, Japans Interesse auf den fernen Osten, und Kiautschou solle bei geeigneter Zeit an China zurückgegeben werden. Zu den Vereinigten Staaten und China seien die Beziehungen seines Landes die besten, auch stehe Japan mit Rußland auf gutem Fuße. Letzteres sei dadurch sogar in den Stand gesetzt, sein Heer aus dem fernen Osten wegzunehmen, habe also dadurch freie Verfügung über eine halbe Million Streiter bekommen, die es nun gegen Deutschland und Österreich führen könne.

Wie indes die gerade aus dem fernen Osten stets besonders gut informierte „Frankfurter Zeitung" am 13. Oktober die Sache darstellt, liegen die Dinge wesentlich anders. England wollte ein ruhiges Zuwarten Japans, bis sich die Kriegslage in Europa zugunsten des Dreiverbands gestaltet hätte; erst dann hatte es ja wieder die Hände frei, etwaige übermütige Gelüste des eigenen Bundesgenossen im Osten zu zügeln. Gerade weil aber Japan dies merkte, schlug es sofort los; ja es ist sogar durch Besetzung der Marschallinseln gegen England wortbrüchig geworden, wenn man den Wortlaut des englisch-japanischen Vertrags zum Vergleich heranzieht. Was die beiden anderen dort besonders interessierten Mächte, China und Vereinigte Staaten von Nordamerika, anbelangt, so weiß der Berichterstatter der „Frankf. Ztg." zu melden, daß China in Washington ein förmliches Bündnis zum Schutze gegen die japanischen Machtansprüche vorgeschlagen habe. Der philosophisch veranlagte Herr Wilson habe es aber bei ernsten Vorstellungen in Tokio und beruhigenden Gegenversicherungen bewenden lassen. Doch wird nach anderen Berichten in der amerikanischen Marine sehr fleißig gearbeitet, und so ist es wohl möglich, daß auch um die von Japan angestrebte Vorherrschaft im Stillen Ozean noch ein heftiger Krieg anhebt, in dem England durch das bloße Vorhandensein unserer Flotte mehr als halb gelähmt wäre.

Seit dem Abbruch unserer diplomatischen Beziehungen zu Japan und der Abreise des japanischen Botschafters aus Berlin trafen vom ostasiatischen Kriegschauplatz keine direkten Nachrichten mehr ein. Wir wußten also auf direktem Wege nichts über das Schicksal unserer braven Verteidiger Tsingtaus, die durch ihren Gouverneur das Gelübde ablegen ließen, daß sie diesen ihnen anvertrauten Außenposten deutscher Kultur bis zum letzten Blutstropfen verteidigen würden. Auch sollen die in Japan zurückgebliebenen Deutschen gut behandelt werden. Anscheinend auf dem Wege über das deutsch-niederländische Kabel in Ostasien traf die erste Nachricht ein.

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 25. August berichtete nämlich aus Tokio: Eine besondere Ausgabe des



Hofphot. A. Kühlewindt, Photoverlag, Königsberg i. P.

Aus der Schlacht bei Sadweitschen. Das Generalkommando beobachtet im Feuer schwerer Artillerie den Fortgang der Schlacht; im Hintergrund einschlagende Granaten.



Hofphot. A. Kühlewindt, Photoverlag, Königsberg i. P.

**Aus der Schlacht bei Sadweitschen.**

Der Beobachtungsposten im Fesselballon meldet telephonisch dem Generalkommando, daß unser linker Flügel von einer feindlichen Batterie in der Flanke bedroht wird. Ein Ordonnanzoffizier schreibt die Meldung nieder, die dann sofort an das Generalkommando weitergegeben wird.

Blattes „Jamato" vom 24. August meldet, daß die japanische Flotte den Kampf um Tsingtau begonnen hat.

Bis Ende September liefen verschiedene, meist aus englischer oder japanischer Quelle stammende Mitteilungen ein, die nachzuprüfen zurzeit bei dem Fehlen einer unmittelbaren Verbindung mit Tsingtau nicht möglich ist. So zweifelhaft sie aber auch sein mögen, so ging aus ihnen doch hervor, daß es für die Japaner kein leichtes Stück Arbeit ist, unsere ostasiatische Kolonie niederzuringen. So veröffentlicht z. B. die „Daily Mail" vom 25. August eine Meldung des englischen Geschwaderchefs in Ostasien, wonach der englische Zerstörer „Kennet" bei der Verfolgung eines deutschen Torpedobootes den Batterien von Tsingtau zu nahe kam und einen Verlust von 3 Toten, 3 Schwer- und 4 Leichtverwundeten erlitt. Der Zerstörer selbst entkam.

Dem „Corriere della Sera" wurde aus London berichtet, daß eine rasche Eroberung von Kiautschou durch die Japaner nicht vorauszusehen sei. Die Japaner seien bestrebt, mit möglichst wenig Verlusten durchzukommen. Zunächst würden sie eine Reihe strategischer Punkte besetzen, so die kleine Insel Tashien außerhalb der Bucht Kiautschou. In den ersten vier Wochen hatten die Japaner nach einem Bericht der „Daily Mail" aus Tokio in den Kämpfen um Tsingtau 312 Tote gehabt und 9 Flugzeuge verloren.

Anfang Oktober lief dann eine zusammenfassende Darstellung der Kämpfe um Kiautschou durch die deutsche Presse. Auch diese Zusammenfassung gründet sich auf englische Quellen und ist nur in einzelnen Punkten etwas ausführlicher. Aus all diesen Nachrichten geht mit unzweifelhafter Sicherheit hervor, daß sich die Japaner trotz ihrer großen Übermacht bis Ende September unserer Kolonie noch nicht bemächtigen konnten, obwohl sie schon sehr früh mit ihren Kriegsvorbereitungen begonnen hatten. Von diesen Kriegsvorbereitungen erfuhren wir allerdings erst am 3. Oktober, an welchem Tage die chinesische Post von Ende Juli und Anfang August aus Tientsin und Schanghai in Berlin eintraf. Die Zeitungen, die mit dieser Post eingetroffen sind, enthalten sehr interessante Meldungen, aus denen klar hervorgeht, daß Deutschlands jetzige Gegner im fernen Osten schon am 20. Juli zum Schlagen bereit waren. Schon am 28. Juli wurde von verschiedenen Seiten gemeldet, daß die britische Ostasienflotte in Weihaiwei sich konzentriere, und am nämlichen Tage brachte die Pekinger „Gazette" aus Hankow die Nachricht, die dort ankernden britischen Kanonenboote seien von ihren Mannschaften verlassen und der Obhut einer privaten Wache anvertraut worden. Die Mannschaften seien über Schanghai nach Hongkong abgegangen. Das gleiche wurde von anderen Häfen in China berichtet, wo sich kleinere britische Schiffe befanden.

In Hongkong arbeiteten Marine und Militär mit Beschleunigung an den Befestigungen. Garnison und Flotte wurden kriegsmäßig ausgerüstet und in den Docks mit verdoppelten Wachen Tag und Nacht gearbeitet. Die telegraphische Verbindung mit Berlin war schon damals zerstört. Gleichzeitig teilte das japanische Generalkonsulat der japanischen Kaufmannschaft von Tientsin mit, zwischen China und Japan sei ein Vertrag unterzeichnet worden, wonach keinerlei Waffen und Munition mehr nach China eingeführt werden dürften.

Am 1. August zog sich die französische Flotte in Ostasien in Haiphong zusammen. In Peking meldeten am gleichen Tage (also schon am 1. August!) Extrablätter japanischer Zeitungen amtlich aus Tokio, Japan würde gemeinschaftlich mit England den Krieg führen.

Trotz der langen Vorbereitung gelang es unseren Feinden aber doch nicht so schnell, Tsingtau in ihre Gewalt zu bringen. Aus Peking wurde unterm 2. Oktober gemeldet: „Die englischen Streitkräfte unter General Barnardiston setzen mit großer Energie den Angriff auf Kiautschou fort. Die deutschen Truppen zogen sich auf Tsingtau selbst zurück, dessen Forts Tag und Nacht tätig sind; das Feuer ist besonders gegen die japanischen Stellungen gerichtet. — Deutsche Flugzeuge versuchten wiederholt, die japanischen Kriegschiffe durch Bomben zu zerstören.

Die Engländer und Japaner treffen Vorbereitungen zu einem entscheidenden Vorstoß gegen Tsingtau."

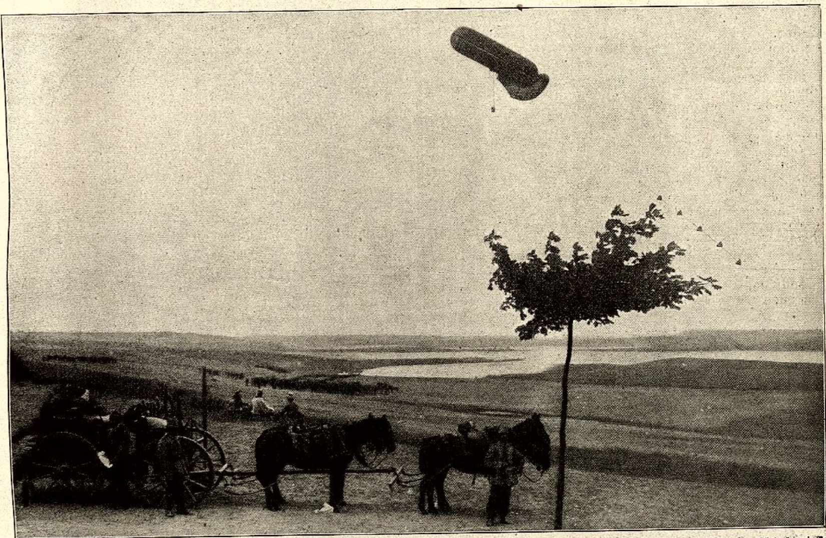
Ein Jubel aber ging durch Deutschlands Gaue und fand ein volles Echo bei unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, als am 6. Oktober auf dem Umwege über Rotterdam folgende, zweifellos aus englischer Quelle stammende Meldung verbreitet wurde:

„Beim ersten Sturm auf die Infanteriewerke von Tsingtau wurden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen. Die Wirkung der deutschen Geschütze und Maschinengewehre war vernichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde von dem österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" und dem deutschen Kanonenboot „Jaguar" wirksam beschossen. Die deutschen Verluste sollen gering gewesen sein. Die Japaner warten Verstärkungen aus Japan ab."



Schon einen Tag später meldete „Reuter" aus Tokio, daß ein japanischer Minensucher beim Zerstören einer Mine vor Kiautschou gesunken ist. Neun Mann der Besatzung ertranken, während vier Mann gerettet werden konnten.

Wenn die Japaner geglaubt hatten, unser Kiautschou müsse eine leichte Beute für sie werden, um so mehr, da sie ja noch von britischen Streitkräften unterstützt wurden, so haben die Ereignisse gelehrt, daß deutsches Heldentum der größten Übermacht die Stirne zu bieten vermag. Trotzdem müssen wir aber damit rechnen, daß an einen dauernden erfolgreichen Widerstand unserer kleinen Besatzung nicht zu denken ist, wenn sie ihr Leben auch so teuer als möglich verkaufen wird. Tiefes Mitgefühl ergreift das ganze deutsche Volk, wenn es an seine Söhne denkt, die da draußen in Ostasien auf verlorenem Posten stehen und in Gewißheit ihres Unterganges kämpfen. Und um so heller erstrahlt ihr Heldenmut, wenn man erwägt, daß sie von den Ereignissen im Mutterlande nur in der Beleuchtung der englisch-französischen Lügenmeldungen Kunde erhalten.



Hofphot. A. Kühlewindt, Photoverlag, Königsberg i. P.

**Fesselballon als Beobachtungsstation über einem der masurischen Seen; im Vordergrund Fernsprechwagen.**

In diesem Heldenkampfe von Tsingtau gegen das übermächtige, mit Großbritannien verbundene Japan glänzt aber noch ein Stern von hoher Bedeutung und leuchtet eine Seelengröße, wie man sie in der Geschichte der Völker kaum ein zweites Mal findet. Die Ratten verlassen das Schiff, wenn es zu sinken beginnt, und die besten Freunde werden oft untreu, wenn die Erkenntnis auftaucht, daß die Betätigung der Freundschaft doch nur gemeinsamen Untergang bringt. Da sucht oft der beste Freund noch zu retten, was zu retten ist, und das Wort in Schillers Bürgschaft: „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr!" wird oft genug als der Weisheit letzter Schluß betrachtet. Wie anders unsere österreichisch-ungarischen Waffenbrüder! Auch sie wissen, daß Kiautschou ein verlorener Posten ist, daß es dort nicht heißt: Siegen oder sterben!, sondern daß nur das Sterben das Ende dieses Kampfes sein kann. Trotzdem harrt die „Kaiserin Elisabeth" dort aus, bereit, ihr Letztes hinzugeben in treuer Waffenbrüderschaft für uns. Sie kämpft unter dem Jubel von ganz Österreich-Ungarn gemeinsam mit uns den Heldenkampf, obwohl das bittere Ende kaum zweifelhaft ist. Sie gibt damit den nur durch Habsucht und Neid verbundenen Japanern und Engländern ein hehres Beispiel edler, uneigennütziger Freundschaft, wie sie nur in deutschen und deutschfühlenden Herzen keimen kann.

Ein hervorstechendes Merkmal des gegenwärtigen Krieges ist es, daß unsere Feinde unter Hintansetzung von Anstand und Würde, Kultur und Zivilisation einzig von dem Gedanken beherrscht sind, uns um jeden Preis Schaden zuzufügen. Die Kriegführenden müßten sich doch sagen, daß das Schicksal der Kolonien vom Ausgange des europäischen Krieges abhängig ist und daß der Friedenschluß in Europa auch die Ordnung der Dinge im Kolonialbesitz herstellt. Wo finden aber vernünftige Erwägungen Raum, wenn alle Handlungen Habgier und Rachsucht zur Triebfeder haben? Dies gilt besonders von England. Die Russen fühlen sich als Beschützer des Slawentums und streben danach, alle Slawen unter ihrem Zepter zu vereinigen. Die Franzosen wollen immer noch die Niederlage von 1870/71 auswetzen. Bei diesen beiden Gegnern hat der Krieg also immerhin eine gewisse ideelle Grundlage; diese fehlt aber vollkommen bei den Engländern. Sie galten uns als germanisches Brudervolk, und nichts wäre ihnen leichter gewesen, als mit uns in Freundschaft zu leben, wobei sie ohne Krieg gewiß ein gutes Geschäft gemacht hätten. Es ist also ein sinnloses Wüten, das England heraufbeschworen hat, und zwar aus reinem Geschäftsneid, nur um einen unbequemen Nebenbuhler auf dem Weltmarkte zu beseitigen.

Die Engländer haben sich nicht einmal zu der Erkenntnis aufzuschwingen vermocht, daß trotz des Krieges die Vorherrschaft der germanischen Rasse auf unserem Weltteile gewahrt werden müsse und das Übergewicht der weißen Bevölkerung nicht untergraben werden dürfe; denn mit ihm zugleich wäre das britische Kolonialreich gefährdet. England hat sich nicht damit begnügt, die Japaner gegen uns zu hetzen, sondern hat sich in Afrika mit allen Negerstämmen verbunden, um unseren Kolonialbesitz zu vernichten. Die Schwarzen sehen hier den Krieg feindlicher

Brüder vor sich, die sich gegenseitig zerfleischen. Für den Augenblick erscheint England in den Augen der afrikanischen Eingeborenen als das größere Volk unter den Weißen, denn es verjagt die Deutschen — mit Hilfe der schwarzen Bevölkerung. Was dies für Folgen für die Zukunft haben muß, dafür fehlt England in seiner Habgier jede Erkenntnis. Vor Jahren, als durch die Einkreisungspolitik Eduards VII. die Gefahr eines deutsch-englischen Krieges zuerst auftauchte, ist es zwischen den wichtigsten afrikanischen Kolonialmächten zu einem Gedankenaustausch darüber gekommen, ob es nicht ratsam sei, um der inneren Solidarität und der gemeinsamen Interessen willen, die uns Weiße der schwarzen Rasse gegenüber einigen, den verpflichtenden Grundsatz aufzustellen: in einem Kolonialkriege werden von keiner Seite schwarze Truppen zum Angriff auf den Gegner verwendet! Leider sprang außer einer unverbindlichen Unterhaltung nichts dabei heraus. Daß es zu keinem praktischen Abkommen kam, findet seine Erklärung darin, daß die englische Politik schon damals nicht imstande war, sich auf Rassenanstand und Rasseneinsicht zu verpflichten.

England hätte gewiß nichts verloren, sondern moralisch nur gewonnen, wenn es den Angriff auf unseren afrikanischen Besitz aufgeschoben hätte bis nach der Entscheidung in Europa. Ein in Europa unterlegenes Deutschland könnte natürlich auch seinen Kolonialbesitz nicht halten. Siegen wir aber in Europa, so wird England für das büßen müssen, was es in Afrika an uns gesündigt hat. Nur für die Zerstörung unserer Funkenstationen in Afrika kann England militärische Gesichtspunkte ins Treffen führen, alle anderen im schwarzen Erdteil gegen uns unternommenen Handlungen sind als sinnlos und für die Engländer selbst verderblich zu bezeichnen.

Um eine richtige Vorstellung von dem entfesselten Kolonialkriege insbesondere in Afrika zu erlangen, muß man die Größe des Kolonialbesitzes der einzelnen Mächte ins Auge fassen. Wir geben einige Erläuterungen zu unserer untenstehenden Karte. Der afrikanische Besitz der Mächte ist folgender:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Frankreich . . | 9 160 285 | qkm | 32 749 590 | Einw. |
| Großbritannien . | 6 190 967 | „ | 36 807 025 | „ |
| Deutschland . . | 2 662 300 | „ | 11 449 380 | „ |
| Belgien . . . | 2 365 000 | „ | 15 003 350 | „ |
| Italien . . . . | 1 590 110 | qkm | 1 402 551 | Einw. |
| Spanien . . . | 560 466 | „ | 588 611 | „ |

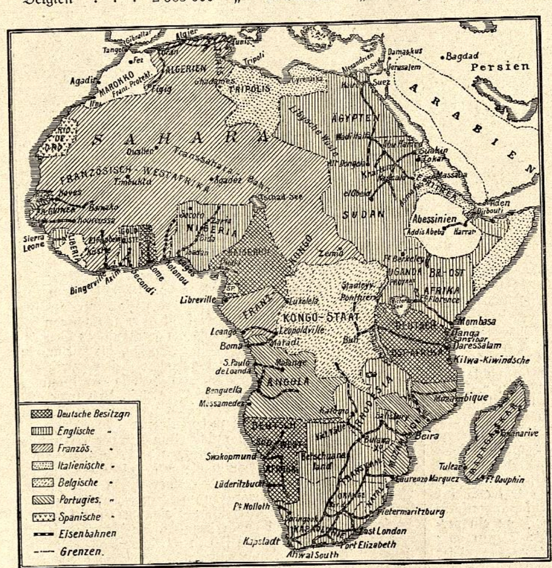
Außer diesem Kolonialbesitz europäischer Staaten hat Afrika noch einige Staaten, deren jetzige Selbständigkeit zum Teil allerdings sehr fraglich ist und die gewiß in nicht zu ferner Zeit ebenfalls in europäischen Besitz übergehen werden. Es sind dies:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Ägypten . . . | 3 544 168 | qkm | 15 299 499 | Einw. |
| Abessinien . . . | 1 120 400 | „ | 8 000 000 | „ |
| Marokko . . . | 439 200 | „ | 3 464 000 | „ |
| Liberia . . . . | 95 400 | „ | 1 500 000 | „ |

Aus der ersten Tabelle ersieht man, daß Frankreich den größten Kolonialbesitz in Afrika hat; an zweiter Stelle folgt Großbritannien, und dann kommt Deutschland. Die Rangordnung nach der Größe der Kolonien verschiebt sich aber, wenn man die sogenannten selbständigen Staaten Afrikas betrachtet, die unter sehr starkem europäischem Einfluß stehen. So steht zum Beispiel Marokko unter französischem Einfluß, aber als französische Kolonie kann man es noch nicht bezeichnen. Ägypten ist eigentlich türkischer Vasallenstaat unter britischem Einfluß. Allerdings hat sich England dort im gegenwärtigen Kriege geradezu Herrschaftsrechte angemaßt, die wahrscheinlich zu weiteren kriegerischen Verwicklungen führen werden. Wenn man Ägypten zu England zählt, dann ist dieses die größte Kolonialmacht Afrikas. Aus diesen Tabellen sieht man aber auch, daß Deutschlands Kolonien von seinen Gegnern Frankreich und Großbritannien in diesem Kriege, oder richtiger gesagt: während des Krieges mühelos erdrückt werden, weil wir alle unsere militärischen Kräfte im Mutterlande gebrauchen. Doch das Schicksal dieser Kolonien wird ja auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden.

Die erste Nachricht vom Kolonialkriege traf uns am 8. August. Da wurde gemeldet, daß vor der Hauptstadt Togos, Lome, eine starke englische Truppenexpedition von der benachbarten englischen Goldküste erschienen sei. In Abwesenheit der kleinen Polizeitruppe und sämtlicher militärfähiger Weißen, die sich mit dem stellvertretenden Gouverneur zum Schutze wichtiger Stationen ins Hinterland begeben hatten, nahmen die Engländer von der Hauptstadt Besitz unter der feierlichen Zusage, die Ordnung zu wahren und das Eigentum zu schützen.

In dieser amtlichen Meldung ist nur von der Besetzung der Hauptstadt Togos die Rede; weniger leicht wurde es unseren Feinden, die Kolonie selbst in ihren Besitz zu bringen. Zu dieser Heldentat haben sich französische und englische Streitkräfte verbunden. Unfähig, in Europa ihren betrogenen belgischen Verbündeten erfolgreich beizustehen, haben die Franzosen und Engländer an der Spitze von schwarzen Soldaten ihren Mut durch die Überwältigung der kleinsten deutschen Kolonie, des zwischen dem französischen Dahome und der britischen Goldküste eingeklemmten Togo zu beweisen Gelegenheit genommen. Die Briten hatten die deutschen Behörden zur unbedingten Übergabe aufgefordert, worauf diese um kriegerische Ehren beim Abzug ersuchten und sonstige Bedingungen stellten. Das wurde ihnen verweigert; sie sollten sich bedingungslos übergeben. Nach amtlicher britischer Mitteilung sind nun am 26. August die verbündeten Streitkräfte in die Kolonie eingezogen. Die Deutschen haben sich zweifellos bis zur letzten Möglichkeit tapfer gehalten, denn die Gegner hatten verhältnismäßig viel Verluste. Von britischer Seite allein wurde für diese Heldentat ein ganzes Regiment der West-African-Frontier-Force aufgeboten, also eine richtige Kriegstruppe, keine Polizeitruppe, wie sie Togo in der Stärke von einigen hundert Mann besitzt. Es ist aller-



Der afrikanische Besitz der Großmächte.


Die „roten Teufel".

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

dings sicher, daß neben der Polizeitruppe alle wehrfähigen Deutschen für die Ehre ihres Vaterlandes mitkämpften.

Eine zusammenfassende Darstellung über das Vorgehen unserer Feinde in Afrika gab das Reichskolonialamt unterm 28. August, indem es das Wesentliche aus den englischen Nachrichten, auf die wir allein angewiesen waren, wie folgt mitteilt:

In Ostafrika haben kurz nach Ausbruch des Krieges die Engländer den Funkenturm in Daressalam zerstört. Im Innern des Landes hat nach neueren englischen Nach- richten unsere Schutztruppe die Offensive ergriffen und den wichtigen englischen Verkehrspunkt Taveta, südöstlich des Kilimandscharo, besetzt. Aus Togo, das nur von einer kleinen Schar kriegsfreiwilliger Weißer und einer schwachen Eingeborenenpolizeitruppe verteidigt wurde, ist bereits gemeldet, daß die Engländer und Franzosen einige Gebiete besetzten. Zwischen unserer Truppe und den aus Dahome und der Goldküste anmarschierenden, weit überlegenen Streitkräften fanden verschiedene Gefechte statt, in denen auf unserer Seite mit großer Tapferkeit gekämpft wurde. Aus Kamerun, das bis vor wenigen Tagen vom Feinde nicht behelligt wurde, liegen neuere Nachrichten nicht vor. Einem Eindringen feindlicher Streitkräfte in das Land dürfte die Schutztruppe erfolgreichen Widerstand entgegensetzen. Da der Funkenturm vor Kamina in Togo vor seiner Besitz- ergreifung durch die Engländer von unserer Truppe zer- stört wurde, sind weitere Nachrichten aus Togo und aus Kamerun in nächster Zeit nicht zu erwarten. In Deutsch- Südwestafrika war bisher alles ruhig. Nach englischen Meldungen hat die Schutztruppe die Offensive ergriffen und ist von der Südostecke her in Richtung auf Upington in die Kapkolonie eingedrungen. Aus unseren Besitzungen in der Südsee liegen Nachrichten nicht vor.

Wo es den Deutschen möglich war, angreifend vorzugehen, ist es selbstverständlich auch geschehen. So sind am 30. August nach einer Meldung aus Libreville, der Hauptstadt Französisch-Kongos, die Deutschen in Belgisch-Kongo einmarschiert.

Nach einer zurzeit unkontrollierbaren Reutermeldung aus Livingstonia vom 14. September ist eine deutschostafrikanische Schutztruppenabteilung am 5. September in Britisch-Nordrhodesia eingefallen und hat die Niederlassung Abercorn angegriffen. Der Angriff sei aber zurückgeschlagen worden. Am 6. September wurde wieder geschossen, ohne daß ein regelrechter Angriff erfolgte. Am 9. September eröffneten die Deutschen ein Feuer mit leichten Feldgeschützen, die durch Maschinengeschütze zum Schweigen gebracht wurden. Die Deutschen verließen ihre Stellung und befanden sich in der Nacht 15 Meilen östlich von Abercorn. Leutnant Mac Carthy machte mit 90 Mann und einem Maschinengeschütz einen nächtlichen Eilmarsch und verfolgte den Feind bis an die Grenze. — Eine weitere Reutermeldung aus Nairobi vom 12. Sep- tember berichtete über Kämpfe an der Grenze von Deutsch- und Britisch-Ostafrika und Uganda: Eine deutsche Ab- teilung hat die Grenze von Mohoru am Viktoriasee über- schritten und Karungu besetzt; sie rückt gegen Kisii vor. Eine andere deutsche Abteilung, die nach dem Tsavofluß vor- gerückt war, hat mit Truppen aus Bura und Mtolo-Andei ein Gefecht gehabt; Einzelheiten sind noch nicht bekannt. In Nairobi eingetroffene englische Verwundete berichten, daß die Engländer in heftigem Feuer deutscher Maschinen- gewehre gestanden und einen Bajonettangriff gemacht hätten, um die Maschinengewehre wegzunehmen; der An- griff sei jedoch mißglückt.

Aus diesen englischen Mitteilungen liest man schon heraus, daß unsere ostafrikanische Schutztruppe mit großer Tapferkeit gegen die englischen Besitzungen im Norden wie im Süden vorgeht und dabei zweifellos Erfolge erzielt. Wenn man berücksichtigt, daß die Schutztruppe ohne jede Verbindung mit dem Mutterlande ist und, völlig auf sich selbst angewiesen, einen Krieg auf eigene Faust führt, muß ihr mutiges Vorgehen in der Heimat Bewunderung erregen. Nairobi ist eine befestigte englische Station in der Mitte zwischen dem Kilimandscharo und dem Kenia; Karungu ist ein englisches Fort am Ostufer des Viktoria-Nyanza-Sees, etwa 30 Kilometer nördlich der deutschen Grenze.

Nach einer Reutermeldung vom 11. September aus Blantyre (Nyassaland) beschoß der englische Regierungsdampfer „Gwendolen" am 8. September Langenburg und landete dort eine Abteilung. Der Ort wurde überrascht; es wurde kein Widerstand geleistet. Langenburg ist eine befestigte Station am Nyassasee, am Südrande der Rumbirabai.

Am 11. September meldete das Wolffsche Telegraphenbüro:

„Nach englischen Nachrichten hat in der Nähe des Songweflusses an der Grenze von Deutsch-Ostafrika und Britisch-Nyassaland zwischen deutschen und englischen Truppen ein Kampf stattgefunden, bei dem auf beiden Seiten mehrere Europäer gefallen sind. Aus gleicher Quelle wird auch von Toten und Verwundeten in Kamerun berichtet. Eine amtliche Bestätigung liegt bisher nicht vor."

Der Songwefluß mündet von Norden her in den südlichsten der beiden großen Seen, die unser ostafrikanisches Gebiet im Westen gegen den Kongostaat und Britisch-Nyassaland abgrenzen.

Am 10. September sind an verschiedenen Stellen Nachrichten aus London eingetroffen, wonach die Deutschen die Walfischbai besetzt hätten. Die englische Regierung bemerkte hierzu: Die Bai könne leicht wiedergewonnen werden, sobald die südafrikanische Regierung ihre Vorbereitungen beendigt habe, um in Deutsch-Südwestafrika einzufallen. Die Walfischbai ist eine Bucht des Atlantischen Ozeans in der Mitte der Küste Deutsch-Südwestafrikas. Seit der Eröffnung des Hafens von Swakopmund haben Handel und Verkehr der Walfischbai abgenommen. Das Gebiet wurde 1878 von den Engländern besetzt. Am 13. September wurden amtlich nach englischen Quellen wieder weitere Kämpfe aus den Kolonien gemeldet. In Kamerun sind danach drei englische Offiziere gefallen und mehrere Mannschaften verwundet worden. Einzelheiten werden über diesen Zusammenstoß merkwürdigerweise nicht be- richtet, doch ist aus den Namen der gefallenen Offiziere zu ersehen, daß Truppen aus Nigeria am Kampfe teil- genommen haben.

Der britische Gouverneur von Nyassaland meldete am 14. September:

„Eine englische Streitmacht rückte am 8. September vor, um den Feind über die Grenze nach Deutsch-Ostafrika zu werfen. Die Deutschen waren 400 Mann stark. Sie zogen sich zurück und griffen Karotga an, das von 50 Mann, darunter 9 Weißen, verteidigt wurde. Nach dreistündigem Kampfe traf die englische Hauptmacht ein, die die Deutschen gegen Songwe zurückdrängte. Mehrere Deutsche wurden getötet, 3 Offiziere verwundet und gefangen genommen. Auf englischer Seite wurden 4 Europäer getötet und 7 verwundet."

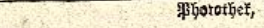
Nach Rotterdam gelangte am 16. September aus Kapstadt die Meldung, daß eine Abteilung südafrikanischer berittener Infanterie ein Scharmützel mit deutschen Streitkräften hatte, die den Übergang über den Oranjefluß bei Steinkopf im Namaqualand bewachen.

In Roberts-Heights hat die britische Regierung Konzentrationslager errichtet, wo sie die in dem Kolonialkriege gefangenen Deutschen und Österreicher im Alter zwischen 19 und 45 Jahren unterbringt. Wer sich noch des Burenkrieges und seiner Konzentrationslager erinnert, der wird das tiefste Mitgefühl empfinden müssen für jene, die das Unglück hatten, auf diese Weise die Brutalität Englands kennen zu lernen.

Aus Nairobi kam am 20. September die Nachricht, daß der britische Dampfer „Kawirondo" zwei deutsche Handelsboote auf dem Viktoria-Nyanza-See zum Sinken brachte. Der deutsche Dampfer „Muanza" griff am 15. September den britischen Dampfer „Winefred" an, der im Begriff war, in die englische Karungubai einzufahren. Der „Winefred" zog sich zurück, kehrte aber später zusammen mit dem „Kawirondo" zurück und traf in Karungu ein, ohne Widerstand zu finden.

An deutschen Dampfern gibt es auf dem Viktoriasee nur zwei oder drei in Muanza am Südufer des Sees beheimatete kleine Dampfpinassen von etwa je 5—6 Tonnen Gehalt. „Winefred" und „Kawirondo" dagegen sind Schiffe von 600 Tonnen, die zur Flotte der Ugandabahn gehören. Bei den zum Sinken gebrachten deutschen Handelsbooten kann es sich nur um Paddelboote Eingeborener oder um Segler von solchen, sogenannte Dauen, handeln, die sich entweder im Besitz von Eingeborenen befinden oder doch





Morgenwäsche. Photothek, Berlin.





Rasieren im Felde. Photothek, Berlin.

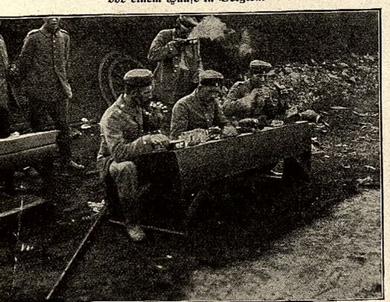




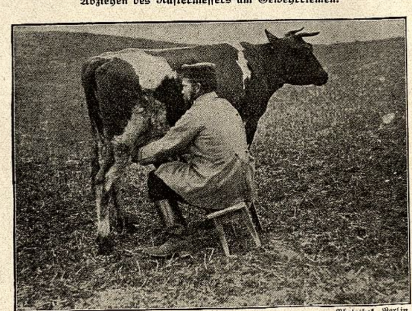
Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Ungewohnte Arbeit. Deutsche Soldaten beim Stopfen ihrer Socken vor einem Hause in Belgien.

Abziehen des Rasiermessers am Gewehrriemen. Photothek, Berlin.



Beim Frühstück auf der Schulbank. Photothek, Berlin.



Melken einer Kuh. Photothek, Berlin.

Unsere Soldaten im Felde: Wie sie sich zu helfen wissen.

von solchen geführt werden. Der heldenhafte englische Erfolg ist wirklich nicht die Kabelkosten wert; aber vielleicht wiegen in Englands Bewußtsein auch solche „Siege" jetzt schon schwer.

Aus Mailand empfing die „Frankfurter Zeitung" am 21. September die Nachricht, daß die Engländer Romansdrift, am rechten Ufer des Oranjeflusses besetzt, und die Deutschen zum Rückzug gezwungen hätten. Gleichzeitig wurde gemeldet, daß alle deutschen Funkenstationen im Stillen Ozean zerstört seien. Am 22. September erhielten wir aus englischer Quelle eine Nachricht, die besagte, daß deutsche Truppen aus Deutsch-Südwestafrika zwischen Nakob und Upington in das Kapland eingedrungen seien und sich dort verschanzt hätten. Man halte die deutschen Truppen für nicht sehr zahlreich.

In dieser englischen Meldung ist verschwiegen, daß die Deutschen gewissermaßen in der Notwehr gehandelt haben, denn schon am 21. September hatten englische Blätter berichtet, es habe ein aus Buren, Engländern und Schwarzen bestehendes Expeditionskorps den Grenzfluß Oranje überschritten und mit dem Einbruch in Deutsch-Südwestafrika begonnen. Die Herero, der kriegerische Stamm, der so lange gegen die Deutschen Krieg führte, hätten sich den Einrückenden angeschlossen, den Aufstand ausgerufen und die Fahne der südafrikanischen Union gehißt.

Am 24. September meldeten Londoner Blätter aus Nairobi vom 21. September, daß eine deutsche Truppenabteilung am 19. September in dem Voidistrikt einen Posten 20 Meilen von der Grenze angegriffen habe. Voi ist eine Station der Ugandabahn, 102 Meilen von der Küste entfernt. Zugleich endigt hier eine fahrbare Straße, die von Moschi (Deutsch-Ostafrika) herkommt. Diese Straße führt über Taveta, das von einer deutschen Truppe besetzt worden ist. Es wird also wohl dieselbe Truppe sein, die jetzt bis Voi vorgerückt ist, mit dem kühnen Ziel, die dortige Eisenbahnstation in ihre Gewalt zu bringen und so die einzige Verbindung zwischen der Küste und der Hauptstadt von Britisch-Ostafrika, Nairobi, zu unterbrechen.

Nach einer weiteren Reutermeldung ergab sich der deutsche Posten Schuckmannsburg am Sambesi am 21. September der rhodesischen Polizeitruppe. Schuckmannsburg liegt im sogenannten Caprivizipfel von Deutsch-Südwestafrika, als äußerster Posten an der Grenze gegen Englisch-Rhodesia. Da nicht anzunehmen ist, daß die Deutschen hier auf verlorenem Posten nennenswerte Mannschaften zurückgelassen hatten, kann es sich höchstens um ein paar Mann, vielleicht farbige Polizei, handeln.

Erst am 27. September erhielten wir von Kapstadt aus Kenntnis von einem schon über acht Tage zurückliegenden anderen Gewaltstreich der Engländer. Danach wurde Lüderitzbucht von südafrikanischen Truppen besetzt. Am 19. September trafen Transportschiffe vor der Stadt ein. Offiziere mit weißer Flagge forderten die Übergabe der Stadt, aber die weiße Flagge wehte schon vom Rathaus. Die deutsche Garnison war am 18. mit einem Eisenbahnzug abgefahren. Die Deutschen ließen alles unbeschädigt zurück, außer der drahtlosen Station, die sie zerstörten. Die Engländer fanden nur wenig Lebensmittel und Geld.

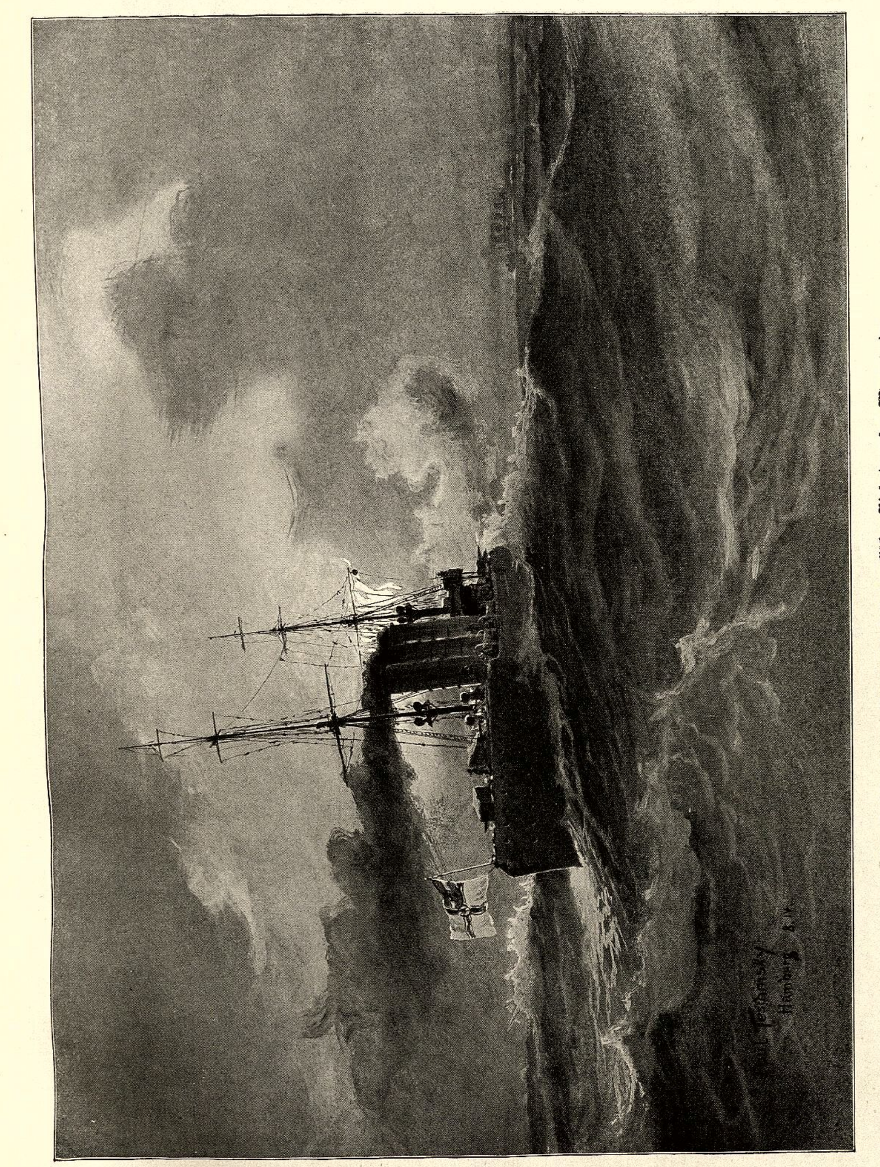
Ende September wurde vom Reuterbüro gemeldet, daß die Polizeistation Rietfontein am 19. September von einer deutschen, etwa 20 Mann starken Abteilung genommen worden sei. Es handelte sich um eine ziemlich bedeutende Station, die östlich von Keetmanshoop liegt.

Augagneur teilte im französischen Ministerium am 28. September mit, daß die Mannschaft des französischen Kanonenbootes „Surprise" während der Unternehmungen gegen Kamerun und den deutschen Kongo Cocobeach besetzt habe. Cocobeach ist der frühere Name der Station Ukoko im deutschen Munigebiet, das durch den Vertrag von 1912 von Frankreich an Deutschland abgetreten wurde.

Ferner sei eine französisch-englische Expedition, die vom englischen Kreuzer „Cumberland", dem französischen Kreuzer „Bruix" und anderen Schiffen befördert wurde, in Kamerun gelandet worden und habe Duala ohne Kampf besetzt. Daß die offenen Hafenstädte unserer Kolonien gegen überlegene



**Stellung der 3. Kompanie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 121 vom 1.—11. September bei St.-Dié.**
Nach einer Skizze des am Kampf beteiligten Unteroffiziers der Reserve F. Stahl gezeichnet von A. Roloff.



**Der Turbinenkreuzer „Dresden" jagt den englischen Riesendampfer „Mauretania".**
Nach einer Originalzeichnung von Paul Teschinsky.

feindliche Kräfte nicht zu halten sein würden, war von vornherein anzunehmen.

Die englisch-französischen Truppen standen unter dem Befehl des englischen Generals Dobell. Außer Duala wurde auch die Missionsstation Bonaberi, gegenüber von Duala, besetzt.

Nach einer Meldung des Reuterbüros vom 2. Oktober gingen südafrikanische Truppenabteilungen auch gegen zwei deutsche Posten, von denen der eine bei einem Grasplatz in der Nähe von Lüderitzbucht, der zweite 25 Meilen nördlich von Lüderitzbucht bei Anichab stand, zum Angriff vor.

Es ließ sich wohl denken, daß unsere tapferen Südwester nicht leichten Herzens den Boden aufgeben würden, um den sie so hart gekämpft haben. Selbst die Engländer, die mit Vorliebe die Erfolge ihrer Gegner verschweigen, müssen einen deutschen Sieg in Südwest zugestehen. Nach einer Londoner Depesche aus Kapstadt fanden zwischen dem 1. Regiment südafrikanischer Scharfschützen und einer Abteilung deutscher Feldartillerie Kämpfe im Namaqualand statt. Die Deutschen begannen den Angriff mit zwei Geschützen. Britische Kanonen erwiderten das Feuer und suchten die feindlichen Geschütze zum Schweigen zu bringen. Der Angriff der Deutschen entwickelte sich aber so schnell, daß sie bald zehn Geschütze gegen die Engländer ins Feuer brachten. Es gab viele Tote und Verwundete. Im Laufe des Kampfes trat bei den Engländern Munitionsmangel ein, so daß ihre Stellung unhaltbar wurde. Die Scharfschützen taten alles, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen, doch alles war vergeblich. Nachdem die Engländer alles zerstört hatten, was dem Feinde irgendwie von Nutzen hätte sein können, wurde die weiße Fahne gehißt. Die Verwundeten wurden von den Deutschen gut behandelt und die Gefallenen ohne Unterschied der Nation mit militärischen Ehren bestattet. Verschiedene englische Abteilungen machten dann den Versuch, die deutschen Stellungen wiederzuerobern, aber die Deutschen waren zu stark, und die vordringenden Engländer mußten vor dem heftigen Feuer der deutschen Maschinengewehre zurückweichen.

(Fortsetzung folgt.)

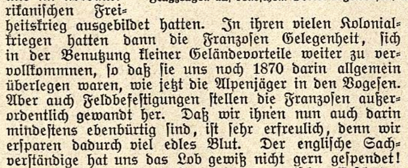
# Illustrierte Kriegsberichte.

## Die Schlacht bei Soissons.

(Hierzu die Bilder Seite 215 und 216/217.)

Während die deutschen Truppen schon bis Albert und Arras vorgedrungen waren und die Front der durch ihre Dauer wie ihre Ausdehnung eine weltgeschichtliche Neuheit darstellenden deutsch-französischen Entscheidungsschlacht somit von den Vogesen bis beinahe zur Nordsee reichte, hatten sich die verbündeten Franzosen und Engländer offenbar darauf versteift, bei Soissons, auf der Linie Paris—Namur, die deutsche Front zu durchbrechen. Diese war aber gerade dort außerordentlich stark, nicht nur von Natur, auf den Höhen nördlich der Aisne, den Fluß als Hindernis vor sich, sondern der Berichterstatter der „Times" stellte auch unserer Feldbefestigungskunst, wie sie sich dort zeigte, unterm 19. September ein glänzendes Zeugnis aus. Man weiß, daß die Franzosen von jeher Meister gewesen sind sowohl in der Ausnutzung aller natürlichen Deckungen als auch in der raschen Herstellung künstlicher. Diesmal haben auch die Unsrigen die erstere tagtäglich und mit Erfolg geübt. Bei Jena 1806 waren hauptsächlich darin die Preußen und Sachsen den Franzosen unterlegen gewesen, denn diese lernten sie zur Zeit der ersten Revolution von Freiheitshelden, die in Amerika die Deckung im Gelände den Indianern abgesehen und im nordamerikanischen Freiheitskrieg ausgebildet hatten. In ihren vielen Kolonialkriegen hatten dann die Franzosen Gelegenheit, sich in der Benutzung kleiner Geländevorteile weiter zu vervollkommnen, so daß sie uns noch 1870 darin allgemein überlegen waren, wie jetzt die Alpenjäger in den Vogesen. Aber auch Feldbefestigungen stellen die Franzosen außerordentlich gewandt her. Daß wir ihnen nun auch darin mindestens ebenbürtig sind, ist sehr erfreulich, denn wir ersparen dadurch viel edles Blut. Der englische Sachverständige hat uns das Lob gewiß nicht gern gespendet!

Nachdem er noch die Tätigkeit des deutschen Geschützes „meisterhaft" genannt, berichtet er weiter, daß dieselben die ganze Nacht auf Montag den 14. September die Verbündeten mit Feuer überschütteten und von da an Tag für Tag das Tal der Aisne zu einer wahren Hölle machten. Dabei verdunkelten Regen und schwarze Wolken den Himmel, und die französische Artillerie konnte nur dadurch gegen die vorzüglichen deutschen Verschanzungen etwas ausrichten, daß sie von ihren Fliegern und aus Fesselballons durch Fernsprecher gut mit Nachrichten bedient wurde. So ging es fort bis Donnerstag den 19. September. In der Nacht vom 18. auf 19. war der Angriff der Deutschen besonders entsetzlich. „Lawinengleich stürzten sie auf die Feinde, unwiderstehlich und todesverachtend." Berichte aus Paris über Genf bezeichnen besonders die Verluste des englischen Korps als sehr schwer. Nach Rotterdam melden englische Beobachter, daß die Aisne Hochwasser führte, wodurch der englisch-französische Brückenschlag vor Soissons erschwert wurde. Die deutschen Batterien vereinigten ihr Feuer auf die Brückenstelle und vernichteten die dort befindlichen Feinde. Die schwersten Opfer aber kostete der englische Angriff denjenigen Regimentern, denen es geglückt war, auf das nördliche Flußufer herüberzukommen, um die starke deutsche Stellung an der Eisenbahn zu nehmen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Eine neue französische Aeroplan-Mitrailleuse, wie solche während des jetzigen Krieges von unseren Feinden verwendet werden. Man hat diese Aufnahme als Postkarte von französischen Flugzeugen auf deutschem Gebiet abgeworfen, um die Grenzbevölkerung in Schrecken zu versetzen.

Scheinwerfer der Deutschen beleuchteten das englische Vorgehen taghell, und ein vernichtendes Geschütz- und Gewehrfeuer schlug den Engländern entgegen. Diesen Vorgang schildert meisterhaft unser Bild Seite 216/217, auf dem die englischen Sturmkolonnen sich eben anschicken, in die deutsche Geschützlinie einzubrechen, und nun durch einen kraftvollen Vorstoß des Fußvolks zertrümmert werden.

Die Stadt geht unter diesem Feuer in Flammen auf. „Es sieht aus, als ob ein Erdbeben gewütet hätte ... man geht über Schutthaufen, Fensterrahmen, Hausrat; die Dächer sind weggefegt ... Brandrauch, vermischt mit dem Rauch der Geschosse und dem Staub der stürzenden Häuser, zieht in ungeheuren Wolken durch die Straßen,



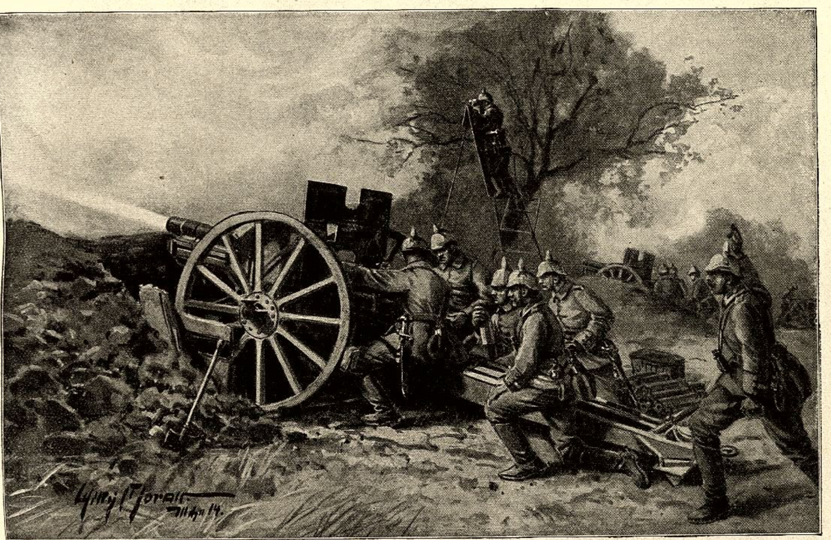
die Zurückgebliebenen unter den Einwohnern sitzen in den Kellern," schreibt der Italiener Luigi Barzini im „Corriere". „Turkos schleichen die Mauern entlang und sammeln Verwundete ..."

In dem holländischen Wochenblatt „Het Leven" aber lesen wir über das Artillerieduell von Soissons: „Es zieht über einen dahin wie ein Orkan ... man wird mit einem Schlage betäubt ... das Gebrüll der Stücke schwillt zu einem langanhaltenden Donner an, rollend, ungebrochen, wie das stetige Brausen einer stürmischen See."

## Die neuen Kriegsmittel.

(Hierzu die Bilder Seite 214 und 218/221.)

Seit hundert Jahren hat der Krieg ein anderes Gesicht bekommen. Die Fortschritte, die er machte, bezeichnen die großen Namen der Weltgeschichte: Friedrich II. von Preußen,



Eingegrabene deutsche Artillerie im Feuer. Nach einer Originalzeichnung von Willy Moralt.

Napoleon I., Moltke. Der moderne Krieg arbeitet mit modernen Mitteln oder mit alten Mitteln, die so vervollkommnet sind, daß man sie neu nennen muß. Der gegenwärtige Weltkrieg verwendet sie alle und in möglichster Vollendung. Bereits der Anfang des Krieges hat uns auf sie und ihre Bedeutung aufmerksam gemacht: der Kreuzer „Augsburg" hat Libau bombardiert, die Hafenanlagen in Brand geschossen und Minen gelegt, und wenige Stunden danach war die Meldung hierüber auf funkentelegraphischem Wege beim Admiralstab in Berlin eingetroffen. Hier hat man gleich zwei der neuen Kriegsmittel: Mine und Funkentelegraphie.

Es gibt im Krieg zur See vielleicht kein anderes Mittel, das so unheimlich wäre und wirkte wie die Mine. Anfänglich hat man die Minen zumeist oder fast ausschließlich zur Verteidigung gebraucht. Man legte sie vor den eigenen Küsten, Häfen und Flußmündungen, um diese gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe zu schützen. Dadurch, daß man sie möglichst weit vorlegte, verhinderte man auch das Beschießen von seiten der gegnerischen Fahrzeuge. Heute verwendet man die Minen auch beim Angriff. Schiffe, mit Minen ausgerüstet, fahren an die feindliche Küste und sperren die dortigen Häfen und Flußmündungen. Noch mehr, man legt Minenfelder auf hoher See in unmittelbarer Verbindung mit den Bewegungen und dem Vorgehen der Schlachtflotte. Man verfolgt dabei einen doppelten Zweck: entweder legt man das Minenfeld heimlich und versucht den Feind durch geschicktes Manövrieren auf das Minenfeld zu ziehen, damit seine Schiffe auf die Minen auflaufen und zerstört werden, oder man legt es offen, so daß der Gegner die Lage des Feldes erkennt und dadurch von dem Befahren eines bestimmten Seegebietes abgehalten und in eine taktisch ungünstige Lage gebracht wird, die dann durch die eigene Schiffsartillerie geschickt ausgenutzt werden muß, so daß hier nach dem treffenden Wort eines Fachmanns die Mine gleichsam ein Hilfsmittel für die Steigerung der artilleristischen Wirkung wird. Heute haben alle Schlachtflotten Minendampfer mit einem großen Vorrat von Minen und mit trefflichen Vorrichtungen zu ihrem schnellen Auslegen. Außer diesen eigenen Minendampfern verwendet man zum Auslegen der Minen auch Torpedo- und Unterseeboote, diese letzteren vorzugsweise, um Minen unbemerkt vom Gegner zu legen. Man unterscheidet drei Arten Minen: Beobachtungs-, Streu- und Treibminen. Die beiden ersten sind verankert. Mit dem Land verbindet sie ein Kabel, durch das ein elektrischer Strom geleitet werden kann. Beobachtet die Landstation ein feindliches Schiff über der Mine oder dem Minenfeld, so bedarf es nur eines Drucks auf den elektrischen Apparat, den Strom nach der Mine zu leiten und diese zu entzünden. Die Entzündung der Streumine erfolgt beim Aufstoßen des Schiffes auf sie. In den über der eigentlichen Mine hervorragenden Glasröhren ist eine chemische Lösung, die beim Zersplittern der Röhren auf ein Trockenelement trifft, wodurch ein elektrischer Strom entsteht, der die Mine zur Entzündung bringt. Die Minen, die jetzt mit 100 Kilogramm Schießwolle geladen sind, sind stets in bestimmter Tiefe unter der Wasserfläche, was durch eine selbständige Tiefeneinrichtung bewirkt wird.

Beim Krieg zu Land fallen an den Mitteln, mit denen er arbeitet, die ganz hervorragenden Verbesserungen auf, die sie seit den letzten vier Jahrzehnten erfahren haben. Die Handfeuerwaffen haben eine ganz erstaunliche Entwicklung erlebt. Wenn das preußische Zündnadelgewehr von 1870 dem französischen Chassepotgewehr von 1866, das



**Nachtangriff in der Schlacht bei Soissons gegen die Engländer.**

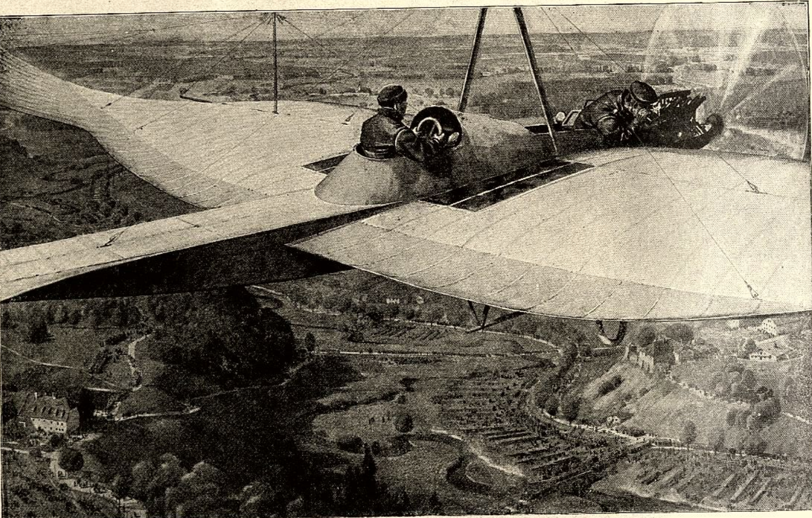
Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von Fr. Kienmayer.

bei einer Geschwindigkeit von 420 Metern eine Schußweite von 720 Metern und eine Höchstleistung von 10 Schuß in der Minute aufwies, nur wenig überlegen war — es gab 12 Schuß in der Minute — so trägt das deutsche Mausergewehr 4000 Meter weit und ermöglicht bei einer Geschwindigkeit von 900 Metern 25 Schuß in der Minute. Das Kaliber ist seit hundert Jahren von 13 Millimeter auf 5 Millimeter verringert worden. Weit größere Wirkungen aber lösen die gleichfalls sehr verbesserten Maschinengewehre aus, die die russischen Soldaten im japanischen Krieg in Haß und Wut Gießkannen des Teufels nannten. Das in den meisten Ländern gebrauchte Maximmaschinengewehr ermöglicht 400—500 Schuß in der Minute, die vollkommeneren sogar 600, ein französisches System, wie behauptet wird, gar 800 Schuß. Ein einziges solches Maschinengewehr würde also, ganz abgesehen von der weit größeren Schußweite und Durchschlagskraft, 80 Infanteristen von 1870 ersetzen. Einer ähnlichen Entwicklung kann sich die schwere Artillerie rühmen. Im gegenwärtigen Kriege spielt sie die größte Rolle: bereits die im Verband des Heeres stehende Feldhaubitze erwies sich als ausgezeichnetes Geschütz von hervorragender Wirkung. Österreich-Ungarn hat in den Motorbatterien — 30,5-cm-Batterien (siehe die Bilder Seite 202/203), deren jede aus zwei Geschützen besteht und durch einen Kraftwagen befördert wird — gleichfalls hervorragende Geschütze, wenn sie auch an Wirkung sich nicht mit unseren „großen Brummern" vergleichen lassen. Das von ihnen beschossene Lütticher Fort wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt, in dessen Mitte sich ein 50 Meter großer und 30 Meter breiter Trichter befand. Auf eine Entfernung von 12 Kilometern hatte man vom anderen Maasufer gegen das Fort aus zwei 42-cm-Geschützen gefeuert. Ihre Geschosse sind ungefähr 1 Meter lang und wiegen gegen 14 Zentner (siehe Seite 201). Neu in der Kriegsgeschichte ist es, dem Feldheer zur ständigen Verwendung Geschütze schwersten Kalibers zuzuteilen. Gegen sie sind selbst Befestigungen modernster Art wehrlos, und wieder einmal ist der stets zwischen Befestigung und Geschoßwirkung herrschende Wettstreit zugunsten dieser entschieden worden.

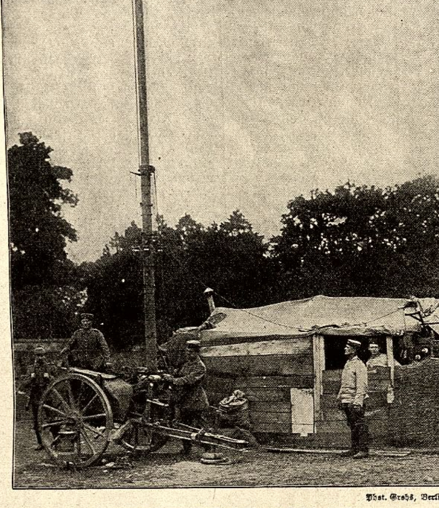
Wie hier Deutschland voran ist, so auch auf dem Gebiet der Luftschiffahrt. Denn der moderne Krieg wird nicht nur zu Lande und Wasser geführt, er hat sich auch die Luft erobert. In dem Flugzeug hat man eines der neuesten Kriegsmittel gefunden. Alle Staaten haben es sich mehr oder minder zu eigen zu machen gesucht, aber die deutschen Luftschiffe sind am besten und am ausdauerndsten und erzielen, wie man im Osten und Westen des Kriegschauplatzes sieht, die größten Wirkungen — gleichviel, um welche Systeme es sich handelt, ob um Zeppelin, Parseval, Schütte-Lanz oder andere. Die Luftfahrzeuge erfüllen Aufgaben zweifacher Art: sie leisten die wertvollsten Aufklärungsdienste betreffs der Größe und Marschrichtung feindlicher Truppen, dann aber vermögen sie auch im Angriff sehr wirksam vorzugehen.

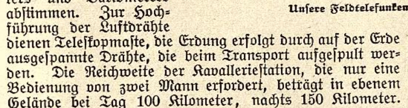
Ein Wettbewerb in allen Staaten hat die Luftfahrzeuge mit jedem Hilfsmittel moderner Technik versehen. Seit sechs Jahren sind alle Militärluftschiffe mit funkentelegraphischen Apparaten ausgerüstet. Die Nachrichtenübermittlung aus und nach den Luftfahrzeugen möglichst rasch und sicher zu gestalten, war das allgemeine Ziel. Die mannigfachsten Systeme wurden erprobt. Eine Luftschiffstation besteht aus Sender, Empfänger und Antenne, sowie dem „elektrischen Gegengewicht", das die Gondel und das Metallgerüst des Luftschiffes bildet; als Stromquelle dient eine Wechselstrommaschine, die bei 3000 Touren in der Minute 500 Watt leistet; sie wird von dem Motor des Luftschiffes entweder durch Ketten oder durch ein entsprechendes Vorgelege angetrieben und beansprucht etwa 2 Pferdestärken. Das Hörempfangsystem, eine Spezialtype für Luftschiffe, ist zum Empfangen von Wellen von 600 bis 1400 Metern eingerichtet; die einzelnen Teile sind in einem Kasten untergebracht. Auf dem Kasten ist auf vier Porzellanisolatoren ein Haspel mit einem 200 Meter langen Luftdraht aus Phosphorbronzelitze angebracht, der, am unteren Ende eine Kugel tragend, über Leitrollen nach unten abgelassen wird. Die wenig Raum beanspruchende Luftschiffstation hat eine Reichweite von 250 Kilometern und wiegt gegen 125 Kilogramm.

Die drahtlose Telegraphie hat gleich allen anderen modernen Kriegs- und Kriegshilfsmiteln eine rasche Entwicklung durchgemacht; ihre Aufgabe war, zwischen Küste und Schiff und zwischen Schiffen untereinander Funkentelegramme zu übermitteln. Ihre Vervollkommnung zeigt sich in den großen Reichweiten zwischen den einzelnen Stationen und in der einwandfreien Zeichenübertragung und Verständigung. Man kann heute mit Überbrückung von 8200 Kilometern Telefunkendepeschen von Südwestafrika über Togo nach Nauen bei Berlin senden. Es hat allen Anschein, als würde mit der Zeit im Heer der Fernsprechbetrieb und die drahtlose Funkentelegraphie den eigentlichen Telegraphenbetrieb mit Leitungen und Morseapparaten ersetzen. Man hat natürlich schon eine leistungsfähige Funkenstation für das Heer geschaffen; diese sogenannte Kavalleriestation kann auf drei Pferden befördert und in einer Viertelstunde betriebsfertig aufgebaut werden. Sender und Empfänger sind in einer Ledertasche untergebracht, alle Einzelheiten übersichtlich angeordnet und liegen nach Abheben der Deckkappe frei. Der Empfänger läßt sich auf alle Wellen zwischen 300 und 1800 Metern mit Hilfe eines Stöpselschalters und Variometers abstimmen. Zur Hochführung der Luftdrähte dienen Teleskopmaste, die Erdung erfolgt durch auf der Erde ausgespannte Drähte, die beim Transport aufgespult werden. Die Reichweite der Kavalleriestation, die nur eine Bedienung von zwei Mann erfordert, beträgt in ebenem Gelände bei Tag 100 Kilometer, nachts 150 Kilometer.


Deutscher Militärflieger im Aufklärungsdienst. Nach einem Gemälde von M. Zeno Diemer.




Phot. Grohs, Berlin.
Unsere Feldtelefunkenstation in Feindesland.



## Feldpostbrief aus den Vogesen.

(Hierzu das Bild auf Seite 212.)

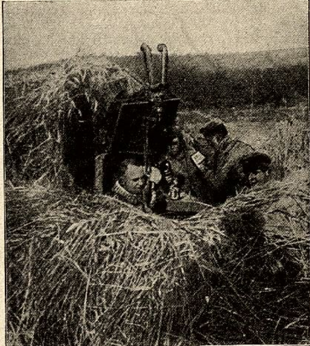
11. Sept. 1914. 10 Kilometer nordöstlich St..., gegen S... zu.

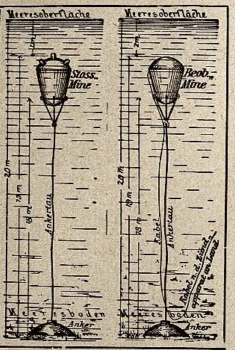
Mein lieber Hans!

Gestern nacht hatten wir Stellungswechsel hierher, wo wir nach schwerem Marsch durch gebirgiges Gelände um ein Uhr ankamen. In der Ferne gegen Epinal zu hört man das Donnern schwerer Geschütze. Bei S... überschritten wir um fünf Uhr morgens die Grenze. In S., der letzten deutschen Stadt, hatten die Franzosen unheimlich gehaust, hauptsächlich natürlich in den Häusern der Deutschen. Wider alles Völkerrecht haben sie Frauen und Kinder der Zollbeamten mitgenommen und im Zollamt alles ohne Ausnahme kurz und klein geschlagen. Die Kirche benutzten sie als Stall, und nicht genug das, sie verunreinigten sie auch sonst noch in nicht wiederzugebender Weise. Von uns wurde eine verlassene Villa eines Franzosen einzig und allein nach Eßbarem durchsucht. Unsere Soldaten verhalten sich mustergültig und bezahlen alles; nur in den Häusern, die von den Bewohnern aus Furcht verlassen worden sind, werden sämtliche Eßwaren geholt. Für uns Artilleristen fällt natürlich nichts mehr ab, weil vor uns Kavallerie und Infanterie kommt und wir zudem nie in Ortschaften oder Städten liegen, sondern die Nacht immer in Stellung sind.

Am 24., 25. und 26. August regnete es, was herunter konnte, dabei war es auch recht kalt; Du kannst Dir denken, was es da für ein Vergnügen ist, nachts draußen zu sein. Wohl zieht man ein Zelt über Geschütz- und Munitionswagen, da haben aber die acht oder neun Mann nur noch dürftig Platz; morgens ist man dann immer ganz durchfroren. Dabei hatten wir am 26. August den ganzen Tag keine Feldküche zu sehen bekommen, sie war in dem schweren Boden nicht mehr mitgekommen. Am Donnerstag, 27. August, machten wir gegen neun Uhr morgens einen Stellungswechsel zur Verfolgung des über St. D. zurückgehenden Feindes. Einen Kilometer über D. gegen St. D. zu fuhren wir fast offen auf und begannen das Feuer gegen zurückgehende Infanterie, die sich in den ersten Häusern von St. D. teilweise aufhielt. Wir hatten uns noch nicht recht verschanzt, als wir schon Artilleriefeuer und zwar etwas von der linken Seite her bekamen. Nachdem das feindliche Feuer von anderen Batterien zum Schweigen gebracht war, schossen wir weiter auf den Eingang von St. D. und eine Batterie rechts davon im Wald, die sich in kurzer Zeit verzog. Jede freie Minute benutzten wir natürlich, um unsere


Legen einer Feldtelegraphenleitung durch serbisches Militär.


Phot. Leipziger Presse-Büro.
Eine deutsche Feldtelephonleitung.



Verankerte Minen.

Deckung zu verbessern, denn unser zweites Geschütz, an dem ich Richtkanonier bin, stand etwas zu weit vor. Um ein Uhr erhielten wir plötzlich nochmals ganz überraschend furchtbares Artilleriefeuer und zwar von vorne. Ich hatte mich sofort ganz dicht an meine Deckung geworfen, die ich mir glücklicherweise recht tief, tiefer als sonst, gemacht hatte, und ließ den ganzen Hagel über mich gehen. Die Schrapnelle fühlten wir im allgemeinen wenig; sie zersprangen zu hoch, und bei der flachen Flugbahn auf der kurzen Entfernung konnten wir nicht beschädigt werden, denn die Schrapnelle wirken nur schräg vorwärts. Das scheinen die drüben aber auch beobachtet zu haben, denn nach einer ganz kurzen Pause kamen Granaten. Die ersten lagen hundert Meter zu weit, die nächsten fünfzig Meter zu weit; ich wußte, nun brechen sie an der Entfernung nochmals fünfzig Meter ab, dann haben sie uns. Diesen Gedanken hatte ich kaum gegen unseren Leutnant ausgesprochen, als ich plötzlich durch einen furchtbaren Druck noch weiter in den Boden gedrückt wurde; ich sah dann noch eine Flamme und dachte nur: jetzt bist du weg. Noch einige kamen dann auf uns zu, zum Glück davor und dahinter. Dann hörten sie plötzlich auf. Unsere Haubitzenabteilung, die seitwärts hinter uns verdeckt stand, hatte sie endlich entdeckt am Aufblitzen der Schüsse. In kürzester Zeit waren sie für immer zum Schweigen gebracht. Die Infanterie brachte die zwei Batterien (sieben von acht Geschützen) abends ins genommene St. D. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit fuhren wir oberhalb dem Hof La Roche bei St. D. nochmals zur Verfolgung auf. Eine französische Feldbatterie hatte anscheinend schon erwartet, daß auf dem Berg über La Roche Artillerie zur Verfolgung auffahren würde, denn wir hatten noch nicht zehn Schuß abgegeben, als wir in der von den Franzosen gewohnten Weise überschüttet wurden, aber ohne Erfolg, davor und dahinter schlugen die Granaten ein, ohne einen Mann zu verletzen. Spät in dieser Nacht brachten wir unsere Geschütze ohne Bespannung wieder ins Tal und bezogen bei La Roche Biwak.

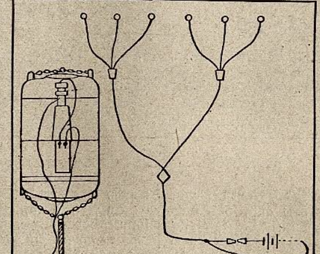
Das war ein denkwürdiger Tag gewesen, dieser Donnerstag, 27. August, den ich in meinem Leben nicht vergesse. Vorher und nachher bekamen wir noch sehr oft Feuer in die Batterie, aber nie mehr so furchtbar und mit der Genauigkeit jener beiden Gebirgsbatterien. Das singende „bhs—bhs—bhs“ der Infanterie ist liebliche Musik gegen das heulende Sausen „sss—sss—sss“ der Artilleriegeschosse und das harte Krachen der krepierenden Granaten. Wann ich das Infanteriegeschoß „bhs—bhs“ höre, ist es vorbei, es tut nichts mehr; das Artilleriegeschoß höre ich aber kommen, man kann die letzte Flugstrecke hören und muß denken: kommt es jetzt zu dir? Wenn die französische Infanterie so gut wäre wie ihre Artillerie, dann stände es wohl etwas schlimmer für uns. Wie man hört, soll die französische Infanterie im Feuergefecht gar nicht schlecht sein und es meisterhaft verstehen, jede Deckung im Gelände auszunutzen, aber wenn sie die Bajonette sehen und die Sturmhurras der Unserigen hören, dann können sie nicht widerstehen, sie lassen die Waffe und alles fallen und laufen oder ergeben sich. Die Schwaben und Bayern sollen besonders im Sturm gefürchtet sein.

Petit-M., 14. September.

Ich bin nun einige Tage nicht mehr zum Schreiben gekommen, wir hatten große Märsche nordwärts, waren sogar schon auf deutschem Boden (in Lassenborn in Lothringen) und sind nun schon wieder südlich in P., wo wir vor drei Tagen durchmarschiert sind. (Anscheinend ein Scheinrückzug oder so was.) Am Sonntagmorgen (30. August) zogen wir das erstemal durch St. D. Es ist dies ein ganz netter Industrie- und Handelsplatz, aber bös sah es darin aus. Aus- und Eingänge der Stadt waren bös zerschossen. Ja, ja, das ist der Krieg! Um dieses Städtchen herum kämpften wir nun bis 11. ds. abends, bald südlich, bald östlich, dann wieder westlich; waren die Franzosen in einem Tal zurück, kamen sie im anderen wieder herein. So ging es fort. Einige Male lagen wir mehrere Tage in einer Stellung, so bei D., wo wir so heftig beschossen wurden, im gleichen Loch vier Tage. Einige Male verließen wir die Stellung auf einige Stunden, nachts kehrten wir aber immer wieder zurück. Dieser Kleinkrieg in den gebirgigen Vogesen nimmt einen schwer mit und wird einem verleidet, weil man gar keinen Erfolg sieht (wenigstens keinen für uns sichtbaren).

Grüße alle Bekannte herzlich von mir, vor allem Mutter, Fritz, Eckles.

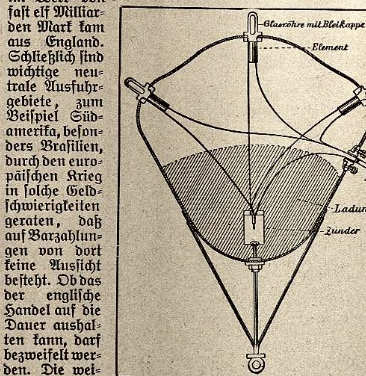
Dein Jakob.


Galvanische Schlagmine. Schema der Lage der galvanischen Strömung.
Nach „Bloch, Der Seekrieg“.

## Dampferjagd auf hoher See.

(Hierzu das Bild Seite 213.)

Der Kampf der Kriegschiffe gegeneinander ist nur die eine Seite des Ringens zur See. England hat von jeher auch die andere mindestens ebensosehr in Betracht gezogen, nämlich die Lahmlegung des feindlichen Handels. Aber die Kehrseite der Medaille für England ist die, daß zugleich der Seehandel überhaupt fast ganz aufgehört hat. Denn da die englischen Kriegschiffe auch nach Willkür auf neutralen Schiffen eine Menge Güter für Kriegskonterbande erklären, ist deren Verkehr ebenfalls stark behindert, ja bedroht. Nun lebt England zu vier Fünfteln vom Übersee- und Vermittlungshandel; dazu hat es gerade in Deutschland seinen besten Kunden verloren, denn nicht weniger als ein Fünftel unserer gesamten Einfuhr im Wert von fast elf Milliarden Mark kam aus England. Schließlich sind wichtige neutrale Ausfuhrgebiete, zum Beispiel Südamerika, besonders Brasilien, durch den europäischen Krieg in solche Geldschwierigkeiten geraten, daß auf Barzahlungen von dort keine Aussicht besteht. Ob das der englische Handel auf die Dauer aushalten kann, darf bezweifelt werden. Die weitere Schwierig-



Die gebräuchlichste Art der Seeminen.




**Beschießung von Antwerpen.**

Nach einem Gemälde von Professor Hans W. Schmidt.

Der Anblick ist von Westen nach Osten gegeben, von wo aus die Beschießung erfolgte und wo das Gelände von vielen sich kreuzenden Bahndämmen durchzogen ist. Vor der Stadt liegen die inneren Forts, von denen man die Schüsse aufblitzen sieht. Im Vordergrund eine zur Aufklärung vorgesandte Ulanenabteilung.

keit endlich ist die, daß unsere Kreuzer draußen ehrlich Gleiches mit Gleichem vergelten und englische Schiffe versenken, wo immer sie ihrer habhaft werden. Dadurch wird die Verschiffung für die englischen Reeder von Tag zu Tag kostspieliger und gefährlicher; ja, es treten in ihren Kreisen schon deutliche Zeichen gründlicher Mißstimmung auf und der wachsenden Unlust, ihre wertvollen Fahrzeuge noch weiter der Wegnahme durch unsere schnellen Auslandskreuzer auszusetzen.

Von dieser Tätigkeit unserer Kreuzer auf hoher See erfahren wir, da alle direkten Verbindungen abgeschnitten sind, nur auf Umwegen. Die Taten der „Goeben“ und „Breslau“ im Mittelmeer stehen uns noch erfreulich in Erinnerung. Am 24. August soll nach amerikanischen Berichten ein deutscher kleiner Kreuzer in den westindischen Gewässern mit 14 englischen und französischen Kriegschiffen ein Gefecht bestanden und eines davon zum Sinken gebracht haben. Die „Leipzig“ versenkte in den chilenischen Gewässern den englischen Dampfer „Elsiwe“, auf der Höhe von Peru den Dampfer „Bankfield“, der 6000 Tonnen Zucker für Liverpool an Bord führte. Ferner hat der kleine Kreuzer „Dresden“ an der brasilianischen Küste den englischen Dampfer „Homwoot“ vernichtet. Der Riesendampfer „Mauretania“ entkam ihm leider nach aufregender Jagd mit knapper Not in einen kanadischen Hafen; immerhin hat dessen Besatzung ein paar schlimme Tage hinter sich, die ihr das Wiederauslaufen vergällen dürften. Sodann ist der englische Hilfskreuzer „Oceanic“ zerstört, der Dampfer „Bowes Castle“ durch unseren Kreuzer „Karlsruhe“ versenkt, der geschützte Kreuzer „Glasgow“ in südamerikanischen Gewässern zusammengeschossen worden. Des weiteren wurde noch die Vernichtung der englischen Dampfer „Hyades“, „City of Winchester“, „Kuipara“ und „Nyanza“ gemeldet. Ein deutscher Kreuzer, wahrscheinlich die „Nürnberg“, hat das Kabel zwischen Kanada und Australien zerschnitten, ein anderer in Australien ein englisches Unterseeboot vernichtet. Auf Teneriffa wurden Mitte Oktober die Mannschaften von 13 Dampfern gelandet, die der Kreuzer „Karlsruhe“ auf dem Atlantischen Ozean versenkte. Der englische Handel im bengalischen Meerbusen wurde völlig lahmgelegt durch die „Emden“, die bis zum Kriegsausbruch dem Kreuzergeschwader in Tsingtau angehörte; auf deren glorreiche Erfolge werden wir demnächst noch ausführlich zurückkommen.

## Die tapferen Bosniaken.

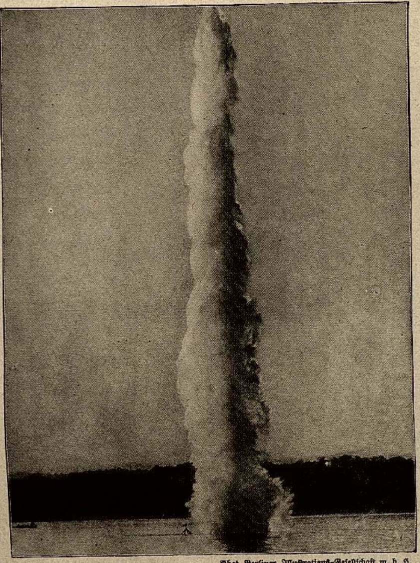
(Hierzu das Bild Seite 222.)

Schon bald nach der Okkupation Bosniens und der Herzegowina wurde die Bevölkerung dieser Länder auch zum Militärdienst Österreich-Ungarns herangezogen. Zuerst wurden nur bosnische Bataillone aufgestellt; jetzt bilden die Rekruten aus diesen Gebieten, die ja seit 1908 ein Bestandteil der Monarchie sind, wenn auch ihr staatsrechtliches Verhältnis noch nicht endgültig geregelt ist, vier Infanterieregimenter und ein Feldjägerbataillon. Diese Truppen haben in den letzten Jahren in zahlreichen Garnisonen innerhalb der Monarchie gelegen und sind überall als „Bosniaken“ ungemein beliebt und populär geworden.

Entsprechend dem schönen, starken Menschenschlag dieser jüngsten Teile des alten Habsburgerreiches sind die Soldaten aus Bosnien und der Herzegowina fast durchweg prächtige, kräftige, hoch und stramm gewachsene Männer, die sich durch Tapferkeit und Ordnung auszeichnen. Die Mannschaft trägt ausnahmslos den Fes und Pantalons mit hohen Tuchgamaschen. Diejenigen Offiziere, die sich zum Islam bekennen, haben ebenfalls das Recht, statt der sonst üblichen Kappe den Fes zu tragen.

Vor der Mobilmachung standen die vier Infanterieregimenter in Wien, Graz, Budapest und Triest, das Feldjägerbataillon in Bruck an der Leitha. Unser Bild zeigt eines dieser Regimenter, das gerade auf den Bahnhof marschiert, um sich auf den Kriegschauplatz zu begeben.

Die bosnisch-herzegowinischen Truppen haben seither an den Kämpfen gegen die Russen und Serben hervorragenden Anteil gehabt. Mehrere Bataillone haben sich insbesondere nördlich von Lemberg ausgezeichnet, wo es in den von Russen besetzten Schützengräben geradezu zum Handgemenge kam. Die Bosniaken griffen mit den Händen zu, zogen die Russen aus den Gräben und machten sie zu Kriegsgefangenen. Von den Kämpfen an der Drina erzählte ein verwundeter bosnischer Infanterist jüngst dem Redakteur eines Serajewoer Blattes: „Am 1. August kam unsere Abteilung an die Drina bei Visegrad. Als am 2. August der Vormarsch der serbischen Armee gemeldet wurde, wurde eine Patrouille an die Grenze gesandt. Zwei Mann und ich gingen gegen einen Wald neben dem Dorfe Drinjac, nächst dem Berg Trepnas. Plötzlich sahen wir eine serbische Patrouille von achtundzwanzig Mann vor uns. Die Leute trugen Zivilkleider, waren aber bis an die Zähne bewaffnet. Als wir sie bemerkten, waren wir nur dreißig Schritte von ihnen entfernt. Beim Anblick des Feindes schlug mir das Herz vor Freude stärker. Der Gefreite kommandierte ‚Feuer‘, und wir gaben eine Salve ab; dann aber stürmten wir drei gegen achtundzwanzig! Wir waren gleich im Handgemenge. Ich wollte meinen letzten Tropfen Blutes hergeben für meinen geliebten Kaiser und meine liebe Heimat. Ich fühlte in mir dreifache Kraft; mit der bloßen Faust drang ich auf die Serben ein, und jeder, den meine Faust traf, sank nieder. Ich schoß dann wieder und habe im Kampfe vier Serben erschossen, sieben verwundet und drei gefangen genommen. Noch aber war die große Übermacht vor uns; da kam Hilfe: zwölf Mann eilten im Sturmschritt her und halfen mir, meine drei Gefangenen dem Kommandanten zu übergeben, da ich selbst verwundet worden war. Ich hatte einen Schuß und einen Bajonettstich im linken Arm. Beide Wunden durchbohrten den Arm. Trotzdem blieb ich noch von acht bis elf Uhr in den Reihen, bis ich wegen Blutverlustes zusammenbrach. Unsere Sanitätsoldaten trugen mich fort.“ Der brave Mann wurde von seinem General reich beschenkt und für eine kaiserliche Auszeichnung vorgeschlagen.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Die Wirkung von Minen.

## Der Fall von Antwerpen.

(Hierzu der Plan auf Seite 84, sowie die Bilder auf Seite 223, die Kunstbeilage und eine farbige Beilage in einem späteren Heft.)

Mit der Bezwingung der Hoffnung Belgiens, des mächtigen Antwerpen, hatte Seine Majestät der Kaiser

den General der Infanterie v. Beseler beauftragt, der, zuletzt Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, seit 1911 zur Disposition gestellt war.

Zur Verstärkung der Besatzung waren neben Franzosen auch Engländer hinzugezogen. Über deren Ankunft berichtete ein Augenzeuge: „Gegen 8 Uhr befand ich mich auf dem Zuckersteg, der großen Fläche bei der Schelde, und wohnte der Ankunft von Truppen bei, die ganz regelrecht vor sich ging. Wieder kamen einige Kraftwagen mit Engländern, und abermals machten die guten Antwerpener ihrem bedrängten Gemüt Luft mit dem Rufe: Hoch die Engländer! und Albions Söhne sprachen den Zuschauern Mut zu. So und soviel Mann von ihrem Heere — es mag ja wahr sein, und ich verrate lieber keine Kriegsgeheimnisse — seien unterwegs, all with big guns, sagten sie, und einige Bootsarbeiter, die sie verstanden, verdolmetschten die frohe Botschaft an die Menge: Alle mit großen Kanonen! und dann brachen die Leute abermals in Hochrufe auf die Engländer aus. Allein gegen 8 Uhr begann der Kanonendonner wieder, und man konnte selbst von den Staden der Schelde den Widerschein der Feuerglut wahrnehmen. So nahe war die Artillerie der Deutschen noch nicht gewesen."

Am 26. September wurde gegenüber der Südfront von Antwerpen von den Bautrupps unserer schweren Artillerie mit den Erdarbeiten begonnen, die der Aufstellung schwerer Stücke vorangehen müssen. Am 27. trafen dann die Eisenbahnzüge mit dem Baugerät ein; gegen sie ließen die Verteidiger nachts vier schwerbeladen daherrasende Züge ohne Führung los, um sie zu vernichten, nachdem ein Flieger tags zuvor unsere Auslademaßnahmen entdeckt hatte. Unsere Eisenbahnkompanie aber brachte die Ungetüme, bevor sie schaden konnten, einfach zur Entgleisung. Am 28. September waren die 42er schußbereit, obwohl uns die Achtung der holländischen Neutralität verhinderte, die gerade Eisenbahnlinie Köln—Aachen—Maastricht—Antwerpen zu benutzen, und uns nötigte, alle Züge über Lüttich zu leiten. Immerhin gestattete uns der Besitz von Lüttich und Namur, das schwere Belagerungsgerät über zwei Linien: Lüttich—Löwen—Mecheln und Namur—Brüssel heranzuführen. Da für eine neuzeitliche Belagerung vor allem das Eisenbahnnetz maßgebend ist, so lag nichts im Wege, Antwerpen aus der Richtung Brüssel—Mecheln anzugreifen.

Auf diesem Wege trat uns zunächst das Fort Waelhem (spr. Walhem) nördlich Mecheln entgegen. Wenn sich dieses auch heldenmütig verteidigte, wie man überhaupt die Zähigkeit der Belgier, denen angeblich 30 000 bis 40 000 Engländer zur Seite standen, nur anerkennen kann, so waren doch schon am 4. Oktober so viele Forts des äußeren Gürtels in einer Breite von 13 Kilometer gefallen, daß das Feuer auf die veraltete südöstliche innere Fortlinie, besonders Fort IV und V, eröffnet werden konnte. Damit stand unser grobes Geschütz nur 18 Kilometer von den wichtigsten Punkten der Stadt entfernt. Am 7. Oktober fiel das Fort Broechen auf der Ostfront, und um den Besitz der von diesem Werk auf das obengenannte Fort Waelhem fließenden Nethe mit ihren sumpfigen Ufern wurde schon die Nacht hindurch bei Mondschein erbittert gekämpft, wobei dem Feinde, Belgiern und Engländern, 4 schwere Batterien, 52 Feldgeschütze und viele Maschinengewehre im offenen Feld abgenommen wurden. Auch erschien in diesen Kampfnächten gewöhnlich ein Zeppelin über der hartbedrängten Stadt und vermehrte durch seine Bombenwürfe noch die Angst der Bevölkerung.

Da die Engländer dem König der Belgier nicht erlaubt hatten, die Festung zu übergeben, mußte zur Beschießung geschritten werden. Nachdem die wackeren deutschen Pioniere die kalten Fluten der ungefähr in der Linie der äußeren Südostforts fließenden Nethe durchschwommen und die vom Feind immer wieder zerstörten Brücken endgültig geschlagen hatten, so dem General v. Beseler, dem allverehrten langjährigen Chef ihrer Waffe, den glänzenden Beweis ihrer Dankbarkeit für den hohen Stand ihrer Ausbildung zollend, ging das grobe Geschütz auf das nördliche Ufer über und beschoß mit den inneren Forts gleichzeitig die Stadt selbst.


Abfahrt eines einrückenden bosnischen Regiments.

Man hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, daß uns Antwerpen nur als rauchender Trümmerhaufen in die Hände kommen würde, nachdem der letzte Verteidiger gefallen wäre. Statt dessen vernahmen wir, daß sich die Stadt ziemlich unversehrt seit dem Nachmittag des 9. Oktober bereits in deutschem Besitz befinde, König und Königin im Auto verschwunden seien und der Kommandant sowie die Besatzung den Festungsbereich verlassen hätten.

Unsere berechtigte Siegesfreude wurde dadurch noch gesteigert, daß, wie bereits erwähnt, auch englische Truppen in Antwerpen tätig waren und den Belgiern die Leitung der Verteidigung entwanden.

Eine Armee von mehr als 200 000 Mann mit zahlreichem schweren Geschütz wurde durch den Fall von Antwerpen, das jetzt ein deutscher Hafen in drohender Nähe Londons geworden ist, zur Verwendung gegen den linken Flügel der englisch-französischen Heeresstellung im Nordwesten frei.

## Die Schlacht bei Sadweitschen.

(Hierzu die Bilder Seite 205/207.)

Am 20. August, einem schwülen und dunstgeschwängerten Sommertage, waren die Russen von Osten längs des Pissaflüßchens und südlich von Angerburg her bis gegen die Eisenbahn- und Poststation Sadweitschen gekommen. Der Ort liegt an der von Szirgupönen nach Gumbinnen führenden Landstraße, und in Gumbinnen sah man dem Verlauf des Tages mit Bangen entgegen. Von Stallupönen aus hatte sich die Nachricht rasch verbreitet, daß auch die russische Garde an der Schlacht teilnehme. Gardehusaren hatten im Städtchen Schirwindt ihre Visitenkarte abgegeben. Nach russischer Gefechtsart begannen die Geschütze ihre eherne Sprache. Ihre Wirkung blieb hinter den Erwartungen zurück. Ein Teilnehmer erklärte, daß die russischen Kanonenschüsse dumpf und matt, die deutschen aber hell und scharf ertönten.



Unsere wackeren Ostpreußen waren in der Schlacht bei Sadweitschen wirklich zu Löwen geworden. Kein Kommando vermochte ihrem Ungestüm zu wehren. Mitten im Kugelregen gingen sie mit gefälltem Bajonett zum Sturme vor. Uns liegt aus der Schlacht bei Sadweitschen oder Schlacht bei Gumbinnen, wie sie nach der Nähe der Regierungshauptstadt genannt wird, ein Brief eines Jägers zu Pferde vor, der in kurzen Worten die verzweifelte Gegenwehr der Russen kennzeichnet. Jener Reiter gehörte der Kavalleriedivision an, die zwei russische Kavalleriedivisionen warf und 500 Gefangene machte.

Die von Szirgupönen nach Sadweitschen führende Landstraße war mit Kriegsgerät und kämpfenden Kolonnen dicht besät. In diesem blutigen Ringen wurden die beiden Söhne des Großfürsten Konstantinowitsch, die Großfürsten Johann und Oleg, schwer verletzt. Der letztere ist gegen Mitte Oktober seinen Verletzungen erlegen. Bei Sadweitschen ruht auch der aus dem russisch-japanischen Kriege rühmlichst bekannte General Samsonow im kühlen Schoß der Erde.

Hofphot. Höffert.

**General v. Beseler,**
leitete den Angriff auf Antwerpen.

Das Generalkommando des I. Armeekorps konnte angesichts des großen Sieges bei Sadweitschen nicht umhin, den heldenmütigen Kämpfern seine Anerkennung auszusprechen. War doch nicht bloß der überlegene Feind zurückgeworfen worden, sondern er hatte noch dazu 8000 Gefangene und zahlreiche Batterien verloren, von denen einige später in Königsberg als Siegestrophäen vorgeführt wurden.

Durch die glänzenden Waffenerfolge der deutschen Truppen war indessen die Kraft des Gegners noch keineswegs gebrochen. Alsbald setzten russische Kavalleriemassen über die Angerapp, und andere Heeresteile marschierten gegen Insterburg. Noch wollte Rennenkampf nicht die Überlegenheit der deutschen Truppen anerkennen. In seiner Kurzsichtigkeit hielt er sogar am 23. August, einem Sonntage, im nahen Städtchen Angerburg in einer einberufenen Bürgerversammlung eine ebenso hochtrabende wie unwahre Ansprache, deren Schluß lautete: „Wir wollen mit den preußischen Soldaten Krieg führen und nicht mit der Bevölkerung. Wir möchten gern kämpfen mit den preußischen Soldaten; aber wir sehen sie nicht. Ich weiß nicht, ob sie so wenig tapfer oder so schwach sind."

Die Tapferkeit der preußischen Truppen erkannte der Wackere erst, als er nach dem Zusammenbruche der russischen Narewarmee in Insterburg in bürgerlicher Kleidung fliehen mußte und seine Stiefel vergaß.

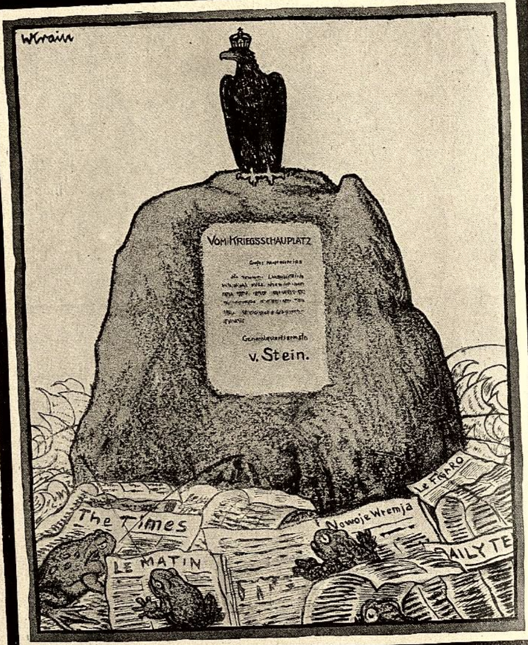
## Generalleutnant v. Stein,

dessen Bild wir im nächsten Heft Seite 225 bringen, war bis zum Beginn des jetzigen Krieges gleich manchem anderen unserer schon geschilderten Feldherren, in vielen Kreisen des deutschen Volkes so gut wie unbekannt. Zum Generalquartiermeister ernannt, hatte er dem deutschen Volke die amtlichen Nachrichten von den verschiedenen Kriegschauplätzen mitzuteilen. Er hat dies Amt mit vollendeter Wahrheitsliebe ausgeübt, aber in so lakonischer Form, daß der berechtigte Nachrichtenhunger des deutschen Volkes oftmals nicht auf seine Rechnung gekommen ist. Generalleutnant v. Stein wurde durch seine Berichte vom Kriegschauplatz bald eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten. Zahllose Gedichte feierten ihn, obwohl er mehr für die Prosa als für die Poesie gemacht zu sein scheint. Sein


Phot. Boedecker, Berlin

Zerstörte Kirche vor Antwerpen.

militärischer Werdegang ist in Kürze folgender: Geboren 13. September 1854 zu Wetterstedt (Sachsen) als Sohn eines Predigers, trat er 1873 bei dem Feldartillerieregiment Nr. 3 ein. 1875 wurde er Leutnant, besuchte danach die Kriegsakademie, 1886 erfolgte seine Ernennung zum Premierleutnant, im Jahre 1888 wurde er zur Dienstleistung beim Generalstab kommandiert. 1890 trat er als Batteriechef ins Feldartillerieregiment Nr. 7 und kam 1894 in den Generalstab der 34. Division. 1896 wurde er zum Major im Großen Generalstab und 1901 zum Kommandeur des Feldartillerieregiments Nr. 33 befördert. 1903 Abteilungschef im Großen Generalstabe; 1905 Oberst. 1908 wurde er mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Oberquartiermeisters beauftragt, 1910 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und Oberquartiermeister, 1912 zum Generalleutnant und Kommandeur der 41. Division (Deutsch-Eylau). 1914 wurde er Oberquartiermeister im deutschen Hauptquartier. Mit allen Feinheiten des Generalstabsdienstes vertraut, von ganz hervorragender Klugheit und von stürmischer Tatkraft, ist Generalleutnant v. Stein bei den Entschließungen der obersten Heeresleitung mitbestimmend gewesen. Wenn er jetzt mit der Führung eines Armeekorps betraut worden ist, mithin die weithin sichtbare Stellung des Generalquartiermeisters einem anderen hat überlassen müssen (General v. Voigts-Rhetz) — wenn er somit zurzeit in das chaotische Wirrsal der modernen Millionenschlachten untergetaucht ist, so ist doch mit aller Bestimmtheit zu erwarten, daß er zu geeigneter Zeit wieder auftauchen wird. Nach aller Voraussicht steht ihm noch eine glänzende militärische Laufbahn bevor.



**Mag ringsum noch so stark die Lüge sein: Die Wahrheit siegt, sie ist — von Stein!**

Nach einer Zeichnung des „Kladderadatsch".

## Der Honvedhusar.

### Ein Reiterlied aus Österreich-Ungarns großer Zeit.

(Nach einem Erlebnis.)

**Von Kurt Robitschek,** k. u. k. Infanterieregiment Nr. 88.

(Hierzu das Bild Seite 209.)

Nach der Schlacht bei Krasnik wurde in eines der Feldspitäler ein Honvedhusar gebracht, der in einem Tüchlein Erde verwahrt hatte. Seine Mutter hatte ihm diese mitgegeben, damit er im Falle einer tödlichen Verletzung auf ungarischer Erde sterben könne.

Fern der Heimat, an dem Dnjestr,
Nah der Feinde mächt'gem Stand,
Lagern unter kahlen Bäumen
Söhne aus dem Ungarland.
Ritten heut die „roten Teufel"
Die Attacke wie der Sturm,
Bis der letzte Feind geflohen,
Sich verkrochen wie ein Wurm.
Träumet neben seinem Pferde
Janos von der Heimatwelt;
Achtzehn Jahre, halb ein Knabe,
Aber schon ein ganzer Held:
Reite, Husar, reit in den Tod!
Färb Feindeserde blutigrot.
Reite, Husar, reit in die Welt!
Ungar muß leben und sterben als Held!

Hat die Mutter ihm gegeben
Als ein heilig Amulett
In ein Tüchlein Heimaterde,
Daß er stets auf ihr sich bett'.
Unter seinen Kopf das Bündlein
Legt der Janos jede Nacht,
Und so träumt auf Heimaterde
Janos von der Pußta Pracht;
Träumt von lust'ger Geigen Klingen,
Wenn zum Tanz der Tschardasch winkt
Und des braunen Mädels Auge
Leuchtend ihm in Liebe blinkt:
Reite, Husar, reit in den Tod!
Färb Feindeserde blutigrot.
Reite, Husar, reit in die Welt!
Ungar muß leben und sterben als Held!

Weiter ziehen die Husaren,
Halten sich wie festes Erz,
Bis die tück'sche Feindeskugel
Janos trifft ins junge Herz.
„Eljen! Sieg!" tönt seine Stimme,
Bis das Pferd ihn nicht mehr trägt . . .
Sinkt zur Erde . . . Mutters Bündel
Unter seinen Kopf er legt.
Und so stirbt auf Heimaterde
Für den König lächelnd er,
Und der Wind trägt in die Pußta
Des Husaren Heldenmär:
Reite, Husar, reit in den Tod!
Färb Feindeserde blutigrot.
Reite, Husar, reit in die Welt!
Ungar muß leben und sterben als Held!

# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

So leicht, wie sich England die Wegnahme unserer afrikanischen Besitzungen gedacht haben mag, wird sie ihm nicht. In dem auf Seite 214 bereits erwähnten Gefecht an der Grenze des Randfontein- und des Warmbaddistriktes hatten die Engländer nach einem Telegramm des Colonel Grant 16 Tote, 43 Verwundete, 8 Vermißte und 35 Gefangene verloren. Einem Kapstädter Bericht von Reuters Büro zufolge, den die „Kölnische Zeitung" veröffentlichte, nahm das Gefecht folgenden Verlauf:

„Eine kleine Wasser- und Ausspannstelle, die sich für unsere Vorstoßlinie als wichtig erwies, wurde von einer Schwadron besetzt in der Annahme, daß der Feind sich zurückgezogen habe. Eine Abteilung der Transvaaler reitenden Artillerie und eine weitere Schwadron berittener Infanterie wurden ausgesandt, um die kleine Besatzung zu verstärken. Die eingenommene Stellung war von vornherein gefährlich für jede kleine Streitmacht, die sich dort befand. Auf der anderen Seite war das Wasser auf der Stelle für unseren Vormarsch unentbehrlich. Die Wasserstelle ist von Klippen umgeben, der Zugang geht durch einen engen Paß. Es liegt auf der Hand, daß der Feind, der die Umstände kannte, die Falle freigab und sich zurückzog. Kaum hatten zwei unserer Geschütze ausgespannt, da begann auch schon der feindliche Angriff: ein Geschütz wurde auf einer Erhöhung in Stellung gebracht, von wo aus der Kessel, in dessen Mitte sich das Wasserbecken befand, bestrichen werden konnte. Unsere Geschütze erwiderten sofort das Feuer und brachten den Gegner einen Augenblick zum Schweigen, allein die Deutschen dehnten ihren Angriff sehr bald aus. Der Zugang, der die Straßen nach der Station zu beherrschte, wurde genommen und nicht weniger als zehn Geschütze, die Sprenggranaten abfeuerten, wurden von den Angreifern in Tätigkeit gebracht. Aus allen Himmelsrichtungen beschossen, benahmen sich unsere Kanoniere hervorragend tapfer, wofür die Tatsache spricht, daß jeder Mann von den Bedienungsmannschaften entweder getötet oder verwundet wurde. Nur der befehlführende Offizier, Leutnant Adler, blieb unversehrt. Es ging nun auf die Mittagstunde. Mittlerweile wurden entschlossene Versuche unternommen, um die kleine Besatzung zu befreien. Der Feind jedoch, der etwa 2000 Mann stark war, hatte eine zu günstige Aufstellung, um einen Vormarsch zum Entsatz zuzulassen. Kurz nach zwölf Uhr entschlossen sich unsere Kanoniere, deren Schießvorräte zu Ende gingen und deren Lage unhaltbar wurde, ihre Geschütze unbrauchbar zu machen, was sie unter dem an Heftigkeit und Genauigkeit immer noch zunehmenden Feuer der Deutschen besorgten, die die Absicht erkannten und vereiteln wollten. Unsere Infanterie, meist vom 1. Regiment, ließ es sich angelegen sein, das feindliche Feuer zu schwächen.

Unterdessen wurde alles vernichtet, was dem Feind irgendwie von Nutzen sein konnte. Als das geschehen war und alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben werden mußte, steckte die tapfere kleine Abteilung von Briten und Afrikanern die weiße Flagge auf. Auf die Deutschen hatte der Kampf und die schweren Verluste, die sie selbst erlitten, einen derartigen Eindruck gemacht, daß der General (!), der sie befehligte, persönlich den britischen Obersten zu der Genauigkeit des Artilleriefeuers und dem tapferen Widerstand, den seine Leute leisteten, beglückwünschte. Alle Verwundeten wurden gut behandelt und einer von ihnen durfte nach unserem Lazarett zurückkehren. Die Deutschen begruben unsere Gefallenen vor den ihrigen, und zwar mit allen Kriegsehren. Gefangene Kameraden der Toten durften der Leichenfeier beiwohnen. In dem Hauptlager war der Ernst der Lage schnell erkannt worden, man hatte auch keine Mühe gespart, um den Ersatz der Streitkräfte durchzuführen, allein der Feind erwies sich dafür als zu stark. Die Schwadronen unter den Rittmeistern King und Davidson erlitten Verluste unter dem schweren Maschinengewehrfeuer, das sie empfing, als sie versuchten, einen zweiten Zugang zu dem Talkessel zu durchbrechen."

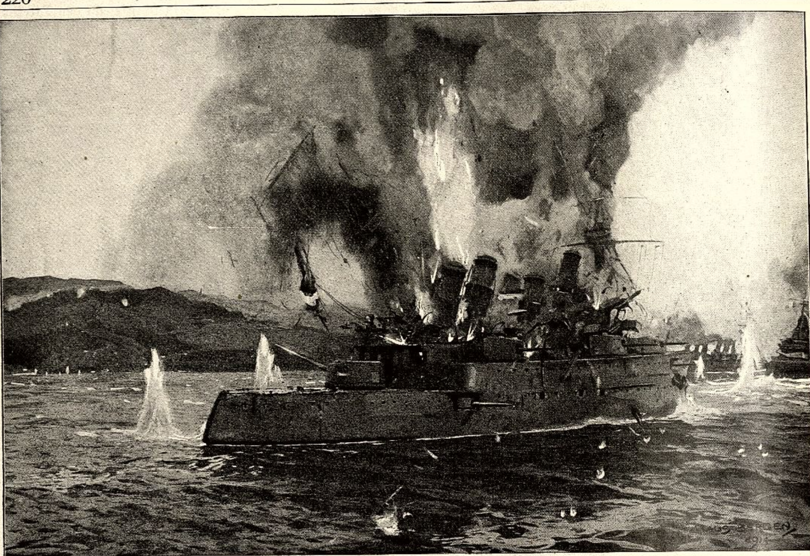

**Generalleutnant v. Stein.** Phot. H. Herrmann, Berlin.

Ob die Angaben über das Kräfteverhältnis richtig sind, entzieht sich vorerst der Beurteilung. Manches ist natürlich einseitig geschildert. Aber auch diese Darstellung zeigt den Südafrikanern, daß sie es mit entschlossenen Gegnern zu tun haben, die unser südwestafrikanisches Schutzgebiet tatkräftig zu verteidigen wissen.

In einer Anfang Oktober vom britischen Kolonialministerium veröffentlichten amtlichen Mitteilung heißt es: „An der englisch-deutschen Grenze des ostafrikanischen Protektorats herrschte im September eine bedeutende Regsamkeit, da der Feind zahlreiche Versuche unternahm, in das britische Gebiet einzudringen und die Ugandabahn abzuschneiden. Indessen wurden alle Versuche zurückgewiesen. Nur eine Grenzstation wird von einer kleinen deutschen Abteilung gehalten. Die normale Truppenbesetzung des ostafrikanischen Protektorats und des Ugandaprotektorats ist seit Ausbruch des Krieges durch bedeutende Abteilungen indischer Truppen, sowie berittener und nicht berittener östlicher Abteilungen verstärkt worden. Hinsichtlich der militärischen Lage wird keine Befürchtung gehegt."

Auf deutscher Seite meldete der Gouverneur von Kamerun siegreiche Gefechte von Anfang September gegen Engländer und Franzosen.



Untergang eines französischen Kriegschiffes bei Cattaro. Nach einer Originalzeichnung von Claus Bergen.

Nach diesem Telegramm wurde an zuständiger Stelle angenommen, daß Engländer und Franzosen an den beiden nördlichen Einbruchstellen der nigerischen Grenze Vorstöße in unsere Kolonie Kamerun versucht haben. Es sind dies der Eintritt des Benue und des Croßflusses in nigerisches Gebiet.

Gegen Ende September meldete der Pariser „Excelsior" aus Johannesburg, daß zwischen den deutschen Truppen und den Engländern bei Upington in Betschuanaland Kämpfe stattgefunden hätten. Man befürchtete den Vormarsch der Deutschen auf Kimberley.

Upington liegt am Oranjefluß, der im Süden unser Schutzgebiet von der Kapkolonie abgrenzt, und zwar etwa 150 Kilometer stromaufwärts von unserer südöstlichen Grenzecke aus. Hier sind unsere Südwester zuerst auf die Engländer gestoßen. Mit welcher Genugtuung werden sie die niederträchtigen Kappolizisten aufs Korn genommen haben, in Erinnerung an die Tage, da dieselben Kappolizisten die Hottentotten, die wir in den Oranje gejagt hatten, in englischen „Schutz" nahmen und uns zur Einstellung des Kampfes zwangen. Nachher haben sie dann diese halben Banditen mit englischen Gewehren bewaffnet uns wieder über die Grenze geschickt.

Upington! Wie klingt uns dieser Name ins Ohr! War's nicht in Upington, wo während des Hottentottenaufstandes unser damaliger Kapstädter Generalkonsul Jacobs mit einem Viehtransport zur Verpflegung unserer Truppen, für den man ihm in Kapstadt ein Sündengeld abgenommen hatte, anlangte und Rast machte, und wo von betrunkenen Kappolizisten die schwarzweißrote Flagge von seinem Zelte herabgerissen und verhöhnt wurde! Ja, wer von diesen Kappolizisten bei Upington jetzt sein Leben ließ, der büßte dort alte Blutschuld Englands und seiner gewissenlosen Staatsmänner.

Und weiter nach Kimberley? Nach Cecil Rhodes' Diamantenstadt? Kimberley! Wie haben wir Deutschen vor fast 15 Jahren im Herzen mitgejubelt, als der alte Cronje, der Burengeneral, vor Kimberley lag und Cecil Rhodes, den Diamantenkönig, mitsamt allen Diamantenherren fangen wollte. Und ein Weheschrei ging durch Deutschland, als Cronjes Kriegsruhm dann zusammenbrach und sein Zug auf Kimberley bei Paardeberg ein unrühmliches Ende fand. Ein seltsames Zusammentreffen: Unsere Südwester reiten durch die Steppe der Kalahari jauchzend auf Kimberley, denn es geht endlich, endlich gegen die Engländer, gegen die Engländer, die uns seit einem Menschenalter in Südwest heimlich und offen bekämpfen!

England schien zu merken, daß es mit seiner Macht in Südafrika nicht allzu glänzend bestellt sei, und es verschaffte sich deshalb einen Helfershelfer in General Botha, dem einstigen Burengeneral, der zur Zeit des Burenkrieges als Bittender für sein Volk nach Deutschland kam und damals Schwüre ewiger Dankbarkeit leistete für die moralische und materielle Unterstützung, die wir den Buren in ihrem schweren Kampfe gegen England zuteil werden ließen. Im gegenwärtigen Kriege hat aber Botha seine Dankespflicht gegen Deutschland vergessen; denn am 11. September beantragte er im Parlament, den König Georg zu ersuchen, dem König der Belgier die Bewunderung und das Mitgefühl für das belgische Volk auszudrücken, und erklärte gleichzeitig, da das Reich sich im Kriegszustande befinde, stehe auch Südafrika im Kriegszustande mit dem gemeinsamen Feinde.

Man täte aber dem Burenvolke unrecht, wollte man annehmen, daß es ebenso denke wie Botha. Gleich nach dessen Erklärung ist General Beyers, der Oberbefehlshaber der südafrikanischen Miliz, von seinem Posten zurückgetreten, weil er nicht gegen die Deutschen kämpfen wollte. Dieser Rücktritt Beyers versetzte die Regierung in eine schwierige Lage. Es besteht eine starke Opposition gegen feindliche Maßnahmen gegen Deutsch-Südwestafrika, namentlich in der Oranjekolonie, dem Transvaalbezirk, dem Bezirk Lichtenburg und den Grenzbezirken der Kapkolonie. Die Buren sind treue britische Untertanen, halten aber die Maßnahmen gegen Deutsch-Südwest für unpolitisch, unweise und überflüssig.

Aufsehen erregte auch die Begründung, die Beyers für seinen Rücktritt gab. Er sagte: „Es muß der Regierung bekannt sein, daß die große Mehrheit der Holländisch redenden Bevölkerung Südafrikas den Beschluß rügt, daß wir die Grenze überschreiten sollen, und daß zwei neulich in Pretoria abgehaltene Versammlungen von Kommandanten davon ein beredtes Zeugnis ablegten. Es heißt, daß England sich am Kriege beteiligt, um der Gerechtigkeit willen, zur Verteidigung der Unabhängigkeit kleiner Völker und zur Hochhaltung der Verträge, aber die Tatsache, daß drei Minister aus dem englischen Kabinett treten, beweist, daß es sogar in England eine starke Minderheit gibt, die von der Gerechtigkeit eines Krieges mit Deutschland nicht zu überzeugen war. Die Geschichte lehrt uns schließlich, daß jedesmal, wenn es den Interessen Englands entspricht, jenes Land bereit ist, kleine Völker zu schützen. Aber leider kennt die Geschichte auch Beispiele, daß dasselbe Reich die heiligen Rechte auf Unabhängigkeit kleiner Völker verletzte und Verträge nicht achtete. Zum Beweise dafür brauche ich nur daran zu erinnern, wie es die Unabhängigkeit der südafrikanischen Republiken, des Oranjefreistaates verletzte und wie wenig die Konvention im Zandrivier geachtet wurde. Es heißt, daß der Krieg gegen den Barbarismus der Deutschen geführt wird. Ich habe vergeben, aber nicht vergessen alles, was an Barbarismus im südafrikanischen Kriege in diesem unserem eigenen Lande verübt wurde."



Dies mußte sich England von seiner eigenen Kolonie sagen lassen. Dazu kam noch, daß es in der ganzen islamitischen Welt, soweit sie unter Englands und Frankreichs Joch stand, bedenklich gärte.

Ende August erhielt das englische Kolonialministerium aus Neuseeland eine Depesche des Gouverneurs, derzufolge Apia in Deutsch-Samoa nach Belagerung durch eine englische Expedition am 23. August besetzt worden sei.

Damit haben die Engländer ihrem — „Ruhmeskranze" einen neuen Zweig eingeflochten. Nicht genug damit, daß sie in Mittelafrika und in Togo den Schwarzen das Bild eines Kampfes zwischen Angehörigen der weißen Rasse bieten, auch in Samoa gelüstete es sie nach billigen Lorbeeren.

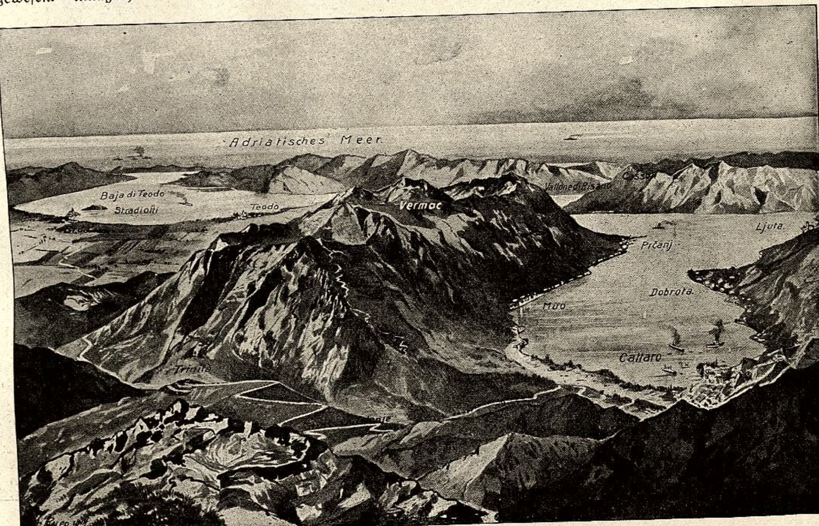
Apia ist der Sitz unserer Regierung in Samoa. Diese Kolonie kam 1900 in deutschen Besitz. Sie hat eine Fläche von 2600 Quadratkilometern und (1910) 38099 Einwohner. 1912 hatte die Kolonie eine Ausfuhr von 5 Millionen Mark bei gleicher Einfuhr. Der deutsche Gouverneur von Samoa wurde am 29. August als Gefangener nach den Fidschiinseln gebracht, und die Engländer haben dann auf Samoa eine vorläufige Verwaltung eingerichtet.

Der erste deutsche Gouverneur von Samoa ist Dr. Solf gewesen. Anläßlich der nunmehrigen Besetzung Samoas durch die Engländer richtete er einen Brief an den Direktor der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg, Otto Riedel, worin er seiner besonderen Trauer über den Verlust dieser Inseln Ausdruck gibt, aber auch versichert, daß sie wieder in unseren Besitz gelangen werden. Dr. Solf schrieb unter anderem:

„Daß das Geschick Samoas mir persönlich besonders nahegeht, dessen brauche ich Sie nicht zu versichern. Niemand weiß besser als Sie, wie sehr mir die Perle der Südsee, dieses Kleinod unter unseren deutschen Schutzgebieten, im Laufe einer mehr denn zehnjährigen Gouverneurtätigkeit ans Herz gewachsen ist. War es mir doch vergönnt, auf diesem vielumstrittenen und von drei Nationen heißbegehrten Inselreich die deutsche Flagge zu hissen, und habe ich doch, wie auch Sie, und eine lange Zeit mit Ihnen, die besten Jahre meines Lebens dort zugebracht und darangesetzt, auf den Inseln Frieden zu stiften, eine geordnete Verwaltung einzuführen und Samoa einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung näherzubringen. Und jetzt, da nach jahrelanger mühseliger Arbeit das Feld bestellt und die Zeit der Ernte gekommen ist, soll sie von schnöden, wehrlose Ansiedler überfallenden Eindringlingen eingeheimst werden. Zum Glück wird das Geschick unserer Kolonien nicht in Afrika und in der Südsee, sondern auf den Schlachtfeldern Europas entschieden, und bei den bisherigen Erfolgen unserer Waffen hege ich felsenfestes Vertrauen, daß es uns gelingen wird, schließlich auch unsere schlimmsten Feinde, die Engländer, niederzuringen."

Selbstverständlich hielten die Engländer überall Umschau, wo sie glaubten, ohne Gefahr etwas von unseren Besitzungen wegnehmen zu können, und da konnte ihnen auch Deutsch-Neuguinea in Australien nicht entgehen. Am 1. April 1899 ging der Besitz der Neuguinea-Kompanie in die Hände des Reiches über. Das deutsche Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea umfaßt jetzt außer Kaiser-Wilhelms-Land den Bismarckarchipel, die Inseln Bougainville und Buka in den Salomoninseln, die Marianen außer Guam und die Karolinen. Sitz des Gouverneurs des Schutzgebietes ist jetzt Herbertshöhe im Bismarckarchipel. Sitz des Landeshauptmanns war anfangs Finschhafen, dann Friedrich-Wilhelms-Hafen.

Am 12. September gab der englische Kolonialminister von einem Telegramm des Admirals Patey Kenntnis,




Die Bucht von Cattaro.




**Leutnant d. R. Matthes erobert mit seinem Zuge eine [...]dliche Batterie bei Rongiville in der Nähe von St. Dié.**

Nach einer Originalzeichnun[...] Professor Anton Hoffmann.



Lublin. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.

worin mitgeteilt wurde, daß am selben Morgen Herbertshöhe besetzt worden sei. Der Feind war nicht darauf vorbereitet, bot jedoch kräftigen Widerstand. Die Funkenstation wurde vernichtet, und die Engländer mußten 7 Kilometer durch den Wald vordringen, wo an verschiedenen Stellen Minen gelegt waren. Die Engländer verloren ihren zweiten Kommandanten; auch zwei Matrosen sind tot, drei verwundet. Auf deutscher Seite gab es keine Toten oder Verwundeten.

Ferner teilte die englische Admiralität am 26. September mit, daß sie von Admiral Patey ein weiteres Telegramm erhalten habe des Inhalts, daß Friedrich-Wilhelms-Hafen, der Sitz des Landeshauptmanns von Deutsch-Neuguinea, von australischen Truppen besetzt worden sei, ohne daß diese bewaffneten Widerstand fanden. Der Feind war offenbar in Herbertshöhe versammelt gewesen, wo Kämpfe stattgefunden hatten. In Friedrich-Wilhelms-Hafen wurde die britische Flagge gehißt und eine Garnison eingerichtet.

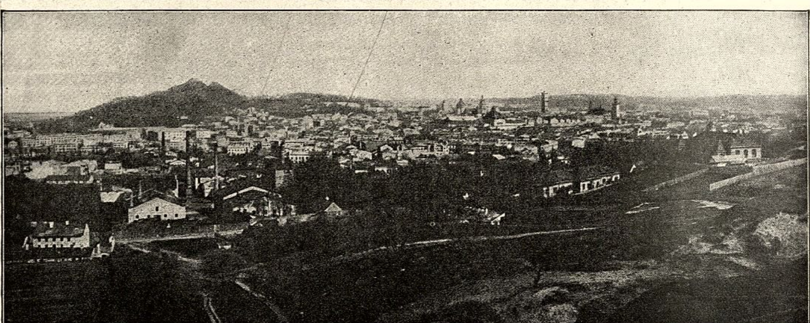
Das Amsterdamer „Handelsblad“ machte, wie am 1. Oktober mitgeteilt wurde, in Soerabaya (Java) den Versuch, über Amerika Nachrichten aus deutscher Quelle zu erhalten, jedoch ohne Erfolg, da die Engländer das deutsch-amerikanische Kabel durchschnitten. England besetzte die Insel Jap, wo das deutsch-holländische Kabel mündet, so daß der gesamte Telegraphenverkehr auf das Reutersche Büro angewiesen ist. Jap ist eine der wichtigeren deutschen Inseln in den westlichen Karolinen. Es hat besondere Bedeutung als Knotenpunkt zweier Kabellinien. Von diesen führt die eine nach Menado auf der holländischen Insel Celebes und von dort nach Schanghai, die andere nach der amerikanischen Insel Guam und von dort nach San Franzisko. England hat also den Kabelverkehr der Vereinigten Staaten mit Niederländisch-Indien durch die Besetzung von Jap unter seine Kontrolle gebracht.

Eine amtliche japanische Meldung aus Tokio vom 7. Oktober teilt mit: Eine (japanische) Marineabteilung besetzte Jaluit, den Sitz der Regierung der Marschallinseln, widerstandslos. Für die englischen Kaufleute wurde die Einfuhr freigegeben. Die Marineverwaltung erklärt, die Landung sei eine rein militärische Handlung gewesen. Eine dauernde Besetzung sei nicht beabsichtigt. Die Marschallinseln sind eine deutsche Inselgruppe im westlichen Teile des Stillen Ozeans. Am 15. Oktober 1885 wurde auf dem ganzen Archipel die deutsche Flagge gehißt. Der einzige Handelsartikel der Inselgruppe ist die Kopra.

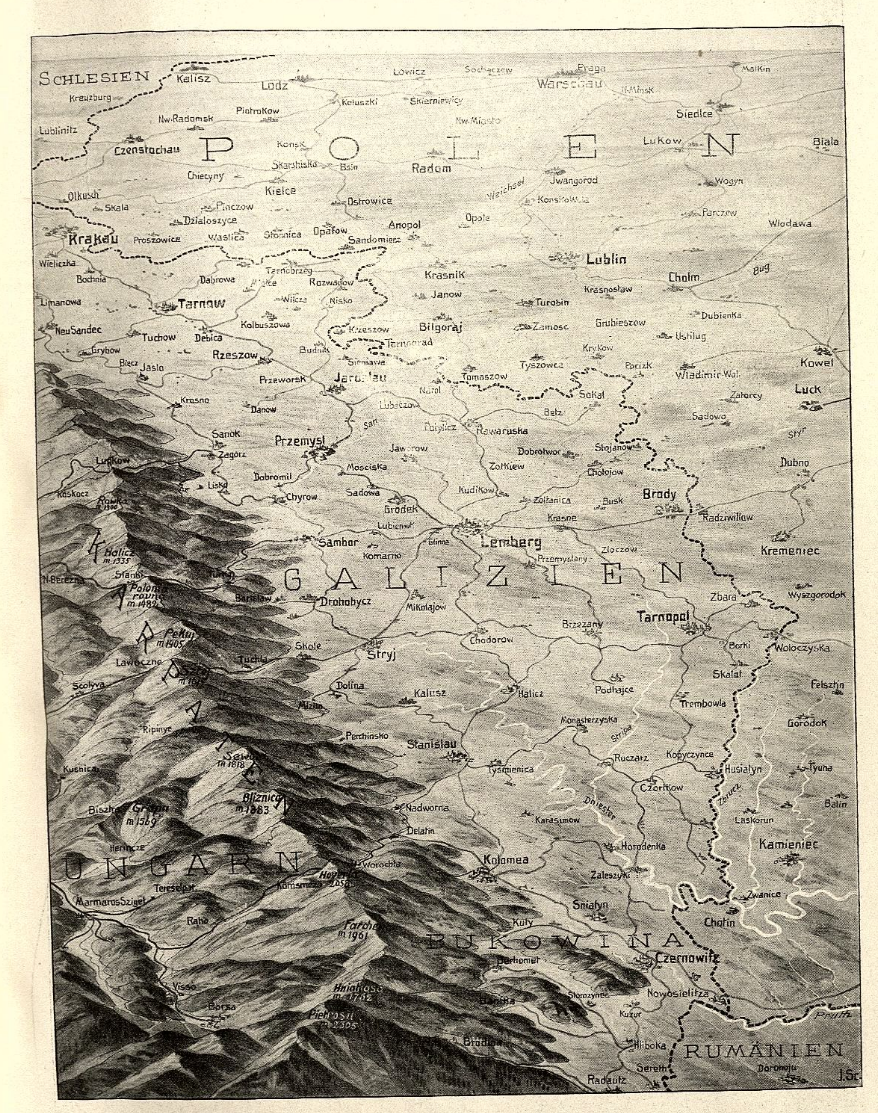
Man sieht: in der Mehrzahl der Fälle sind es billige Lorbeeren, mit denen sich unsere Gegner schmücken. Wo sie auf stärkere Abteilungen unserer Schutztruppen stießen, da holten sie sich auch blutige Köpfe. Es ist zu erwarten, daß der Stand der Dinge für uns besser ist, als aus den vorstehenden Mitteilungen hervorgeht, weil die Engländer in ihren Nachrichten gewiß alles unterdrücken, was sie in ein ungünstiges Licht setzen könnte. Wenn wir wieder Verbindung mit unseren Kolonien haben, so wird sich gewiß zeigen, daß die Engländer auch in den Kolonien schwerere Arbeit mit uns hatten, als sie jetzt zugeben. Dem deutschen Standpunkt, daß sich das Schicksal der deutschen Kolonien auf Europas Schlachtfeldern entscheide, schließt sich auch die „Morning Post“ an, indem sie schreibt: „Alle Veränderungen in den Kolonien hängen von dem Kriege in Europa zu Lande und zur See ab. Die Verbündeten beherrschen das Meer und können alle deutschen Kolonien besetzen, aber der dauernde Besitz dieser Kolonien hängt von dem Sieg der Verbündeten zu Lande in Europa ab, denn ohne einen solchen kann Deutschland nicht gezwungen werden, die Friedensbedingungen der Verbündeten anzunehmen. Das Schicksal der Kolonien kann nicht als entschieden angesehen werden, bevor die englische Flotte die deutsche Schlachtflotte besiegt hat.“

* * *

Auf Seite 134 haben wir bereits der Schlacht bei Krasnik Erwähnung getan, die unter der Führung des Generals der Kavallerie Viktor Dankl den österreichisch-ungarischen Heeren einen vollen Sieg brachte. So hoch dieser Erfolg anzuschlagen ist, so bedeutet diese Schlacht (23. bis 25. August)



Lemberg. Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.




Der Kriegschauplatz in Galizien und Russisch-Polen.

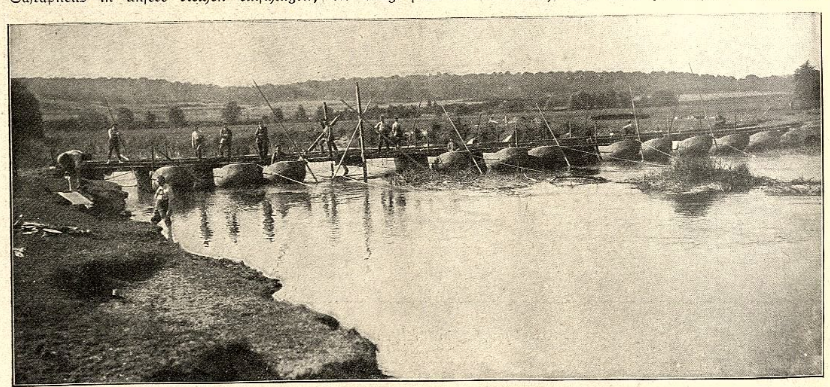


Divisions-Brückentrain im Anmarsch.

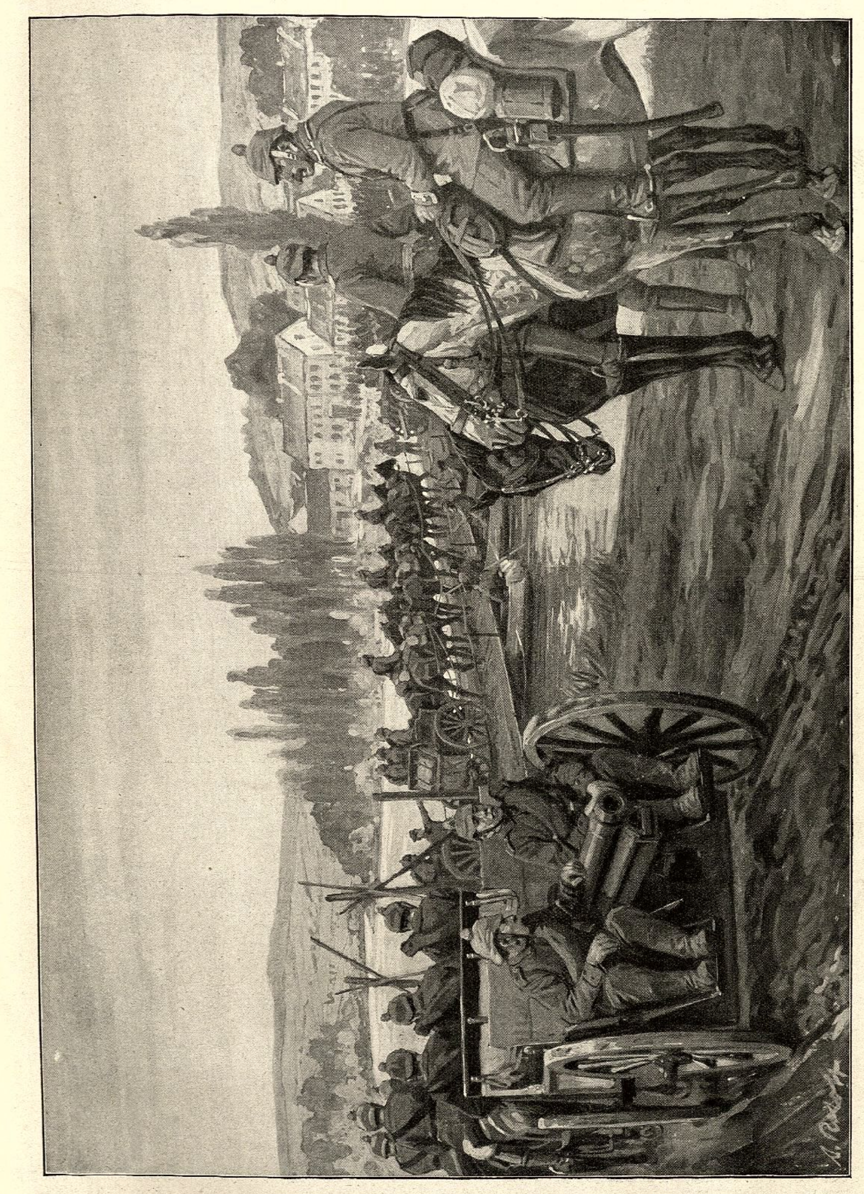
doch nur eine einzelne Begebenheit in dem ungeheuren Aufmarsch beider Heere.

Es ist begreiflich, wenn die Sieger ihre Waffentaten im hellsten Glanze erstrahlen lassen. Wenn aber sogar der Besiegte seinem Gegner die verdiente Anerkennung zollt, so ist ein Zweifel an der Leistung des letzteren nicht mehr möglich. Unter diesem Gesichtspunkte verdient der Bericht eines verwundeten russischen Offiziers über die Kämpfe bei Krasnik Beachtung, der von der „Nowa Reforma" veröffentlicht worden ist. Der Russe schildert seine Erlebnisse wie folgt:

„In der Nacht vom 28. August erhielt ich den Auftrag, die rechts von Opol liegende, mit Wäldern durchzogene Anhöhe zu besetzen und mich dort zu verschanzen. Unsere Abteilung bildete die Vorhut der hinter uns marschierenden Truppenmassen. Unterwegs meldeten unsere Vorposten, daß die österreichische Armee gegen Opol anmarschiere. Es dauerte nicht lange und schon begann der Kampf, doch hatten wir dabei keinen großen Schaden. Am rechten Flügel befand sich unsere Kavallerie. Nachdem dort die Kämpfe immer heftiger wurden, erhielten wir den Auftrag, diesem Flügel zu Hilfe zu eilen. Unsere Abteilung entwickelte sich in zweiter Linie. Der Aufmarsch erfolgte in vollster Ruhe und Ordnung, bis plötzlich einige österreichische Schrapnells in unsere Reihen einschlugen, die einige Offiziere und Soldaten töteten; trotzdem gingen wir vorwärts und erreichten auch ohne besonders große Verluste unsere Stellungen. Um das gegen unsere Flanken gerichtete Feuer zu hemmen, entwickelte sich unsere Linie zum Teil nach rechts, zum Teil nach links; auch konnte sie einige kleine österreichisch-ungarische Abteilungen zurückwerfen. Doch waren unsere Leute durch das schnelle und heftige Feuer der feindlichen Maschinengewehre gezwungen, zurückzuweichen. Inzwischen erhielten wir Verstärkung durch eine Brigade, die die Fliehenden aufhielt. Wir konnten uns von neuem entwickeln, und nun kam es zu einer blutigen Schlacht. Nach einiger Zeit erhielten wir die Nachricht, daß uns ein ganzes russisches Korps vom Krasniker See zu Hilfe komme. Die Kampflust unserer Truppen hob sich, mörderisch tobte die Schlacht, als plötzlich der Kampf auf österreichisch-ungarischer Seite seinen Höhepunkt erreichte. Über meiner Abteilung platzten sechs feindliche Schrapnells, die fürchterliche Verheerungen anrichteten. Trotzdem gingen wir mit Todesverachtung gegen den Feind; plötzlich erschien in unseren Flanken österreichisch-ungarische Kavallerie, die unsere erschöpften Truppen angriff. Wir wehrten uns so gut es ging. Als aber die österreichisch-ungarische Infanterie eintraf, die von allen Seiten gegen uns ein mörderisches Feuer begann, konnten wir uns nicht anders helfen, als in den benachbarten Wald zu flüchten. Unser Re-



Von unseren Pionieren errichtete Schiffbrücke.



Übergang über die Meurthe.

Nach dem Bericht eines Mitkämpfers gezeichnet von A. Roloff.



Baccarat nach der Räumung seitens der Franzosen. Phot. A. Rupp, Saarbrücken.

gimentskommandant wurde getötet, sein Adjutant verwundet. In meiner Abteilung wurden fast sämtliche Offiziere getötet oder verwundet, desgleichen über drei Viertel der Mannschaft vernichtet. In diesem Augenblick traf bei unserer Brigade unsere zersprengte Kavallerie, gemischt mit Artillerie und flüchtender Infanterie, ein. Wie ich später erfuhr, waren es zersprengte Teile des uns zur Hilfe entsandten Korps, das während des Anmarsches von den österreichisch-ungarischen Truppen geschlagen wurde. Unter diesen Umständen war ein Vormarsch für unsere Brigade unmöglich, weshalb diese umkehrte und sich hinter die brennenden Häuser und Gehöfte zurückzog. Doch kaum hatten wir unsere Deckungen eingenommen, als Unmassen flüchtender russischer Soldaten bei uns eintrafen, die eine fürchterliche Unordnung in unsere Reihen brachten. Den Flüchtenden auf dem Fuße folgte die österreichisch-ungarische Infanterie, die abermals ein mörderisches Feuer auf uns eröffnete. In dieser Lage war an ein weiteres Wehren nicht mehr zu denken, und wir traten unseren Rückzug an, der damit endete, daß die Reste unserer Brigade gefangen genommen wurden. Nicht besser ging es den anderen Korps. Ich sah in der Gefangenschaft einige Generale und viele Offiziere. Ich muß gestehen, daß die Attacken eurer Soldaten jene der Japaner übertreffen. Die Schlacht haben wir vollständig verloren, doch auch unsere Feinde müssen gestehen, daß wir keine Feiglinge waren."

Was die österreichisch-ungarische Kriegsleitung gewiß schon vorher wußte, daß die Schlacht bei Krasnik nur der Anfang eines großen Ringens war, wurde am 26. August allgemein bekannt. General Dankl sah sich nach seinem Siege von einer neuen russischen Armee, die aus der Gegend von Cholm kam, angegriffen. Da die Russen zugleich einen konzentrischen Angriff in der Richtung auf Lemberg unternahmen, und zwar im Raume von Rawa-Ruska—Kamionka-Strumiowa—Zolkiew, sowie von Zloczow her (denn sie waren bereits 60—70 Kilometer in Galizien eingedrungen), so war es klar, daß man es mit einem wohlüberlegten Vorgehen der Russen zu tun hatte. General Dankl, der mit seiner Armee den linken Flügel der Österreicher und Ungarn bildete, vermochte sich nicht nur des neuen Feindes zu erwehren, sondern ihn auch von Lublin abzudrängen und ihn bis hinter Krasnostaw gegen Grubieszow zu drücken, das heißt 60—80 Kilometer abseits von der Grenze in Polen, also zum Teil hinter den Rücken der in Galizien kämpfenden Russen.

Östlich der Armee des Generals Dankl rückte zwischen dem Wieprz und dem Bug eine zweite österreichisch-ungarische Gruppe vor, die kurz nach dem Siege von Krasnik die Gegend von Zamosc erreichte. Sie trat in der Folge mit starken russischen Kräften ins Gefecht, die zwischen dem Wieprz und dem Bug versammelt worden waren und aus dem Raume von Cholm anmarschierten.

Während sich diese Ereignisse auf dem westlichen Flügel abspielten, gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen, den im Raume Rawa-Ruska—Zolkiew beschäftigten Teil des russischen Zentrums zurückzuwerfen. Die Russen gingen nun teils in der Richtung auf Grubieszow, teils gegen Radziechow zurück. Dadurch entstand in der russischen Schlachtlinie eine große Lücke, in die starke österreichisch-ungarische Kräfte einrückten; von diesen griff ein Teil aus dem Raume von Belz in den Kampf ein, der zwischen dem Wieprz und dem Bug ausgefochten wurde.

Dadurch, daß die mit ihrem linken Flügel vereinigten Österreicher gegen Cholm, Wladimir-Wolynski, Kowl und Luck vorrückten, wurde eine Umgehung des noch in Galizien fechtenden linken Flügels der Russen vollzogen. Diesen linken Flügel der Russen suchten die Österreicher und Ungarn inzwischen festzuhalten, indem sie sich hier in Stellungen, die von Natur aus schon zur Verteidigung geeignet, zudem aber stark befestigt waren, auf die Abwehr beschränkten. Den Österreichern kam bei ihrem Vorhaben



Zerstörtes Franktireurdorf an der Meurthe. Phot. A. Rupp. Saarbrücken.



zugute, daß im Rücken ihrer Linien durch vorhandene Eisenbahnen die Ergänzung von Munition und Proviant sowie der Nachschub von Verstärkungen erfolgen konnte, während die Russen hierbei in der Hauptsache auf ihre Trainfuhrwerke angewiesen waren.

Um einen Begriff von dieser Riesenschlacht zu erhalten, muß man sich vergegenwärtigen, daß sich etwa eine Million Streiter gegenüberstanden. Daß es den Russen möglich war, in so kurzer Zeit nach der Kriegserklärung den Österreichern und Ungarn eine so große Armee entgegenzuwerfen, ist neben vielem andern ein Beweis dafür, daß sie sich schon lange vorher für den Krieg gerüstet hatten.

Alle diese Unternehmungen und ihre Erfolge faßt ein Wiener amtlicher Bericht vom 2. September folgendermaßen zusammen:

Die einwöchige, erbitterte Schlacht im Raume Zamosc—Tyszowcze führte gestern zum vollständigen Siege der Armee Auffenberg. Scharen von Gefangenen und bisher 160 Geschütze wurden erbeutet. Die Russen befinden sich im Rückzuge über den Bug. Auch bei der Armee Dankl, die nun Lublin angreift, sind ununterbrochen Erfolge zu verzeichnen. In Ostgalizien ist Lemberg noch in unserem Besitz, gleichwohl ist dort die Lage gegenüber dem starken und überlegenen russischen Vorstoß sehr schwierig.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes
Hoefer, Generalmajor.

Zamosc ist eine Stadt von 15 000 Einwohnern. Sie liegt an der Topolniza, etwa 40 Kilometer nördlich der galizischen Grenze, westlich von Lemberg. Tyszowcze liegt etwa 25 Kilometer südöstlich von Zamosc, ebenfalls noch auf russischem Gebiet, 30 Kilometer westlich vom Bug. Lublin ist die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements und mit etwa 50 000 Einwohnern nach Warschau und Lodz die drittgrößte Stadt Russisch-Polens. Es liegt etwa 70 Kilometer nordwestlich des Schlachtfeldes Zamosc—Tyszowcze.

Der allgemeine Bericht über das achttägige Ringen wurde nachträglich durch viele Einzelschilderungen beleuchtet. Alle stimmen darin überein, daß diese außergewöhnlichen Leistungen der Genialität der österreichisch-ungarischen Heerführer zu verdanken seien. Die k. u. k. Armeen wurden durch diesen Erfolg aus einer gefährlichen Lage befreit. Auffenberg war der Held, dem man Anerkennung und Dank zollte. Mit unerschütterlicher Ruhe nahm er mit seinen mährischen Regimentern die Deckungen des Feindes. Den mährischen Linientruppen zur Seite stand niederösterreichische Landwehr.

Den Mittelpunkt der achttägigen Kämpfe bildete das Ringen um Komarow. Komarow liegt auf dem halben Wege zwischen Zamosc und Tyszowcze. In Komarow übten die Russen einen starken Druck auf die österreichisch-ungarische Front aus, die bis Labunje eingedrückt wurde; aber gerade diese Unternehmung gereichte ihnen zum Verderben, was ihr General Plehwe, ein Verwandter des ehemaligen russischen Ministerpräsidenten, bald merkte. Hier leisteten gerade die Slawen, nämlich die deutschböhmischen und tschechischen Regimenter, stärksten Widerstand.

Nördlich von Czesniki griffen rechtzeitig die Niederösterreicher ein, um den schwer kämpfenden Deutschböhmen und Tschechen Hilfe zu bringen. Der Sieg wurde vollständig, als von beiden Seiten der Huczwa neue Kräfte anrückten. Westlich der Huczwa kamen die Oberungarn, geführt vom General der Infanterie Boroevics, und östlich Erzherzog Joseph Ferdinand mit den Salzburgern, Oberösterreichern und Tirolern. Beide bedrohten die Rückzugslinie des Feindes in breiter Front. So sehr auch die Russen in ihrem Selbsterhaltungstriebe mit vollster Kraft kämpften, so scheiterten doch alle ihre Gegenangriffe. Die von ihnen angelegten Befestigungen fielen in die Hände der Österreicher und Ungarn. Südöstlich von Tyszowcze, auf den Schanzen hinter den Drahthindernissen der befestigten Dörfer, schlug die Armee Auffenbergs die Russen endgültig und jagte sie nach Osten und Nordosten davon. Es war ein schwieriger Rückzug. Die russische Nachhut mußte auf den Höhen westlich und südlich von Komarow alle Kräfte aufbieten und den Ort selbst auf das zäheste verteidigen, wollte sie das Gros nicht untergehen lassen. Bisher war die Westgruppe



Batterie Galopp! Artillerie zum Angriff vorgehend. Nach einem Originalgemälde von Professor P. F. Messerschmitt.

der Deutschböhmen und Tschechen von Plehwe immer noch bedrängt gewesen. Sie stießen nun waghalsig vor. Boroevics, auf dem linken Flügel der Südfront fechtend, nahm unterdessen den Feinden in heftigem Ansturm einen Stützpunkt nach dem anderen weg. So kam es zum überstürzten Rückzug der Russen. Die Energie des Erzherzogs Joseph Ferdinand, sein Schlag auf Tyszowcze, vollendete die Katastrophe für den Feind. Nun reifte Auffenbergs Saat. Er erntete mit vollen Armen: an die 20 000 Gefangene, 200 Geschütze, Maschinengewehre, auch die Geheimakten des 19. Warschauer Korps wurden erbeutet.

Ein Wiener Fleischermeister, der bei der Armee Auffenberg den Vormarsch mitgemacht hat, erzählt über die Einnahme der russischen Stadt Zamosc: „Seit 27. August dauerten die Kämpfe in der Richtung auf Zamosc fast ohne Unterbrechung bis zum 29., an welchem Tage wir die eroberte Stadt besetzten. Wir hatten trotz unausgesetzten Feuers der russischen Artillerie in wiederholten Sturmangriffen die Stellungen genommen, die vor diesem Ziel lagen, wobei wir von unserer Artillerie in mustergültiger Weise unterstützt wurden. Am 29. kam es zum Sturm auf Zamosc selbst, und mit unserer braven Musikkapelle an der Spitze waren Sturm und Einmarsch in die nunmehr eroberte Stadt ein zusammenhängendes Ganzes. Mit klingendem Spiel zog die Musik voran und wir, als ginge es zur Burgwachablösung, hinterdrein. In Zamosc blieben wir zwei Tage und marschierten dann in der Richtung auf Isbica weiter. Auf dem Weg dahin standen wir fortwährend unter dem Feuer der russischen Geschütze und Maschinengewehre. Ich erhielt einen Schuß durch die rechte Hand, verband mir sie selbst und blieb bei meiner Kompanie. Aber schon nach einer Viertelstunde wurde ich durch ein Schrapnell am Fuß verletzt und mußte mich mit mehreren Schicksalsgenossen in ein Bauernhaus zurückziehen, wo auch Sanitätsmannschaft eintraf und uns Verbände anlegte. Die Russen, die bemerkt hatten, daß sich in diesem Bauernhaus feindliches Militär befinde, eröffneten nun ein Feuer gegen unseren Aufenthaltsort, sie schossen jedoch zu weit, und wir konnten bequem am Fenster stehen und ungefährdet zuschauen, wie ihre Granaten im Umkreise niedergingen. Dann fuhr unsere Artillerie auch hier auf und bald verstummten die russischen Kanonen. Bei unserer Kompanie hatten wir wohl einige Verluste, doch die Artillerie verlor, obwohl sie über vier Stunden im Feuer stand, nicht einen einzigen Mann. Unsere Musik wurde zwei- oder dreimal durch die russischen Salven zersprengt, sammelte sich jedoch immer wieder, und ihre Klänge feuerten das Bataillon an. Die Schlacht endete mit der Erbeutung von zahlreichen Gefangenen und Kanonen sowie mehreren Maschinengewehren."

(Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Über die Meurthe.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu die Bilder Seite 232—235.)

Aus seiner Bereitstellung auf den Höhen nördlich der Veroluette wurde das Regiment am 24. gegen Mittag vorgeholt. In dem Dörfchen Reherci trafen wir die Feldküchen der Infanterie. Das sind ganz famose Fahrzeuge. Wie kleine Dampfmaschinen sehen sie aus mit ihren Kesseln, aus deren Ventilen der Dampf zischt. Morgens kocht darin ein köstlich warmer Kaffee und mittags eine treffliche Suppe mit Fleisch und Kartoffeln. Mit einer Unbekümmertheit fahren diese „Kriegsfahrzeuge" auf dem Gefechtsfelde herum, als sei es ausschließlich und allein für sie da. Aber mittags hat die im Gefecht liegende Kompanie ihr warmes Essen. Und man kann unwidersprochen behaupten, daß ohne die Feldküchen solche Leistungen, wie sie unsere Infanterie hinter sich hat, unmöglich wären.

Uns armen Artilleristen hat man leider keine zugeteilt, und so sind wir öfters darauf angewiesen, die Wohltätigkeit der Infanterie anzurufen, die im Überfluß hat. Ein unnachahmlicher Stolz zeigt sich dann auf den bärtigen Gesichtern der alten Küchenfeldwebel, wenn man ihre Suppe über den grünen Klee lobt. Aber heute ist keine Zeit zu noch so flüchtigem Imbiß. Es geht plötzlich vor. Ein Gegenstoß hat eingesetzt. Stäbe galoppieren über das Feld Meldereiter sausen auf schweißflockigen Pferden. Die Batterien werden vorgeworfen bis dicht hinter die Schützenlinien. In dem Kommandoruf der Batteriechefs schwingt ein Ton, als wolle er jeden einzelnen persönlich treffen; ein eiserner, klingender Ton, der diesen vielgestaltigen Körper zusammenfaßt, zusammenschweißt zu einer Einheit, zu schlagbereiter Waffe in des Führers Hand.

In jedes Herz greift der Ruf, in dem übermenschliches Wollen bebt, spannt den Willen, strafft den Körper. — „Batterie Galopp!" — Die Pferde werfen die Leiber, strecken sich in den Geschirren. Mit einem Sprung setzt Geschütz hinter Geschütz an. Die Pferde schnauben, die eisenbeschlagenen Räder donnern über die Steine. Die nachgerissenen Geschütze hüpfen und springen. Hoch wirbelt der Staub. „Batterie Galopp!" — und hinein in die krachende, lärmende Brandung da vorn. Es ist ein Augenblick, wie er in Gefechtstagen und -stunden nur für kürzeste Zeitspannen eintritt, ein Höhepunkt, in dem zwei Willen mit äußerster, verzweifeltster Kräfteanspannung gegeneinander ringen ...

Und es rauscht und es singt. Wie unsichtbare Mücken durchschwirren die Infanteriegeschosse die Luft. Über dir, neben dir ihr pfeifendes Singen. Gib acht! sie stechen dich tot, wenn sie dich treffen. Weiße Wölkchen am Himmel! Die Luft zerreißt. Und unten am Boden aufspritzende Erde, aufgewühlte Trichter. Krach auf Krach — das Feuer der Batterien, der Regenschauer des Infanteriefeuers, und zur Seite rasselt das Uhrwerk der Maschinengewehre ab. Teck, teck, teck, tekkkk: ein schauerlicher Wecker. Der Tod ging über das Feld. Die Batterie dort am Waldrand, die uns mit Feuer überschüttete: verlassene Trümmer. Die Schützenlinie vor uns, hat sie den Kommandoruf nicht gehört? Starr bleibt sie liegen. Wir gehen vor. Hinter uns bleibt der Jammer ...

Die Franzosen haben Baccarat geräumt und sind über die Meurthe zurück. Wir können ihnen erst morgen folgen. Zwar sind die Brücken in der Stadt noch unversehrt; allein zu häufig war bisher heimtückischer Überfall der Zivilbevölkerung, als daß man wagen könnte, bei einbrechender Dunkelheit Truppenkolonnen durch den Ort zu senden, ehe dieser völlig gesäubert ist. So muß der Divisionsbrückentrain vor, um in der Nacht Kriegsbrücken über den Fluß zu schlagen.

Es ist ein taufrischer Morgen. Wir reiten den Wiesengrund hinunter. Träge fließt das grünlich-trübe Wasser. Darauf schwimmen schwer und plump die breiten Pontons. Mit langen Stangen stemmen die Pioniere die verankerten Boote gegen die Strömung. Unter dem Hufschlag dröhnt der Bohlenbelag. „Dépt. Meurthe et Moselle" steht auf allen Wegweisern. Die erstere wäre gewonnen. Wann ziehen wir über die zweite?

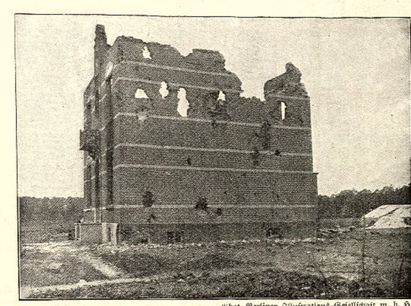
In früher Morgenstunde haben die Franzosen einen Angriff versucht. Beim Gewehrputzen im Biwak überfielen sie ein vorgeschobenes Regiment. Jetzt tobt der Weitkampf. Wir kommen gerade rechtzeitig, die Unserigen durch einige Batterien zu stützen. Im Gefecht sind Niederbayern aus der Gegend von Passau. Dieser schöne Landstrich ist berühmt durch den Mut und die Unerschrockenheit seiner Bewohner. Einer nennt eine phantastisch hohe Ziffer von Regimentsangehörigen, die sich durch besonders kühne Leistungen hervorgetan haben sollen. — „Ja, die Bayern," meint der General lächelnd, „von denen hat ein jeder sein feststehendes Messer in der Tasche, einschließlich des Regimentskommandeurs." Aber sie gehen auch los wie der Teufel. Eine Kompanie ist zum Sturmangriff gekommen und hat den Feind mit dem Bajonett geworfen. Das ist ihr aller Wunsch: Ran an den Feind, dem Franzmann an die Kehle. Der aber schießt lieber aus dem Hinterhalt.

Überfall mit Unterstützung verräterischer Landeseinwohner: das ist der Franzosen liebste Taktik. Immer wieder werden Einwohner dabei erwischt, wie sie mit dem feindlichen Heere gemeinsame Sache machen, ihm Spionendienste leisten. Die sonderbarsten Methoden müssen zur Nachrichtenübermittlung dienen. Da liegt der Ver-



Phot. A. Grohs, Berlin.

**Straße in Mecheln.**
Die Belgier schossen auf die Stadt, um unsere Truppen zu vertreiben. Links die Kathedrale, die nur leicht beschädigt ist, rechts das Gildehaus.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

**Von feindlichen Granaten zerstörtes Haus.**



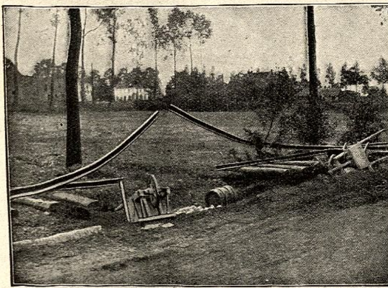
Phot. A. Grohs, Berlin.

**Unsere Blaujacken als Feuerwehrleute bei den Aufräumungsarbeiten und dem Löschen in den Vororten Antwerpens.**



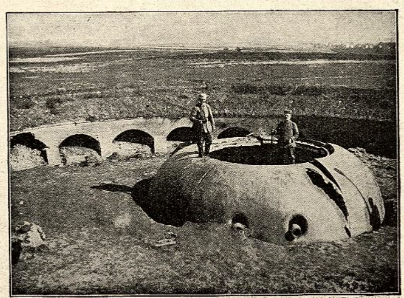
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

**Die Wirkung der Geschosse bei einer Villa in der Nähe von Vilvorde in Belgien.**



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

**Die Wirkung von Schrapnells.**
Die Eisenbahnschienen haben sich unter der Wucht des Schusses vollständig verbogen.



Phot. A. Grohs, Berlin.

**Ein zerschossener Panzerturm, der zur Deckung feindlicher Kanonen diente und von einem Schuß unserer schweren Geschütze vollständig abgedeckt wurde.**
**Unser Bild zeigt den zerschossenen Panzerturm in der Festung Maubeuge.**

dacht nahe: auch der bei unserem Standort laufende Windmotor mag ein Signal sein. Der Verdacht wächst, als sich herausstellt, daß die Abstellvorrichtung zerstört ist. Surrend dreht sich das Windrad. Doch wozu war man früher Ingenieur. Die Leiter geht's hinauf, um den durchgefeilten und in die Höhe geschnellten Sperrdraht wieder einzufangen. Sſſſ pfeifen die Kugeln. Sie können nicht hindern, daß innerhalb einer Viertelstunde die Maschine steht.

Am Abend wird in Baccarat requiriert. Bei dem raschen Vorgehen können die Lebensmittelwagen nicht immer folgen. Da muß das Land den Krieg ernähren, soweit es geht. — Auch in Baccarat wurde heute morgen gekämpft. Häuserreihen sind zusammengeschossen, andere brennen. Auf der großen Brücke über die Meurthe, nahe dem Hotel du Pont, liegen viele gefallene Franzosen hinter- und nebeneinander. Ein Maschinengewehr muß sie erfaßt und hingemäht haben wie reifes Korn.

Unweit der Brücke liegt ein schattiger Park mit uralten Bäumen, ein entzückendes Schloß. In eiliger Flucht haben es die Bewohner verlassen. Jetzt weiden die Pferde zwischen den blutroten Rosen. Hungrige Soldaten haben Küche und Keller nach Trink- und Eßbarem durchsucht.

Das Spielzimmer, das neben der Treppe liegt, ist unversehrt, als hätten seine kleinen Bewohner es eben erst verlassen. In ihren Bettchen schlafen Puppen, in einer Ecke sitzt ein großer Teddybär mit verwunderten Augen, und auf dem Teppich mitten im Zimmer liegt ein Haufen Soldaten. Es sind schöne große französische Bleisoldaten mit roten Hosen und blauen Mänteln. In dichten Reihen hinter- und nebeneinander liegen sie da — wie die draußen auf der Brücke.



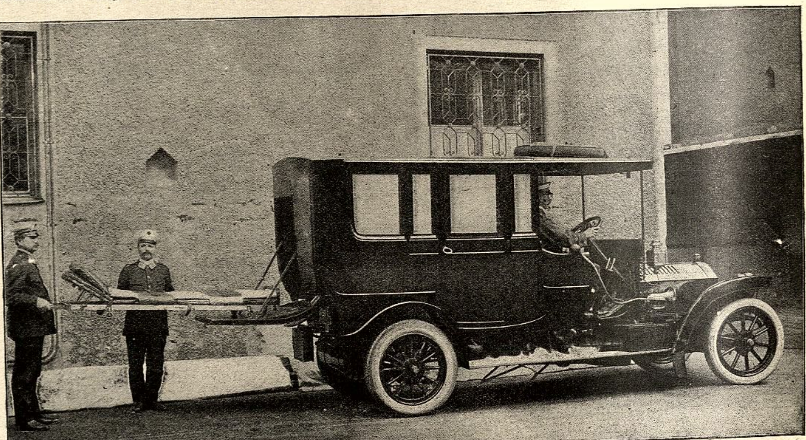
Österreichisch-ungarisches Automobil im Dienste der Verpflegung auf dem russischen Kriegschauplatz.

## Ein Seekampf vor Cattaro.

(Hierzu die Bilder Seite 226 und 227.)

Die Bocche di Cattaro macht den Besucher erstaunen und erschauern. Beim Eintritt ein Wechsel pflanzengrüner Gestade, weiter zurück im Becken eine Masse nackter Felsabstürze. Hier leuchtende farbensatte Uferlandschaften, aus denen altersgraue Mauern und Firste hervorlugen, dort kulissenartig sich zusammenschiebende rissige Felsenschründe, an denen kein Pflänzchen Fuß zu fassen vermag und einzelne Gehöfte und kleine Dörfer wie Geiernester kleben. In dieses eigenartige azurne Seebecken voll leuchtender Kraft, wechselnd mit beängstigender Starrheit und Abgeschlossenheit, führt nur eine Einbuchtung, und diese wieder ist ein zangenartiges Aneinandertreten zweier Halbinseln, die nur drei Einfahrten, eine breitere und zwei ganz schmale, gestatten. Dazu treten noch zwei Scoglien (Felseneilande), die dicht vor den Einfahrtstraßen liegen. Punta d'Ostro, dem Reisenden, der sich dem dalmatinischen Gestade nähert, von weither sichtbar, liegt auf dem südlichsten Punkte der aus Norden vorgestreckten Halbinsel. Hat man diesen in die blaue Adria vorgeschobenen befestigten Punkt hinter sich, dem militärisch übrigens längst nicht mehr die frühere Bedeutung zukommt, so ist man in der ersten Bucht, an die sich noch vier andere reihen, die schließlich in eine sackartige Wassergasse mit der Stadt Cattaro im äußersten Zipfel endigen. Hier ist der Felseneinschnitt so tief, man möchte sagen, fast senkrecht, daß selbst im Sommer die Mittagsonne nur wenige Stunden hindurch die Stadt und das über ihr thronende Fort San Giovanni bescheint.

Wer vermöchte in diese letzte, düstere Felsenbucht von



Sanitätsautomobil, geöffnet.



der See her einzudringen, solange tapfere österreichisch-ungarische Artilleristen in den Strandbatterien stehen, die von der modernen Befestigungskunst in dieser Felsenwelt geschaffen wurden? Hindurch durch den gewundenen, oft ganz engen Wasserweg, der durch zahlreiche Befestigungswerke und Forts geschützt ist?

Ein Geschwader der französischen Flotte, das zaudernd der Einfahrt der Bocche sich näherte, hat es schon draußen auf offener See erfahren.

Am 18. September bombardierten, wie der Telegraph meldete, österreichisch-ungarische Kriegschiffe den montenegrinischen Seeplatz Antivari. Währenddem fingen sie eine drahtlose Depesche an die montenegrinische Heeresleitung ab, worin letztere aufgefordert wurde, am nächstfolgenden Tag einen allgemeinen Angriff auf den letzten Beckenabschnitt zu unternehmen, der gegen montenegrinische Einfälle von der Landseite her minder gut geschützt ist; sie selber, die Franzosen, würden von der See her angreifen. Am 19. tauchten wirklich 3 kleinere und 15 große französische Kriegsfahrzeuge vor Punta d'Ostro, also vor der Einfahrt auf, die bei nebligem Wetter bis auf 6 Kilometer an das Gestade herankamen. Die Österreicher wollten die feindlichen Schiffe auf Minen fahren lassen. Doch machte der Feind plötzlich halt; die Sache schien ihm mit einem Male nicht recht geheuer, und er begann zu wenden. In dem Augenblick, als die französischen Schiffe ihre Breitseite zeigten, löste die Feste Kobila einen Signalschuß, worauf sofort die vier Batterien der Forts Lustica und Mamula, die beide auf steilen Felsenklippen am äußersten Eingang der Bocche liegen, Salven abgaben. Die Wirkung blieb nicht aus. Schon die erste Salve vernichtete ein französisches Kriegschiff, das von nicht weniger als 24 Granaten getroffen wurde, wobei alle sechs Schornsteine mit der Kommandobrücke in die Luft flogen. Eine Feuersäule stieg aus der See auf und als sich der Rauch verflüchtigte, war die Stelle, wo vorher der Franzose gestanden hatte, leer. Zwei andere französische Kriegschiffe erlitten schwere Beschädigungen, die übrigen verschwanden schleunigst. Die Franzosen hatten zwei Treffer erzielt, wodurch auf österreichisch-ungarischer Seite ein Mann schwer und einer leicht verwundet wurde.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Leichtverwundete werden durch Mitglieder des Roten Kreuzes zum Lazarett geführt.

## Kriegsanitätswesen.

(Hierzu die Bilder auf Seite 238—241 und die Kunstbeilage.)

Die deutsche Kriegsanitätsordnung, die unsere heutige Kriegsanitätsrüstung regelt, ist im besten Sinne des Wortes modern hinsichtlich der Versorgung der Verwundeten und Kranken, wie hinsichtlich der Gesundheitspflege. Sie gewährt der freiwilligen Krankenpflege den weitest zulässigen Raum zur Unterstützung des amtlichen Sanitätsdienstes. Der rein ärztliche Beistand wird durch die Wissenschaft bestimmt und ist überall derselbe, wo Kranke seiner bedürfen. Die Organisation aber hat sich den Bedingungen des Heeresdienstes anzupassen. Sie ist verschieden, je nachdem sie im Operationsgebiet, das heißt vorn bei der fechtenden Armee, oder im Etappengebiet, das heißt auf den Verbindungslinien der Armee zur Heimat, oder drittens im Heimatgebiet in die Erscheinung tritt.

Die Leitung des Kriegsanitätswesens im Felde hat ihre Spitze im Großen Hauptquartier, und zwar in dem Chef des Feldsanitätswesens. Das ist in der Regel der Generalstabsarzt der Armee. Bei den Oberkommandos der Armeen sind Armeeärzte, bei den Generalkommandos der Armeekorps Korpsärzte, bei den Infanterie- und Kavalleriedivisionen Divisionsärzte in den leitenden Stellen. Als wissenschaftlicher Berater der behandelnden Ärzte in den Lazaretten wird bei jedem Armeekorps ein beratender Chirurg angestellt, gewöhnlich ein Professor der Chirurgie, dem der Rang eines Generalarztes beigelegt wird. Aus der Sanitätsausstattung der Truppen sind die Verbandpäckchen erwähnenswert, deren jeder Angehörige des Heeres zwei bei sich führt. Sie enthalten in sehr zusammengedrängter Form etwas antiseptisch zubereitetes Verbandmaterial und eine Binde, eingenäht in eine undurchlässige Hülle, und werden im Futter des Rockschoßes getragen. Ihr Nutzen hat sich im Kriege bewährt. — Für die auf Märschen vorkommenden Kranken, die nicht bei der Truppe verbleiben können, sind Krankensammelpunkte bestimmt; auch werden unter truppenärztlicher Fürsorge Ortslazarette eingerichtet, wenn ein Ort längere Zeit belegt bleibt.

Entspinnt sich ein Gefecht, so werden von den Ärzten der Truppen und mit dem Material ihrer Sanitätswagen Truppenverbandplätze eingerichtet, die man in Geländevertiefungen, möglichst nahe der Feuerstellung, aber doch möglichst gedeckt vor Infanteriefeuer, anzulegen sucht. Jede Kompanie hat vier eigene Krankenträger, die die Genfer Armbinde tragen, dazu Krankentragen. Der Dienst auf den Hilfsplätzen ermöglicht natürlich nur eine einstweilige Versorgung. Die verbundenen Verwundeten werden nach dem Kampf auf Land- oder leeren Lebensmittelwagen in das nächste Feldlazarett übergeführt; bei Rückzügen bleiben die Verwundeten unter dem Schutze des Genfer Abkommens auf ihrer Stelle liegen mit dem nötigsten Sanitätspersonal und Material. Nimmt der Kampf an Umfang zu, so treten die Sanitätskompanien in Tätigkeit, drei bei jedem Armeekorps. Sie stehen unter dem Befehl von Offizieren; 224 Krankenträger und 8 Krankenwagen für je 4 liegende Verwundete sind bestimmt, die Verwundeten aufzusuchen und der Hilfe auf dem Hauptverbandplatze zuzuführen, der von den Ärzten und dem Sanitätspersonal der Kompanie eingerichtet wird. Die Ausrüstung an Instrumenten und Verbandmitteln ist sehr reichlich, namentlich ist zur Durchführung einer weitgehenden erhaltenden Chirurgie ein großer Vorrat von Schienen und Gips zu feststellenden Verbänden bei den Verletzungen der Gliedmaßen vorgesehen. Der Hauptverbandplatz wird möglichst gedeckt vor Infanterie- und Artilleriefeuer gern in Gehöften angelegt; die Versorgung der Verwundeten und die operative Tätigkeit der Ärzte gestatten kein Arbeiten im Freien. Nötigenfalls werden Zelte aufgeschlagen, die die Sanitätskompanie bei sich führt; zu weiterer Unter-

kunft zahlreicher Verwundeter dienen in Ermanglung von Dach und Fach die Zeltbahnen der Gefallenen und Verwundeten, aus denen die Krankenträger geräumige Verwundetenzelte aufzubauen lernen. Nach außen wird der Hauptverbandplatz durch die National- und die Genfer Flagge, das Rote Kreuz im weißen Felde, gekennzeichnet; nachts durch eine rote Laterne. Der Dienst der Krankenträger wird heute durch die ausgedehnte Feuerwirkung bis über zweitausend Meter und die Dauer der Kämpfe sehr erschwert. Es ist unter solchen Umständen erklärlich, daß die Nacht eifrig mitbenutzt wird, um Verwundete zu bergen; die Sanitätskompanien sind daher mit reichlichem Erleuchtungsgerät versehen. An jedem Verwundeten wird ein Wundtäfelchen befestigt. Die darauf enthaltenen Angaben erleichtern den folgenden Ärzten die Arbeit und ersparen den Verwundeten überflüssige Untersuchungen und Verbandwechsel. Nach der Schlacht bricht die Sanitätskompanie den Hauptverbandplatz ab und folgt ihrer Division, sobald alle versorgten Verwundeten den Feldlazaretten zugeführt sind. Leichtverwundetensammelplätze nehmen diejenigen Verwundeten auf, die ohne Schaden alsbald weiter zurückgeschafft werden können. Die erste Lazarettpflege die Kranken mit dem nötigsten Personal und Sanitätsmaterial unter dem Schutze der Genfer Konvention zurück, während sich das übrige Personal mit den Fuhrwerken der Armee anschließt.

Das **Etappengebiet** hat für die Verbindung des Heeres mit der Heimat, für den Nachschub von Ersatzmannschaften, Munition, Verpflegung, Bekleidung, Sanitätsmaterial die größte Bedeutung. Es kann sehr weite Ausdehnung gewinnen, wie im jetzigen Kriege, wo große Truppenmassen erforderlich sind, um die Etappenstraße und die an ihr liegenden Magazine zu decken; großartige Vorkehrungen werden nötig, um die zur Feldarmee durchpassierenden Truppen wie die von ihr zurückströmenden Krankentransporte unterzubringen und zu verpflegen. Für das Sanitätswesen beginnt im Etappengebiet die ruhigere ärztliche Behandlung nichttransportabler Kranker in feststehenden Kriegslazaretten. Anderseits befinden sich hier die Formationen für das Krankentransportwesen, den Nachschub an Sanitätsmaterial und für die praktische Durchführung der Maßnahmen, die zum Gesundheitschutz des Heeres dienen. Neben dem amtlichen Personal findet die freiwillige Krankenpflege hier einen weiten und verantwortungsreichen Wirkungskreis.



Hofphot. H. Bensemann, Metz.

**Ein deutscher Verwundetentransport in Conflans (Französisch-Lothringen).**

wird von den Feldlazaretten geleistet. Deren gibt es zwölf bei jedem Armeekorps. Sie sind für die Lagerung von zweihundert Kranken ausgerüstet, können zur Not aber mehr aufnehmen. Unter den Fahrzeugen eines Feldlazarettes befindet sich auch ein Krankenwagen mit Tragen.

Die Lazarette stehen unter dem Befehl von Chefärzten. Bei Gefechten werden sie in der Nähe des Schlachtfeldes, möglichst in Ortschaften errichtet. Dort werden geeignete Räumlichkeiten, wie Vergnügungslokale, Schulen, Villen und so weiter, mit den Geräten eingerichtet, die vom Lazarett mitgebracht werden. Andere Ausstattungsgegenstände, wie zum Beispiel Feldbettstellen, sollen nach vorhandenen Zeichnungen am Standort angefertigt werden. Der Dienst vollzieht sich nach ähnlichen Grundsätzen wie im Friedensbetriebe. Leitender Gesichtspunkt bleibt, die Kranken so bald wie möglich beförderungsfähig herzustellen, damit das Feldlazarett frei wird und seinem Armeekorps folgen kann. Das ist nicht immer durchzuführen; eingerichtete, am Standort verbleibende Feldlazarette treten deshalb unter den Befehl der Etappenbehörden, wenn die Armee weiter vorrückt. Bleibt diese längere Zeit in einer Gegend, beispielsweise bei Belagerungen, so können Feldlazarette monatelang in Tätigkeit bleiben. Dann kommt auch eine Erweiterung durch Baracken und Zelte in Frage. Bei rückgängigen Bewegungen bleiben

Jeder Etappeninspektion ist ein Etappenarzt (Generalarzt) als leitender Arzt beigegeben. Ihm zur Seite steht als wissenschaftlicher Berater ein Gelehrter aus dem Fach der Gesundheitspflege: der beratende Hygieniker, zu dessen Ausstattung ein vollständiges Laboratorium gehört. Außerdem tritt hier ein Kriegslazarettdirektor (Oberstabsarzt) in Tätigkeit; ihm fällt die Beaufsichtigung der errichteten Lazarette zu. Die Kriegslazarette, größere stehende Anlagen, sind dazu bestimmt, Feldlazarette abzulösen, können sich aber auch direkt einrichten. Sie werden mit Ärzten und anderem Sanitätspersonal aus den Kriegslazarettabteilungen besetzt; das Material entnehmen sie den für diesen Zweck reich ausgestatteten Etappensanitätsdepots. Die größten Lazarette liegen am Etappenhauptort; kleinere werden an allen wichtigen Orten der Etappenstraßen eingerichtet. Treten ansteckende Krankheiten auf, so werden von dem Kriegslazarettpersonal abseits der Hauptverkehrswege Seuchenlazarette eröffnet. Sie unterscheiden sich dadurch von den anderen Krankenanstalten, daß sie niemals Kranke in andere Lazarette abgeben, sondern jene erst dann entlassen, wenn keine Gefahr einer Weiteransteckung mehr besteht. Die wichtigste Formation im Etappengebiet ist die Krankentransportabteilung, der die außerordentlich umfangreiche und schwere Aufgabe zu-



**Tätigkeit einer Sanitätskolonne auf dem Schlachtfelde.**

Nach Berichten von Augenzeugen gezeichnet von Fritz Bergen.

fällt, die beförderungsfähigen Kranken und Verwundeten in die Heimat zu überführen. Die hierzu bestimmten Kranken werden von den Feld-, Kriegs- und Etappenlazaretten nach Krankensammelstellen gebracht; dabei helfen Begleittrupps der freiwilligen Krankenpflege. Gewöhnlich gehen die Transporte zur Bahn auf Landwagen; doch kommen auch Automobile und Feldbahnwagen in Betracht, wo solche gerade zur Verfügung stehen. Die Verteilung der Transporte auf die Eisenbahnen oder Wasserstraßen und ihre Zuweisung an die heimatlichen Reservelazarette wird von den Linienkommandanturen vermittelt, die von den Heimatlazaretten regelmäßig über die freien Lagerstellen Nachricht erhalten. Den Krankentransportabteilungen stehen Lazarettzüge und Hilfslazarettzüge zur Verfügung. Sie werden in der Heimat vorbereitet und nach dem Kriegschauplatz geschickt. Außerdem werden am Etappenhauptort aus Güterwagen Hilfslazarettzüge zusammengesetzt; das Gerät dazu wird in den Etappensanitätsdepots mitgeführt. Beide Arten von Zügen sind für liegende Kranke bestimmt. Endlich werden Personenwagen zu Krankenzügen für sitzende Kranke zusammengestellt. In den Lazarettzügen, die ein ständiges Sanitätspersonal haben und unter Chefärzten stehen, findet eine vollständige ärztliche und ökonomische Pflege der Beförderten statt; eigene Küche erlaubt die Beköstigung zu jeder Zeit und an jedem Ort. Die Hilfslazarett- und Krankenzüge dagegen sind mit ihrem ärztlichen und Verpflegungsdienst auf die Haltestellen an den Etappenwegen angewiesen, die telegraphisch von der Ankunft der Transporte benachrichtigt werden.


Leiterwagen zum Fortschaffen von acht Schwerverwundeten. Phot. Th. Laaz, Coblenz.

Im Heimatgebiet sind die Kriegsministerien die leitende Stelle. Der Dienst vollzieht sich im allgemeinen nach den Friedensvorschriften; ein stellvertretender Korpsarzt steht in jedem Armeekorpsbezirk an der Spitze des Sanitätswesens. Ihm ist ein fachärztlicher Beirat unterstellt, dazu ein Reservelazarettdirektor. Beide haben daheim die gleichen Amtspflichten wie die beratenden Chirurgen und Kriegslazarettdirektoren bei der mobilen Armee. Zur Krankenbehandlung dienen die Garnisonlazarette, die den Namen Reservelazarette annehmen; außerdem die Vereinslazarette der freiwilligen Krankenpflege. Übernachtung-, Verband- und Erfrischungstationen sorgen an Bahnhöfen und Wasserstraßen für die durchkommenden Krankentransporte. Hinsichtlich des ärztlichen Personals wird auf die nicht mehr für die Armee in Betracht kommenden Zivilärzte und auf das Pflege- wie Trägerpersonal der freiwilligen Krankenpflege in weitem Umfang zurückgegriffen. Der Vermittlung von Nachrichten über Gefallene, Verwundete, Kranke und Gefangene dient das Zentralnachweisbureau im Kriegsministerium.

Einige Besonderheiten bietet der Dienst bei den kranken Kriegsgefangenen. Infolge der Erfahrungen, die wir 1870 mit der Übertragung der Pocken durch die Gefangenen nach Deutschland machten, hat man jetzt die Bestimmung getroffen, daß ansteckend kranke Gefangene nicht in das Inland überführt werden dürfen. Außerdem werden alle Gefangenen der Schutzpockenimpfung unterzogen. Im Anschluß an die Gefangenendepots werden eigene Kriegsgefangenenlazarette errichtet. Sie müssen grundsätzlich unter militärischer Leitung stehen.


Tätigkeit der freiwilligen Sanitätskolonne bei Ankunft Verwundeter.



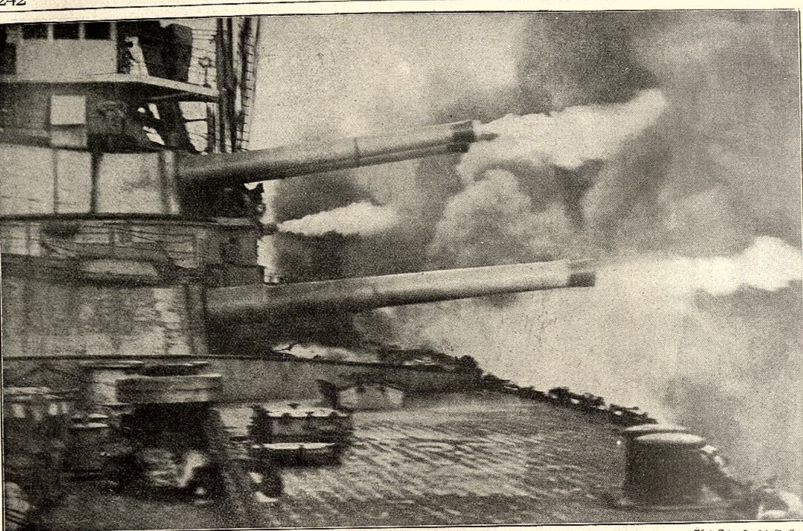
## Ein Schwabenstreich.

(Hierzu das Bild Seite 228/229.)

Am 5. September teilte das stellv. Generalkommando mit: Leutnant d. R. Matthes hat in der vergangenen Nacht mit seinem Zuge eine feindliche Batterie vernichtet und 6 Geschütze, 13 Munitionswagen, sowie viele Pferde erobert. — Einem uns freundlichst zur Verfügung gestellten Briefe entnehmen wir folgendes darüber:

5. September.

„Gestern, den 4. September, hatte ich mit meinem Zug von 50 Mann einen Ausgang von Rongiville besetzt. Ein anderer Ausgang, 400 Meter von mir entfernt, war von einem anderen Zug be-



Abfeuern einer Breitseite von einem englischen Flaggschiff. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

setzt. Der Rest der Kompanie lag 300 Meter rückwärts im Dorf gedeckt. Zunächst wurde auf meine Stellung mit Granaten geschossen, so daß ich mich hinter einen Waldabhang weiter rechts der Straße zurückziehen mußte. Die Straße wurde verbarrikadiert, dabei wurde von Infanterie geschossen. Ungefähr 20 Mann lagen dann hinter der Barrikade zum Schutz des ruhigen Zuges, der an einer Sägemühle aufgestellt war. Auf einmal höre ich hinter mir von dem Wald herab Wagenfahren und Reiten. Ich beobachte mit einigen Mann, und siehe da: feindliche Artillerie fährt an. Es war neun Uhr abends, dunkel, und ich wartete, um sicher zu sein und ja nicht auf eigene Kolonnen zu schießen, bis die Artillerie auf ungefähr 20 Schritt vor mir fuhr. Sodann hatte ich meinen Zug in Stellung und kommandierte Feuer. Der Erfolg war Erbeutung von 6 Kanonen, 13 Munitionswagen und 34 lebenden Pferden. Der Batteriechef war gefallen und die Bedienungsmannschaft, soweit sie nicht ebenfalls gefallen war, geflüchtet.

Nach einer Stunde kam die Kompanie und das Bataillon. Alles war erstaunt und gratulierte. Meine Lage war sehr kritisch. Wehe, wenn die Artillerie eher von mir beschossen worden wäre, sie hätte kehrt gemacht und uns in Grund geschossen mit einem Geschütz. Die ganze Beute mußte ich in der Nacht noch nach St. D.. bringen. Es waren die Geschütze, die uns schon seit drei Tagen das Tal sperrten. In Eile, bin auf exponiertem Posten." — Der Held erntete von seinem Brigadier und dem Divisionär großes Lob und wurde für seine Tat mit dem Eisernen Kreuz 1. und 2. Klasse ausgezeichnet; ersteres wurde ihm persönlich vom General v. Stein, damals noch Generalquartiermeister, an die Brust geheftet.

## Kriegseindrücke in Ostfrankreich.

Von Dr. med. Paul Bernoulli, Oberarzt der Landwehr, zurzeit im Felde.

Im folgenden möchte ich einige persönliche Beobachtungen über die Franzosen nächst dem deutschen Grenzgebiet mitteilen.

Beim Überschreiten der französischen Grenze fiel uns das Fehlen jedes Grenzpfahles oder Zollhauses auf; ich gehe vielleicht nicht ganz fehl in der Annahme, daß die Franzosen diese sichtbaren Zeichen der Völkerscheidung bei ihrem Einfall in deutsches Gebiet absichtlich entfernt haben, weil sie von dem Wunsche ausgingen, den Rhein als neue Grenze festzusetzen. Doch möchte ich selbst an dieser Bescheidenheit einer beabsichtigten Gebietserweiterung Frankreichs zweifeln; denn mir ist von Franzosen glaubwürdig versichert worden, sie hätten bestimmt erwartet, einige Tage nach Kriegsbeginn in Straßburg und 14 Tage nach Eröffnung der Feindseligkeiten in Berlin einziehen zu können. Ein einwandfreier Beweis hierfür scheint mir die Erscheinung zu sein, daß von uns in den Tornistern verwundeter Alpenjäger Paradeuniformen gefunden wurden und daß diese armen, verblendeten Leute mit dem Trost in den Kampf geschickt wurden, binnen kurzer Zeit in Berlin als Sieger prunken zu können. Offiziere hatten auch Extragarnituren, Extrasäbel und dergleichen bei sich. Alles in allem: man kann dieselbe Täuschung der französischen Volksseele feststellen wie im Jahre 1870. Der Bevölkerung wurde vier Tage nach der Mobilmachung weisgemacht, die Russen seien bereits in Berlin eingerückt! Dienstmädchen gebildeter Herrschaften in einer französischen Stadt zeigten mir einen Schein, den sie acht Tage vor der Mobilmachung hatten unterschreiben müssen (es handelt sich um deutsch-elsässische Mädchen, die französische Offiziersfamilien um guten Lohn anlocken, um auf bequeme Art Deutsch lernen zu können) und der folgenden Inhalt hatte: Sie hätten sich als französische Bürger zu betrachten, dürften nichts unternehmen, was im Fall eines Krieges gegen die Sicherheit des französischen Staates verstoßen würde, und dürften kein einziges Wort Deutsch mehr sprechen!

Was die schon mehrfach erörterte Tatsache betrifft, ob die französische Regierung den Krieg von längerer Hand vorbereitet hat oder nicht, so glaube ich einen ganz wertvollen Beitrag zu dieser Frage liefern zu können. Zunächst kann ich berichten, daß mir von einem höheren deutschen Beamten im deutschen Vogesenteil, Reserveoffizier, in seinem Beruf unabkömmlich, an dessen Worten ich nicht den geringsten Zweifel hegen kann, Ende August folgendes erzählt wurde: In der zweiten Hälfte des Juli habe er auf im allgemeinen wenig begangenen Pfaden der deutschen Hochvogesen französische Artilleristen beobachtet. Diese Beobachtung ist von dem betreffenden Herrn an die maßgebende Stelle weitergegeben worden. Als die Sache untersucht wurde, war von den Herren Franzosen



nichts mehr zu entdecken. Es dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, daß es sich um Auskundschaftung guter Artilleriestellungen gehandelt hat, und dies dürfte sich mit dem Vorhandensein beherrschender Stellungen der französischen Artillerie in unseren blutigen Vogesenkämpfen decken.

So überzeugend diese Einzelheiten an sich scheinen, sie werden noch überboten von folgendem. Ein bei St. Dié kämpfender deutscher Offizier hat mir erzählt, daß ihm von französischen Zivilisten fest versichert worden ist, sie seien bereits am 15. Juli gezwungen worden, auf den beherrschenden Anhöhen hinter der Stadt Schanzarbeiten zu verrichten und Schützengräben aufzuwerfen. Daß Derartiges nicht auf Erfindung beruht, beweisen die dort oben angetroffenen Befestigungen, die im Friedenszustand nicht vorhanden sein sollen. Man konnte mit Sicherheit an verschiedenen Anzeichen erkennen, daß das Alter der Schanzarbeiten nicht über ein Vierteljahr einzuschätzen ist; anderseits waren sie völlig mit Gras überwachsen, können also nicht erst kurz vor dem Eintreffen und Stürmen unserer Truppen als Rückzugsdeckung errichtet worden sein.

Die von mir geschilderten Erscheinungen, wie sie in ähnlicher Art bereits anderweitig bekannt gemacht wurden, sind meiner Ansicht nach, soweit sie aus glaubwürdiger Quelle verbürgt werden, doch als Beweise einer planmäßigen Rüstung zum Kriege gegen uns von seiten Frankreichs aufzufassen. Die Geschichte wird derartiges Material objektiv zu sichten haben. Freilich objektive Wissenschaft und im besonderen Geschichte — das gibt es ja in der Welt nicht überall. Ich habe in den französischen Orten L. H. O. und St. D. in Schulen, die wir als Hauptverbandplatz einrichteten, in Geschichts- und Geographiebüchern gestöbert und dort schon in Lehrbüchern für Elementarschüler grobe Fälschungen gefunden. Unter anderem ist auf den politischen Tafeln der Atlanten Elsaß-Lothringen niemals als zu Deutschland gehörig eingezeichnet, sondern die deutsche Grenze am Rhein gezogen, während die Reichslande in einer den französischen Departements „Meurthe et Moselle" oder „Vosges" ähnlichen Farbe gemalt sind; auch ist die Bezeichnung „Allemagne" getrennt von Alsace-Lorraine eingetragen. Der begleitende Text ist genau so gefälscht; desgleichen die Entstehungsgeschichte des Siebziger Krieges und die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen. Schon die kleinen Kinder von zehn Jahren müssen lernen, daß Elsaß-Lothringen einmütig auf die Befreiung vom deutschen Joche warte und daß es Pflicht jedes französischen Bürgers sei, seinen Brüdern im Elsaß zu helfen gegen den Raubstaat Deutschland. — Dies berichte ich fast wörtlich.

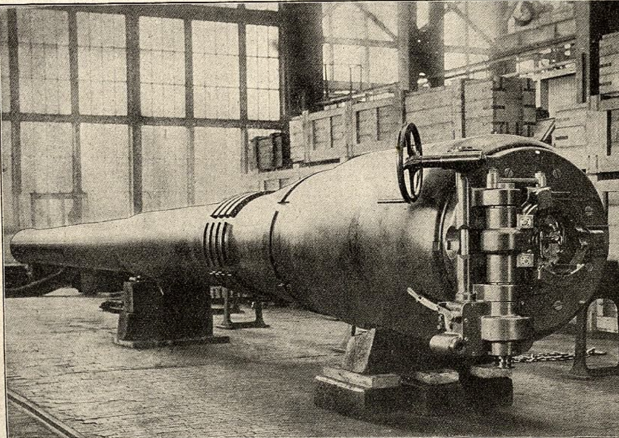
Wir sehen, durchgehend durch das ganze Land, dieselbe moralische Brunnenvergiftung und Verleumdungsucht! Kann es da wundernehmen, wenn das Volk an den Schwindel glaubt, so lange, bis sein Glaube durch die Ereignisse überrannt wird? So bekamen wir überall, wo wir hinkamen, von französischen Bürgern im Gespräch das gleiche Lied zu hören: „Mais, vous avez commencé." Allgemein wird geglaubt, unsere „feigen" Truppen hätten, um sich gegen französische Kugeln zu schützen, ihren Infanteriekolonnen gefesselte elsässische Frauen und Kinder vorausgeschickt, damit im Fall eines Angriffs zunächst die Unschuldigen getroffen würden. Diese Maßnahmen sollten einen wirksamen feindlichen Angriff verhindern. Ein altes Sprichwort sagt: „Was ich denk' und tu, trau' ich andern zu." Das trifft auch fast wörtlich auf unsere Feinde zu. —

Man mag die unmittelbare Veranlassung zum Weltkrieg im serbischen Königsmord und moskowitischen Machthunger erblicken, man mag die Anmaßung und Geldgier des verlogenen Brudervolkes jenseits des Kanals beschuldigen — der Hauptschuldige ist unser alter Erbfeind Frankreich. Dort laufen die Fäden zusammen, die es fertig brachten, uns mit Feinden zu umringen. Das nach Revanche, nach Gloire, nach der Vormachtstellung im festländischen Europa dürstende Frankreich hat mit seinen Milliarden die Slawen in Wallung gegen uns versetzt und eine von uns gewollte ehrliche Verständigung mit unserem englischen Nebenbuhler hintertrieben. Diese Wahrheit könnte man geradezu mathematisch beweisen. Zwar wird Frankreich im jetzigen Zeitpunkt den Krieg gegen uns wohl kaum gewollt haben, der Termin wird ihm verfrüht gekommen sein, und es ist fast tragisch, daß lediglich Bündnisverträge das Nachbarvolk zwangen, jetzt mehr der Not zu gehorchen als der Hoffnung auf Gewinn und Ruhm. Aber man lasse sich bei uns in Deutschland durch solche Tatsachen nicht zu falscher Sentimentalität, Großmut und Schonung verleiten. Die Tage der Abrechnung und Neugestaltung sind gekommen; Recht und Sicherheit müssen uns werden!

Von wie leidenschaftlichem Haß der Franzose gegen uns beseelt ist, möge ein einfaches Beispiel zeigen. Welche deutsche Mutter vermöchte ihre Kinder, nachdem ihr Gatte oder ein Sohn im Kampfe fürs Vaterland gefallen, „im Haß gegen diese dicken Bäuche" zu erziehen? So las ich wörtlich im Briefe eines französischen Ingenieurs an seine Frau in Ostfrankreich — die Post fiel in unsere Hände — der seiner Frau diesen Wunsch ans Herz legte für den Fall, daß er nicht lebend zurückkehre oder Frankreich nicht siege.

In einem anderen Brief — nach seinem Inhalt handelte es sich um einen Offizier — war zu lesen, daß die Truppen nach dem Vormarsch von Gérardmer im Elsaß in der Gegend der Sch. in einem Gehölz gelagert hätten, bei gutem Wetter im Monat August (!), und statt der Fichtenstämme das Holz aus den deutschen Hotels, wie Tische, Stühle und Betten, zum Feueranmachen und Kochen verwendet hätten. Der Ton, mit dem dies beschrieben wurde, war durchaus schadenfroh und gehässig. Aus ihm spricht die bewußte Lust am Vandalismus.

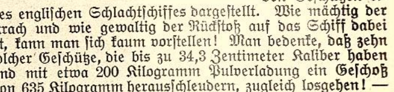
Wie steht es überhaupt mit der Bildung unserer Nachbarn? Ich beabsichtige nicht, hierüber des längeren abzuhandeln, sondern nur, einiges Mitteilenswerte aus meinen persönlichen Eindrücken wiederzugeben.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Zum Einsetzen in die Lafette fertiges Rohr einer englischen Schiffskanone. Der Preis einer solchen Kanone beträgt etwa 200 000 Mark.

So nahm es mich wunder, daß ich kaum gebildete Frauen angetroffen habe, die Deutsch sprechen, lesen oder verstehen konnten. Zunächst hielt ich das für eine abgekartete Geschichte und nahm an, daß sich die Damen aus Grimm über die Störung ihres gewohnten Lebens dumm stellten; indessen habe ich mich tatsächlich von ihrer Unbildung überzeugen müssen. In St. D. war ich mit meinen Kameraden bei zwei Damen einquartiert; die eine, außerordentlich begütert, Besitzerin eines schönen Landhauses mit mehreren Besuchszimmern und großem Garten, war eine vornehme Erscheinung, etwa Anfang der Vierziger, unverheiratet. Sie verstand wirklich nicht eine Silbe Deutsch, was unter anderem einwandfrei aus einer mündlichen Beschwerde hervorging, die sie wegen der Einquartierung von mehreren Herren an unsere Vorgesetzten richtete. Die zweite Dame, eine Kapitäns- (Hauptmanns-) Frau, mit der man sich französisch über alles mögliche unterhalten konnte und über deren Gastfreundschaft ich mich in keiner Weise zu beklagen hatte, ging auf kein Wort Deutsch ein. Sie war in der unglücklichen Lage, seit drei Wochen über das Ergehen ihres Mannes nichts zu wissen, der in der großen Schlacht bei Metz—Saarburg mit seinen Chasseurs gegen uns gekämpft hatte. Als sie unsere Zeitungen sah, die wir mit der württembergischen Feldpost erstaunlich rasch nachgeschickt erhielten, erregte dies ihren lebhaften Neid, und sie drang in mich, ihr Nachrichten über das Schicksal der französischen Waffen mitzuteilen. Ich reichte ihr stumm die Zeitung zum Lesen hin. Sie wußte nichts damit anzufangen. Hätte sie Deutsch zum mindesten lesen können, dann würde ihre Neugierde zweifellos ein erkünsteltes „Sichdummstellen" überwunden haben. So erbarmte ich mich ihrer und gab ihr, mit dem Finger die Zeitungsdepeschen unterstreichend, ein klares Bild von der Bedeutung und Zahl der deutschen Erfolge in Ost und West. Der Schreck war nicht gering, was la pauvre France anbetraf. Indessen schienen ihr die 90000 Russen keinen Eindruck zu machen; ihre Gegengründe waren diese: Erstens seien doch die Russen schon in Berlin — dies glauben die betrogenen Franzosen seit Kriegsbeginn und lassen sich von der vorgefaßten Meinung nicht abbringen — und zweitens habe Rußland ja fünf Millionen Streiter, da könne eine solch verschwindende Gefangennahme nicht allzuviel bedeuten. Letzten Endes müßten wir von der Überzahl doch erdrückt werden. — Da es mir nicht gelang, meine Nachbarin zu belehren, verabschiedete ich mich höflich mit einem: „Nous verrons!"




Phot. Jos. Poeßlmann, München.

Zerschossene Silbermünzen aus dem Brustbeutel eines Gefreiten.
Die Geldstücke retteten dem Getroffenen das Leben.

## Englische Schiffsgeschütze.

(Hierzu die Bilder Seite 242 und 243.)

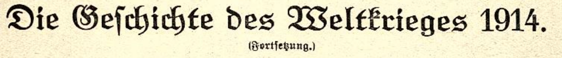
Die Hauptwaffe einer Flotte ist ihre Artillerie, die überall und jederzeit verwendet werden kann! An erster Stelle stehen die großkalibrigen Geschütze, weil sie gegen Panzerschiffe, die mächtigsten Kampfkräfte, selbst auf sehr erhebliche Entfernungen die stärkste Wirkung ausüben. Im Gegensatz zu den verhältnismäßig kurzen Mörsern der Landartillerie haben die Schiffsgeschütze eine gewaltige Länge, die durch das Erfordernis bedingt ist, Geschosse kolossalen Gewichts in flacher Flugbahn auf weit entfernte, mit sehr starkem, senkrechtem Panzer versehene Ziele zu feuern, um diesen zu durchschlagen. Der hierzu nötigen großen Wandstärke der Granaten wegen muß man sich zur Erzielung einer Sprengwirkung im Schiffsinnern mit einer geringeren Sprengladung begnügen. Gegen schwach oder gar nicht gepanzerte Ziele benutzt man dünnwandigere Granaten mit größerer Sprengladung.

Welche Abmessungen solche Kanonen haben, veranschaulichen unsere Bilder englischer Schiffsgeschütze, mit denen die unsrigen im Laufe dieses Krieges wohl noch öfter donnernde Zwiesprache halten werden! — Auf dem einen Bilde (Seite 243) sehen wir das zum Einsetzen in die Lafette fertige, etwa 17 Meter lange Rohr eines derartigen Geschützes. Der dicke, in den Lagern der Bodenfläche ruhende senkrechte Bolzen und die mit Handrad versehene Spindel dienen zum Tragen und Schwenken des Verschlusses, der aus einer von hinten in das Ladeloch einzuführenden Schraube besteht. Ihr Gewinde, wie das zugehörige Muttergewinde im Rohr ist an mehreren Stellen weggeschnitten, so daß es zum Schließen des Verschlusses nach dessen Einführung nur einer Teildrehung bedarf. Das Abfeuern erfolgt mittels elektrischer Zündung.

Die englischen Schiffsgeschütze wurden in den letzten Jahrzehnten nach dem sogenannten Drahtsystem gebaut, bei dem ein Drahtband um einen Kern gewickelt wird. Die an diese Herstellungsart vielfach geknüpften hohen Erwartungen sind nicht nach jeder Richtung hin erfüllt worden. Jedenfalls ist die Schußzahl, die ein solches Geschütz aushält, erheblich geringer als diejenige, die ein Mantelring-Geschütz verträgt, bei dem eine Anzahl gegossener Ringe über den Kern gestreift werden.

Auf dem anderen Bilde (Seite 242) ist das Abfeuern einer Breitseite aus den Geschützen eines englischen Schlachtschiffes dargestellt. Wie mächtig der Krach und wie gewaltig der Rückstoß auf das Schiff dabei ist, kann man sich kaum vorstellen! Man bedenke, daß zehn solcher Geschütze, die bis zu 34,3 Zentimeter Kaliber haben und mit etwa 200 Kilogramm Pulverladung ein Geschoß von 635 Kilogramm herausschleudern, zugleich losgehen! —

Trifft eine solche Lage ein Schiff günstig, dann sind die auf diesem angerichteten Verheerungen gewaltige. Das Geschoß fliegt mit etwa 800 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde aus der Mündung und durchschlägt nahe derselben einen Panzer von 120 Zentimeter Stahl. Ein solches Geschütz kann etwa anderthalb Schuß in der Minute abfeuern und sein Geschoß auf 2700 Meter einen Panzer von 65 Zentimeter Stahl durchschlagen. Die größte Panzerstärke der neuesten englischen Schlachtschiffe beträgt etwas mehr als 30 Zentimeter Stahl. Wir haben erst in den letzten Jahren auf unseren neuesten Linienschiffen ähnlich starke Kaliber aufgestellt. Unser größtes Schiffsgeschütz hat 20 Meter Länge, etwa 86 Tonnen Rohrgewicht und verfeuert mit 279 Kilogramm Pulverladung Geschosse von 760 Kilogramm mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 900 Meter in der Sekunde. Die Durchschlagskraft nahe der Mündung ist 127 Zentimeter Stahl. Die Mündungsarbeit beträgt 31380 Metertonnen gegenüber 26000 des englischen Vickens-38-Zentimeter. Man ersieht hieraus, daß unsere Schiffsgeschütze den englischen gleichen Kalibers überlegen sind. Dafür, daß mit ihnen auch getroffen werden wird, bürgt die hervorragende Ausbildung unseres Marinegeschützpersonals.



# Die Geschichte des Weltkrieges 1914.

(Fortsetzung.)

In der Zeit vom 23. bis 29. August waren die Russen auch in der Bukowina eingebrochen, aber blutig zurückgeschlagen worden. Es waren die in Bessarabien versammelten russischen Streitkräfte, die längere Zeit in Ungheni am Pruth gegen Rumänien in Bereitschaft standen, die sich nun gegen die Grenze der Bukowina in Bewegung setzten und dort einfielen. Am 22. August traf die Vorhut dieser etwa 20000 Mann starken russischen Streitkräfte in Nowosielica ein. Sonntag frühmorgens konnte man bereits den Kanonendonner hören und von erhöhten Punkten der Stadt Czernowitz mit freiem Auge den Kampf beobachten, da das Schlachtfeld bloß eine Meile in der Luftlinie entfernt war. Nach dreizehnstündigem erbitterten Kampfe warfen die wackeren Truppen, ganz besonders der österreichische Landsturm, den an Zahl überlegenen Feind über die Reichsgrenze zurück. Die Österreicher und Ungarn machten 800 Gefangene, erbeuteten 4 Maschinengewehre, zahlreiches Kriegsgerät, auch Musikinstrumente und 100000 Patronen. Die russischen Infanterieregimenter, die unter Befehl des Generals Pawlow kämpften, erlitten so starke Verluste, daß die sie verfolgenden österreichischen Truppen nur mit großer Mühe über das vor ihnen liegende Leichenfeld (siehe auch Seite 160 und das Bild Seite 156/157) stürmen konnten. Die Zahl der russischen Verwundeten und Toten betrug 3000. Das russische Infanterieregiment Nr. 47 wurde fast vollständig aufgerieben. Bezeichnend für den Geist im russischen Heere ist die Gewohnheit der Soldaten, beim Herannahen der stürmenden Feinde das Gewehr wegzuwerfen und mit erhobenen Händen um Schonung zu bitten. Die Gefangenen sagten übereinstimmend aus, sie seien sehr zufrieden, in Gefangenschaft geraten zu sein. Sie teilten ferner mit, daß ihnen schon fünf Tage vor dieser Schlacht das Brot ausgegangen sei. Der Oberst habe die Mannschaft damit vertröstet, daß er auf den bevorstehenden Marsch nach Czernowitz hinwies, wo sie reichliche Entschädigung erhalten sollten. Die auf russischer Seite in dieser Schlacht kämpfenden Regimenter waren aus Ukrainern, Polen und Juden zusammengesetzt. Die Kriegsgefangenen erzählten, die ganze Mannschaft dieser Truppen sei von der russischen Polizei mit Peitschenhieben zu den Truppenkörpern getrieben worden. Die Gefangenen sagen ferner aus, in ganz Rußland seien Trauerfahnen gehißt worden. Im Regimentsbefehl habe es geheißen, die Österreicher hätten die Zarinmutter ermordet, und Rußland müsse deshalb einen Rachefeldzug gegen die Monarchie unternehmen.

Anfang September wurde ein von deutscher und österreichisch-ungarischer Seite verfaßtes Manifest mit folgendem Wortlaut durch deutsche Luftschiffer über die Städte Russisch-Polens hinuntergeworfen:

„Der Augenblick der Befreiung vom russischen Joch ist gekommen. Wir kommen als Freunde und bringen euch Freiheit und Unabhängigkeit, für die eure Väter soviel gelitten haben. Erhebt euch! Denkt an eure ruhmvolle Vergangenheit! Verbindet euch mit den Heeren Deutschlands und Österreich-Ungarns!"

Das Manifest trug die Unterschriften des deutschen und des österreichisch-ungarischen Armeeoberkommandos.

Einen Umschwung in der bisher so günstigen Lage brachten die Kämpfe östlich von Lemberg. Am 27. August stießen die zur Abwehr des dortigen weitaus überlegenen feindlichen Einbruchs bestimmten Kräfte in der Richtung Busk auf den Gegner. Trotz einiger Erfolge konnten die beiderseits der Zloczower Chaussee vorgehenden Armeeteile gegen den namentlich auch an Artillerie weit überlegenen Feind nicht durchdringen. Am 28. August setzten die Russen den Angriff auf die östlich von Lemberg kämpfenden Armeeteile fort. Am Nachmittag war ein Zurücknehmen hinter die Guilalipa und in den engeren Raum östlich und nördlich Lemberg nicht mehr zu umgehen, zumal auch die österreichisch-ungarische südliche Flanke aus der Richtung Brzezany



Phot. Boedecker, Berlin.

Im eroberten Fort Wavre St. Catherine vor Antwerpen. Soldaten auf den erbeuteten belgischen Geschützen.

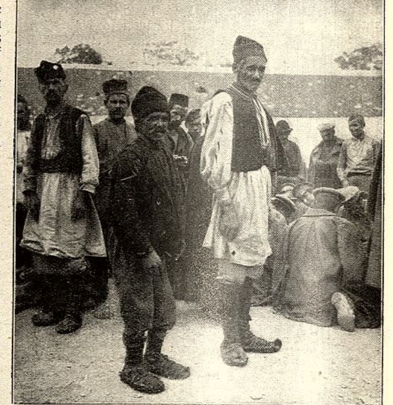

Serbische Bauern von der bosnischen Grenze, wo Spionage im größten Umfang getrieben wurde.

bedroht wurde. Die rückgängige Bewegung vollzog sich in voller Ordnung, ohne daß der offenbar gleichfalls sehr mitgenommene Feind wesentlich nachdrängte. Am 29. August griffen die Russen an der ganzen Front erneut an und schoben ihre Kräfte aus dem Raume nordöstlich Lemberg gegen Süden vor. Tags darauf steigerte sich dieser Angriff zu größter Heftigkeit. Insbesondere von Przemy-slany und Firlejow her vermochte der Feind immer neue Kräfte einzusetzen, denen gegenüber die österreichisch-ungarischen Truppen nach vergeblichen Versuchen, sie durch Vorstöße neuer, in dem Raume westlich Rohatyn versammelter Heeresteile zu entlasten, gegen Lemberg und Mikolajow weichen mußten. In allen diesen Kämpfen erlitten die österreichisch-ungarischen Truppen hauptsächlich durch an Zahl weit überlegene, auch aus modernen schweren Geschützen feuernde feindliche Artillerie große Verluste.

Die von den k. u. k. Truppen erzielten Erfolge in der Bukowina, in Ostgalizien und Russisch-Polen hatten auf der über 400 Kilometer langen Gefechtsfront keine Entscheidung bringen können. Das Gros der österreichisch-ungarischen Armee war nicht zahlreich genug, um der russischen Überschwemmung dauernd Widerstand zu leisten, und es mußten deshalb Mittel und Wege gefunden werden, die es ermöglichten, einerseits Verstärkungen heranzuziehen, anderseits strategisch vorteilhafte Stellungen einzunehmen, um der russischen Übermacht zu begegnen. So entschloß sich die österreichisch-ungarische Kriegsleitung aus strategischen Gründen zu einer Gebietsräumung. Am 3. September wurde aus Petersburg gemeldet: Die Armee des Generals Ruzsky nahm heute früh Lemberg ein. Die Armee des Generals Brussilow besetzte die Stadt Halicz.

Es ist erklärlich, daß diese Mitteilung nach den vorangegangenen Erfolgen der österreichisch-ungarischen Armee in den weitesten Kreisen überraschend wirkte. Der Laie sieht in einem Rückzug eine Niederlage. Dieser Schluß war hier durchaus falsch, wenn auch nicht bestritten werden kann, daß der Rückzug angetreten wurde, um einer Niederlage vorzubeugen. Diese Gebietsräumung war nichts weiter, als die Vorbereitung zu einem neuen Aufmarsch mit verstärkten Kräften in besseren Stellungen. Vom österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier wurde die Lage folgendermaßen dargestellt:

„Militärisch wird der Ausfall der ersten Kampfphase in Galizien dahin beurteilt, daß sie der vorausgesehenen Wahrscheinlichkeit entspricht. Man hat im Zentrum zwar nicht die Schlacht, aber Zeit gewonnen, um die weiteren Maßnahmen reifen zu lassen. Die Gebietsräumung hat nur eine vorübergehende und vorbereitende Bedeutung. Von der Tapferkeit der Auffenbergschen Armee werden verschiedene Einzelheiten bekannt. Die Mannschaften einer Automobilkolonne verteidigten stundenlang einen Brückenkopf gegen angreifende Kavallerie, bis Verstärkung kam. Die Gesamtzahl der beteiligten russischen Kräfte wird auf 700000 Mann geschätzt."


Gefangene serbische Komitatschi (Freischärler) in einem österreichisch-ungarischen Gefangenenlager.

Über die verdienstvollen Führer der österreichisch-ungarischen Armeen berichteten wir schon auf Seite 102.

Die Deutschen waren im Anfang des Krieges gegen die Russen siegreich gewesen, und die russischen Niederlagen bei Stallupönen und Gumbinnen, wo viele tausend Gefangene gemacht wurden, bildeten das Ende eines ununterbrochenen Siegeszuges. Gegen die große russische Übermacht konnte aber die lange Grenze auf die Dauer nicht gehalten werden, so daß ein Teil von Ostpreußen zunächst aufgegeben werden mußte. Plötzlich, am 24. August, zogen sich die deutschen Truppen aus Ostpreußen zurück, und mit demselben Tage, nach der siegreichen Schlacht bei Krasnik, begann der Vormarsch der Österreicher und Ungarn bei Lublin und damit wieder ein Siegeszug der k. u. k. Waffen, während dessen Ostpreußen von den Russen besetzt und zum Teil verwüstet wurde.


Von Österreich-Ungarn eingebrachte serbische Gefangene.

Serben in österreichisch-ungarischer Gefangenschaft.



Wie die Russen während der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit in Ostpreußen gehaust haben, ist in unserem Artikel Seite 158 schon geschildert worden. Die Feder sträubt sich, alle die Schandtaten zu beschreiben, die die Russen vorzugsweise in Dörfern und einzelstehenden Gehöften verübt haben. Nachdem alles ausgeplündert, und was nicht verzehrt oder mitgenommen werden konnte, verunreinigt, verbrannt oder sonstwie unbrauchbar gemacht worden war, fielen sogar Frauen, Kinder und Greise der Bestialität der Kosaken zum Opfer.

Etwas mehr Mannszucht wurde in den größeren Städten Ostpreußens geübt, weil hier meist höhere russische Offiziere einquartiert waren. Freilich konnte man auch hier das Verhalten des Feindes nicht mit deutschen Kriegsitten vergleichen.

In der freundlichen, von wohlhabenden Bürgern bewohnten Stadt Insterburg waren die Russen zwei Wochen lang. Sie haben hier nicht so wild gehaust wie an anderen Orten. Der General Rennenkampf und der Großfürst Nikolai, die beide im Dessauer Hof Quartier nahmen, haben hier auf Ordnung gehalten, und außer einzelnen Ausschreitungen einiger Offiziere und Soldaten und der Plünderung mehrerer Geschäfte hat die Stadt nicht allzuviel Schlimmes zu erdulden gehabt. Das ist nach dem Zeugnis der Insterburger besonders der entschiedenen Haltung des Stadtrats Bierfreund zu verdanken, der nach der Flucht des Oberbürgermeisters von General Rennenkampf zum Gouverneur der Stadt ernannt wurde und sich in dieser schwierigen Lage ausgezeichnet bewährt hat. Die von diesem Manne unterzeichneten Maueranschläge zeigen in ihrem Wortlaut eine erfreulich männliche Haltung gegenüber den Gewalthabern der Stunde. Gleich in der ersten Ankündigung stehen die Worte: „Insterburg ist von der russischen Armee besetzt. Solange diese Besetzung dauern wird . . ." Diese Hindeutung auf die Vergänglichkeit der Russenherrschaft hat dem tapferen Insterburger Stadtrat nichts geschadet, ebensowenig wie die vernünftige Vorsicht, mit der er die zuweilen seltsamen Erlasse, die er als Gouverneur zeichnen mußte, immer nur als Befehle des Generals Rennenkampf bezeichnet, ohne sich selbst irgendwie mit ihrem Wortlaut zu belasten. Von diesen Anschlägen verdienen einige Erwähnung. Da ist zuerst ein Aufruf des Generals Rennenkampf, der hier im Wortlaut wiedergegeben sei. Er lautet:

Gestern, am 4./17. August, überschritt das kaiserlich russische Heer die Grenzen Preußens, und mit dem deutschen Heer kämpfend, setzt es seinen Vormarsch fort.

Der Wille des Kaisers aller Reußen ist es, die friedlichen Einwohner zu schonen.

Laut der mir erteilten Vollmacht gebe ich folgendes bekannt:

1. Jeder von den Einwohnern dem russischen Heere geleistete Widerstand wird schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechts und Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch nur der kleinste Anschlag auf das russische Heer verübt oder den Verfügungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ostpreußens sich keine feindliche Haltung zuschulden kommen lassen, so wird auch der kleinste, dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden. Die Ortschaften werden geschont und das Eigentumsrecht wird gewahrt bleiben.

(gez.) General Rennenkampf.

Nach dieser wohlwollenden Verheißung kam ein Erlaß finanztechnischer Art: der Großfürst Nikolai befahl, daß der Rubel von jetzt an 2 Mark 50 Pfennig gelten solle (Wert sonst 2 Mark 16 Pfennig); wer dies nicht anerkennen wollte, mußte 3000 Mark Geldstrafe bezahlen und wurde außerdem sofort verhaftet.

Der Gouverneur Stadtrat Bierfreund ermahnt seine „lieben Mitbürger", alle diese Prüfungen geduldig zu ertragen, den Sol-


Eingedeckter Unterschlupf, aus dem die Russen von den österreichisch-ungarischen Truppen vertrieben wurden.


Gefangene Russen beim Brettspiel in einem österreichisch-ungarischen Gefangenenlager.

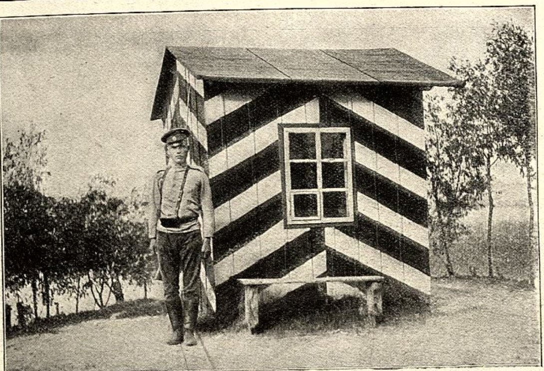

Halb in die Erde gegrabenes russisches Feldlager.

Bilder vom russisch-polnischen Kriegschauplatz.




**Rückzug russischer Kolonnen über die bukowinische Grenze bei Nowosielica.**

Nach einer Originalzeichnung von Georg Hänel.



Russischer militärischer Grenzposten. Phot. C. Hünich, Charlottenburg.

daten höflich zu begegnen und ihnen keine hohen Preise abzuverlangen. Er weist auf einige Geschäfte hin, die „zwangsmäßig ausverkauft“ wurden durch Aufbrechen der Türen und Ladenkästen. Solche „zwangsmäßige Ausverkäufe“ sind an einigen Türen durch die Unterschriften des Generals Rennenkampf oder des Kommandanten Merinowsky bescheinigt.

Schlimmer wurde es, als angeblich auf einige Flugzeuge vom Dach der Maschinenfabrik von Brasch in der Bahnhofstraße mit einem Revolver geschossen worden war. Den Flugzeugen war zwar nichts geschehen, aber die Fabrik wurde niedergebrannt. Sie steht als Ruine zwischen stattlichen Häusern.

Noch ein anderer Vorfall trug nicht wenig dazu bei, die Gemüter der Einwohner zu beängstigen. Bei einer Explosion des Wasserwerkes wurde außer sieben Insterburger Bürgern auch ein russischer Major, ein Freund des Generals Rennenkampf, verletzt. Die Bürger erlagen ihren Verletzungen, der Russe blieb am Leben. Dennoch behauptete der General Rennenkampf, daß es sich um ein Dynamitattentat gegen die Russen handle, und ließ achtzehn Insterburger durch Kosaken gefangennehmen mit der Drohung, sie alle zu erschießen, wenn der Major nicht mit dem Leben davonkomme. In dem Anschlag, der dies verkündet, spürt man einen kräftigen Unterton der Empörung in den Worten, mit denen Stadtrat Bierfreund die „sieben deutschen Toten“ um den „einen verwundeten Russen“ stilistisch gruppiert. Die achtzehn Geiseln von Insterburg sind mit dem Leben davongekommen. Der Nachmittag aber, an dem die Entscheidung über den Erfolg der ärztlichen Behandlung erwartet wurde, war nichts weniger als angenehm für die Männer, die als Gefangene im Rathaus saßen und warteten.

Der letzte Anschlag, der erwähnt werden soll, lautet kurz und deutlich dahin, daß „alle Zivilpersonen, auch Mitglieder der Bürgerwehr und des Roten Kreuzes, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters sofort erschossen werden, wenn sie sich von acht Uhr abends bis fünf Uhr früh auf den Straßen aufhalten“. Um diesen Befehl zu verstehen, muß man das Datum lesen: der 7. September. Die deutsche Armee war im Anrücken, und die Russen packten ihre Sachen. Niemand sollte ahnen, was sich vorbereitete. Das war am Montag. Am Mittwoch und Donnerstag reisten die Generale und die Offiziere ab, so daß, wie die Insterburger erzählen, am Freitag die Soldaten führerlos in den Straßen umherzogen und nicht wußten, was sie zu tun hatten, bis ein Adjutant zurückkam und der Rückzug begann. Am Sonnabend fuhr eine deutsche Radfahrerpatrouille in Insterburg ein, und der Stadtrat Bierfreund ließ ein neues Plakat anschlagen, in dem er — diesmal ohne jeden Unterton! — mit Freude und Dankbarkeit die Befreier begrüßte.

Auch in Tilsit wird man lange der Russenherrschaft gedenken. Am Montag, dem 20. August, morgens achteinviertel Uhr kamen die ersten Russen nach Tilsit. Es waren ungefähr 50 Mann und 20 Offiziere. Sie kamen vom Bahnhof herauf die Reitbahnstraße und zogen vor das Haus des Oberbürgermeisters Pohl. Die Offiziere verlangten von der Stadt Brot und Hafer und zogen dann die Königsberger Landstraße hinauf. Die Stadt stand den Feinden offen. Am nächsten Tage, in den Nachmittagstunden, kamen dann mehr Russen. Sie ritten bis zum Bahnhof, wo sie alle Telegraphendrähte durchschnitten. Dann ging's auf die Post. Auch hier wurden alle Drähte durchschnitten. Briefe, die auf der Post waren, wurden von den Russen vernichtet und das Postgebäude zerstört. Die Kasernen erhielten russische Posten, wie auch die Post und die Luisenbrücke. Die russische Flagge wurde auf dem Rathause und den Kasernen gehißt. Die Zeitungen wurden unter russische Zensur gestellt. Sie zeigten zu jener Zeit vielfach lange weiße Streifen; denn der russische Zensor war sehr genau. In die Stadt hinein und hinaus durfte man nur während der Zeit von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends, ebenso durfte man sich nur während dieser Zeit auf der Straße zeigen. Dann erweiterte der russische Kommandant mit Rücksicht auf die friedliche Gesinnung der Einwohner die Ausgehzeit von sechs Uhr morgens bis neun Uhr abends. Alle Waffen mußten abgeliefert werden. Der Rubelzwang wurde auferlegt und der Wert des Rubels auf 2 Mark 86 Pfennig festgesetzt; später wurde der Kurs auf 2 Mark 50 Pfennig herabgesetzt. In den letzten Tagen wurde den am Rande der Stadt wohnenden Einwohnern verboten, länger als bis neun Uhr Licht zu brennen, ebenso den Bewohnern der oberen Stockwerke in der ganzen Stadt. Später wurde den genannten Häusern überhaupt verboten, nach Eintritt der Dunkelheit Licht anzuzünden, denn nach russischer Meinung konnte man auf diese Weise dem „Pruß“ Nachricht und Zeichen geben. Dann wurden von Zeit zu Zeit verschiedene Straßen abgesperrt, und überall ertönte das russische „Pascholl!“ oder „Stoi!“ („Geh weiter!“ oder „Steh!“). Allenthalben glaubte man, die Russen würden die Kaserne und die Post unterminieren und



Erbeutete russische Feldküchen. Photothek, Berlin.



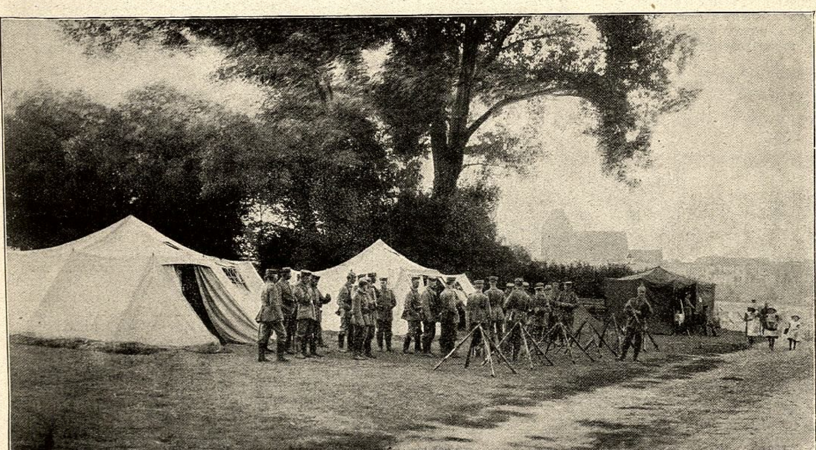


Insterburg, das die Russen zwei Wochen lang besetzt hielten. Partie an der Angerapp. Phot. Kunstanstalt Stengel & Co., G. m. b. H., Dresden.

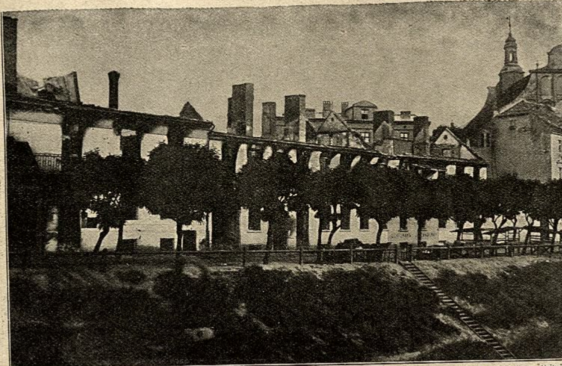
bei einem Rückzuge in die Luft sprengen. Das war aber nicht der Fall. An den Brücken dagegen haben sie lange gearbeitet, und es lag in ihrer Absicht, sie zu zerstören, was aber durch die deutschen Truppen im letzten Augenblick verhindert wurde. In den letzten Tagen mußten alle Fahrräder abgeliefert werden. Dann sollte Haussuchung nach Fahrrädern gehalten werden. Inzwischen nahten die deutschen Truppen.

Die Tilsiter Niederung, der fruchtbare Landstrich, der sich von Tilsit bis Labiau und zum Kurischen Haff erstreckt, ist zwei Wochen hindurch, während des Russeneinbruchs, fast vollständig von allem Verkehr abgeschnitten gewesen. Ein anschauliches Bild von den dortigen Zuständen während jener Zeit gibt der folgende Brief, den eine Dame an ihre in Charlottenburg weilenden Verwandten gerichtet hat. Der Brief lautet:

„Endrejen, 16. September 1914. Seit den letzten Tagen des August sind wir hier von jedem Verkehr abgeschnitten, es ist weder Verbindung mit Königsberg noch mit Tilsit, kein Briefträger geht mehr, jeder muß selbst in Skaisgirren nachfragen, ob Briefschaften für ihn da sind, Zeitungen sieht man überhaupt nicht mehr. Die Postsachen werden von hier aus auf dem Wasserwege befördert, und ich weiß nicht, ob dieser Brief überhaupt in Deine Hände gelangen wird. Kurt hat sich am 20. August, als der Landsturm einberufen wurde, in Labiau gestellt und ist gar nicht mehr zurückgekommen. Ich hörte, daß alle gleich zur Ausbildung weiterbefördert worden sind. Das war sehr gut, denn ein paar Tage später waren die Russen hier und nahmen alle Männer unter sechzig Jahren als Gefangene mit. In unserer Nähe ist es zweimal zum Gefecht gekommen; das letztemal war der Kanonendonner sechs Tage lang zu hören. Unser Dorf selbst hat Gott sei Dank nicht gelitten. Es kamen hier nur mehrere Male kleine Ab-



Deutsche Infanterie in einem Kriegslager an der russischen Grenze. Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

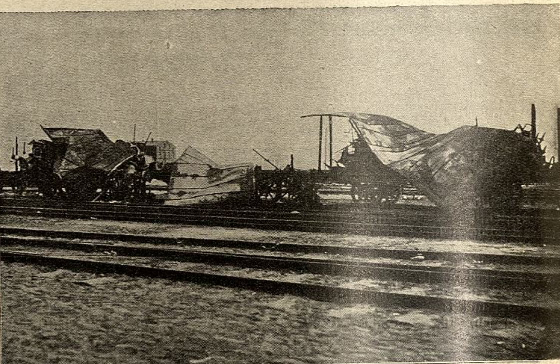
**Ostpreußische Trümmerstätte nach dem Abzug der Russenhorden.**

teilungen durch, die Lebensmittel und Hafer forderten und dann wieder abzogen; aber die Aufregung ist doch groß, und jeder hat das Notwendigste gepackt, um im Notfall schnell fort zu können. Das große Gut Lehmbruch haben die Russen in Brand gesteckt, es ist vollständig abgebrannt.

Die Greueltaten, die von den russischen Horden in unserem Kreise verübt worden sind, spotten jeder Beschreibung. Viele Dörfer sind von ihnen niedergebrannt worden, weil die Leute nichts mehr herzugeben hatten. In Heinrichswalde haben die Russen das Krankenhaus und das Gerichtsgebäude in Brand gesteckt. Auch in Skaisgirren haben sie furchtbar gehaust. Der größte Teil der Einwohner war schon vorher geflohen; diese haben aber jetzt den größten Schaden, denn die Russen haben jedes Haus, das verlassen war, gewaltsam geöffnet und alles zerstört. Die Möbel wurden zerschlagen und in nicht wiederzugebender Weise beschmutzt, feine Wäsche als Toilettepapier benutzt, die Betten und Matratzen zerrissen und verstreut. Es ist ein schauderhafter Anblick.

Jetzt sind sie Gott sei Dank fort, hoffentlich auf Nimmerwiedersehen. Ach, das war eine Freude, als am 11. unsere Soldaten einrückten! Nun wird es auch bald wieder bessere Postverbindung geben."

Die Russenherrschaft in Ostpreußen lastete wie ein Alp auf dem ganzen deutschen Volke. Wenn auch Siegesnachrichten vom westlichen Kriegschauplatz einliefen, man konnte sich ihrer nicht so recht von Herzen freuen; war doch ein beträchtlicher Teil des deutschen Bodens von russischen Horden besetzt. In der amtlichen Meldung vom 24. August hieß es: „Die auf dem östlichen Kriegschauplatz getroffenen Maßnahmen mußten zunächst durchgeführt und in solche Bahnen geleitet werden, daß eine neue Entscheidung gesucht werden kann. Diese steht unmittelbar bevor." Wie lange würde es dauern, bis diese unmittelbar bevorstehende „neue Entscheidung" eintrat? Kaum waren fünf Tage verflossen, da verkündeten auch schon Extrablätter:



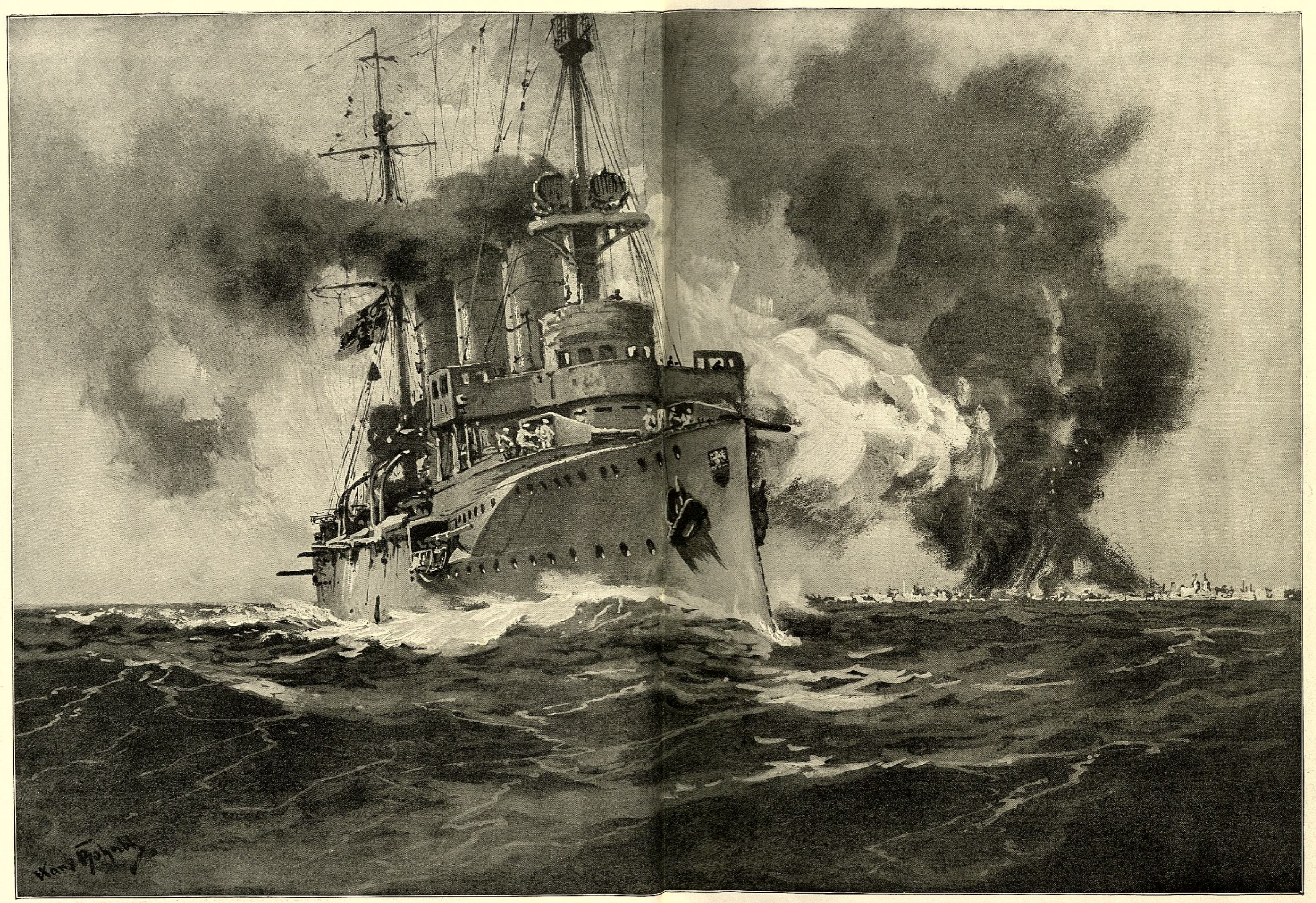
Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

**Ein durch die Russen in Brand gesteckter und vernichteter deutscher Güterzug an der Ostgrenze.**

Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

**Ruinen eines von den Russen in Brand gesteckten ostpreußischen Rittergutes bei Tannenberg.**

Thorn, 29. August. Der vom Generalquartiermeister in seiner Veröffentlichung vom 24. August als bevorstehend angekündigte neue Entscheidungskampf hat begonnen. Als Einleitung erfolgte die Besetzung der Grenzstadt Neidenburg durch starke russische Kräfte. Die Russen plünderten die Stadt gründlich und bombardierten sie dann von den nahen Höhen. Den meisten Bürgern Neidenburgs, das etwa 6000 Einwohner hat, war es gelungen, über Hohenstein nach Allenstein zu fliehen. Das 20. Ar-



**Der deutsche kleine Kreuzer „Emden“ beschießt Madras.**

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans Bohrdt.

meekorps griff energisch in den Kampf gegen den russischen Gegner ein. Die „Allensteiner Zeitung“ konnte mit amtlicher Genehmigung darüber melden: Unser tapferes 20. Armeekorps steht seit 24 Stunden im Feuer mit einem an Kräften weit überlegenen Gegner. Dank der Tapferkeit unserer Truppen und Führer ist es den Russen trotz ihrer gewaltigen Übermacht nicht gelungen, unsere Stellungen zu nehmen. Der Kampf hat sich dann zu einer Riesenschlacht auf der Linie Gilgenburg—Neidenburg—Ortelsburg entwickelt, mit etwa 50 Kilometer Frontlänge. Hierüber teilt Landrat Hagemann in Marienburg der „Marienburger Zeitung“ mit, daß zwei russische Armeekorps aufgerieben worden seien.

Diese verheißungsvolle Nachricht, die sich in den Vormittagsstunden des 29. August verbreitete, war kaum noch in weitere Kreise gedrungen, als schon neue Extrablätter Bestimmteres über die herrliche deutsche Waffentat, die im ganzen Volke großen Jubel hervorrief, meldeten. Die Nachricht lautete:

Amtlich wird bekanntgegeben: Unsere Truppen in Preußen unter Führung des Generalobersten v. Hindenburg haben die vom Narew vorgegangene russische Armee in der Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Gilgenburg und Ortelsburg geschlagen und verfolgen sie jetzt über die Grenze.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Noch größer war die Freude, als tags darauf die folgende Meldung veröffentlicht wurde:

Berlin, 30. August. Bei den großen Kämpfen, in denen die russische Armee in Ostpreußen bei Tannenberg, Hohenstein und Ortelsburg geworfen wurde, sind nach vorläufiger Schätzung über 30 000 Russen mit vielen hohen Offizieren in Gefangenschaft geraten.

Eine Ergänzung dieser Meldung brachte Paul Lindenberg, der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts“, durch folgende Zeilen:

Die Russen wurden durch die deutschen Truppen von drei Seiten gefaßt und in die Sümpfe und Seen Masurens geworfen.

Aber noch war uns eine größere Überraschung zugedacht. Schon am 30. August traf folgende Meldung ein:

Im Osten ist der gemeldete Sieg der Armee des Generalobersten v. Hindenburg von weitaus größerer Bedeutung, als zuerst übersehen werden konnte. Obwohl neue feindliche Kräfte über Neidenburg eingriffen, ist die Niederlage des Feindes eine vollständige geworden. Drei Armeekorps sind vernichtet. 60 000 Gefangene, darunter zwei kommandierende Generale, viele Geschütze und Feldzeichen sind in unsere Hände gefallen. Die noch im nördlichen Ostpreußen stehenden russischen Truppen haben den Rückzug angetreten.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

Aber damit noch nicht genug. Es schien, als ob der Himmel uns für die schwere Russenzeit reichlich entschädigen wollte, denn schon einen Tag später kam folgende Nachricht:

Berlin, 1. September. Amtlich wird gemeldet: Nach weiteren Mitteilungen des Hauptquartiers ist die Zahl der Gefangenen in der Schlacht bei Gilgenburg—Ortelsburg noch größer gewesen, als bisher bekannt. Sie beträgt 70 000 Mann, darunter 300 Offiziere. Das gesamte Artilleriematerial der Russen ist vernichtet.

Eine Armee, die das gesamte Artilleriematerial verloren hat, wie es in vorstehender Meldung heißt, ist überhaupt nicht mehr vorhanden. Die bis zum 1. September bekannt gewordenen Verluste der Russen entsprachen aber noch nicht der vollen Wirklichkeit, und schon schrieb daraufhin die „Kölnische Zeitung“:

Drei Armeekorps sind vernichtet, das heißt 136 000 Mann außer Gefecht, tot, verwundet, zersprengt und gefangen. So hoch man den Heldenmut unserer Offiziere und Soldaten anschlagen muß, gebührt doch das Hauptverdienst an diesem riesigen Erfolg der strategischen Leitung auf deutscher Seite, die unser Vorgehen derart anzulegen und durchzuführen verstanden hat, daß ein solches Ergebnis zustande kam. Die russische Armee, die geschlagen wurde, scheint sich in dem Raume hinter der Narewlinie gesammelt zu haben, die von den Festungen und Übergangssperren Ossowez, Lomtscha, Pultusk und Nowo-Georgiewsk gesichert ist. Als die nördlich davon hinter dem Njemen und dem Raume um Wilna aufmarschierte Armee gegen Gumbinnen sich in Bewegung gesetzt hatte, ging auch die südliche vor und fand die Deutschen westlich von Ortelsburg zur Gegenwehr bereit. Dort erfolgte der entscheidende Schlag.

Eine weitere amtliche Meldung besagte dann:

Im Osten ernten die Truppen des Generalobersten v. Hindenburg weitere Früchte ihres Sieges. Die Zahl der Gefangenen wächst täglich, sie ist bereits auf 90 000 Mann gestiegen. Wie viele Geschütze und sonstige Siegeszeichen noch in den preußischen Sümpfen stecken, läßt sich nicht übersehen. Anscheinend sind nicht zwei, sondern drei russische kommandierende Generale gefangen. Der russische Armeeführer ist nach russischen Nachrichten gefallen.

Der Generalquartiermeister v. Stein.



Photothek, Berlin.

**Erkundungsfahrt nach Rußland auf einer Tenderlokomotive.**

Hat man jemals eine schnellere Wendung des Geschicks erlebt als hier in Ostpreußen?

Wieder war dem deutschen Volke ein Nationalheld entstanden. Er hieß Generaloberst v. Hindenburg. In Hütte und Palast schwärmte man von dem Befreier Ostpreußens, dessen kurzes Lebensbild wir auf Seite 63 bereits gebracht haben.

Generaloberst v. Hindenburg hat die ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst. Militärisch war ihm die schwerste Aufgabe gestellt, da die russischen Truppen nicht nur stark überlegen, sondern auch von zwei Seiten in Ostpreußen eingedrungen waren.

Der Kaiser richtete an ihn auf die Meldung von der Vernichtung der russischen Narewarmee am 1. September folgendes Telegramm:

„Ihr Telegramm von heute hat mir eine unsagbare Freude bereitet. Eine Waffentat haben Sie vollbracht, die

nahezu einzig in der Geschichte dasteht und Ihnen und Ihren Truppen einen für alle Zeiten unvergänglichen Ruhm sichert und, so Gott will, unser teures Vaterland für immer vom Feinde befreien wird. Als Zeichen meiner dankbaren Anerkennung verleihe ich Ihnen den Orden Pour le mérite und ersuche Sie, den braven unvergleichlichen Truppen der Armee für ihre herrlichen Taten meinen kaiserlichen Dank auszusprechen. Ich bin stolz auf meine preußischen Regimenter."

Kaiser Franz Joseph verlieh dem siegreichen Führer des deutschen Ostheeres das Großkreuz des St.-Stephans-Ordens sowie das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration.

Der Verlauf der Schlacht war nach amtlicher Darstellung kurz folgender:

Die Russen rückten in mehreren Kolonnen gegen Allenstein; schwächere deutsche Kräfte wichen frontal vor ihnen zurück und verleiteten die Russen, ihnen in das Seengebiet zu folgen. Hierauf griffen an den Flügeln der deutschen Frontgruppe vorgehende stärkere deutsche Kräfte Flanke und Rücken der Russen an, die unter den ungünstigsten taktischen Verhältnissen, die man sich vorstellen kann, zum Entscheidungskampfe gezwungen wurden. 90 000 Russen wurden gefangen, drei von fünf Korps vernichtet.

Ein bei Tannenberg mitkämpfender Offizier gab eine anziehende Schilderung der Schlacht, aus der wir folgendes entnehmen:

Es war eine furchtbare Schlacht, zwölf Tage lang haben wir gekämpft, täglich den uns an Zahl weit überlegenen Feind energisch angegriffen, ihn geschlagen und geschwächt. Hierbei wurden wir von den Russen teilweise umgangen, und diese Umgehung der Russen haben wir durch gewaltige Nachtmärsche wiederum umgangen, so daß wir am nächsten Tag den Feind im Rücken anfaßten. Dieser floh dann entsetzt. Diese Taktik haben wir neun Tage lang befolgt, dann hatten wir den Feind eingeschlossen. Was wir während dieser Tage ausgestanden haben an Hunger, Durst und Schlaflosigkeit ist ganz unbeschreiblich. Zwölf Tage sind wir nicht aus den Kleidern gekommen. Kriegskavaliere waschen sich nicht — essen auch nicht, sind glücklich, wenn sie hungern und dürsten dürfen. Unsere Truppen haben ganz Unmenschliches geleistet. Diese gewaltige dreitägige Schlacht gegen den an Zahl weit überlegenen Feind haben wir nur gewonnen durch unsere strenge Manneszucht, durch Ausharren in der Feuerstellung, durch fortwährenden bis auf das Äußerste getriebenen Widerstand.

Mit Aufbietung unserer ganzen Willenskraft haben wir Offiziere die Mannschaften zu immer neuem Ringen angefeuert, und so gelang es uns, durch geniale Führung und Zähigkeit der Truppen den Feind zu vernichten. Es war eine gewaltige Schlacht. Sie begann mit dem Kampf der Artillerie. Das war kein Gefunke: ein Brummen und Sausen, ein Krachen und Stöhnen durchheulte die Luft. Die russische Artillerie schießt ganz gut, nur nicht andauernd und gründlich genug. Im Anfang bekamen wir nur Salven und Schnellfeuer, die Granaten pfefferten uns an, zischten um uns herum.

Unsere Artillerie ist im Einschießen ruhig, aber dafür um so gründlicher; es dauerte bei uns länger, bis wir uns richtig eingeschossen hatten, aber dann wurde losgeblüchert! Unsere Geschütze haben verheerend gewirkt und für die Infanterie das Feld frei gemacht. Schon nach einem Tage war die russische Artillerie zum Schweigen gebracht, am zweiten Tage haben wir dann die Wälder in Brand geschossen, in denen sich nach Fliegermeldung die Russen versteckt hielten, und am dritten Tage um acht Uhr morgens kam der große Moment. Die ganze deutsche Artillerie schwieg Punkt acht Uhr morgens, und die Infanterie setzte zum Sturm ein. So etwas muß man erlebt haben. Vor Rührung und Begeisterung sind mir die Tränen die Wangen heruntergelaufen. In Kompanien, mit flatternder Fahne ging die Infanterie im Hurra vor. Das Bajonett aufgepflanzt, hinein in die feindlichen Schützengräben! Heran an den Feind! Unaufhaltsam war unsere Infanterie, sie ist unbesiegbar. Solche Sturmangriffe vollbringt kein anderes Volk — das ist unser Drill, unsere Manneszucht, die Energie der Führer, unser nationales Eigentum.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.
Fregattenkapitän v. Müller, Kommandant der „Emden".

Schon nach einer Stunde ergab sich der Feind — floh nach allen Richtungen und lief dann immer wieder in die Sturmkolonnen unserer Infanterie hinein. Ungefähr 90 000 Gefangene haben wir gemacht. Ich selbst bin vom Schicksal verschont geblieben, bin unverwundet. Was die gefürchteten Kosaken anbetrifft, so ist das eine für moderne Kriegstaktik ziemlich unbrauchbare Bande. Zur großen Aufklärung sind sie gänzlich untauglich. Die Kosaken sind eine Horde Reiter, die nur Städte und Dörfer, die nicht verteidigt werden, anbrennen und sengen können. Sie haben furchtbare Gewalttaten verübt. —

Ist es ein Zufall, daß die Karte wenige Kilometer von dem heiß umstrittenen Gilgenburg entfernt den Namen Tannenberg zeigt, wo einst die Blüte der deutschen Ritterschaft im Kampfe um unsere Ostmark verblutete? Denselben blutgedüngten Boden haben unsere wackeren Ostpreußen jetzt mit restloser Aufopferung ihres Lebens geschirmt gegen das Hereinbrechen der moskowitischen Flut. Rauchende Dörfer und das von der Blut- und Raubgier der Kosaken mißhandelte Landvolk, das aus den zerstörten Wohnstätten und vor den entmenschten Soldaten des Zaren flüchtete, waren beredte Zeugnisse dafür, was unserem Vaterlande bevorstand, wenn der deutsche Widerstand erlahmte, wenn der Deich durchbrochen wurde. Drei Tage lang hat die Schlacht zwischen Gilgenburg und Ortelsburg gewütet.

Wegen der Nähe des geschichtlich berühmten Tannenberg wurde sie in den späteren Berichten und Besprechungen als Schlacht bei Tannenberg bezeichnet, und sie wird unter diesem Namen in der Geschichte fortleben. (Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Kriegsberichte.

## Der deutsche Kreuzer „Emden".

(Hierzu die Kunstbeilage und das Bild Seite 254.)

Als das japanische Ultimatum kam, dachten wir mit begreiflicher Sorge an unser ostasiatisches Kreuzergeschwader, strichen es wohl gar mit einem stillen Seufzer schon von der Flottenliste; denn wenn es, wie wir vermuteten, an der Verteidigung unserer blühenden Niederlassung Kiautschou teilnehmen sollte, mußte es der übermächtigen japanischen Flotte voraussichtlich unterliegen. Aber unsere Marineleitung vermied es klug, die schönen Schiffe in der Weise zu opfern; man sandte sie vielmehr hinaus auf den weiten Ozean, dort dem feindlichen Handel nach bestem Können Abbruch zu tun. „Gneisenau" und „Scharnhorst" haben am 22. September Papeete auf der französischen Insel Tahiti bombardiert. Die „Nürnberg" machte die pazifische Küste von Nordamerika unsicher, die „Leipzig" die von Südamerika (siehe Seite 220). Am unangenehmsten aber gestaltete sich für unsere Feinde die Tätigkeit der „Emden" unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Karl v. Müller. Wahre Husarenstücke zur See sind's, die sie geleistet hat; sogar einem Teil der englischen Presse haben sie schrankenlose Bewunderung abgenötigt.

Nachdem die „Emden" gleich nach ihrer Ausreise aus dem Hafen von Tsingtau die japanische Schiffahrt beunruhigt hatte, verschwand sie zunächst von der Bildfläche, bis die Engländer plötzlich ihre Anwesenheit im Golf von Bengalen verspürten. Der englische Reuterbericht darüber lautet: „Die Offiziere und Mannschaften der von dem deutschen Kreuzer ‚Emden' in der Bai von Bengalen versenkten britischen Schiffe sind am Nachmittag hier angekommen. Sie äußerten sich anerkennend über die ihnen von den deutschen Offizieren erwiesene Höflichkeit. Der Streifzug des Kreuzers ‚Emden' begann am 10. September. An diesem Tag griff er den Dampfer ‚Indus' an, der durch Geschützfeuer zum Sinken gebracht wurde, und nahm seine Besatzung auf die ‚Emden' über. Als der Kreuzer auf die Höhe der Bai kam, fing er alle drahtlosen Nachrichten auf, die die Abfahrten aus dem Hafen meldeten, und kannte infolgedessen die Lage sämtlicher Schiffe in der Bai. Am 11. September sichtete die ‚Emden' den Dampfer ‚Lovat', übernahm seine Besatzung und versenkte ihn. Der Dampfer ‚Kabinga' wurde in der Nacht zum 12. September genommen und zwei Stunden später ebenso der Dampfer ‚Killin'. Während der Nacht wurden drei andere Schiffe gesichtet, jedoch nicht verfolgt. Am Mittag des 12. September nahmen die Deutschen den Dampfer ‚Diplomat', der später versenkt wurde. Dann wurde der italienische Dampfer ‚Laruano' angehalten und untersucht, aber am selben Tag wieder freigelassen. Auf seinem Rückweg nach Kalkutta warnte dieser Dampfer mehrere andere Schiffe, die zurückfuhren und so der Kaperung entgingen. Am 14. September nahm die ‚Emden' den Dampfer ‚Trabboch' und versenkte ihn durch eine Mine. Die Besatzung sämtlicher erbeuteter Schiffe wurde dann an Bord eines Fahrzeuges gebracht, das den Befehl erhielt, nach Kalkutta zu fahren. Der durch diesen gelungenen Streifzug verursachte Schaden wird auf 20 Millionen geschätzt." Am 24. September tauchte die „Emden" vor Madras auf, bombardierte den Hafen und die allerdings nicht gerade bedeutenden Befestigungsanlagen und schoß zwei große Öltanks in Brand. Am 30. verlor die englische Handelsflotte durch sie im Indischen Ozean noch die Dampfer „Tymeric", „King Lud", „Riberia", „Foyle" und ein Kohlenschiff. Dann erschien, wie unter dem 23. Oktober gemeldet wurde, der kühne deutsche Kreuzer in der Arabischen See und machte dort eine gute Beute, die an Tonnengehalt den Wert der von ihm in der Bucht von Bengalen gemachten Beute noch übertrifft. Die Emden versenkte diesmal 5 Schiffe, darunter ein ganz neues der British East India Co., ein großes mit Kautschuk und Zinn beladenes Schiff der Holt Line und ein wertvolles Baggerschiff. Sie beschlagnahmte ferner das mit Kohlen beladene Schiff „Exford", um ihren Kohlenbedarf immer wieder ergänzen zu können, und versenkte auf der Reede von Pinang den russischen Kreuzer „Schemtschug" sowie einen französischen Torpedobootszerstörer.

## Der Kampf des 1. bayrischen Armeekorps bei Rommelfingen und Rieding.

(Hierzu das Bild Seite 256/257 und die Skizze Seite 258.)

Nach dem kühnen Einbruch ins französische Gebiet, bei dem das 1. Armeekorps für sich allein unter glücklichen Gefechten bis über Blamont-Badonviller vorgekommen war, mußte das Armeekorps auf Befehl der höheren Führung hinter die Saar ausweichen, wo zunächst eine entscheidende Verteidigung gegen die französische Übermacht geplant war. Das Armeekorps zog hierbei die französischen Heeresvorhuten nach sich, denen die Massen des großen französischen Vorstoßes nach Lothringen folgten. So kam das Armeekorps am 18. August wieder nach Saarburg, wo es vor zehn Tagen ausgeladen worden war. Schweren Herzens mußte man sich entschließen, die Stadt zunächst aufzugeben, da die von dem Armeekorps einzunehmende Stellung nördlich und östlich der Stadt lag.

Schon am 19. morgens erschienen zwei feindliche



Russische Haubitzen in der Schanze. Phot. Stern & Schiele.

Kavalleriedivisionen bei Saarburg; sie zeigten sich in massierten Formationen vollkommen ungedeckt im Gelände. Einige Schüsse unserer schweren Artillerie, die mitten in ihre Reihen gingen, brachten sie sofort zum Auseinanderstieben. Die Infanterie der Franzosen schob sich am Nachmittag des 19. und in der Nacht zum 20. allmählich heran; Saarburg und die Waldungen westlich Saaraltdorf füllten sich mehr und mehr mit starker feindlicher Infanterie. Wie sich später herausstellte, befanden wir uns dem ganzen 8. und einem Teil des 13. französischen Armeekorps gegenüber.

Der Befehl für das 1. Armeekorps hatte gelautet, seine Stellung zwischen Rommelfingen und Rieding entscheidend zu verteidigen. Da traf in der Nacht vom 19. zum 20. der freudigst begrüßte neue Befehl ein, der den allgemeinen Angriff auf der ganzen Front für den 20. elf Uhr vormittags anordnete.

Schwierig mußte ja dieser Angriff sein — über das freie Gelände vor der eigenen Stellung mußte man nun selbst vorstürmen. Aber der Feind war endlich einmal in Massen und in greifbarer Nähe vor dem 1. Armeekorps; hier gab es daher bei jedem Angehörigen des Armeekorps nur den einen Gedanken: „Drauf, koste es, was es wolle."

Seit dem Morgengrauen des 20. bekämpften sich die beiderseitigen Artillerien mit großer Heftigkeit. Dumpf dröhnten unsere und die feindlichen schweren Geschütze auf der eigenen Front und bei den Nachbarkorps; zahlreiche helle Sprengwölkchen und dunkelbraune Rauchentwicklungen zeigten im einzelnen, wohin sich die Wirkung der Artillerie richtete.

Die Infanterie, die in den Schützengräben unter dem heftigsten Feuer der französischen Batterien lag, und die rückwärtigen Teile der Infanterie, die, gewandt im Gelände sich deckend, die Umformung aus der Verteidigung zum entscheidenden Angriff vollzogen, erwarteten mit Sehnen die Stunde des Angriffs.

Das Armeekorps hatte sich inzwischen zum Angriff gruppiert, ohne daß der Feind es bemerkte. Es sollten vorgehen:




**Das 1. bayrische Armeekorps in der Schlacht bei Rommelfingen und Rieding.** Nach einer Skizze von K. Bogler gezeichnet von Professor Anton Hoffmann.

Das 1. bayrische Armeekorps hatte den Befehl, seine Stellung zwischen Rommelfingen und Rieding entscheidend zu verteidigen. In der Nacht vom 19. zum 20. August traf der Befehl ein, am kommenden Tage zum allgemeinen Angriff auf der ganzen Linie überzugehen. Das Bild zeigt das Scheitern des französischen Angriffs und das Vorgehen unserer Truppen gegen die Höhen dicht westlich Saaraltdorf. Das in der Talmulde gelegene Dorf brennt bereits mehrfach. Das französische 8. und 13. Armeekorps wurden an diesem Tage geworfen.

Rechts 2. Infanteriedivision: 4. Infanteriebrigade von Oberstinzel (15. Infanterieregiment) auf Zittersdorf und Saaraltdorf (12. Infanterieregiment) auf Hof. 3. Infanteriebrigade zunächst Korpsreserve nördlich Hilbesheim.

Links 1. Infanteriedivision: 2. Infanteriebrigade, rechts 16., links 2. Infanterieregiment vom Tinkelsberg gegen Hof—Saarburg, 1. Infanteriebrigade beiderseits Rieding vorbei gegen Saarburg und Höhen dicht östlich davon.

Die Artillerie blieb zunächst in ihren Stellungen: die 2. Feldartilleriebrigade auf den Höhen nordöstlich Oberstinzel—Saaraltdorf, die 1. Feldartilleriebrigade auf dem Tinkelsberg und nördlich Rieding; dahinter die schweren Batterien: II./1. Fußartillerieregiment (schwere Feldhaubitzen) und II./3. Fußartillerieregiment (Mörser) südlich Hilbesheim, III. Fußartillerieregiment Nr. 18 (Mörser) südlich Rauweiler.

Die Pioniere befanden sich teils bei der Infanterie, teils bei der Artillerie; die Kavallerie stand bei der Artillerie. Der Ballon der Feldluftschifferabteilung war bei Kirchberg hochgegangen. Seinen guten Beobachtungen war zum großen Teil das sichere Schießen der schweren Artillerie zu verdanken. Das Generalkommando stand am Kastelwalder Hof.

Es ist elf Uhr vormittags geworden — wie auf einen Schlag beginnen die vorderen Linien vorzubrechen, und sofort entbrennt die Schlacht zur höchsten Heftigkeit. Auch



beim linken Nachbarkorps, den Badenern, geht nun ein Höllengefechtslärm los, und man sieht weithin an den Sprengwolken der Artillerie, wie die Linien verlaufen. Die französische Infanterie, die nördlich Saarburg und in den Waldungen westlich Saaraltdorf—Finstingen sich mit Massen bereitgestellt hat und zum Teil im Abkochen begriffen ist, wird durch den Angriff völlig überrascht. Die eigene Feldartillerie, die den Infanterieangriff durch Beschießen der Waldränder usw. vorbereitet, hatte, wie später festgestellt wurde, gegen die französische Infanterie, die sich in den Waldungen eng zusammengeschart hatte, furchtbare Wirkung. Die schwere Artillerie des Feldheeres wirkt verheerend gegen jede erkennbare feindliche Batterie; sie wird auch gegen massierte Infanterie eingesetzt, wo wenig Schüsse genügen, ganze Kompanien niederzulegen. Die neue Waffe des Feldheeres — die schwere Artillerie — hat sich glänzend eingeführt. Immerhin aber ist die Gegenwirkung des feindlichen Infanterie- und Maschinengewehrfeuers eine derartige, daß der eigene Angriff nur langsam vordringt. Gegen fünf Uhr abends sind Dolvingen, die Waldungen westlich Saaraltdorf sowie der Südrand von Saarburg genommen; der Feind ist überall im Zurückweichen. Abends hat die 2. Infanteriedivision, der auch die 3. Infanteriebrigade wieder zur Verfügung gestellt wurde, die Gegend von Lang—Zittersdorf, die 1. Infanteriedivision die Höhen bei Hof (2. Infanteriebrigade), Saarburg und die Höhe des Rebenberges (1. Infanteriebrigade) in Händen. In Saarburg selbst kämpft das Infanterie-Leibregiment noch gegen zurückgebliebene Teile des Feindes, die den eindringenden Sieger aus Häusern, Türmen usw. mit Maschinengewehren befeuern. Mit Einbruch der Dunkelheit versucht der Feind noch einen Gegenstoß gegen den linken Flügel der 1. Infanteriedivision zwischen Saarburg und Bühl; der Angriff wird von der 1. Infanteriebrigade glänzend abgewiesen. Die 1. Infanteriedivision hält sich nachts bei Hof, in Saarburg und am Rebenberg; die 2. Infanteriedivision gelangt auf der Verfolgung nachts zwei Uhr noch bis Gondrexange. Im großen und ganzen aber läßt der Gefechtslärm während der Nacht nach.

Am Abend des Schlachttages hat man das Gefühl, den Feind geworfen zu haben. Die Größe des Erfolges wird jedoch erst in den nächsten Tagen klar, als man die Verluste des Feindes, die zahlreichen Gefangenen und die Zahl der genommenen Geschütze — 31 — überblickt. Die Geschütze wurden beinahe sämtlich durch die bayrische Artillerie zerstört, die Bedienungen fielen im Kampf oder liefen davon. Das 8. und das 13. französische Armeekorps sind durch die Schlacht bei Saarburg und durch die sich anschließenden Verfolgungsgefechte bis zur Meurthe schwer geschädigt und in ihrem Halte erschüttert. Es ist dies durch zahlreiche Tagebuchnotizen von französischen Verwundeten und Toten übereinstimmend festgestellt.

Dem großen Erfolge, der erreicht wurde, entsprechen die Verluste des Armeekorps in den Tagen vor und nach Saarburg. Verluste bis zu 25 und sogar 50 Prozent ertrugen die Truppen ohne Wanken. Dieser opfermutigen Tapferkeit der Truppe ist in erster Linie der Sieg zu verdanken, dessen Tragweite als durchschlagender Anfangserfolg gar nicht voll genug gewürdigt werden kann.

Das Verhalten der Truppe war über alles Lob erhaben; wie auf dem Exerzierplatz vollzogen sich die Vorwärtsbewegungen und das Feuern. Kein Mann blieb zurück. Alles ging vorwärts, vorwärts. Wahre, echte



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Deutsche Matrosen auf dem Durchmarsch durch Brüssel.

Tapferkeit durchglühte die Truppen. Heldenhaft benahmen sich die Verwundeten; man hörte kein Stöhnen, kein Wimmern; ohne Klage, aufrecht und selbstbewußt, gingen die marschfähigen Verwundeten zum Verbandplatz, ruhig erwarteten die nicht marschfähigen die Abholung durch die Sanitätsmannschaften.

Wer diese Truppen sah am Morgen und Abend des ersten großen Schlachttages, dem mußte es warm ums Herz werden, der mußte stolz und dankerfüllt sich sagen: „Hier haben echte Soldaten, hier haben ganze Männer für Kaiser und König, für das Vaterland, für ihre Ehre gekämpft."

## Die Teilnahme unserer Marine am Landkriege.

(Hierzu die Bilder Seite 258 und 259.)

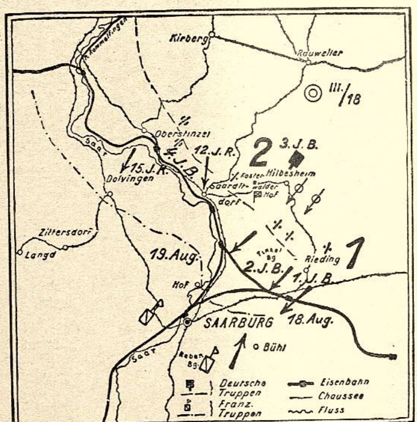
Die am Landkrieg in Belgien mit Auszeichnung beteiligte Marinedivision setzt sich in erster Linie zusammen aus den über den Bedarf starken Kriegsformationen der Matrosenartillerie und der Seebataillone. Letztere bilden innerhalb der Marinedivision gewissermaßen die Infanterie, die Matrosenartilleristen, die sonst die Befestigungen der Kriegshäfen besetzen, die schwere Artillerie, während zugeteilte Matrosen mit Feldgeschützen und Maschinengewehren die Feldartillerie darstellen.

Mit welcher Freude diese Mannschaften in den Kampf gezogen sind, läßt sich bei dem Tatendrang, der unsere Marine beseelt, sowie dem Wunsche, am siegreichen Vordringen der Armee teilzunehmen, leicht vorstellen. Und wie hat sich die Marinedivision geschlagen! Berichteten schon Armeeoffiziere aus Brüssel über den vorzüglichen Eindruck, den die dort durchziehenden Marinemannschaften gemacht hätten, so herrscht jetzt, nach ihrer Teilnahme am Kampfe um Antwerpen, allgemein nur eine Stimme des Lobes über ihre hervorragenden Leistungen! Schwere Blutopfer haben sie dort gebracht. Diese waren aber nicht umsonst. Eine besondere Freude wird ihnen der Umstand bereitet haben, daß sie gerade gegen gleichartige Teile der englischen Marine kämpfen und dieselben schlagen konnten! Auch in den weiteren, an die Kanalküste fortgetragenen Gefechten haben unsere „Mariner" gezeigt, was sie gelernt haben, und daß sie zu Lande ebenso mutig vorzugehen verstehen wie die Flottenmannschaften.

Die Rolle unserer Matrosenartilleristen in den Kämpfen um die Küstenplätze ist von besonderer Bedeutung gegenüber den feindlichen Schiffen, die von der See her auf unsere Truppen feuern, um deren Vormarsch aufzuhalten; denn gerade im Beschießen von Schiffen ist die Matrosenartillerie besonders geübt. Es gelang ihnen bald, die feindlichen Fahrzeuge durch mehrere Volltreffer zurückzuschlagen; dabei wurde eines der Schiffe kampfunfähig gemacht. Ein um so bemerkenswerterer Erfolg, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, die erforderlichen schweren, weittragenden Geschütze heran und in Stellung zu bringen. — Die Seesoldaten dürften etwaigen Landungsversuchen des Feindes an der belgischen Küste im Rücken unserer Feldarmee ein klägliches Ende bereiten, während die Matrosen in den besetzten Häfen wertvolle Dienste bei der Bemannung genommener Seefahrzeuge zu leisten berufen sind. Es steht zu hoffen, daß unsere Blaujacken dem Feinde auch zu Lande noch weiterhin manchen Streich spielen werden.

## Aus der Nordmark des Reiches.

In der Nordmark des Reiches, in Schleswig-Holstein, gibt es noch immer etwa 141 000 Einwohner, deren Muttersprache das Dänische ist. Das heißt nicht die dänische Sprache, die im Königreich Dänemark, auf den Inseln, gesprochen wird, sondern das sogenannte Plattdänisch, ein eigenartiges Patois, mit vielen Anklängen an die plattdeutsche, deutsche und englische Sprache. Bei den Reichstagswahlen werden auch noch immer etwa 14 000 dänische Stimmen abgegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Leute, die so stimmen, im Herzen dänisch gesinnt sind; als aber am 1. August 1914 in der sechsten Abendstunde von allen Kirchen die Glocken ertönten und der gespannt aufhorchenden Bevölkerung die Kunde von der Mobilmachung brachten, da war es fast, als ob die nationalen Gegensätze vollständig verschwunden wären. Überall in der




Die Stellungen der deutschen und französischen Truppen in der Schlacht bei Saarburg. (Zum Artikel Seite 255.)



Nordmark brach eine Begeisterung sich Bahn, wie man sie bei den kühl und nüchtern denkenden Schleswig-Holsteinern kaum je erlebt hatte. Wie ein elektrischer Funke ging es durch das ganze Volk, überall der jubelnde Wille, den Krieg, den man uns in so frevelhafter Weise aufgezwungen, mit allen Kräften durchzuführen. Auch die dänisch Gesinnten machten in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl kein Hehl aus ihrer Entrüstung über das russische Ränkespiel. In der ewig denkwürdigen Reichstagsitzung vom 4. August stimmte auch der Vertreter des ersten schleswig-holsteinischen Wahlkreises, der dänische Abgeordnete Hansen, für alle Vorlagen der Regierung.

Die Mobilmachung, die am 2. August begann, zeigte aufs deutlichste, daß die Hoffnung unserer Gegner, die dänisch gesinnten Nordschleswiger würden sich nicht stellen, elend zuschanden wurde. Es war in jenen Tagen fast, als ob es keine Dänen mehr gäbe in der Nordmark.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Ein warmes Frühstück auf Feldwacht vor Antwerpen. Offiziere und Mannschaften vom Seebataillon und der Marinedivision.

Ebenso freudig wie die Deutschen strömte auch die dänischsprechende nordschleswigsche Landbevölkerung zu den Fahnen. Unter den Klängen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles!" marschierten die jungen Leute durch die Straßen, um sich in den Kasernen zu stellen. Überraschend groß war die Zahl der Freiwilligen; nicht nur bei dem Heere, nein, auch bei der Marine in Kiel mußten viele Tausende der sich freiwillig Meldenden wieder zurückgeschickt werden, weil der Bedarf längst gedeckt war.

Wie die Nordschleswiger wirklich gesinnt waren, zeigt die folgende kleine, buchstäblich wahre Geschichte. Ein junger Mann kommt zum Arzt, um sich auf seine Militärtüchtigkeit untersuchen zu lassen. Der Arzt erklärt nach eingehender Untersuchung: „Ja, es wird nicht schwer fallen, Sie frei zu kriegen. Die Brust ist etwas schmal, die Augen sind nicht besonders gut; ich kann Ihnen also mit gutem Gewissen eine Bescheinigung ausstellen, daß Sie untauglich sind." — „Ums Himmels willen nicht!" ruft der Jüngling verzweifelt; „ich wollte doch so gerne mit!" — „Na," erwiderte der Arzt, „so groß sind die Fehler nicht, daß man nicht ein Auge zudrücken könnte." Und er überreicht dem Freudestrahlenden ein Attest, daß er tauglich sei. Der eilt damit in die Kaserne und hat auch das Glück, sofort genommen zu werden. Der Vater drückt ihm schweigend die Hand, er hat es nicht anders erwartet; in den Augen der Mutter glänzt zwar eine Träne, doch blickt auch sie voll Stolz auf ihren Jungen. Nur die alte Großmutter, deren Mann noch 1864 auf Seite der Dänen mitgekämpft hat, ist außer sich. Aufgeregt läuft sie von einer Nachbarin zur anderen und klagt: „Nu denken Se bloß de verdreihte Jung! He kunn frie komen und will doch mit!"

Natürlich gibt es unter den 141 000 dänisch gesinnten Nordschleswigern auch immer noch eine Schar unbelehrbarer Fanatiker, die von ihrem Haß nicht lassen können. Aber das sind ganz vereinzelte Ausnahmen, die gar nicht mitzählen, die auch bei ihren Stammesgenossen keinen Anklang finden. Bei Beginn der Mobilmachung hatte die Militärverwaltung im Interesse der Landesverteidigung sich zu Maßnahmen gegen verschiedene der anerkannten Führer der Dänenpartei genötigt gesehen. Eine Anzahl von Leuten wurde in Schutzhaft genommen, dänische Zeitungen, wie die „Flensborg Avis", mußten ihr Erscheinen einstellen. Angesichts der vortrefflichen Haltung der Gesamtbevölkerung wurden diese Maßnahmen jedoch bald wieder rückgängig gemacht, und jetzt können auch die im Felde stehenden dänischsprechenden nordschleswigschen Soldaten die Kunde von den deutschen Siegen in ihrer Muttersprache lesen. Jedenfalls hat der Verlauf der Mobilmachung in der Nordmark nicht nur unseren Militärbehörden, sondern auch der Bevölkerung das denkbar günstigste Zeugnis ausgestellt.

Wenn die Schleswig-Holsteiner auch kampfesmutig ins Feld gezogen sind, so haben sie doch weder gegen die Russen noch gegen die Franzosen Haß gehegt. Nur eine Stimme der Entrüstung herrscht dagegen über das Verhalten Englands. Schleswig-Holstein hat mehr als

andere deutsche Länder enge Beziehungen zu England gehabt. Es hat stets einen regen Handel mit ihm getrieben, viele schleswig-holsteinische Kaufleute und Kapitäne haben englische Frauen, man hat bisher fast nur englische Kohle in der Nordmark gebrannt. Aber jetzt herrscht ein Zorn gegen das perfide Albion, der kaum überboten werden kann.

## Beim Vormarsch über Montfaucon.

(Hierzu die Bilder Seite 260 und 261.)

Von einem Marsche unserer Truppen im Maastal und seitlich nach Montfaucon, nordwestlich von Verdun, gibt ein uns zur Verfügung gestellter Feldpostbrief eines Teilnehmers, der mittlerweile leider auch gefallen ist, ein anschauliches Bild. Wir entnehmen ihm das Folgende:

Meine Lieben! Längst wollte ich Euch wieder einmal einige Zeilen senden. Weiß ich doch, daß Mütterchen in steter Sorge um mich bangt, und sie vor allem soll wissen, daß ihr Ältester gesund und munter ist. In den letzten Tagen etwas davon gehört haben, wie es seiner um vieles stärkeren Nachbarfestung Longwy ergangen war; daß dort unsere braven Fußartilleristen diesen Platz unter einen Granatenhagel setzten, dem nichts zu widerstehen vermochte. So entschloß er sich, Montmédy preiszugeben. Zur Ehre des Kommandanten sei gesagt, daß die Württemberger übereinstimmend bestätigten, wenige Granaten hätten genügt, die ganze Herrlichkeit dieser Festung über den Haufen zu schießen.

Unterhalb Dun verließen wir das Maastal. Wir schwenkten rechts ab und marschierten auf Montfaucon zu. Schon gegen Abend, es war etwa sechs Uhr, hörte man von fernher gewaltigen Kanonendonner. Auf schweißtriefenden Rossen kamen einige Adjutanten nacheinander dahergesprengt, die offenbar Befehle nach hinten zu bringen hatten. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Weisung, die eine Straßenseite freizuhalten, und schon stürmten einige Feldbatterien an uns vorüber, daß der Staub in dichten Wolken aufflog und die Erde unter unseren Füßen erzitterte. Es schien da vorn recht heiß herzugehen, und wir



Vom westlichen Kriegschauplatz: General v. Goßler während der Schlacht bei Montfaucon.

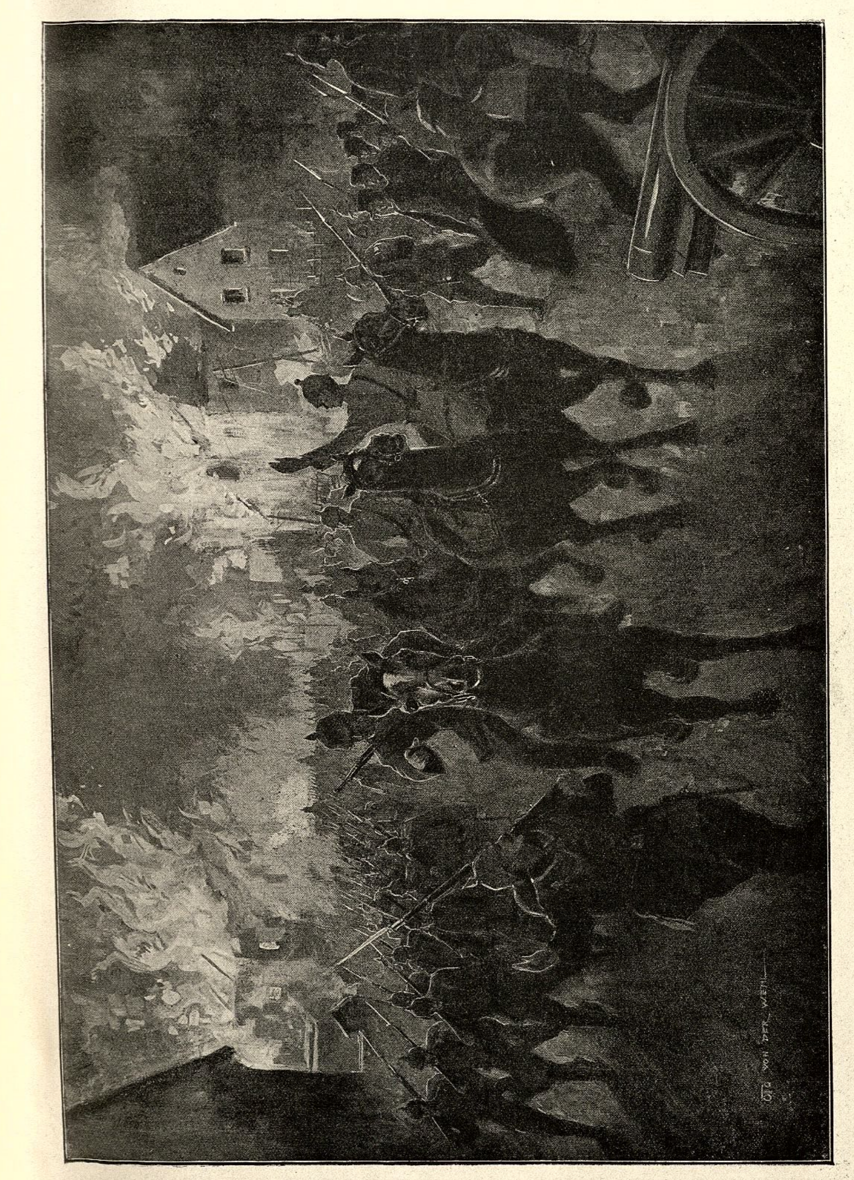
fand ich aber keine Zeit dazu, denn wir marschieren und marschieren mit Siebenmeilenstiefeln hinter dem geschlagenen Feinde her. Zuerst das wunderschöne Maastal entlang, in dem zu beiden Seiten des still dahinfließenden Flusses immer wieder malerische Dörfer und Städtchen auftauchten. Schöne Bilder, eins ums andere; so recht Plätzchen, wie sie sonst der ruhebedürftige Sommerfrischler sucht. Dazwischen auch einmal eine romantische Burg oder eine altertümliche Zitadelle, was alles der Landschaft eine reizvolle Abwechslung gibt. Aber alle diese Ortschaften sind menschenleer und verlassen. Überall vor und hinter den Dörfern und entlang der Durchmarschstraße die Spuren, daß unsere Regimenter kurz gerastet und abgekocht haben.

Etwa 10 Kilometer südlich von Stenay trafen wir auf Truppen, die die Festung Montmédy belagerten und sie nehmen sollten. Einige wackere Schwaben, mit denen wir in Berührung kamen, wußten manches Interessante zu erzählen, denn ihre Aufgabe war rasch erfüllt. Montmédy soll nämlich eine Festung mit etwas veralteten Schanzen sein, zu deren Widerstandsfähigkeit ihr Kommandant allem Anschein nach wenig Vertrauen hatte. Er mochte wohl auch schon machten uns darauf gefaßt, ebenfalls teilzunehmen. Im Eilschritt ging es weiter. Der Kommandeur mit seinem Stabe hatte sich an die Spitze des Regiments begeben.

Nach einigen Kilometern — es war mittlerweile schon etwas dämmerig geworden — sahen wir, daß der Himmel geradeaus immer mehr sich rötete. Der Donner der Kanonen nahm zu, aber kurz vor Einbruch der Dunkelheit verstummte er fast plötzlich. Sollte man unserer, die wir alle darauf brannten, an den Feind heranzukommen, für heute nicht mehr bedürfen?

Die Nacht deckte allmählich ihre dunklen Schatten über die Erde, dafür aber leuchteten uns einige riesige Brandfackeln, offenbar in Montfaucon, das unser nächstes Marschziel sein sollte.

Endlich erreichten wir die ersten Häuser, die in der Tat lichterloh brannten. Ich werde den schauerlich-schönen Anblick mein Leben lang nicht vergessen, wie wir durch die prasselnden Feuersäulen in einer zum Ersticken durchqualmten Luft hindurchmarschierten. Nur vorwärts, um aus dieser Hölle so bald wie möglich wieder herauszukommen! Selbst ein großer Gefangenentransport, der uns mitten im



Durchzug deutscher Truppen durch Montfaucon.
Nach dem Bericht eines Teilnehmers gezeichnet von Otto von der Wehl.